
AUS FEUER UND WASSER GERETTET
BEIM GROSSEN BRANDE DER
BAYERISCHEN STAATSBIBLIOTHEK
IM MÄRZ DES KRIEGSJAHRES 1943
F. STAEGER

Die vier Großmeister

der

Aufklärungs-Theologie

(Herder, Paulus, Schleiermacher, Strauß)

in ihrem Schreiben und Treiben verständlich und nach Möglichkeit
erheiternd dargestellt

von

Sebastian Brunner.

Ihr sprecht von einem Bunde für's Evangelium,
Und bleibt wie stumme Hunde vor Gottesleugnern stumm,
Den Feinden Christi reicht Ihr auch noch die Freundeshand,
Und nur der alten Kirche droht Ihr mit Feuer und Brand!

Paderborn und Münster.
Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.
1888.

Die vier Großmeister

der

Aufklärungs-Theologie

(Herder, Paulus, Schleiermacher, Strauß)

in ihrem Schreiben und Treiben verständlich und nach Möglichkeit erheiternd dargestellt

von

Sebastian Brunner.

Ihr sprecht von einem Bunde für's Evangelium,
Und bleibt wie stumme Hunde vor Gottesleugnern stumm,
Den Feinden Christi reicht Ihr auch noch die Freundeshand
Und nur der alten Kirche droht Ihr mit Feuer und Brand!

Paderborn und Münster.
Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.
1888.

Vorwort.

I. Eine geträumte Zukunftskirche.

Der seiner Zeit viel genannte Diplomat Josias Bunsen wurde 1841 beauftragt, in London bezugs der Stiftung eines preußisch-englischen Episkopats in Jerusalem zu unterhandeln. Als er hierbei „in Verdacht“ kam, er wolle auch in Preußen das Episkopalsystem einführen, gab er zur Abwehr eine Denkschrift heraus unter dem Titel: „Die Verfassung der Kirche der Zukunft“, in welcher er sich entschieden gegen eine derartige Einführung in Deutschland erklärte und besonders hervorhob:

Daß die Kirche der Zukunft nicht alte Formen, nicht fremde Weisen, nicht ausgelebte Titel brauche, aber ebensowenig todtes und kraftloses Schulgeschwätz, sondern sittliche Kraft und Thätigkeit, volksthümliches Leben aus dem eigensten Herzen, ursprüngliches, ewig junges und neu belebendes. —

Wie nun Bunsen mit dem Episkopat in Jerusalem, mit seiner Mission in Rom, mit seiner hoffnungsvollen Einsperrungsdiplomatie, den Kölner Erzbischof betreffend, total verunglückt ist, so hat er auch mit seiner Zukunftskirche ein glänzendes Fiasko gemacht. Die Aufgedunsenheit und Verworrenheit seiner Sprache scheint auch schon das Mißlingen seiner Pläne vorausgesagt zu haben.

Es werden nun in vorliegender Schrift vier der gerühmtesten Theologen wie vier Meilenzeiger auf dem Wege zur „Kirche der Zukunft“ hingestellt, und es soll nachgewiesen werden, wie statt des schmeichelhaften Bunsen-Traumes, statt der Zukunftskirche der nackte Atheismus aufgetaucht ist.

Zuerst begegnen wir Herder, der es in Weimar weder mit dem Hofe, noch mit den sehr leibhaftigen Geistesheroen

verderben wollte, und der gegenüber den musenhöflichen Ansichten und den dort üblichen praktischen Experimenten sich nur durch Schweigen und Dulden bemerkbar gemacht hat.

Die destruktive Macht, welche der eben so talentlose als boshafte Paulus von Heidelberg aus über einen großen Theil von Deutschland, ja sogar bis Holland hinüber, ausgeübt, ist bisher viel zu wenig berücksichtigt worden. In neuester Zeit hat der gemachte Ruhm dieses weit überschätzten Hochschulmeisters eine starke Einbuße auch bei Protestanten erlitten. Kahnis[1]) sagt über ihn:

„Einen scharfen Widerspruch gegen den exegetischen Standpunkt Paulus' erhob der ihm an Gründlichkeit und Geistestiefe überlegene kath. Exeget Hug. Noch zermalmender aber war der Schlag, den Strauß in seinem Leben Jesu gegen ihn geführt. Der Mann (Paulus) rastlosen Strebens nach Aufklärung (!!) stand als ein von der fortschreitenden Geistesbildung längst Ueberschrittener da."

Somit ist Paulus von Katholiken, aber auch von Protestanten der extremen, negativen Richtung zugleich verurtheilt worden.

In Preußen gab man sich Anfangs des 19. Jahrhunderts der Hoffnung hin, Schleiermacher sei der Mann, durch welchen der am Ende seines Lebens von Friedrich II. hervorgepreßte Schmerzensruf: „Schafft mir wieder Religion in's Land" befriedigt werden könnte.

Leider hat Schleiermacher, statt Religion in's Land zu schaffen, den noch vorfindlichen Rest dieses in der schweren Noth wieder gesuchten Artikels aus dem Lande hinausgeschafft. Diese Enttäuschung soll hier sammt dem hochgradig beschädigten Charakter dieses modernen Apostels dokumentarisch vorgelegt werden.

In Zürich waren die Machthaber Anfangs der dreißiger Jahre, der Laterne des Geheimbundes folgend, schon so weit vorgeschritten, daß sie den Christusleugner und Atheisten Strauß auf den Lehrstuhl der Dogmatik berufen wollten. Dies Projekt der Loge scheiterte an der Reaktion des noch gläubigen Volkes, nur mußte von diesem Volke dem Berufenen sein Gehalt in goldenen Franken lebenslänglich ausgezahlt werden.

---

[1]) Real-Encyklopädie für protest. Theologen. Von Herzog. II. Bd. 1883. S. 393.

II. Unsere Stellung gegenüber den positiv-gläubigen Christen unter den Akatholiken.

Wir wollen dieselben weder beleidigen, noch soll ihnen diese Schrift zuwider sein. Wir werden in aller Ruhe den historischen Beweis liefern, wohin der Abfall von der Kirche consequenter Weise in seinem unaufhaltbaren Fortschreiten führen mußte. Nachdem das Fortwirken des heiligen Geistes in der Kirche verleugnet war, mußte die Verleugnung des Gott- und Menschensohnes als Erlöser — und Gottvaters als Schöpfer der Welt nachfolgen.

Nach der Verleugnung des überweltlichen Gottes folgt die Menschenvergötterung. In diesem Sinne hat Strauß zwei welthistorisch bekannte, aber auch berüchtigte Erscheinungen, den Hutten und den Voltaire, als zwei Heilige der neuen Humanitätskirche zu verklären gesucht, was ihm aber ebenso mißlungen ist, als der frühere Versuch, den Welterlöser seiner göttlichen Würde zu entkleiden und die Evangelien mit einem Mythenschleier wie mit einem Sargtuche zu bedecken.

Es konnte uns bei den Abhandlungen über Hutten und Voltaire nicht um das Vorlegen von Biographien dieser Beiden zu thun sein, unsere Aufgabe war nur: den Beweis herzustellen, daß Strauß in seinen Schriften über diese Biedermänner keineswegs eine historische Arbeit, sondern nur einen Tendenz-Roman geliefert hat.

Jene Herren, die sich in neuester Zeit unter dem Schlagwort: „Evangelischer Bund" zusammengethan haben, möchten sich einer sehr lobenswerthen Aufgabe unterziehen, wenn sie die Worte Christi und der Apostel in ihrem Herzen als Fruchtkeime aufnehmen und durch ein gottseliges Leben ihre Mitmenschen erbauen würden. Wenn aber diese Herren nur durch Schmähen und Verleumden der alten Mutterkirche ihren Glaubensmuth und ihre Pflichttreue (wie durch einen sehr lärmenden und disharmonischen Cult, man könnte schon sagen, durch eine perennirende Katzenmusik) bethätigen wollen, so können wir ihnen den sehr gewichtigen Ausspruch eines gelehrten und ehrenhaften Protestanten entgegenhalten und wünschen nur, daß diese Herren darüber ernsthaft nachdenken möchten. Kahnis sagt:[1])

[1]) Berliner „Germania" Nr. 143. Jahrg. 1887.

„Nachdem die Kämpfer im Westfälischen Frieden miteinander sich vertragen haben, ist es nicht bloß unnatürlich, sondern auch Unrecht, im Frieden die Sprache des Kampfes zu führen. Unser gemeinsames Vaterhaus, unser gemeinsames Jugendland ist die alte katholische Kirche. Wir theilen mit der römischen Kirche das apostolische, das nicäno-constantinopolitanische, das athanasianische Symbol, das ist eine gewaltige Summe von Wahrheiten. Und was diese wiegt, das ist durch die Entwicklungsgeschichte, welche unsere Kirche durchschritten hat, recht fühlbar gemacht worden, darum sollten wir den Consensus höher anschlagen und tiefer durchfühlen lernen, als es bisher geschehen ist, darnach sollten wir die grünprotestantische Polemik . . endlich einmal aufgeben und aufhören, mit Freuden zu begrüßen, was auf Roms Untergang hinarbeitet. In einer Zeit wie die unsrige fällt ein Stück Christenthum, wenn irgend ein römisches Institut fällt. Sieht man denn nicht, daß die Niederlagen welche die römische Kirche von einer tyrannischen Büreaukratie erleiden muß, nothwendig eine Niederlage unserer Kirche zu Folge haben wird?“ —

Dieser Ausspruch eines edlen, ehrenhaften und die Zeitlage verstehenden Protestanten könnte für die neuauftauchenden Hetzer gegen die katholische Kirche sehr beschämend sein, wenn ihnen durch die Feuersbrunst ihres Fanatismus nicht schon alles Verständniß abhanden gekommen (oder wie es in der Volkssprache heißt: wenn ihnen das Hirn nicht verbrannt) wäre!

Wie wenig der Autor den ihm so oft gemachten, aber geradewegs unerweisbaren und daher auch nie bewiesenen Vorwurf des Fanatismus verdient, das kann er auch aus dem persönlichen Verkehr mit edlen und gelehrten Protestanten nachweisen, die er hoch achten gelernt hat, und durch deren freundschaftliche Gesinnung ihm gegenüber auch er sich geehrt fühlen konnte.

Es sollen beispielsweise nur einige erwähnt werden. Der Autor hat den Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart wiederholt besucht und er kann diesem Manne seine Ehrenhaftigkeit, Liebenswürdigkeit und seine edle Gesinnung noch in's Grab nachrühmen. Menzel hat meine Schriften in seinem Literaturblatt immer sehr günstig beurtheilt. Auch Leo, den berühmten Historiker in Halle, habe ich wiederholt gesprochen. Beim letzten Besuche gab ich seiner Magd zum Behufe der Anmeldung meine Karte mit dem Bemerken: „Sagen Sie dem Herrn Professor,

es ist ein alter Freund, der nicht kommt, ihn anzupumpen." Lachend und mit offenen Armen kam mir Leo aus seiner Studirstube entgegen, versicherte mich seiner aufrichtigen Freude über meinen Besuch; wir haben wieder in Scherz und Ernst eine Stunde zugebracht und ich kann des edlen, vortrefflichen Mannes nur in Rührung und Dankbarkeit eingedenk sein. In ähnlicher Weise verkehrte ich mit dem alten Naturhistoriker Gotthilf Schubert (dem Verfasser des Buches von der Seele) und mit andern gelehrten Protestanten bis in die neueste Zeit, deren Namen ich jetzt nicht nennen will, weil dieselben vom Nihilistenbund (der sich hinter einem religiösen Titel maskirt) gerade deshalb Schmähung oder mindestens Verdächtigung zu erleiden hätten.

Dr. Wilkens, der mehrere Jahre in Wien Pfarrer der Reformirten-Gemeinde gewesen, hat bei seiner Abschiedspredigt in Wien 1879 die denkwürdigen Worte gesprochen:[1])

„Man hat sich zuweilen, wenn man mich besuchte, über die Menge meiner Bücher gewundert. Das war kein Luxus und keine kindische Sammellust, sondern diese Bücher habe ich mit Eurem Willen gesammelt und für Euch mitgelesen im Gedanken: das kannst Du einmal brauchen. Soll ich euch sagen, wie ich auf diese Art zu predigen gekommen bin? Im Jahre 1863 kam ich an einem schönen Nachmittage in die Nähe der Kapuzinerkirche in Wien. Es war ein Gewühl vor der Kirchenthüre und ich fragte: Was ist denn das? Man antwortete: Da predigt der Veith. Diese Antwort hat über meine Predigtweise entschieden. Der Eindruck, den ich in jener Stunde unter der Kanzel des alten, fast tauben und blinden Dompredigers von St. Stefan bekommen habe, ist mir heute noch unvergeßlich. Zum ersten Male in meinem Leben ist mir da eine Predigt begegnet, die ein unermeßliches Wissen in den Dienst des Wortes vom Kreuze genommen hatte. So viel zur Anregung zu dieser Weise meines Predigens, denn nur Anregung war es, ein Nachahmen wäre eben so unmöglich als unrecht gewesen."

Protestantische Prediger mit einer so noblen Anerkennung eines genialen katholischen Predigers geben nicht nur ein Zeugniß für ihr Verständniß und ihre Begabung, sondern auch für ihren höchst ehrenhaften Charakter. Wilkens beschämt durch diese seine Anerkennung Veith's eben nicht nur die modernen

[1]) Abschiedspredigt über Apostelgeschichte XX—18—25. Von C. A. Wilkens, Dr. theol. et phil. Wien 1879, Fäsy und Frick. S. 7.

Ins-Horn-Stoßer zum Kampf gegen die Kirche, sondern auch jene Herren in der katholischen Kirche, welche die Verdienste und das Genie Veith's nicht nur nicht anerkannt haben oder nicht verstehen wollten, sondern die ihm ein kärgliches Einkommen für seine alten Tage zugemessen, während sie über Persönlichkeiten, die sich nur durch eine beliebte Unbedeutendheit auszeichneten, das Füllhorn ihrer Gnade ausgestreut haben.

III. Zur Charakteristik unserer Gegner. Erklärung und Abwehr.

Wie in den „Geschichtslügen" (Paderborn, Schöningh 1887. 7. Auflage) die Unwahrheiten, Entstellungen und Verdrehungen, welche gewissenlose Parteisucht zum Schaden der katholischen Kirche ausgesonnen und verbreitet hat, auf historischem Wege widerlegt worden sind, so wird in vorliegender Schrift das Unwahre und Unhaltbare in der modernen akatholischen Theologie und der unaufhaltbare Verlauf derselben in die Nacht des Atheismus und Nihilismus dargelegt, und wie in dieser Theologie die offenbarste Confusion, die offenbarsten Widersprüche zum Vorschein kommen mußten, das wird mit wörtlichen Citaten aus den Schriften der gerühmtesten Theologen nachgewiesen werden. Der Autor hat sich bemüht, aus dem vasten Material das Pikante und Schlagende herauszusuchen und zusammenzustellen, er hat auch Sorge getragen, daß die Leser durch Deklamationen, philosophische Terminologie, Fremdwörter und Latinismen mit deutschen Endsilben, mit Phrasen und Gejammer nicht gelangweilt werden. Das beständige Handhaben fremder germanisirter Haupt- und Zeitwörter stellt an den Leser die Anforderung, er solle nach Art eines Nußknackers sich Mühe geben, die harten Schalen, die zumeist auch noch ausgedörrte oder wurmstichige Kerne enthalten, mit allem Kraftaufwand zu zerkrachen; in Anbetracht dieser oft vorkommenden unbilligen Anforderung ist der Autor bestrebt gewesen, seine Erklärungen und Urtheile für jeden gebildeten Leser so viel als möglich deutsch und faßbar hinzustellen.

Was der protestantische Theologe Joh. Georg Müller (Bruder des Schweizer Historikers) Anfangs der achtziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts über seine theologischen Studien

in Göttingen und im Herder'schen Hause als einen höchst denkwürdigen Zustand in seinem wissenschaftlichen Ringen niedergeschrieben hat, das könnten viele Studirende der akatholischen Theologie, wenn sie anders ein aufrichtiges Geständniß ablegen wollen, wiederholen und bestätigen. Müller schrieb, nachdem er Herder's Haus in Weimar verlassen:[1])

„Viererlei Theologien[2]) hatte ich nun in meinem Kopfe, nun war einmal die Zeit für mich da, mich selbst zu formiren. So oft ich die Bibel las, drängten sich alle vorigen Ideen so verwirrt hinzu, daß ich gar nicht mit eigenen Augen lesen konnte, und alles vor mir geschwindelt."

Wir werden nachweisen, daß dieses jedenfalls (in Anbetracht der modernen Zerfahrenheit der akatholischen Theologie) aufrichtig ausgesprochene Geständniß jetzt hundert Jahre später nicht nur an seiner Geltung nichts verloren hat, sondern erst noch recht zeitgemäß geworden ist.

IV. Falsche Propheten.

In wie weit die Propheten am Ende des Jahrhunderts der Aufklärung nur ihre frommen Wünsche in einem stolzen Prophetenton ausgesprochen, oder in weit sie wirklich Seher der Zukunft gewesen sind, das möge sich der katholische eben so wie der protestantische Leser selber beantworten.

Norrenberg berichtet (Literaturgeschichte III. 234):

„Die Kirche Roms, sagt Herder, gleicht nur einer alten Ruine, in die kein neues Leben mehr einziehen kann." — „Nur unter dem gemeinen abergläubischen Pöbel, resolvirte Nicolai,[3]) kann der römische Glaube vielleicht noch ein längeres Dasein fristen, vor der Wissenschaft und Bildung wird er nicht mehr bestehen." — „Das Tridentinum, meint Göthe, hat sich in den Köpfen der Denkenden längst überlebt, die Zeit der Eroberungen scheint nun für die katholische Kirche für immer vorüber." — „Barthel

---

[1]) Real-Encyklopädie für protest. Theologie und Kirche. Von Herzog, Plitt und Hauk. X. Band. S. 340.

[2]) Wir haben es hier eben auch mit den vier Theologien zu thun, die den Uebergang vom unglücklichen und unmöglichen Vermittelnwollen bis zum Atheismus machen, bei welchem jede Vermittlung zu Ende ist.

[3]) Wir haben in vorliegender Schrift S. 158 ein vernichtendes Urtheil von Seite des Philosophen Fichte über den Größenwahn, die Frechheit und Unwissenheit dieses Aufklärers Nicolai gebracht.

Röpe hält noch jetzt den Katholicismus für poetisch unfruchtbar, da Kultur, Kunst und Wissenschaft durch Syllabus und Encyklika als vom Uebel seiend erklärt werden" — und nach Heinrich Kurzens Meinung „hört dort die Poesie auf, wo der Katholicismus anfängt." — —

Es ist gar nicht schön und im Gegentheil sehr rücksichtslos, wenn der neueste „Evangelische Bund" alle diese großen und kleinen Propheten der Aufklärungszeit der Lüge beschuldigt und dieselben als falsche Propheten erklärt, indem dieser Bund in der katholischen Kirche jetzt eine Macht und eine Ausbreitung anerkennt, durch welche er sich zu energischem Gegenkampfe herausgefordert fühlt. — Nicht genug, daß Herder, Göthe und Nicolai sich selber gründlich blamirt haben, jetzt sucht eine sehr streitbare Genossenschaft dieser Blamage auch noch ihr großes Bundessiegel aufzudrücken. Diese guten Herren werden sich Ende des 19. Jahrhunderts mit ihren Prophetien noch weitaus mehr blamiren, als sich Herder, Göthe und Nicolai am Ende des 18. Jahrhunderts blamirt haben.

V. Waffen, unsern Gegnern in die Hände geliefert.

Wie sehr wir uns mit der Gelehrsamkeit, der zwingenden Logik, dem glänzenden Witz, der feinen Satyre, der salonmäßigen Sprachgewandtheit und dem sonstigen Geistreichthum unserer Gegner durch mehrere Decennien bekannt gemacht haben, das können wir beweisen, indem wir diesen Herren aus den Waffensälen und sonstigen Zeughäusern der Aufklärung jene Armaturstücke zur Verfügung stellen, die sich uns gegenüber schon so oft als vernichtend bewahrheitet haben; das Verzeichniß jener Schwerter, Säbel, Bajonette, Flinten, Pistolen, Revolver, Kanonen, Bomben und Granaten bleibt sich immer gleich, wie folgt: Finsterniß, Ultramontanismus, Aberglaube, Mittelalter, Pfaffenthum, beschränkter Horizont, fanatischer Ingrimm, Unverstand, Wuth gegen alle Errungenschaften der neuesten Zeit, Mönchsdummheit, Jesuitismus, Volksverdummung, Lichtscheu, Intoleranz, Rückschritt, Gemeinheit, Bildungslosigkeit, Formlosigkeit, Knittelreime, Nachtvögel, Buhugeheul, Unkenruf, Fledermäuse, und nachdem diese und unzählige ähnliche Knallerbsen an den Boden geworfen sind, kommt zum Schluß die Dynamitpatrone: Schande des 19. Jahrhunderts, Verurtheilung

von Seite des ganzen 19. Jahrhunderts! und die vernichtende Frage: „Wie können es solche Pygmäen wagen, mit den Geistesheroen deutscher Nation sich in einen Kampf einzulassen?“ —

Selbstverständlich halten sich diese grausamen Gebietiger im Reiche der deutschen Literaturgeschichte für die Leibgardisten der Geistesheroen und vermeinen sonach eine Pflicht zu erfüllen, wenn sie sich so tapfer um ihre Herrschaften annehmen. Wir könnten uns am Ende noch eine Ehre daraus machen, wenn dieses Elitecorps aus seiner galgenknasterduftigen Wachstube herauspoltert, um uns arme Pygmäen todtzuschlagen. Nach der alten griechischen Fabel haben die Kraniche gewöhnlich im Frühlinge den Feldzug gegen die Pygmäen unternommen. Es ist auch in neuester Zeit öfter fabelhaft, wie uns die Kraniche bekämpfen schnabelhaft, wie die Leibgardisten der Geistesheroen uns alleweil mit ihrer Rache bedrohen; das, was sie gegen uns schreiben und geschrieben, gleicht Flügelschlägen und Schnabelhieben. Nur, daß man die Kraniche des Ibycus[1]) mit diesen Raubvögeln nicht verwechseln muß, weil die erstern als Detective hatten — dem Volk die Mörder des Ibycus verrathen, die letzteren aber sind selbst Verbrecher — und auch über sie kommt ein Richter und ein Rächer.

VI. Ein Kapitel für die Vernichter der „Römischen Hyder“.

Die Jenaer Literaturzeitung brachte inmitte des Jahres 1887 eine gereimte Aufforderung zum Eintritt in den neugegründeten „Evangelischen Bund“, der sich (wie aus dieser „Aufforderung“ deutlich zu ersehen) die undankbare Aufgabe gestellt hat: die katholische Kirche zu vernichten. Nur eine kleine Probe von der großen Begeisterung, mit welcher das besagte Dichtergenie behaftet ist. Eine Strophe lautet:

„Wachet, evangel'sche Brüder, — Auf der Lutherkirche Zinnen,
Denn die tausendköpf'ge Hyder — Roma schleicht mit falschem Sinnen
Aus der Hölle Schlund empor!“

Dieser entsetzliche Geselle läßt nicht zarte Finger über die Lyra gleiten, er wüthet mit Tigerkrallen in den Saiten.

---

[1]) Siehe das gleichnamige Gedicht von Friedrich Schiller.

Was er singt, ist ungeheuer, — Er ruinirt die ganze Leier.
O Tyrtäus, Mutherwecker, — Schlachtensänger, Feind-Erschrecker,
Ach, wir möchten gar schön bitten: — Nur nicht gar so toben und wüthen;
Wer es gar so grausam macht, — Wird am Ende ausgelacht.

Ein Echo an den Bundeshomer.

Hippokrenisch ist beduselt — Dieser Dichter, dem es gruselt,
Wenn er hoch auf seinen Zinnen — Will die Hydraschlacht gewinnen.
Schon hat er sein Schwert gezogen, — Und gespannt ist schon sein Bogen,
Und ihr werdet es schon sehen, — Schlecht wird es der Hydra gehen.
Jubelt, „Evangel'sche Brüder“: — Der Besieger dieser Hyder,
Er wird durch sein Schlachtliedsingen — Sicher bald den Sieg erringen!

Wie sich die angsterfüllte Hyder benimmt:

Als nun die Hyder diesen Blödsinn vernommen,
Hat sie geschwinde Reißaus genommen
Und ist in ihrem Abgrund verschwunden
Aus dem sie so schlau sich emporgewunden;
Doch will sie nicht schweigen im „höllischen Schlund“,
Sie zischet herauf aus dem giftigen Mund:
„Ihr geht wachend auf und nieder
Auf der Lutherkirche Zinnen,
Doch die tausendköpf'ge Hyder,
Ist in Eurem Bunde drinnen.
Seid Ihr wirklich gute Christen,
Dann kämpft mit den Atheisten.
Das Gedicht vom „Höllenschlund“
Ist und bleibt gereimter Schund,
Denn poetisch ist verkracht,
Wer so blöde Lieder macht!
Abgehauster Höllendichter,
Tausend-Hydrakopf-Vernichter,
Der am End — ein armer Tropf ist,
Weil er selber — ohne Kopf ist!“

Wir müssen wiederholt betonen, daß unsere heitere Polemik ehrenhafte Akatholiken, welche aufrichtig das Evangelium lieben und demselben glauben, durchaus nicht beleidigen soll, sondern eben nur jenen Herren gewidmet ist, die statt in ihren Kreisen nach Kräften auf die Erfüllung der Gebote und Befolgung der Rathschläge des Evangeliums mit Wort und That hinzuwirken und statt den Verleugnern des Evangeliums bis zum Atheismus hinaus in ihrer Mitte standhaft und kampfbereit entgegenzutreten, sich nur auf Schimpfen und Toben gegen die katholische Kirche und die Katholiken verlegen, die doch dem

ganzen Evangelium einen ungeschmälerten Glauben entgegenbringen.

Nun noch ein Wort über den abnormen Bundestyrtäus! Wir sind überzeugt, daß vernünftige und unbefangene Protestanten es mit uns als eine bedauerliche Exaltation und Verschrobenheit erkennen, wenn ein Dichter (und was für einer!) die katholische Kirche zu einer tausendköpfigen Hydra macht. Nun ist die tausendköpfige Hydra des klassischen Alterthums nur eine Fabel; daß es aber in neuester Zeit Hydren gibt, die statt tausend Köpfen nicht einmal Einen Kopf haben, ist uns vom obigen Höllendichter (dem carrikirten Dante) eigenhändig bewiesen worden.

Zur Ehre der Jenaer Literaturzeitung halten wir es für ein Uebersehen der geistreichen Redaction, als selbe diese ausgestopfte Reptilie in einem eigenen Käfig zur Schau ausgestellt hat, denn durch einen derartig lächerlichen Humbug könnte selbst eine ambulante Jahrmarkts-Menagerie in Mißcredit gebracht werden. Wer das Bestreben hat, sich lächerlich zu machen und wem das nöthige Talent dazu verliehen ist, dem wird sein Vorhaben sicher gelingen.

Wir stellen dem ebenso gelehrten als tapferen Hydrabekämpfer und dem ganzen evangelischen Bunde die ebenso schöne als ehrenhafte Aufgabe, er möge die Gewissenlosigkeit und Ehrlosigkeit jener ausgesprochenen Feinde des Evangeliums bekämpfen, welche einerseits sich jahrelang als Theologieprofessoren bezahlen lassen und nebenbei jene furchtbaren antichristlichen und antievangelischen Eide schwören, die ihnen bei ihrer Aufnahme in den Freimaurerbund befohlen werden. Herder war Freimaurer, der Heidelberger Paulus war Freimaurer und suchte eifrigst Brüder zu werben; ob Schleiermacher aufgenommen war, wissen wir nicht, daß aber seine Theologie dem Bunde zu seinen Zwecken mithilft, haben wir nachgewiesen. Ob Strauß rituell in den Bund aufgenommen war, das ist in Anbetracht seiner Aeußerungen bezugs der Maurerei insofern gleichgültig, als er sich für das Streben und die Ziele des Bundes als ein begeisterter Genosse desselben wiederholt ausgesprochen (siehe vorliegende Schrift Nr. 18 S. 457) und sogar in seinem Testament sehr ostentativ verordnet hat, es solle an seinem Grabe bei seiner Beerdigung

der Chor der Isis- und Osirispriester aus dem ersten Akte der Freimaurer-Oper „Die Zauberflöte“ gesungen werden.[1]) Die Gemahlin Straußens war eine Opernsängerin; selbige ist ihm nach Einem Jahre Mitsammenlebens davon gegangen. Bei seiner Gattinwahl ist er nicht glücklich gewesen. Noch unglücklicher aber war Strauß immer dann, wenn er Trostmittel für den verleugneten Unsterblichkeitsglauben aussinnen und seinen Genossen anempfehlen wollte.

Was das entschieden blöde Zeug des Schikanederischen Chortextes, von den Isis- und Osirispriestern gesungen, dem in die Erde gesenkten Leib für einen Nutzen bringen sollte, dessen arme Seele den persönlichen Gott verleugnet hat, das ist nicht verständlich! Der Vorgang läßt sich nur als eine abgeschmackte Prahlerei mit dem possenhaften, im Operntext niedergelegten Unglaubensbekenntniß, noch am Grabe in Scene gesetzt, erklären.

In neuester Zeit sind drei Werke erschienen, die aktenmäßig und unwiderlegbar zum Verdrusse der Freimaurer alle Geheimnisse der Loge und ihre furchtbaren Pläne enthüllt haben. 1. Maçonnerie pratique. Publié par un Profane. Paris. Edouard Baltenweck Editeur 1885. 2. ein Werk von Leo Taxil: Les Frères Trois-Points. Dann 3. Le Culte du grand Architecte und Les Soeurs Maçonnes.

Angesichts dieser unanfechtbaren und auch unangefochtenen Aktenstücke muß jeder gewissen- und ehrenhafte Mensch zum Schlusse kommen: ein evangelischer Theologieprofessor, der sich jahrelang für seine Professur bezahlen läßt und nebenbei die Maurereide geschworen hat, kann den Vorwurf der Gewissen- und Ehrlosigkeit nicht erfolgreich zurückweisen. Da gäbe es nun im Bekämpfen dieser Feinde für die Kämpfer aus dem evangelischen Bunde Arbeit vollauf! Dieser Kampf wäre ehrlich, aber das beständige Schimpfen und Lügen über die selbst von ehrenhaften Protestanten als gemeinsames Vaterhaus und gemeinsames Jugendland bezeichnete katholische Kirche ist weder gerecht noch ehrenhaft und evangelisch schon gar nicht.

Es ist höchst achtens- und aller Ehren werth, wenn positiv

[1]) Tissot: Voyage au pays des milliards (p. 47.)

gläubige Protestanten mit diesem Bund, der sich mit dem Namen „evangelisch" zu schmücken sucht, nichts zu thun haben wollen.

„Der protestantische „Reichsbote" wirft in eben dieser Anschauung den Frankfurter Verbündeten häßlichen Chauvinismus gegen Rom vor, nennt sie Pharisäer, die nie an die eigene Brust schlagen wollen, er wirft dem Bunde vor, daß der mittelparteiliche Rationalismus in ihrem Blute stecke, und meint, diese modernen Kreuzfahrer thäten besser, diesen Rationalismus und Naturalismus, den Unglauben innerhalb des Protestantismus durch die christliche Wahrheit überwinden zu helfen, anstatt die Bekämpfung Roms als die Hauptaufgabe in den Vordergrund zu stellen. Die evangelische Kirche habe eben allen Grund, dagegen zu protestiren, daß der „evangelische Bund" alle kirchlichen Richtungen unter einem vagen Programm vereinige, statt auf den klaren Boden des Bekenntnisses der Reformation sich zu stellen. Denn der gemeinsame äußere Gegensatz gegen Rom könne die fehlende innere Glaubensgemeinschaft und ihre Kraft nicht ersetzen." („Germania" 1887. Nr. 191.)

Von ehrlichen Männern, die ein derartiges Urtheil über den „evangelischen Bund" aussprechen, ist vorauszusetzen, daß ihnen ein Darlegen der modernen Aufklärungstheologie in ihrem Fortschreiten bis zum entschiedenen Atheismus (diesen Feinden im Innern) gegenüber keine unwillkommene Gabe sein wird. Wir haben auch bei jeder Gelegenheit die Stimmen positiv-christlicher Protestanten den Nihilisten, die mit biblischen Phrasen arbeiten, entgegengestellt, und meinen daher, eben von jener Seite eher ein Entgegenkommen als eine Anfechtung erwarten zu dürfen.

Wien, den 1. October 1887.

Der Verfasser.

Inhalt.

Berichtigung:

Seite 7, Zeile 3 von unten: und starb 1836.
„ 210, „ 15 von oben: von Dr. Böhmer eine Tochter Auguste.

I.

Herder und die Chamäleonten.

Motto:
Die Leiblakaien sind bei Hofe nöthig,
Sie biegen sich, zu jedem Dienst erbötig;
Der Seelenlakai macht es auch kaum besser,
Er schnappt zusammen wie ein Taschenmesser;

Denn wo der Fürst der Kirche Herr und Hort ist,
Meint er: daß sein Befehl das Gotteswort ist;
Da gibt es freilich kein Pantoffelküssen,
Jedoch dafür ein Stiefel-putzen-müssen.

1. Was ein Theolog, ein Philosoph, ein Dichter (Hagenbach, Jacobi, Schiller) über Herder urtheilen. Herder's Elternhaus und Jugend.

Hören wir vor allen andern einen renommirten protestantischen Professor, einen starken Lobredner Herder's, über den wissenschaftlichen Charakter desselben. Hagenbach, Professor der Kirchengeschichte zu Basel, sagt in seiner Encyklopädie sehr kurz aber sehr drastisch folgendes: „Er war ächter Supranaturalist und ächter Rationalist, zugleich orthodox und heterodox und auch keines, wie man's nimmt." — Was soll sich ein gewöhnlicher Philister, dessen bischen Verstand noch nicht flöten gegangen ist, über dieses präcise Urtheil denken? Mit derselben Logik würde er sagen: „Das ist eine große Weisheit und eine große Dummheit, ein großer Scharfsinn und ein großer Unsinn, und auch keines, wie man's nimmt". —

Wir wollen aber nicht so rücksichtslos und nicht so philisterhaft sein; Hagenbach hat nicht nur in einem gewissen Unsinn, sondern auch in einem ungewissen Sinn vollkommen Recht. Herder war eben alle Tage anders und wußte selbst nie, wem er eigentlich angehöre und was er eigentlich wolle. — Jacobi, der

Philosoph, spricht dasselbe in andern Worten aus, er nannte die Herder'sche Philosophie eine dichterische Philosophie, welche den Versuch macht, zwischen Theismus und Spinozismus in der Mitte zu schweben, und er hat das Herder'sche Schaukelsystem als eine die Vernunft und Sprache verwirrende Predigt bezeichnet. Selbst dem Schiller ist Herder's völliges Ignoriren der christlichen Offenbarung in seinen Predigten schon zu arg vorgekommen. Er schrieb an Körner nach Anhörung einer Herder'schen Predigt in Weimar, dieselbe habe „eben so gut in einer Moschee gehalten werden können". Herder ist aber nicht nur unklar, er ist auch unwahr gewesen. Vorläufig wollen wir zur Basis unseres Mottos nur folgende Thatsache anführen.

Im Jahre 1783 gab es eine Erbprinzen-Taufe zu Weimar. In der Taufrede nennt sich Herder selber den „Priester des Landes", lobt das Fürstenhaus zu Weimar weit über unseren Herrgott und verhimmelt sogar einige Jahrhunderte zurück die Ahnen und Stammesverwandten wie folgt:

„Nie unterdrückte dieser Stamm, kein unrechtes Gut ist in seinen Händen, und als er litt, war's um die edelste Sache der Welt, um die heiligsten Gaben Deiner Vorsehung, Religion, Freiheit und Licht der Völker, Vater des Lichtes und der Freiheit". —

Den Beweis, wie Herder mit dieser Apostrophe Gott „dem Vater des Lichtes und der Freiheit" ganz unverfroren in's Gesicht hineingelogen hat, bringt ein Lobredner und Anbeter Herder's, der protestantische Theologe Müller, der 1780 und 1782 sich im Herder'schen Hause aufgehalten [1]) und folgendes hierher Bezügliche erzählt:

„Herder wird Luther's Leben schwerlich schreiben, wenigstens so lange er in Weimar ist. Die sächsischen Fürsten haben sich so schändlich aufgeführt, daß er (Herder) es nicht wagen darf, die Wahrheit zu sagen. Sie waren immer Kinder, damals ließen sie bald alles fahren und rissen nur alle möglichen Kirchengüter an sich. Daher der entsetzliche Verfall des Kirchensystems, daß Alles vom Fürsten abhängt und der Name: System wegen der schrecklichen Unordnung nicht kann gebraucht werden. Luther sah dies Alles schon keimen, aber wenn er am Hofe solicitirte, wies man ihn mit höflichen Worten ab. Alles ging langsam, daher er auch in seinen letzten Jahren oft

---

[1]) Aus dem Herder'schen Hause. Aufzeichnungen von Joh. Georg Müller 1780—1782. Herausgegeben von Jacob Bächtold, Berlin 1881.

mißlaunig ist und auf die Welt schimpft, daher er alles fahren ließ, und den Herren und der Obrigkeit antwortete: „sie sollen sich einen Luther malen." [1])

Herder hat somit bei der Taufe 1783 die schmutzigen Stiefel (d. h. die Grundlagen des kirchenräuberischen Wandels der sächsischen Fürsten während der Reformation) zu putzen und sogar mit Glanzwichse zu bearbeiten gesucht — indem er öffentlich bei Hofe das geleugnet, was er ein Jahr früher in seiner Wohnung zugestanden. — Dieses schmeichelhafte Gebahren, dies Schweigen und Mucksen den hohen Herrschaften gegenüber — war ja die Bedingung, unter welcher Herder durch Göthe seine Stellung in Weimar erlangt hat; der junge Cultminister Göthe hat dem Herder, als dem obersten Priester des Landes, die gesammten Weimar'schen Prediger als „Esel" und „verschrobene Kerls" geschildert und ihm zu verstehen gegeben, daß der Landesfürst keinen Widerstand und „keine Tracasserien" dulden werde.

Die Hinweisung auf diese Thatsachen möge dem Leser gleich im Anfange einen Beweis für die traurige Situation bringen, in welcher sich Herder in seiner Hofstellung befunden hat.

Die Erziehung und der ganze Lebenslauf Herder's, die ihn in Weimar umgebenden und beherrschenden Elemente, die ganze Zeit, in welcher er gelebt, das alles hat mitgeholfen, den im Ganzen edel, gefühlvoll und weich gestimmten Mann nicht zur Ausbildung eines entschiedenen religiös-wissenschaftlichen und ethischen Charakters kommen zu lassen.

Der Vater Herder's war Mädchenschullehrer, Glöckner und Cantor an der polnischen Kirche zu Mohrungen in Preußen; er und Herder's Mutter werden als fromme, gottesfürchtige und aus vollem Herzen christgläubige Leute geschildert. Der junge Herder sollte Chirurg werden — aber sein Streben war, Theologie zu studiren. Ein Brief seiner Mutter von 1770 sagt mehr über seine Erziehung als viele Seiten darüber berichten könnten. [2])

---

[1]) Das obige weitläufig und mit genauem Citate in: Der Himmel voller Geigen zu Weimar von Sebastian Brunner Nr. 45 S. 120—123.

[2]) Erinnerungen aus dem Leben J. Gottfried von Herder's, gesammelt und beschrieben von Marie Caroline von Herder, geborne Flachsland. Herausgegeben durch Joh. Georg Müller, Dr. der Theologie und Professor zu Schaffhausen, 2 Bde. Tübingen, Cotta 1820.

„Mein liebstes Kind, Du machst mir manche wache Stunden; wenn ich aufwache und an Dich denke, so ist der Schlaf weg, und kann doch nicht mehr thun, als Dich dem großen Gott empfehlen. Er wolle seinen Engeln Befehl thun, daß sie Dich auf den Händen tragen, und ich habe das starke Zutrauen zu ihm, er wird mein Flehen nicht lassen umsonst sein. Er hat mir ja versprochen, mich und die Meinigen nicht zu verlassen und zu versäumen . . . um mich gräme Dich nicht, der alte Gott ist und bleibt mein Schutz. Wenn mir nur der Herr die Gnade schenkt, daß ich in sein Haus gehen kann, so habe ich alles, die Freude in Gott ist und bleibt meine größte Zufriedenheit. Ich seufze immer, wenn es gegen den Sonntag kommt, so bitte ich Gott, er möchte mir doch die Gnade geben, daß ich sein Wort anhören kann. Ich stelle Alles ihm heim, mein Kreuzesbecher wird doch einmal endlich voll werden:

„Er hat noch niemals was versehen in seinem Regiment
Nein, was er thut und läßt geschehen, das nimmt ein gutes End!"

Uebergehen wir die Jugend Herder's, und betrachten wir ihn in einem entscheidenden Moment. — In seinem 22. Jahre, 1766, wird er Freimaurer „zu Riga und auch in dieser Verbindung ungemein hoch geachtet" (so berichtet die Gattin Herder's in der citirten Schrift I. S. 96):

„Die Loge setzte ein unbedingtes Vertrauen in ihn, und machte ihn ungeachtet er nicht den dazu erforderlichen Grad hatte, zu ihrem Sekretär. Daß seine Reise vielleicht auch durch diese Verbindung erleichtert ward, wäre wohl möglich. Aber in seinen Briefen findet sich doch nicht die mindeste Spur davon. Man sagte später einmal, Herder habe für „die älteste Urkunde" von den Freimaurern ein Geschenk erhalten und benennt es sogar, nämlich 100 Friedrichsdor, eine leere, grundlose Sage. Ich war schon mit ihm verheurathet zu Bückeburg, als dieses Buch herauskam; Hartknoch zahlte dafür das verabredete Honorar, 1 Friedrichsdor per Bogen, mehr erhielten wir nicht."

„In Weimar hat er sich aus wichtigen Gründen nie als Freimaurer bekannt, und sich vielleicht dadurch nur Mehrerer Unwillen zugezogen. — Er wollte den Orden reorganisiren und gab Gespräche über die Maurer in der Adrastäa heraus. Außer mit Bode ließ er sich nur mit auswärtigen Freimaurern von anerkannt gutem Charakter (!!) im Gespräche darüber ein. Feßler's Geist in der Berliner Loge war ihm zuwider." [1])

---

[1]) Feßler, entsprungener Kapuziner aus Mödling bei Wien, wurde unter Josef II. Professor in Lemberg. Er fand es für gerathen, in Folge von Conflikten mit der unaufgeklärten mittelalterlichen Moral aus Lemberg und Oesterreich zu verduften. Die Maurer ließen ihn nicht fallen. Er wurde in Berlin Protestant, und schwindelte sich in der Folge durch allerhand „Ueberzeugungen", die er nach jeweiligem Bedürfniß wechselte,

Der Erz-Maurer Bode wollte Herder's Schriften (als dieser schon in Weimar lebte) durch den Einfluß des Ordens in lebhaften Umlauf bringen, wie dieß Bode auch mit Schriften anderer zu Stande brachte. Herder verschmähte dieß Mittel; wie ihm auch in der Folge nach mannigfachen Erlebnissen die Verbindung mit dem Geheimorden unheimlich vorkam.

Herder wurde in der Folge Freund des Matthias Claudius, dessen Geist und scharfer Blick für Wahrheit, dessen Einfalt und moralische Natur ihm heilig war, er hatte aber auch zugleich Lessing zum Freunde. — Auch mit dem unvermeidlichen Gleim wurde er bekannt. Gleim schrieb ihm nach Gewohnheit einen Brief mit den „schreiendsten Lobsprüchen" — im Geben war Gleim sehr edel — er unterstützte in der Folge die Söhne Herder's. Herder correspondirte auch mit Moses Mendelssohn und Nicolai in Berlin; einmal sagt er:

„Moses langer Brief hat mich nicht befriedigt: er ist einem Theil nach unnütz, der andere zu sehr auf Stelzen eines Systems, auf das sich Herr Moses oft zu gravitätisch stützt. Nicolai's Brief ist wie gewöhnlich, die Wiederkauungen eines gelehrten Handwerkers."

2. Herder wird Pastor und Superintendent.

Herder kam als Pastor in die Hauptstadt der Grafschaft Lippe-Bückeburg. In wenig Worten schildert Herder seine dortige Situation:

„Meine Situation gegen den Grafen ist noch immer dieselbe — unkenntlich, entfernt, nicht für einander. Ein edler Herr, aber äußerst verwöhnt! ein großer Herr, aber für sein Land zu groß, ein philosophischer Geist, unter dessen Philosophie ich erliege — und mein Alles, Alles — im Land ist für mich nichts zu thun. Ein Pastor ohne Gemeine, ein Patron der Schule ohne Schulen, Consistorialrath ohne Consistorium. Alle meine Lieblingsideen vom Predigtamt sind zum Theil an diesem Ort vernichtet, werden mir wenigstens immer, wie ich ihn und meinen Zuschnitt hier ansehe, vernichtet."

In den Jahren 1773—75 hielt er eine Reihe von Predigten über das Leben Jesu. Sie machten bei der ganzen Ge-

---

zu einem protestantischen Bischof für Deutsche in Rußland hinauf. Ueber das erbauliche Leben und Wirken dieses Aufklärers werden wir in einer Schrift über die Tugendbolde der Aufklärung einige Nachrichten bringen.

meinde den besten Eindruck, selbst bei den Bauern. Mit Herzlichkeit war ihm ein ganzes Filialdorf zugethan.

1775 wurde er Superintendent im Bückeburgi'schen.

Man warb um ihn als Reisebegleiter eines Prinzen in Eutin; in Göttingen hätte er sollen mit 700 Thaler Professor der Theologie werden. Er entschied sich für einen Ruf nach Weimar. In Göttingen hätte er — der Mann, der doch schon so viele Werke geschrieben — sich für's Doktorat prüfen lassen sollen, um Professor zu werden. — Die Herren gaben ihm für seine ganze Literatur eben so wenig einen Groschen, als sie für ihre eigene Literatur einen bekommen hätten. Daß sie so wenig auf seine Schriften hielten, ist ein Beweis, wie ihnen die ganze Schriftstellerei im Magen gelegen ist — und sie dem Herder bei der Prüfung zeigen wollten, daß sie eigentlich die Gelehrten seien. Trotzdem nun Herder Maurer war, und sehr in rationalistischer Schriftauslegung machte, war ihm doch das Staats-Christenthum schon in damaliger Zeit zum Ekel geworden. Er schrieb 17 Strophen gegen das „Staats-Christenthum."

3. Herder reist nach Italien, verschimpft einen Missionsprediger und lobt einen Erzbischof von Tarent. Die Conduitenliste dieses Erzbischofs.

Ein Bruder des nachmaligen „Primas von Deutschland" Dalberg (Canonikats-Pfründen-Besitzer) nahm Herder auf seine Kosten nach Italien mit.

In Ankona schildert Herder einen Missionsprediger, „den der Papst nur darum nach Ankona geschickt hatte, um die Ketzer zu bekehren"; — zufällig hat es nun aber in Ankona 1788 gar keine Akatholiken gegeben, das genirt aber Herder nicht — er braucht eine Veranlassung, um den Missionär todtzuschimpfen:

„Er predigte auf einem großen Platze vor vielen tausend Männern und Weibern. Der abgefeimteste Pfaffe in der schönsten italienisch-römischen Mundart so infam, daß ich dir den Greuel nicht sagen mag, weil er mit den

religiösesten Gebehrden lauter Geschichtchen und Gespräche der Donne (Frauen) aus dem Beichtstuhl erzählte. Hinter jeder derselben lachte das ganze andächtige Auditorium laut auf, und blieb immer andächtig. Wir haben keinen Begriff von solchen istruzzione, wie sie es nennen in unserer Gegend." — —

Man kann nur den Scharfsinn Herder's bewundern, der in dem Prediger sogleich den „abgefeimtesten Pfaffen" erkennt. — Herder thut so, als ob der Prediger auf der Kanzel das Beichtsiegel gebrochen hätte — möglich ist, daß er in Beispielen lehrte, wie die Beichte beschaffen sein soll und wie nicht, vielleicht wollte sich Herder hier rächen, weil man in Weimar sein ohnehin sehr zahmes Auftreten aus schlechten Gründen auch schon als pfäffisch signalisirt hat.

Da kommt schon der Erzbischof von Tarent, den Herder in Neapel kennen gelernt, weit besser weg, er schreibt über ihn:

„Hier habe ich den Erzbischof von Tarent kennen gelernt, den gescheutesten, lebhaftesten, gelehrtesten, sinnreichsten, liebenswürdigsten Geistlichen, den ich je gesehen habe."

Wir werden diesen Brief aus guten Gründen später in extenso bringen, können aber schon jetzt in das Lob Herder's leider nicht einstimmen, indem uns der streng historische Bericht diesen Herrn Capece-Latro als einen erbärmlichen, charakterlosen Mann vom kirchlichen und vom politischen Standpunkt aus bezeichnet. Wir haben eben bei Beurtheilung von Charakteren bei Katholiken oder Protestanten kein doppeltes Maß, sondern lassen überall die historische Gerechtigkeit walten. Geboren 1745 aus einer der ältesten Aristokratenfamilien, bekam er in seiner Jugend das Erzbisthum Tarent mit Titel und Würde eines Primas des Königreiches. Er kämpfte gegen den Papst, dessen historisch begründete Tributforderung er nicht anerkennen wollte, übernahm 1797 gegen den Willen der Königin das Staatsruder, wurde nach der Besiegung der Revolution gefangen gesetzt; wieder frei, übernahm er unter Murat das Ministerium des Innern (wahrscheinlich als Dank für die vertriebene königliche Familie, die ihn seines alten Adels wegen in seiner Jugend zum Erzbischof gemacht). Nach Napoleon's Sturz wurde er seines Erzbisthums verlustig, zog sich in's Privatleben zurück und starb kurze Zeit darauf.

Er war ein echter Liberaler von damals, charakterlos und erbärmlich jeder Zoll. Er schrieb sogar ein: Elogio di Fede-

rigo II. Re di Prussia. Wenn es Friedrich gelesen, so mag der alte Voltairianer sicher darüber gelacht haben. Wenn aber Gleim davon Kunde bekommen, so konnte er sich's zur Ehre anrechnen, daß er einen Erzbischof zum Handwerksgenossen in Bearbeitung der Hof-Lob- und Preis-Lyra gefunden hatte.

4. Herder nimmt sich in Weimar der Schule an und macht einen Versuch, „Kirchenzucht" einzuführen.

In Weimar lag Herdern das Schulwesen sehr am Herzen. 1798 sagte er in einer Schulrede:

„Der schönste Fortgang im Guten ist unsichtbar in den Seelen der Jünglinge; er macht sich eben durch überlegte Reden und Handlungen, durch gute Sitten und einen stillen Plan des Lebens sichtbar. Er klagt über Ausschweifung und frechen Eigendünkel und warnt am meisten vor jener Wildheit der Gedanken, die das verdammte Lied brüllt: Ein freies Leben führen wir."

Statt dieses Liedes schlägt Herder folgendes vor:

„Der Musen Leben führen wir, — Ein Leben voll der Wonne,
Bescheidenheit ist unsre Zier, — Die Wahrheit unsre Sonne."

Das war Alles sehr gut gemeint, aber Schiller's Räuberlied gefiel eben den Musensöhnen besser. Sicher wird Schiller über diese Parodie seines Räuberliedes nicht sehr erfreut gewesen sein. Es ist auch nicht abzusehen, wie die Wahrheit die Sonne der Studenten sein könne, wenn sie ein Musenleben führen. Diese Musen sind ja doch nur ein erlogener Schwindel; in Weimar waren dieselben sehr beliebte Damen; sie verdarben keinen Spaß. Ein Musenleben voll der Wonne einerseits und ein Leben in Bescheidenheit und Streben nach Wahrheit andererseits — das ist ja alles reiner Unsinn, gegenüber welchem das Räuberlied als Räuberlied wenigstens nicht unlogisch genannt werden kann.

Bisweilen nahm Herder einen Anlauf zu einem Freimuth dem Hoftreiben und der Loge gegenüber, der einige Anerkennung verdient. Er wollte eine Art Kirchenzucht einführen, und schrieb gegen die üblichen Dispensationen für Geld, wie folgt:

„Mit dem ersten Exempel, da man, statt mit der Kirche sich zu versöhnen, mit fürstlicher Kammer sich abfand, war die Kirchenbuße und Kirchenzucht im Kothe. Denn, wer that jetzt Kirchenbuße? Das heißt, wer versöhnte sich mit der Kirche? Der

Thaler, der gegeben ward oder die fürstliche Kammer, die ihn nahm, oder das fürstliche Consistorium, das in des Fürsten Namen (denn in Gottes Namen konnte wahrlich nicht dispensirt werden) dispensirte? Also ward in des Fürsten Seele, in seinem Gewissen dispensirt und soll er sich im Namen aller derer aussöhnen, die er dispensirt? Gewiß, wenn das nicht Hohnsprechung dessen ist, was Kirche und Versöhnung mit ihr sein soll, was wäre es denn? Wenn der Apostel jenen Blutschänder aus der Gemeine stieß, und dieser ihm mit einem Dispensations-Quanto entgegen getreten wäre, würde er ihm gelinder geantwortet haben, als dort Petrus dem Simon antwortete (Apostelgeschichte VIII, 20); was war denn Tetzel anders als ein Dispensator im Namen des Bischofs aller Bischöfe? und was sagte Luther zu dieser heiligen privilegirten Handlung, sind wir orthodoxe Lutheraner, sitzen in einer geistlichen Zollbude, wo Session für Session dispensirt wird und warum? Unter dem Namen des Fürsten ist die Taxe gnädig verordnet."

Was Herder bei dieser Gelegenheit in einem Ausfalle über Tetzel sagt, hat sich in neuerer Zeit durch quellengetreue Forschungen als unwahr herausgestellt. Tetzel ist der verschimpfteste und verläumdetste Mann der Reformationsgeschichte gewesen. Selbst Protestanten (wie Seidemann) haben urkundlich die gräßlichen Berichte über Tetzel als unwahr nachgewiesen. Herder kannte den Tetzel eben nur aus den Schriften der Reformatoren.

Wer sich über den Lügenkram, der über den Ablaßkram verbreitet worden ist, gründlich unterrichten will, lese Grönes Schrift über Tetzel, dann die „Geschichtslügen" (Paderborn bei Schöningh 1887, 7. Aufl. S. 428—434). — Auch der große Ranke hat sich in seinem großen Eifer, für die Reformatoren einzustehen, in seiner Reformationsgeschichte (I. Bd. S. 308, in neuer Auflage S. 208) über Tetzel durch Wiederholen von alten Lügen als Historiker eine große Blamage geholt.

Herder fährt in seiner Eingabe für Kirchenbuße und gegen Dispensationsunwesen fort:

„Mich dünkt also, es könne von keiner Milderung und Sittlichmachung der Kirchenzucht geredet werden, wenn nicht vor allen Dingen folgende Unsittlichkeiten abgestellt werden, die eine geistliche Wohlthat zur Strafe, eine Wiederversöhnung zu einer dispensablen Schande, und zu einem mit Geld wegzukaufenden Stäupenschlage gemacht haben, nämlich: 1. alle Dispensationen um Geld, denn Geld schafft keine Vergebung, 2. einzelner Stände, in der Kirche sind ja alle Christen, 3. kein Fürst kann Sünden ausnehmen und dispensiren."

Mit dem Einführen einer Kirchenzucht wäre Herder beim Herzog und bei Göthe schön angekommen. Die über Kirchenzucht und Staatszucht, weit in die Nicht- oder (was sprachlich eben so viel bedeutet:) Unzucht hinausragenden Verhältnisse der hohen Herren sind Herder offenbar viel besser bekannt gewesen, als die Sünden des armen Volkes. Denn nach oben hin fühlte er sich zum Schweigen verurtheilt. War er doch unter der Bedingung gegen den Willen sämmtlicher von Göthe verschimpfter und vereselter Prediger und Pastoren zu seiner Stelle gekommen — man machte sich von oben sicher, daß er den Regierenden keine Schwierigkeiten in den Weg lege. Herder mußte ja bei alledem zuerst mit der Frau von Stein, später mit der kleinen Christiane und andern Damen ähnlichen Goldgehalts — mit sammt seiner Frau Gemahlin auch noch dazu, auf dem besten Fuße leben und durchzukommen suchen; und Herder hat es verstanden, in seiner zweifelhaften Position sehr vorsichtig und daher auch sehr nachsichtig zu sein. — Innerlich fühlte er auch oft die bedauerliche Stellung, in welche er zu Weimar gerathen war; seine oft geäußerte Unzufriedenheit mag auch in diesen Verhältnissen einen vorzüglichen Grund gehabt haben.

Göthe war noch dazu unzart genug — dem Herder über seine sogenannte Liebe zu Christianen sehr burschikose Briefe zu schreiben. Zu einer Stelle in einem dieser Briefe, die man einem frivolen Bauernburschen zuschreiben könnte, bemerkt selbst der sonst überaus tolerante Frese (Lewes II 122): „So schrieb damals ein Minister an einen Generalsuperintendenten."

Wäre Herder nach Durchlesung eines solchen kirchenzuchtbedürftigen Briefes in den Ton des Briefstellers eingegangen, so hätte er seinem Unmuth ungefähr in den Worten Luft machen müssen: „Ei, da soll der Teufel Generalsuperintendent sein!"

Die 150 Pastoren hatte Göthe in dem Briefe an Herder, welcher ihm dessen Berufung nach Weimar meldete, sehr zart 150 Esel genannt.

„Und wie dann unser Herr und Christ, — Auf einem Esel geritten ist,
So werdet ihr in diesen Zeiten, — Auf hundert und fünfzig Eseln reiten."

So fein muß doch Herder's Verständniß gewesen sein, daß er an diesem Empfang keine Freude haben konnte und daß dies Verhältniß von Staat und Kirche, vom allmächtigen Minister zum ohnmächtigen Superintendenten weder erbaulich noch angenehm sein könne. Aber er mußte sich, wollte er Superintendent bleiben, schmiegen, biegen und fügen.

Wo sollte Herder mit der Kirchenzucht anfangen? Göthe schrieb dem Herder und seiner Frau aus Breslau, 11. September 1790:

„Auch bei mir hat sich die vis centripeta mehr als die vis centrifuga vermehrt. Es ist all und überall Lumperei und Lauserei; und ich habe gewiß keine eigentlich vergnügte Stunde, bis ich mit Euch zu Nacht gegessen und bei meinem Mädchen geschlafen habe. Wenn ihr mich lieb behaltet, wenige Gute mir geneigt bleiben, mein Mädchen treu ist, mein Kind lebt, und mein großer Ofen gut heizt, so habe ich vorerst nichts weiter zu wünschen. Der Herzog ist sehr gut gegen mich und behagt sich in seinem Elemente." [1])

Ein solcher Brief allein muß auf Herder's kirchenzüchtliche Pläne wie ein niederschlagendes Pulver gewirkt haben.

Wir werden auch bei Schleiermacher finden, wie dieser ebenfalls den sehr verunglückten Versuch machen wollte, einen Ritus und eine Zucht einzuführen. Zu einer Kirchenzucht gehört aber vor allem eine Kirche, und zwar eine wenn auch nicht sicht- doch fühlbare; diese Basis aber fanden die Herren nicht vor — und auf die Luft läßt sich nicht bauen.

5. Wie sich Herder und seine künftige Frau in der Correspondenz während der Brautzeit darstellen.

Wer einige Geduld — keine bessere instruktivere Lektüre — und viel übrige Zeit hat, der mag die 503 Seiten Briefe Herders und seiner Braut Caroline Flachsland durchblättern, um die überaus große Sentimentalität aber auch ausgesprochene Leidenschaftlichkeit der Frau Herder aus ihren eigenen Aussprüchen kennen zu lernen. [2]) Nur ein paar Beispiele.

---

[1]) Briefe Göthe's an Herder, von Düntzer u. J. G. von Herder. Frankfurt, Meidinger 1858, S. 136.

[2]) Herder's Briefwechsel mit seiner Braut, April 1771 bis April 1773. Herausgegeben von H. Düntzer u. J. G. v. Herder. Frankfurt, Meidinger 1858.

Er an Sie. Cassel, 23. April 1771:

„Ja meine liebe Vortreffliche! Ihr Bild ist mit mir gezogen: das müssen Sie mir erlauben, daß, der Wagen mag mich immer von Ihnen führen, meine Seele Sie sich wie einen begleitenden Schatten, wie einen mit mir wandelnden Gedanken denken könne, das müssen Sie mir erlauben.[1]) Das ist bisher meine Gesellschaft und Unterhaltung gewesen, im Wagen und in der Ruhestätte. O welch süße Gesellschaft! bald war ich bei Ihnen, begleitete Sie in Ihr heiliges Schlafzimmerchen, stand neben Ihnen bei Ihrem Bücheraltärchen, überall wo ich Sie gesehen, Ihren Kuß und Ihre Worte genossen. Bald waren Sie mir zur Seite im Wagen, ich theilte mit Ihnen wie manchen Wonneblick und gute Aussicht, die ich in Hoffnung des aufgrünenden Frühlings genoß, und dann auch wie manchen Augenblick eines düstern Auges und beschwerten Herzens. O Freundin, fast kein Wirthszimmer habe ich verlassen können, um mich wieder in den Wagen zu werfen, ohne daß ich nicht immer den Zug hatte, wo in einem Winkel thränend niederzuknieen und ich weiß nicht, ob für Sie oder an Sie zu beten. So ward alles durch Sie geheiligt, und ich sehe den Ort, wo ich eine Zeitlang mich mit Ihnen in meinen Gedanken beschäftigt, gleichsam als einen Tempel an, den ich nicht anders als betend verlassen könnte. O süße, zarte Seele, es ist Wollust auch in der Entfernung zu lieben" u. s. w. u. s. w.

Sie blieb selbstverständlich an Ueberschwenglichkeit nicht zurück — es nimmt uns Wunder, daß nicht längst schon ein speculativer Buchhändler mit Weglassung der Correspondentennamen aus diesem dicken Buch einen mäßigen Band eines übermäßigen Liebesschriftstellers zusammencomponirt hat.

Sie an ihn, aus Darmstadt, Ende April 1771:

„Ach wenn Du das fühltest, wie sehr meine ganze Seele, meine ganze Empfindung nur in Dir lebt, daß sie nimmermehr von Dir gehen kann, wenn Sie mir dieß reine lautere Gefühl, das nur Seelen vereinigt, zutrauen, ach mein Allerliebster, mein Einziger, dann küsse ich Deine Kniee. Aber lassen Sie mich auf die bittere Abschiedsstunde zurückgehen: dort an Ihrem Bette, wo Sie vielleicht zuweilen an mich gedacht und geträumt haben, haben Sie mich verlassen. Dachten Sie nicht, daß ich mich dahin legen werde, wo Sie gelegen? Ja, ich that's, und wie alle Thränen verweint waren, dann fühlte ich (o lassen Sie mir ein wenig Sinnlichkeit), wie süß der Ort, wo Sie geschlafen. Ich wünsche es mir jetzt tausendmahl in mein Kämmerchen, oder mich in jenes Kämmerchen. Doch gut ich durfte nicht länger als eine Stunde da liegen, Ihnen nachweinen, Sie umarmen und segnen, ich wurde

---

[1]) Wird selbstverständlich mit wiederholtem Kopfnicken allergnädigst erlaubt.

nachhause gerufen, und fand meine Schwester um Sie weinen, ich hätte ihr beinahe in diesem Augenblick meine ganze Glückseligkeit erzählt, so gut war ich ihr" u. s. w. u. s. w.

Wie sich nun mit diesem fortgesetzten „Ueberschwank" die Worte Herder's an sie — 20. April 1771 — reimen lassen, das ist eine Frage:

„Kehren Sie sich, meine liebste vortreffliche Freundin, an alles Zuckerwerk und Näscherei von Empfindungen nicht, mit dem man sich im Uebermaße eben so sehr und noch ärger den Magen verdirbt, als mit den offenbarsten Völlereien. Die Natur hat Ihnen, beste Freundin, so viel Stärke und Festigkeit der Züge gegeben, Sie haben so viel Reelles in Ihrem Charakter, daß Sie zu wohl sehen, der Mensch ist zu etwas besserm auf der Welt da, als eine Empfindungspuppe, oder ein Empfindungströdler zu sein: die schönste Puppe ist noch immer Kinderspiel und der schönste Trödelkram von Empfindung und aller Welt Ende ist höchstens ein Zimmer (?) der Erholung und kaum der Bestimmung."

Aus dieser Mahnung ist ersichtlich, daß sich Herder durchaus nicht für einen Empfindungströdler, und seine Braut eben so wenig für eine Empfindungspuppe gehalten hat — da entsteht freilich die Frage, wie möchte erst ein Trödelmarkt aussehen, bei dem ein echter Empfindungströdler mit einer echten Empfindungspuppe correspondirt?

6. Herder will kirchliche Zustände verbessern. Uebersetzt die Gedichte des Jesuiten Balde.

Im Jahre 1797 äußerte Herder in zwei Gutachten den Wunsch, es solle ein Predigerseminar errichtet werden; diese Gutachten sind sehr löblich und durchaus nicht im Sinne der Freimaurer abgefaßt.

Wie es mit dem Kirchenbesuch schon früher in Weimar ausgesehen, darüber belehrt uns Herder in einem Gutachten über die Einziehung einer Garnisonspredigerstelle zu Weimar, datirt 28. März 1787. Als Motiv führt er die Predigten an, die immer noch gehalten würden:

„Offenbar ist ein großer Theil derselben vergebliche Mühe, denn durch Seufzen wird der Grund der Zeit einmal nicht geändert. Vielmehr ist unpartheiisch zu fragen, was dazu beitrage — man solle den Predigern und Lehrern, die am Hungertuche nagen, ihre Gehälter aufbessern."

Er machte ferner 1800 dem Herzog einen Vorschlag über Einführung von Texten zu Predigten mit den gewöhnlichen Sonntagsevangelien, er verfaßte viele Bußtagsankündigungen in Form von Hirtenbriefen, auch öffentliche Kirchengebete — mit einem Worte, er suchte sein Amt nach seiner Art und Auffassung gewissenhaft zu verwalten, unbekümmert um viele Feindschaften, die er sich zuzog, wenn er auch kein Johannes der Täufer war und den Hof und die Hofleute selber nicht anzusprechen wagte — so kam diesen sein Eifer, der sie doch immer indirekt in zweiter Linie treffen mußte, nichts weniger als erwünscht.

Auch der blinden Intoleranz hat er sich zu Zeiten nicht hingegeben. Als er in Weimar vielerlei Kränkungen und Verdruß erfahren, machte er sich eine Erholung daraus, die ausgezeichneten lateinischen Gedichte des Jesuiten Balde zu übersetzen.

„Diese Oden (sagt seine Frau) gaben ihm Muth, Heiterkeit, Trost und Schwermuth zugleich, oft auch einen edlen gerechten Zorn, sie standen mit ihm auf und gingen mit ihm schlafen, sie waren jeden Abend Belohnung für die Mühe des Tages. Er vollendete oft nach dem Nachtessen noch eine Ode, und las mir sie um 10, 11 Uhr noch vor. Wie glückliche Stunden machten uns diese Vorlesungen! Alle Weltbegebenheiten zu Balde's Zeit, die sich so oft verwirrten, entwirrten und wieder verwirrten, gingen wie lebendig an seiner Seele vorüber — darüber die Stimme jenes Balde wie aus dem Grabe zu hören, und nun auch die seinige mit ihm zu vereinigen: dieß waren für ihn eben so schmerzhafte als erhabene Empfindungen.“

Mit seiner Metakritik und Kalligone (1799—1800), die zu einer Zeit herauskamen, wo der Enthusiasmus für die kritische Philosophie besonders in Jena den höchsten Punkt erreicht hatte — zog er sich in Unmasse Feinde zu. — Herder war ein Schüler Kant's, nannte aber in der Folge die Kritik desselben ungenießbar und seiner Vorstellungsart zuwider.

Was Herder gegen die Kant'sche Philosophie besonders einnahm, war das Treiben der Kantianer in Jena. In seiner Biographie findet sich näheres II. Bd. S. 224.

7. Herder, ein Anhänger Kant's, erschrickt über die Rohheit und Arroganz der Schüler Fichte's.

Im Jahre 1795 dankte Herder in seinen Briefen zur Beförderung der Humanität, was Kant ihm einst gewesen war, schrieb aber zugleich eine Warnung gegen den Mißbrauch von Kant's Philosophie, die aber nicht veröffentlicht wurde:

„Einige Jahre darauf und immer mehr stieg der Taumel dieser neuen Philosophie in den jungen Köpfen, in Deutschland und besonders in Jena; öffentlichen Hohn sprachen sie allen andern Wissenschaften, Kenntnissen, Erfahrungen, den Pflichten und der Religion; der Unfug, den er unter den Theologen anrichtete, wo keiner mehr wußte, was Religion und Theologie und Philosophie sei, und was jeder zugehöre, war unbeschreiblich. Seitdem Fichte (auch Freimaurer) zu Jena öffentlich gesagt hatte: „In fünf Jahren ist keine christliche Religion mehr, die Vernunft ist unsere Religion", nach diesem Orakelspruch, der auch hier und dort theologische Professoren irre machte, so daß sie nichts schneller thun zu müssen glaubten, als die Theologie nach der kritischen Philosophie umzumodeln: da kommen freilich junge Theologen zum Examen nach Weimar, deren Unwissenheit, Arroganz und freche Antworten Herdern zum Theil empörten, zum Theil schmerzten, wenn z. B. gutartige Jünglinge ihm selbst sagten: wir sind nicht anders gelehrt worden — belehre man uns eines bessern! Ein junger Weimarischer Geistlicher hatte sich (vor oder nach dem Examen) selbst erschossen, aus Verzweiflung über sein verfehltes Studium. Ein anderer talentvoller Jüngling schrieb einen Aufsatz gegen die Ehen, und forderte zugleich in ungestümer Bittschrift vom Ober-Consistorium ein geistliches Amt. Eine zügellose Arroganz mit höhnischer Verachtung alles Ehrwürdigen verbreitete sich unter den Jünglingen, die heiligsten Bande der Natur galten ihnen nichts mehr, Elternliebe, Kindesliebe, Liebe der Gatten war ihnen Spott — als bloße sinnliche Bedürfnisse, wofür Kinder ihren Eltern keinen Dank schuldig seien; Treue und Glauben zu halten sei man nicht verbunden, Religion zumal christliche Religion sei Aberglaube. Alle diese nagelneue Weisheit wurde frech geäußert, es gab erwachsene Männer, Männer von Stand und Ansehen, bei denen man sich dadurch insinuiren konnte. Herder verfolgte Schmerz und Unmuth über diese Zustände, er wollte nach der Metakritik und Kalligone noch eine wichtige Schrift folgen lassen: über die schädliche Einwirkung der kritischen Philosophie auf die Moralität und die innere Glückseligkeit des Menschen. Legationsrath Falk in Weimar (Freund Göthe's und Herder's) bat Herder bei Ehre und Freundschaft nichts weiter gegen die Kant'sche Philosophie zu veröffentlichen, er habe durch die Kalligone gesiegt,

mit diesem Siege solle er zufrieden sein. — — Herder, zum Theil schon eingeschüchtert und des Kampfes müde — gab nach! Er erklärte sich später: er habe Kant durch seine Schriften bewegen wollen, daß er sich endlich selbst über das Mißverstehen seiner Philosophie erkläre. Allgemein bekannt ist, daß Kant selbst zu mehreren Personen gesagt hat, er sei „in seiner Philosophie nicht verstanden worden, außer nur von Einem, dem Hofprediger Schulz zu Königsberg."

Herder sagte: Die Kant'sche Philosophie ist als ein Ferment anzusehen, die Dummheit nahm diesen Sauerteig für den Teig selbst. Daher dieser unbegreifliche Unfug. Es ist klein von Kant, daß er, der es besser weiß, die Menschen in dem Irrthum läßt, und die Wahrheit der Eitelkeit aufopfert: eine Schule gestiftet zu haben.

8. Was Kant und die Frau Herder über Göthe sagen. Herder's guter Wille.

Hasse erzählt in „Kant's letzte Aeußerungen" S. 34:

„Kant soll über Göthe fast leidenschaftlich geurtheilt und ihn beschuldigt haben, er wolle Diktator sein und gern Jünger machen."

Merkel bemerkt dazu:

„Ich erinnere mich nicht, daß sonst Jemand, am allerwenigsten solche, die Herdern persönlich kannten, ihm diesen Vorwurf gemacht haben."

Wäre Herder nach Göttingen gegangen, so hätte er sich dort einen weniger beengten Wirkungskreis erschlossen. Unter den Professoren wäre er mindestens als Gleichberechtigter dagestanden. Es reute ihn vom Herzen, kurze Zeit nachdem er sich für Weimar entschied, dem Rufe nicht gefolgt zu sein. „Ach mein verfehltes Leben!" rief er öfters aus.

Als er von einer Badekur aus Carlsbad zurückkam, hatte sich durch mancherlei Verdrießlichkeiten seine Heiterkeit bald wieder umwölkt. „Viele derselben rührten von einem einzigen Manne her", setzt seine Gattin bei, wagt es aber nicht, den Mann zu nennen. Es war eben der Allmächtige in Weimar.

In der Biographie von Müller werden auch mitunter gegnerische Ansichten über Herder's Charakter angeführt. So II S. 282:

„Jemand (in einem Manuscript) hat gesagt: Herder's moralisches Leben war gewiß sehr unschuldig und gut, aber nicht verdienstlich, er handelte wie es die Umstände wollten, ohne sich an gewisse Regeln zu binden, er handelte gut, aber wie mir dünkt, ohne Charakter." — —

Das ist vielleicht so obenhin und im allgemeinen gesprochen zu hart — Herder hatte eben kein prinzipielles Denken — er war Rationalist in seinen Schriften und gefühlvoller Redner in seinen Predigten, er wollte Kirchenzucht einführen, was ein eben so schweres als undankbares Unternehmen ist, wenn man die Autorität der Kirche verworfen hat. In seiner Gesinnung war er edel und die Schilderung seines Wesens in dieser Richtung (Biographie II S. 287) mag gelten:

„Das Allerbitterste war ihm, Obere zu haben, deren Charakter er nicht achten konnte. Es war ihm unerträglich, wenn er zum Ersatz des wahren Verstandes und der Moralität, List, Bosheit, Ränke, Unterdrückung alles Edlen das Ruder führen sah, und er von daher Befehle annehmen sollte. Gegen alles Niederträchtige, Gemeine, Eigennützige, Heuchlerische, Unwahre, gegen Uebermuth, den frechen Egoismus und Despotismus, wo und wie er sich auch zeigte, hatte er die tiefste Verachtung. In tiefe Schwermuth fiel er oft, wenn er seine reinsten Absichten, gemeinnützige, moralische oder wissenschaftliche Bildungsanstalten zu gründen, durch Neid und Bosheit vereitelt sah." —

„Geist und Genie hielt er allerdings sehr hoch: aber Gesinnung, That, Charakter, Moralität eines Menschen galten ihm noch viel höher; auch dem edelsten Genie, wo dieses mangelte, wenn es nicht zur Aufklärung und Veredlung anderer verwendet wurde, konnte er seine Huldigung nicht fortdauernd (!) schenken. Er beklagte es oft, daß der moralische Werth zu unserer Zeit so wenig geachtet werde u. s. w." —

Der gute Wille ist Herder nicht abzusprechen; aber die Verhältnisse, in denen er lebte, ließen diesen Willen nicht stark und mächtig werden. Er stand in den besten Beziehungen mit Wieland — den selbst der Studenten-Hainbund als Jugendverführer brandmarkte, — er fühlte sich aus Dankbarkeit gezwungen, mit Göthe auf gutem Fuße zu stehen, und über dessen offen zur Schau getragenes Verhältniß mit der Vulpius, die Göthe erst drei Jahre nach Herder's Tode heirathete, kein Wort zu wagen, obwohl er in früheren Erlässen es wiederholt betonte, man solle jene, die offenes Aergerniß geben, ob sie arm oder reich, machtlos oder mächtig sind, gleich behandeln u. s. w.

Als Haman, der sich für den positiven Christenglauben ausgesprochen, gestorben war (II 345), klagte er, es sei ihm in dessen Grab seine rechte Welt und Freundschaftsinsel nachgesunken.

Es ist hier am Platze, zu vernehmen, was Stolberg (Eutin, 2. Novbr. 1796)[1]) berichtet:

„Schlosser zeigte uns einen Brief von Jacobi, der uns alle betrübt hat. Indem er ihm viel Richtiges und Gutes über sein Schriftchen gegen Kant sagt, versichert er zugleich, daß er kein historischer Christ sei, und nie einer sein werde. Er sei nun ganz auf's Reine gekommen und Herder's neuestes Buch „der Erlöser" scheine ihm vortrefflich, weil es sein eigenes Glaubensbekenntniß enthalte. Herder's Buch habe ich nicht gesehen, wir kennen ja aber den Geist dieses Chamäleons, und es wird immer mehr Mode bei unsern protestantischen sogenannten Theologen, sich Christen zu nennen, indem sie die Geschichte des Evangeliums verwerfen, und nur die Sittenlehren annehmen, den menschlichen Kräften die Erfüllung der evangelischen Forderungen aufladend, und sich schmeichelnd, mit der absurdesten aller Absurditäten Eingang zu finden. Mein Bruder sprach mit Unwillen von dieser Herder'schen Schrift, die er nicht habe auslesen mögen. Schlosser sagte: Mag Jacobi seinen Herder'schen „Erlöser" haben, ich halte mich an den Erlöser des Johannes." —

Ueber Herder's Ideeen zur Philosophie schreibt Leopold Stolberg an seinen Bruder schon am 23. Juni 1786:[2])

„Ach daß es rein ausgemacht wäre, daß Herder rein ist. In einem gewissen Sinn des Wortes scheint sein ganzes Ich so nett und rein zu sein, so hell sein Geist und so tief, und so sanft zitternd die tief geweckte Empfindung!"

„Wie sehr zu beweinen, wenn le plus aimable des hommes nicht der liebenswürdigste Mann wäre, der er sein sollte. Seinen zweiten Theil (der Ideeen) habe ich noch nicht. Mich verlangt nicht unendlich darnach, denn so sehr mich auch der erste interessirte, ist mir doch so wenig davon geblieben. Es waren Düfte, die mir lieblich durch den Kopf wehten, aber auch nicht ein einziges leichtbeflügeltes Sonnenstäubchen hat eine meiner Ideeen befruchtet. Ich halte es mit unserm Plato, der wie ein Garten Gottes duftet, wie unsere Felder nach dem Regen und so schönen Samen ausstreut. Das thut Homer auch und Klopstock, Ossian, Shakespeare und Milton. Und Jeder in seinem Maße, das thut Jeder, der vom Geiste Gottes getrieben, eines schönen Inhalts voll ist, dazu gehört Entäußerung seiner selbst, die das Weib ist, ohne welches

[1]) Janssen-Stolberg I S. 399.
[2]) Janssen-Stolberg I S. 189.

der Genius nicht zeugen kann. Alles andere sind Windeier, oft schöne ausgeblasene, gemalte mit Devisen geschmückte Ostereier. Das Fasten der Propheten war eine freie äußerliche Zucht nicht allein, es war unter anderm auch nöthige Enthaltung des Sinnlichen und dabei ein Symbol aller Enthaltung und Entäußerung, um dem Geiste Gottes ein freies, leeres Kämmerlein einzuräumen."

9. Jean Paul über Herder. Herder wünscht, er wäre im Mittelalter geboren. Ein Gedicht des Erzbischofs von Tarent auf Herder.

Höchst merkwürdig ist, was Richter im dritten Theile seiner 1804 erschienenen Vorschule der Aesthetik über Herder sagt:

„Man wurde aus seiner Sehnsucht inne, daß er innerlich (nach einem höchsten Ideale) viel schärfer über die Zeit richte, als es äußerlich seine Duldung und Allseitigkeit verrieth; daher geht durch seine Werke eine geheime, bald sokratische, bald horazische Ironie, die nur seine Bekannten verstehen. Er wurde überhaupt wenig, nur im Einzelnen anstatt im Ganzen gewogen und erwogen; und erst auf der Demantwage der Nachwelt wird es geschehen, auf welche die Kiesel nicht kommen werden, womit die rohen Stylistiker die noch roheren Kantianer und rohe Poetiker ihn halb steinigen, halb erleuchten wollen."

„Der gute Geist gab viel und litt viel. Zwei Reden von ihm bleiben, obwohl andere unbedeutend mir immer zur Betrachtung, die eine, daß er einst an einem Sonntage mit wehmüthigem Schmerz über die kahle, kalte Zeit, unter den wie aus den alten Jahrhunderten herüberfließenden Tönen des nahen Kirchengeläutes sagte: Er wünschte, er wäre im Mittelalter geboren worden.[1]) Die zweite ganz andere Rede war, daß er sich eine Geisterschauung wünschte und daß er gar nichts von dem gewöhnlichen Geister-Schauder dabei empfände oder ahnete."

Merkwürdig ist auch dieser Ausspruch Jean Paul Richter's über Herder:[2])

„Ich wende mein Auge zu einem dichterischen Geiste, der durch alle seine Worte reinen Himmelsäther wehen ließ, und keinen unheiligen Laut in ihnen, als in heiligen Tempeln duldete, ja der

[1]) Merkel, dem diese Aeußerung sehr unlieb ist, bemerkt dazu — die Meinung und Veranlassung bei diesem Wort sei anders gewesen — nachdem er aber sonst nichts sagt als dieses — so geht daraus nur hervor, daß Merkel die Worte Herder's in Zweifel ziehen wollte.

[2]) Dämmerungen für Deutschland.

gleichsam als ein geistiger Orientale, immer unter dem offenen Himmel wohnte, und nur auf Höhen schlummerte. Wollt ihr durch Musen die Religion, wie Sokrates die Philosophie, von ihrem Himmel auf die Erde bringen und pflegen, so eifert diesem Muster nach, oder einem Klopstock oder überhaupt den Dichtern älterer Zeiten. Solche Musen allein können die Heidenbekehrerinnen so vieler Großen werden!" —

Ist der Erzbischof von Tarent Capeccelatro als Bischof und als politischer Charakter unter Null gewesen, so hat er sich doch bei mehreren Gelegenheiten, wie auch beim Tode Herder's, als einen modernen lateinischen Classiker hervorgethan. Nachdem die Herzogin-Mutter Amalia diesem die Nachricht von Herder's Tode gesandt, schickte er dieser Fürstin ein lateinisches Gedicht: Ad Amaliam Augustam, welches total im Geiste der Cinquecentisten (à la Bembo) abgefaßt, ebenso gut oder noch eher nach seinem Inhalt dem Horaz oder irgend einem anderen römischen Klassiker hätte zugeschrieben werden können, als einem katholischen Erzbischof.

Der Uebersetzer in Weimar hat noch das seine dazu gethan, um die Uebersetzung den Göttern des alten Rom noch adäquater zu machen, als das lateinische Original, wie wir aus den letzteren 4 Zeilen (es hat im Ganzen 22 Zeilen) in Original und Uebersetzung ersehen können.

Jure dedit Natura mori: Natura voluntas
Firma Deum, Superi quid nisi recta volunt?
Eja animum compone aegrum, compesce quaerelas
Ne Herderi rumpas gaudia sancta Tui.

Tod ist gerechtes Gesetz der Natur, und was die Natur will
Ist der Götter Gebot, was sie gebieten, ist gut.
Hemme den Schmerz, verschließe dem Trost das kranke Gemüth nicht,
Daß du die heilige Ruh' Herder's des Deinen nicht störst.

Als die französische Revolution ihre Wogen auch gegen Italien hintrieb, sprach sich Herder an seinen Reisegefährten Friedrich Hugo von Dalberg besorgt über Capeccelatro aus:[1])

„Erfurt, 13. Januar 1799. Wie wird es bald unserm armen Erzbischof von Tarent ergehen? Liebster, in welchen Zeiten mußten wir geboren werden; die itzig Lebenden sind zu spät und zu früh auf der Erde."

---

[1]) Von und an Herder. Briefe. Von Düntzer 2. Bd. Leipzig 1862. Seite 268.

10. Die hochwürdigste Frau Ober-Consistorial-Präsidentin! Herder predigt über sich selbst. Was Herder im Geheimen über die Fürsten sagt.

Im Ganzen ist die von Herder's Frau gesammelte Biographie Herder's interessant. Im Jahre 1846 hat der Sohn Herder's Fr. Emil Gottfried von Herder, kgl. bayr. Regierungsrath in Erlangen: „J. Gottfried von Herder's Lebensbild mit chronologisch geordnetem Briefwechsel ꝛc. ꝛc." in 6 Bändchen herausgegeben. — Darin ist vieles rein veraltet und ungenießbar. Es kommen auch viele Briefe an Frau Herder vor, darunter einige, die der Sohn als Herausgeber sammt der merkwürdigen Courtoisie: „Hochwürdigste Frau Ober-Consistorial-Präsidentin!" abdrucken ließ. In England ist es total ungebräuchlich, daß der Frau eines kirchlichen Würdenträgers die Courtoisie ihres Gemahls gegeben wird. Derselbige Prediger Puttlich hat sich später eines Besseren besonnen und die Frau im Brief mit „Verehrungswürdigste" nicht mehr „hochwürdigste Frau Ober-Consistorial-Präsidentin" begrüßt.

Herder hatte 1789 einen Ruf als Hauptpastor nach Hamburg bekommen. Schiller theilt darüber (Vehse 28. Bd. S. 156) folgendes mit:

„Herder hat vor einiger Zeit einen unverzeihlich dummen Streich gemacht. Seit seiner Zurückkunft hatte er nicht gepredigt, weil er erst abwarten wollte, ob er (in Weimar) bleiben würde. Wie nun seine Sache entschieden war, so bestieg er zum ersten Male die Kanzel wieder. Alles kam in die Kirche, selbst von Jena aus und voll Erwartung — er predigte über sich selbst und in Ausdrücken, die seinen Feinden gewonnenes Spiel über ihn gaben und alle seine Freunde zum Schweigen brachten. Das Te Deum wurde gesungen mit einem Text, der auf ihn gemacht war, und in den Kirchenstühlen ausgetheilt wurde. Alles ist aufgebracht und hat diese Komödie äußerst anstößig gefunden."

Herder's geheimes Urtheil über die Fürsten. Ernst II, Herzogs zu Gotha, eines höchst sonderbaren Herrn, war „Frau Schneider", seine „Geliebte" gestorben. Herder schrieb nun nach dem Tode dieser Dame, 2. März 1785, aus Weimar an Knebel:

„Der Herzog von Gotha ist hier (in Weimar) zu trösten und getröstet zu werden; denn seine Madame Schneider ist Sonntag

begraben. Er hat mir viel von der Qual eines zu empfindlichen Herzens gesprochen, was ich nicht verstand, weil ich die Veranlassung hierzu nicht wußte, also auch nicht comme il faut beantwortet habe. Trödelkram! Trödelkram! lieber Knebel, ist das meiste auf der Erde und die Herzen der Fürsten sind kostbare Stücke in dieser Bude. Kaufe sie wer will, mir ist ein Dreier lieber."[1])

Bei alledem aber blieb Herder in Weimar, behielt seine Hofanstellung, wurde Ober-Consistorialrath und Präsident — und ging aus der „fürstlichen Trödelbude" in Weimar nicht eher heraus, als bis er hinausgetragen wurde.

11. Herder's Anstellung und Stellung in Weimar.

Ueber Herder's Anstellung bringt Düntzer im I. Bd. S. 38 der Biographie der Charlotte Stein einigen Aufschluß:

„In ein innigeres Verhältniß trat Göthe wohl erst kurz vor der Mitte Januar 1776 zu Charlotten, nachdem er sie mehrfach in ihrem Hause besucht hatte, auch bei Hofe und auf der Redoute mit ihr zusammengekommen war. Wahrscheinlich theilte er ihr seine ihm besonders am Herzen liegenden Bemühungen mit, den erbitterten Gegnern und der beschränkten Rechtgläubigkeit zum Trotz, die Berufung Herder's zum Generalsuperintendenten und Stadtpfarrer von Weimar durchzusetzen, woran sie lebhaften Antheil nahm, da sie in diesem einen vom edelsten Sinn und warmer Empfindung erfüllten Seelsorger und Prediger erwartete, welche dem dürren, geistlosen, handwerksmäßigen Treiben der Geistlichkeit eine höhere Richtung geben werde." —

Das Aufräumen mit der beschränkten Rechtgläubigkeit und dem positiven Sittengesetz lag diesen Herren und Damen besonders am Herzen. Die alten Pastoren, die noch gewisse Gebote Gottes festhalten und auf deren Haltung dringen wollten, waren als Finsterlinge sehr verhaßt.

Ueber Herder's Adelshaß schreibt die Herzogin von Weimar an die Stein am 5. August 1793:

„Ich erwarte zu Mittag auch Herder, in der Voraussetzung, daß er weniger griesgram sein werde als vorigen Freitag, wo ich ihn auch zu Mittag eingeladen hatte, und er ganz unerträglich war, seit 6 Monaten habe ich ihn nicht so übel gelaunt gesehen, er sprach nur durch einsilbige Worte, und all sein Groll gegen

---

[1]) Vehse, deutsche Höfe, 29. Bd. S. 47.

den Adel war erwacht. Wahrlich, es wäre nöthig, daß er einen dritten Theil seines neuen Werkes „zur Beförderung der Humanität" schriebe."

Es war bei Herder bezugs des Adelshasses auch eine Schwenkung eingetreten — die Liebe zum Adel kam auf's Tapet, als er „um seines Sohnes willen" den Adel sich erbat, und als er den Adelsbrief erlangte, sich immer mit großer Gewissenhaftigkeit von Herder schrieb und von Herder drucken ließ. Wir haben eine Menge ähnlicher Adelsfeinde kennen gelernt — sie sind zumeist außerordentlich belehrungs- und bekehrungsfähig.

Düntzer gesteht es selber (versteht sich in seiner den Genossen der Weimarer Tafelrunde mindestens immer schonenden wenn schon nicht verherrlichenden Weise), wozu Herder nach Weimar berufen wurde:[1])

„Dieser (der Herzog) zog ihn (Göthe) auch bald nach der Entfernung der Stolberge wegen Besetzung der Superintendentur zu Rathe, da er dieselbe einem weniger düstern und starren Geistlichen übertragen wünschte, als der ihm selbst zur Last gewordene Vorgänger Brasch gewesen, und Göthe wies ihn auf Herder hin, der eben damals mit Göthe unterhandelte."

Die Düsterkeit und Starrheit dieses Brasch war entsetzlich und unerträglich; dieser Mensch wagte es rücksichtslos, den ganzen allerhöchsten Hof zu erbittern, was doch unmöglich die Aufgabe eines aufgeklärten Hofgeistlichen sein kann, dem es vor Allem darum zu thun sein muß, die Allerhöchsten Herrschaften in ihren Berufsfreuden nicht zu stören; er wagte es, die Anforderungen bezugs Sittlichkeit nicht nur an das gemeine Volk zu stellen, sondern erkühnte sich mit diesen Forderungen auch an die Spitzen der Regierung heranzukommen. Eine so widerwärtige Religionsstörung (des Hof-Musen-Cultus) konnte man sich nicht gefallen lassen. Darum hat auch Göthe dem Herder vorgeschrieben, wie er sich in dieser Richtung dem Hofe gegenüber zu benehmen habe, und was der Herzog und der ganze allerhöchste Hof von ihm zu erwarten geruhe.

Oft ganz gegentheilige Ansichten und Aussprüche nicht nur im Gebiete der Theologie und Philosophie, auch über Leute

---

[1]) Göthe und Karl August. Von Düntzer, Leipzig, Dyk 1861 S. 11.

aus seinem Lebenskreise muß man bei Herder gewohnt werden, er war eben der Mann der Stimmungen.

Die Assing berichtet (in ihrem Buch über die Laroche S. 333):

„Herder, der entzückte Bewunderer von Sophiens (der Laroche) Schriften, der die „Geschichte des Fräuleins von Sternheim" mit dem Evangelium verglichen hatte (oh!), that auch die Aeußerung: Sie (die Laroche) spricht bloß die Kanzleisprache, aber nicht die Kabinetssprache des Herzens."

Die Vergleichung der „Geschichte des Fräuleins v. Sternheim" mit dem Evangelium ist eine der bedenklichsten Marotten, welche im Gehirnkasten dieses Theologen, der permanent nach geistreichen Aphorismen haschte, je ausgebrütet worden sind! — —

Dieses neue Evangelium d. i. die Geschichte des Fräuleins von Sternheim wird in der Jetztzeit auch von dem Straußenmagen eines Landkrämereilehrlings nicht mehr verdaut werden können.

12. Wie die vier Commandanten des Weimarer Geniekorps sich gegenseitig bekriegen.

Daß die vier Commandanten des Weimarer Festungsvierecks sich sehr oft selber gegenseitig bekriegten, ist bekannt. — Göthe war der Heros, an den wagte man sich nicht direkt, desto mehr aber wurde die Erbitterung gegen die Anhänger und Lobredner Göthe's losgelassen. Ende des Jahres 1797 schrieb Herder an Fr. H. Jacobi („Aus Herder's Nachlaß" II. 255):

„Was sagst Du außer der französischen und kantischen zur dritten großen Revolution, der Friedrich-Schlegel'schen? Hinfort ist zwar kein Gott mehr, aber ein Formidol ohn' allen Stoff, ein Mittler zwischen dem Ungott und den Menschen, der Mensch Wolfgang" (Göthe).

Im Dezember 1798 hatte Schlegel den „Woldemar" Jacobi's scharf recensirt; darüber tröstet nun Herder den Jacobi („Herder's Nachlaß" II. 265):

„Den Sch . . . knecht Fr. Schlegel oder Flegel vergiß ganz und gar, warum muß er mit Dir und Richter (Jean Paul) Einen Vornamen führen? Aber eben dieser Vorname sage Dir: Vergib

ihm, er wußte wahrhaftig nicht, was er that. Man hat mir gesagt, daß er Deine Werke mit dem größten Entzücken gelesen, und immer tiefer hineingelesen, bis er Dir zur Dankbarkeit die Recension herausquoll. Du siehst also, er ist am Tage der unschuldigen Kindlein geboren, diese und die Narren können nicht sündigen, eben weil sie Kinder und Narren sind. Unlängst erschien in der Literaturzeitung, die ich auch nicht lese, eine armselige Recension meiner Humanitätsbriefe. Wer sie mir schickte, war der Verfasser selbst (Schütz) in guter Meinung. Mich wundert, daß Dir Schlegel nicht auch die seinige geschickt hat."

Die feingebildete Bewunderin ihres Gemahls (dem sie in's Gesicht sagte: so schön wie er kann nur ein Gott schreiben), diese Gottesbraut Madame Herder war über die Gegner ihres Ehegemahls noch viel erbitterter, als dieser selbst. Sie schrieb an Böttiger (Lit. Zustände II. 196):

„Ueber die Schlegeliana sind wir (sie und ihr Herr Gemahl) ganz von Wieland's Meinung: „Es sind Irrwische", dieß soll unser Motto über diese Herrens sein."

Im Sommer 1800 schreibt diese Dame an Knebel (dessen Lit. Nachlaß II. 334):

„Ich muß Sie dringend bitten, falls August (Herder's Sohn) Ihnen über Tiecks Ausfall schreibt, ihn zu beruhigen. Schweigen ist das einzige was zu thun ist. Die giftige Kröte mag in ihrem eigenen Gifte umkommen."

Bald darauf schrieb Madame Herder (II. 336) über Brentano:

„Ihr (der Bettina Brentano) Bruder ist auch hysterisch im Kopf. Er hat die Späße und Brosamen, die von der großen Herren Tische fielen, mit seinen eigenen so kunstreich à la Tieck aufgetischt. Wenn Sie ihn sehen sollten, diesen hohl- und tiefäugigen Menschen, so würden Sie ihm bald das Irrenhaus prophezeien. Da Tieck, sein Abgott, ihn in seinem neuesten poetischen Journal lächerlich gemacht haben soll, so soll Brentano vor Wuth Jena verlassen und sich geflüchtet haben. Dies Reich muß unter sich selbst uneins werden."

Madame Herder hatte hier offenbar in ihrer Begeisterung für ihren Gemahl vergessen, daß auch das weimarische Geisterreich schon längst unter sich uneins gewesen.

Koberstein (IV. 2. Theil 836) berichtet über Herder's Feindschaft gegen die Romantiker:

„Herder, sowohl in Folge seiner Stellung zur kritischen und idealistischen Philosophie, wie seiner in neuester Zeit eingetretenen

Spannung mit Göthe, schon von vornherein gegen die kritischen, kunsttheoretischen und dichterischen Tendenzen der Romantiker eingenommen, dann namentlich über Fr. Schlegel's Verfahrungsweise in der Kritik aufgebracht, endlich ebenfalls im Athenäum (des Schlegel) tief verletzt, blieb nicht wie Schiller und Wieland dabei stehen, bloß in Briefen seinem Zorn Luft zu machen, sondern suchte in seiner Erbitterung auch in der Kalligone und in der „Adrastäa" die Neuerer zu züchtigen, die ihm nur argen Unfug in und mit der Literatur zu treiben schienen. Offenbar auf die Schlegel gemünzt ist die Stelle in der Kalligone (Herder's Werke zur Phil. und Geschichte 19, 67): „Indem sie (die echte Kritik) sich der Mitgenossenschaft mit Halbkennern und Muthwilligen entzieht und sie als eine unehrbare Gesellschaft verachtet, fühlend den Verderb, der Jünglingen auf ihre Lebenszeit zuwächst, wenn sie Kritiker werden, da sie noch lernen sollten, und sich deshalb oben auf dem Parnassus wähnen, überläßt sie die kraft der kritischen Philosophie unter jedem Lehrstuhl ausgebrüteten Nester voll junger Habichte, die ohn' alle Begriffe und Kenntnisse kritisch richten, ihrer eigenen Ignoranz und Arroganz und Insolenz ꝛc. ꝛc. Scheuend entzieht jeder Edle sich einer Decke, unter welcher namlos und benannt so manches Unreine sich streckt, und es wird eine Zeit kommen, da die Nation selbst sich jeder unwissenden, unverständigen, regellosen Kritik als eines ihr zugefügten Schimpfs schämt."

13. Die Kritiker. Herder für Odengetrappel und Hexametergeklapper, gegen die tönende Reimkunst.

Der gute Herder! Was hatte der für vertrauensvolle Ansichten über die „Nation". — Diese Nation hat gar keine Ursache, sich über die damaligen Kritiker (vor 90 Jahren) zu schämen, weil dieselbe es nicht der Mühe werth findet, sich über die tausende von Kritikern der Gegenwart zu schämen. Zu Herder's Zeiten haben die Kritiker doch wenigstens ein paar Jahre in einer Universitätsstadt gekneipt, jetzt machen sie sehr oft nur 4 Curse durch; den ersten im Vaterhaus (Kopfrechnen), den zweiten in der Handelsbude (Ausverkauf-80-Pfennigladen), den dritten als Börsegaloppin, den vierten als Literat. Der ‚Wiener Figaro' gab einst die zunehmende Bildung dieser Kritiker in der allmählichen Veredlung ihres Namens an: „Zu Hause heißt das Genie: Jaïnkeff; im Laden: Jacob; auf der Börse: Jaques; in der Redaction: James, oder der Name veredelt sich wie folgt: Levy, Löwe, Leo, Lionell."

Herder war als Dichter oft sehr langweilig; er und Voß eiferten aus guten Gründen gegen wohlklingende Reime, ebenso Klopstock. Sie wollten sich ihr Odenmaß und ihre Hexameter nicht übertönen lassen.

Vielleicht von Herder oder einem andern der reimfeindlichen Dichter ist auch der Ausfall gegen die Romantiker in der Asträa (Werke zur schönen Lit. und Kunst 18, 10):

„Griechen und Römer vermieden in ihren Silbenmaßen bei allem Zusammendrange der Assonanzen den Reim. Kindern am Jahrmarkte geben wir die Pfennige mit dem Verbot: daß du ja keine Trommel, keine Trompete kaufst. Wir und unsere Romansänger, unsere heroischen Lyriker selbst übten diese Kunst, und zwar auf arabische Weise von Neuem, betäubend unser Ohr mit Reimtrompeten und Pfeifchen. Jene, indem sie dem Genius unserer Sprache zuwider auf spanische Assonanzen, auf ein gehaltenes, wiederkehrendes A, O, U, kindisch ihre Kunst wenden, indem sie den Liedern der brittischen Bedlamssänger nacheifernd, rasselnd und prasselnd, sausend und brausend gar alle Silbenmaße durcheinander ausschütten, und damit das Ohr des Volkes zwar nicht verfeinern, aber wie Kameelsohren erhöhen und verderben" 2c.

Welche Furcht, daß die Ohren des Volkes nicht verfeinert werden, als ob das Odengepolter und das Schmiedegehämmer der Hexameter allein geeignet wäre, die Volksohren mit Wohlklängen zu ergötzen!

Psychologisch interessant ist, daß die größten Schmäher über das südliche Reimgeklingel in der Regel sich durch ihre Unfähigkeit, in diesen Formen etwas zu schaffen, besonders bemerkbar gemacht haben. Daher der Zorn und die ästhetisch angehauchte Entrüstung.

Demselben Umstande scheint Herder's Urtheil über das Stabat mater und Dies irae seinen Grund zu verdanken. Er sagt darüber:[1])

„Selbst das Mönchlatein der mittleren Zeiten hatte manche Gesänge von einem Tone der Andacht, Feier und Demuth, der beinahe in unserer Sprache keinen Ausdruck findet, wovon ich Ihnen ja nur das sonst elende (sic!) Stabat mater dolorosa, und das schreckliche Dies irae, dies illa und manche andere Cantionen zu nennen brauche." — —

[1]) Herder: Sämmtliche Werke zur Religion und Theologie 10 Theile. Wien und Prag, Hons 1820, zehnter Band: Von dem Studium der Theologie 10. Brief S. 73.

Herder hat den Jacopone da Todi (Verfasser des Stabat mater) als Dante's Vorläufer und ersten etrurischen sprachbildenden Dichter sicher nicht gekannt. Es soll ein Dichter in Latein etwas besseres in Reimen zu Stande bringen als das Dies irae! Selbst Schopenhauer hat respektvoll von den lateinischen Hymnendichtern des Mittelalters gesprochen. Positiv christliche Protestanten sprechen mit aller Anerkennung vom Stabat mater.[1]) Herder wollte später sein erstes etwas plumpes Urtheil zurücknehmen:

„Einige unserer Lieder, die Luther u. a. übersetzte, sind aus solchem älteren Latein, und wenn der Ausdruck hier und da zu veraltet ist, so sollte man ihm, denk ich, nachhelfen, ohne so viel möglich seine Kraft zu schwächen, und dem ganzen Leibe die Gestalt des Alterthums zu nehmen. Wer wird ein Straßburger Münster und eine Notre dame zerstören, um ein leichtes Opern- und Lusthaus an seine Stelle zu pflanzen?"

14. Wie die Frau von Herder über den gottlosen Kotzebue erbittert wird, der sich so viel Geld verdient.

Caroline Herder (Gattin Gottfried Herder's) über Kotzebue.

Caroline Herder schreibt an Major Knebel, Weimar, 4. Februar 1803:[2])

„Der gottlose Kotzebue ist wie die Hummel, die den Honig der Bienen stiehlt. Ich kann Ihnen meines Mannes Gefühl und das unsrige darüber nicht ausdrücken! Wie lange hat Richter (Jean Paul) nur um ein kleines Kanonikat mit einer Pension leise angeklopft, und dieser Freche kommt und — greift zu. Er hat an seinen Freund Gruner in Jena geschrieben: er habe die Privat-Winterlustbarkeiten der Königin und königlichen Kinder dirigirt — und habe vom Könige das Präsent erhalten: Domherr in Magdeburg mit 1600 Thaler Einnahme! Der Schuft! Er hat durch lauter Schufterei 8000 Thlr. jährliche Einnahme, ohne das Vermögen seiner Frau! Wenn doch der König nicht glaubt, daß er hierdurch für die Wissenschaft und das Talent etwas gethan habe. Dies wäre doch ein ungeheurer Irrthum"!

---

[1]) So A. Nebe: Die Leidensgeschichte unseres Herrn Jesu Christi. Wiesbaden, Niedner 1881.

[2]) Knebel's Nachlaß und Briefwechsel. Leipzig 1835. 2 Bd. 3 42. und 2 Bd. S. 343.

Gottfried Herder über Kotzebue und Fichte.

Herder schreibt an Knebel, 19. Februar 1803:

„Ja, ja, Sie haben Recht, Demüthiger, Ihre Werke sind so unrecht nicht, so passable! Wir wollen uns nur nicht durch das niederträchtige Glück der Niederträchtigen, wie Kotzebue, irre machen lassen. Wissen Sie, daß Kotzebue von seinem „Freimüthigen" jährlich 3000 Thlr. einnimmt. Seine bestimmte jährliche Einnahme ist 8000 Thaler, diese 3000 und die Präbende 1600 dazu, macht Summa 12 600 Thaler. In einem der nächsten Stücke der ‚Eleganten Zeitung' werden Sie einen Brief von Gelbschnabel an Kotzebue finden — wie es scheint, ist er von Falk. — Wenn Falk nur so fortfährt, so muß sich der jämmerliche Schuft verkriechen. Ach wir haben ja hier alle diese Jämmerlichkeiten gepflanzt und begossen und müssen nun auch die Ernte ernten."

Selbstverständlich waren die Urtheile der Frau Herder über Dichter und Gelehrte nur immer die Spiegelbilder der Urtheile ihres Gemahls; insofern haben die kritischen Briefe dieser Dame einigen Werth. Ende Dezember 1800 schreibt sie an Knebel über Jean Paul und Fichte:[1])

„Unser guter Richter ist endlich über Fichte im Klaren. Er hat ihn nun selbst in Fichte's eignen Büchern durchlesen und durchstudiert, das Resultat davon ist eine Satyre darüber in dem Titan. Der Wahnsinn von Fichte hat ihn gut erwärmt; ich denke, wir sollen was hübsches darüber lesen."

Am 4. Dezember hatte die Frau Herder geschrieben:

„Richter stärkt uns den Glauben an gute Menschen, er ist uns eine unversiegbare Quelle. Der immer heitere Frohsinn, das unvergleichliche Gemüth voll Liebe und Festigkeit. Es wird uns besser und wohler durch seine Gegenwart. Unsere verscheuchte Natur hat Raum in seiner Nähe zu athmen, sich wohl zu fühlen. Und so ist es ihm bei uns."[2])

Am 9. schreibt sie:

„Mit unserm Richter können wir über Jacobi nicht einig werden, und da gibt's manche Debatten. Er meint nämlich, Jacobi sei ganz gegen die Fichte'sche Philosophie; er sage nämlich, Fichte habe den Gipfel der Transcendentalphilosophie erstiegen, höher

---

[1]) Zur deutschen Literatur und Geschichte. Briefe aus Knebel's Nachlaß. Von Heinrich Düntzer, Nürnberg, Raspe 1858. Erster Bd. S. 185.

[2]) Aus dem ganzen Lobe Richter's geht hervor, daß sich die Frau Herder in Gegenwart der anderen Weimarer Größen nicht sehr behaglich gefühlt hat.

kann man nicht, er sei der Messias, darum aber eben seine Philosophie sei Unsinn, Wahnsinn und tauge für uns nicht. Ist dies der Inhalt von Jacobi's Brief? Eben dort heißt es von Jacobi's Vorrede zum überflüssigen Almanach, sie sei erbärmlich präciös, man höre darinnen das leibhaftige Gott Vater." —

Diese Urtheile der Herren über einander bleiben immer sehr interessant. Aus der Trinitätslehre suchte fast ein jeder von ihnen einen Factor zu verwerthen, wenn sie es auch nicht ausdrücklich betonten, daß sich der eine für Gott Vater, der andere für den Logos, der dritte für den heiligen Geist hielt, so wollten sie doch, jeder sein System und seine Aussprüche als göttliche Autoritätsaussprüche anerkannt wissen, nachdem sie aber wieder alle gegen und übereinander waren, gaben sie ein Bild der Drei-Uneinigkeit.

15. Der Hirtenbrief an die Prediger in Bückeburg.

Wir wollen diesen „Hirtenbrief", der eigentlich eine Hirtencorrespondenzkarte heißen sollte, eben weil er gar so lakonisch kurz ist, hier in extenso bringen:[1])

„Hochehrwürdige, hochgelehrte, hochzuverehrende Herren und Brüder!

Da ich's seit geraumer Zeit und seit unserer letzten Zusammenkunft insonderheit als bekannt voraussetzen kann, daß ich

„von Sr. Durchlaucht dem Herzog von Sachsen-Weimar und Eisenach den Ruf zur Stelle des Oberhofpredigers und Beichtvaters, Oberconsistorial- und Kirchenraths, Generalsuperintendenten und Pastor prim. zu Weimar, Superintendenten zu Weimar und Roßla &c. &c. erhalten, und von Sr. Durchlaucht, meinem bisherigen gnädigen Landesherrn, meiner hiesigen Stellen in Gnaden entlassen sei,"

so bleibt mir nichts als der nochmalige letzte Anwunsch aller ferneren Glückseligkeit, Freude und Segens, den meine Lieben und Brüder in und außer ihrem Amte genießen mögen, und die ergebene Bitte um ihre fernere Güte, Gebet und Freundschaft auch in meiner Entfernung, über. Mein Amt ist nur ein Schatten unter ihnen gewesen, der Dauer und Kraft nach ein nichtiger Schatten: möge das Amt meines Nachfolgers meinen unfruchtbaren guten Willen zur That machen und dem gesammten Lande

[1]) Von und an Herder. Ungedruckte Briefe aus Herder's Nachlaß. Von Düntzer. Leipzig, Dyk. 3 Bde. 2. Bd. S. 327.

reichlich sein, was ich ihm nicht habe sein können! Allezeit wird es für mich auch in der Entfernung Freude und Trost sein, zu hören, wie in Schaumburg die Ehre Gottes und das Reich Jesu Christi blühe, dem ich Sie allesammt, meine Lieben und Brüder, bestens in Schutz und Gnade empfehle und mit dauernder Hochachtung und Diensteifer verharre Euer Hochehrwürden gehorsamster Diener. Bückeburg, 9. September 1776. (In Eile.) Herder."

Mit einiger Psychologie wird jeder Kenner des Landlebens sich denken können, zu was für einer Gattung von Glossen dieses Schreiben Herder's bei den Predigern in Bückeburg Veranlassung gegeben hat. Besonders wird es die Heiterkeit dieser Herren angeregt haben, daß ihnen Herder zum Abschiedsmahle sämmtliche ihm von der Weimarer Durchlaucht verliehenen Titel zum Genusse dargereicht, 4facher Ober- und 3fache Superintendent und Oberhofbeichtvater, und noch dazu — am Hofe zu Weimar, wo ein Hofbeichtvater, obwohl er außerordentlich nothwendig gewesen wäre, doch anderseits auch wieder sehr überflüssig gewesen ist — von diesem Titel durfte Herder am allerwenigsten Gebrauch machen. — Aber auch die Versöhnlichkeit des Hirtenschreibens wird nicht ohne heilsame Betrachtungen über dasselbe vorübergegangen sein; womit er sein Amt in Bückeburg wie als einen vorübergehenden Schatten, ja sogar als einen nichtigen Schatten bezeichnete, und doch versprach im Diensteifer zu verharren; es ist auch das einzige Schreiben dieser Art, in dem sich der Verfasser mit Eile „in Eile" entschuldigt. —

Nachdem aber die Medisance und das Glossenbedürfniß, durch den bandwurmartig von ihm selber producirten Titel hervorgerufen, befriedigt war, werden die Herren sicher auch dem Scheidenden in guten Dingen sein Recht haben angedeihen lassen; er war gewiß im amtlichen Verkehr mit seinen Mitbrüdern versöhnlich, freundlich und auch wohlwollend, er war ein ästhetisch gebildeter Mann, der auch im Leben von feinen Umgangsformen Gebrauch machen wollte; und dem daran gelegen war, sich bei denen, die er jetzt verließ, einen guten Ruf zu bewahren. Er ahnte nicht, welchen Verdrießlichkeiten er in Weimar entgegenging, wo ihm auch seine Stellung trotz der hochklingenden Titel, die bestimmt gewesen zu sein scheinen, den unbedeutenden kargen Gehalt zu maskiren — hundertfach von den mächtigen herrschsüchtigen Hofherren verleidet worden ist.

Wir gestehen gerne, daß wir hier von der geraden historischen Straße abgewichen sind und uns einige Combinationen und „Wahrscheinlichkeiten" haben zu Schulden kommen lassen; so in seltenen Fällen, als Kritik eines Aktenstückes kann man sich das schon erlauben. Düntzer in seinen Vertheidigungsschriften großer Männer, und von ihm auch als große Frauen geschilderten Damen hat sich aber die Marotte: das „es scheint" und „wahrscheinlich" und es „dürfte" so zur Gewohnheit gemacht, daß diese Vermuthungscombinationen bei keinem anderen Historiker in solcher Menge nachgewiesen werden können.

Ueber geheime Gesellschaften, Maurer und Illuminaten theilt Herder in einem Briefe an Heyne, 9. Januar 1786, seine in und über geheime Gesellschaften gemachten Erfahrungen in einer nicht schmeichelhaften Weise mit:[1])

„Ich hasse alle geheimen Gesellschaften auf den Tod und wünsche sie nach den Erfahrungen, die ich aus und in ihrem Innersten gemacht habe, zum T . . . . ., denn der schleichendste Herrsch-, Trug- und Kabalengeist ist's, der hinter ihrer Decke kriecht."

Aehnlich über die Maurer berichtet Joh. Georg Müller S. 108:

„Gestern redete ich mit ihm (Herder) über Freimaurerei. Er ist's auch schon lange gewesen, aber jetzt davon abgekommen. Der Orden wird sich wahrscheinlich bald höchst lächerlich machen, wenn er nicht selber öffentlich gesteht, daß seine Geheimnisse nichts sind."

Und trotz dieser abfälligen Urtheile hat sich dieser Georg Müller doch zu Göttingen in den Freimaurerorden aufnehmen lassen und zwar am 2. Mai 1781; er nennt diesen Akt aber eben selber „die schönste Täuschung seines Lebens" (Gelzer XVIII 37).

16. **Sehr unterhaltender Bericht des Johann Georg Müller über das Herder'sche Haus.**[2])

Dieser Müller war 1759 im Städtchen Neunkirch (Canton Schaffhausen) als das jüngste Kind des dortigen Pfarrhelfers,

---

[1]) Von und an Herder. Briefe. Von Düntzer, Leipzig, Dyk 1860. 3 Bde. 2. Bd. S. 200.

[2]) Aus dem Herder'schen Hause. Aufzeichnungen von Joh. Georg Müller 1780—1782. Herausgegeben von Jacob Bächtold. Berlin, Weidmann 1881. Dieser Johann Georg Müller hat 1807 als Professor und Mitglied des Rathes in Schaffhausen auch die Schriften Herder's über Religion und Theologie herausgegeben.

welcher 1760 als Diakon und Präceptor nach Schaffhausen versetzt wurde, geboren. Er studirte, wurde Pietist, las Herder's Schriften und wurde für diesen begeistert. Er kam nach Göttingen, wo ihm der dort herrschende flachste Rationalismus des 18. Jahrhunderts keine Beruhigung gab.

„Herder schien ihm der rechte Vermittler (meint Bächthold) zwischen der „transcendentalen" Richtung der Züricher und der flachrationalistischen der Göttinger Theologen zu sein." —

Das ist nun freilich eine Vermittlung, die dem „zwischen zwei Stühlen auf der Erde sitzen" ziemlich gleichkommt. Müller war bei Herder vom 4. bis 18. October 1780. Ende Septbr. 1781 ging Müller wieder zu Herder und blieb in dessen Hause bis 25. März 1782. Es ist derselbe Müller, der die von uns früher besprochenen „Erinnerungen aus dem Leben J. G. Herder's" gesammelt und beschrieben und welche Marie Caroline von Herder — redigirt hat. Müller starb 1819. Bächthold berichtet:

„Im Halbschlummer sah er seinen Herder — das Bild des theuren Mannes vor seinen brechenden Augen — entschlief er am 20. November 1819."

Es ist merkwürdig, was zu jener Zeit (1780) noch unter den protestantischen Theologen für eine heilige Scheu und Verehrung vor berühmten Professoren und Theologen sich manifestirt hat. Dieser Müller studirte in Göttingen. Die Zerklüftung der Systeme in Göttingen machte ihn verwirrt. Er beschloß nach Weimar zu Herder zu gehen, der schien ihm der rechte Vermittler zwischen der transcendentalen Richtung der Züricher und der flachrationalistischen der Göttinger Theologen zu sein.

Sechs Jahre nach diesem Besuch schrieb Müller eine Selbstbiographie für seine Braut Maria Gaupp, die Bächthold veröffentlicht hat. Er sagt:

„Wie es mir in Weimar ergangen, wissen Sie, und meine Reisebeschreibung, die eine wahre Mißgeburt von viel schönem und gutem, und eben so viel närrischem und überspanntem Zeug ist. Daß ich alle, auch die kleinsten Umstände aufgeschrieben, zeigt von der Kleinheit meines Geistes."

17. Wie der Studiosus Müller voll heiliger Scheu vor Herder's Gegenwart schon im Voraus erbebt.

Lassen wir den Studiosus der Theologie selber sprechen. Er kommt endlich zu Fuß nach Weimar, das Ziel seiner Wünsche, in die Mauern, die Herdern umschließen. Er sieht Weimar vor sich liegen. S. 17:

„Die Stadt zeigte sich mir ganz weiß: vom Schloß konnte ich nichts entdecken, nur aber einige Kirchthürme. Es liegt sehr angenehm. Im Verfolg hörte ich auch läuten, was mir sehr lieb war. Noch aber hatte ich eine starke halbe Stunde bis dahin, aber fast weg war mit einem Male all' meine Müdigkeit. Ich ging sehr stark und lange vor einem Reiter, der doch auch nicht sachte ritt, in Entfernung von etwa 100 Schritten hinter mir! Es war etwas kühl. Ich meinte, ich könnte die Stadt nicht erreichen. Niemand traf ich an als den Reiter, mit dem ich dann einiges sprachte (Schweizerdialekt) und ihn auch auf Herdern führte, „Ob's wahr sei, daß er kränkle?" — „„O nein, er ist gesund und frisch und wird ohne anders bei Hause sein. — Aber Herr Kammerrath Göthe und Herr von Knebel seien nicht daheim, der Herzog auch nicht und die Herzogin in Belvedere.""

Endlich kam ich unter's Thor, das Erfurterthor, das gut aussieht(!) und ging glücklich hinein. Niemand fragte mich an. (!) Sogleich gefiel mir die Stadt. Ich sah kein verdrüßliches Laimhaus, sondern lauter weiße, dem Anschein nach neue Häuser, durchgehends, und die Straßen noch ziemlich lebhaft. (In Weimar!!) Ich sah alle mit gutem Auge an, alles schien nur mich zu bewillkommnen. (!) Eine stattliche Stadt mit schönen Plätzen untermischt. (!) Ja, da könnt ich wohnen! Lange schweifte ich umher. Der „Ritter" hatte mich in den ‚Elefanten' gewiesen. Man wies mich von einer Gasse zur andern.[1]) Endlich erbarmte sich mein eine gutherzige Magd, die aber NB. sonst des Weges ging und zeigte mir das Haus, wo ich also auch einging als zum sichern Port. Mein Herr Wirth war ein ziemlich fetter, rother, nicht allzulanger Mann, schien mir nicht unfein, aber ein bischen stolz zu sein und machte mit meiner, in seinen Augen armseligen Gestalt, eben keine Complimente. Man sprach in tertia singulari (Er) mit mir, welche Person sich erst nach einer Stunde in die dritte pluralium (Sie) verwandelte, da ich etwas von Herdern

---

[1]) Wer Weimar kennt — jetzt auch noch, wo es doch seit 100 Jahren etwas größer geworden — der kann sich bei diesem Passus, der allenfalls für eine Großstadt passen mag, nicht des Lächelns erwehren. Der ‚Elefant' in Weimar war so geschwind zu finden, als man den Käfig eines Elefanten in einer Menageriebude findet.

fallen ließ. (!) Alsbald ich ankam, forderte ein Soldat meinen Paß und las oder besah ihn sehr bedächtlich, denn er ist Latein. Ich zeichnete etwas in meine Tabletten auf, aß Eierkuchen und Gurken zu Nacht, hatte Langeweile und ging bald in einer ziemlich schlechten Kammer zu Bett. Des Nachts hatte ich einen fürchterlichen Traum: man nahm einen Todten nächtlicher Weile aus dem Grab und anatomirte ihn; welchem ich mit Schauer und Graus zusahe."

18. Welche Vorbereitungen der Studiosus für die Audienz bei Herder durchzumachen hat.

„Samstag, den 7. October 1780, Morgen um 7 Uhr, stand ich auf. Kaffee mit Semmel. Der Wirth forderte die Zeche für gestern, 9 Gr., weil das so der Brauch sei, wahrscheinlich traute er dem Monsieur nicht. Nun schrieb ich bedächtlich ein Billetchen an Herder: Ich sei ein Schweizer, komme von Göttingen und habe ihm einige Grüße von Zürich zu bringen. Es war ½9 Uhr. Wie mir das Herz pochte! Wenn er nicht zu Hause wäre, wenn er mich nicht gut aufnähme! u. dgl. Alles war in mir auf die Antwort gespannt: ich war sonst in der engen Kammer, wo's noch etwas kalt war, bang; endlich kam der Knabe: Punkt 10 Uhr soll ich kommen! Die trotzige Antwort machte mich stutzig; doch fragte ich den Knaben um Alles. Noch eine ganze Stunde soll ich warten! Sie hatten das Billet beim Kaffeetrinken bekommen und sich viele Gedanken darüber gemacht. Sie sagte: der „dünke sie ein guter Mensch zu sein" und doch war weiter nichts dran als die Handschrift."

„Aber zu Hause konnte ich's nicht aushalten. Der Junge mußte mich wenigstens zu seinem Haus führen, ob ich ihn vielleicht durch's Gegitter sehe. Wie ich bei Herder's Kirche war, auf einem großen Marktplatz, verschwand der Knabe, ich ging also um die ganze Kirche herum, sah jedes Haus an, und wenn's seins wäre — errieth's aber nicht. Nun ging ich wieder in meinen Elefanten, wie Jonas in seinen Wallfisch (zu Folge der neuern wirthschaftlichen Bauchexegetik!). Ich ging wieder nach Hause, saß da an einem Tischchen, stierte und ward mir halb bang bei der Sache. Ach wie saumt's, wie saumt's! Als es einige Minuten vor war, ging ich endlich und klopfte noch kräftig einen großen Klopfer an. Den Weg wußt' ich allein. (!) Auf dem großen Marktplatz fragte ich: man wies mich hinter die Kirche. Furcht und Hoffnung lag auf mir: der Gedanken, in einigen Minuten siehst du Herder! war mir unausdenklich. Hinter der Kirche steht ein großes modernes Haus mit halb erhobenen Säulen bis oben auf, es hat vor den andern etwas antiken Häusern etwas stolzes. Hart dran ist eines Obristen Haus, da stand eine Schildwacht. Ich fragte an, „gehen Sie gleich drüben ein." Ich öffnete eine

Thür und stand im Unterhaus, das sich gegen einen Hof und Garten öffnete. Das ist Herder's Haus. Es wälzten sich unbekannte Gefühle in mir herum,[1]) bang ging ich hinauf. Wenn er nur nicht so plötzlich daher kommt, war meine dunkle Empfindung. Als ich eine Treppe hoch war, fragte ich die Magd. „Ich sollte nur diese gebrochene Treppe hinaufgehen."

19. Endlich kommt der feierliche Moment, er steht vor Herder, der voll Huld und Milde lächelt.

„Ich stand auf einer Laube. Eine so ganz sonderbare Empfindung verspürte ich noch nie. Meine Seele ist ganz wieder darein. Eben jetzt drängt sich mein Blut wieder zum Herzen, und mit Heftigkeit an diese Fingerspitzen, ich meinte — das ist gewiß wahr — alles sei ganz anders um mich; es umschwebe mich ein dunkler, fremder Geist. Alles ahndete geheimen Sinn und unausgesprochene Worte. Endlich bopperte (!) ich an die Thür rechter Hand, eine große hellblaue Thür mit zwei Flügeln — einmal, zweimal, keine Antwort; so wand ich mich zu den Händen und geh zur linken eben so gestalten Thüre, klopfte auch an — vergebens. „Wie wird's mir gehen? Er wird mich kalt wie ein Theologe empfangen und höflich wie ein Staatsmann wieder gehen lassen. Ich will herunter." Das that ich schleichend; da kommt der Bediente. „Belieben Sie in dies Zimmer, der Herr Generalsuperintendent werden sogleich ihre Aufwartung machen."

So hing ich zwischen Himmel und Erde. Ich ging hinein linker Hand; ein hübsches Zimmer, fein tapezirt, Canapee, Kupferstiche, Cleopatra der Angelika Kaufmann, Samma und Benoni, einige von Schmidt u. dgl. Ich stand vor der Cleopatra und mochte wohl gezittert haben. Endlich hörte ich Jemand gehen. Zum letzten Mal der Druck auf alle meine Nerven — die Thür auf, — da stand

Herder

voll Huld und Milde, lächelnd wie ein Frühlingsmorgen. Weg wie ein Blitz alle Silhouetten, Kupferstiche, Beschreibungen u. dgl.

Das Zimmer gegenüber war geöffnet. Er gab mir, glaub ich die Hand, führte mich hinein und setzte mich auf's Canapee, nahm einen Sessel und setzte sich hart an mich bei dem kleinen Tischchen. Ich gab ihm Hüfely's Brief: er las ihn, wie alles

---

[1]) In unseren Tagen, in denen aller Respekt vor allen möglichen, auch wissenschaftlichen Autoritäten verloren gegangen ist, bekommt der Leser Mitleid und Bedauern mit diesem armen bescheidenen Schweizer; dessen Brust in Ehrfurcht und Beängstigung sich zu einem ganzen Walzwerk von „unbekannten Gefühlen" gestaltete — in unseren Tagen würde man diese Gefühlsbeschreibung für eine Persiflage halten.

mit vielem Bedacht; ich war so voll Freuden, daß ich den Mund gar nicht in den gewöhnlichen Falten halten konnte. Ich sah auch gerade aus wie ein Pilger. Währenddem er las, gaffte ich mit Ruhe umher, ein geschmackvolles Zimmer u. s. w. Endlich ward er fertig, wir drückten uns stark die Hände und ich bezeugte ihm mehr mit Blicken als mit Worten, wie sehr 's mich freute, ihn zu sehen."

20. Auch die Herderin, „ein freundlicher, herrlicher Engel schwebt hinter ihm leicht und sanft einher". Er sieht auch den Weinstock und die 4 Oelzweige (die 4 Knaben Herder's) um den Tisch herum.

Müller überbringt Herder einige Grüße und fährt fort. S. 23:

„Ich fühlte mich im geringsten nicht gedrückt. Seine Worte — o so voll Huld und lächelnder, lieblicher Grazie — flößten mir immer mehr Zutrauen ein. Nun sagte er, er wolle seine Frau rufen. Das war mir recht und doch nicht recht. Ich hatte ihre Silhouette in der Physiognomik gesehen, und eben kein gutes Omen draus gezogen. Ich hielt sie für sehr gelehrt und ihre Gelehrsamkeit fühlend. Er ging in ein Nebenzimmer und blieb eine gute Weile aus. Endlich kam er wieder und bald hinter ihm — sie; — o das ist nun gar ein freundlicher, herrlicher Engel! Sie schwebte daher, leicht und sanft, und so milde, so freundlich und lieblich, so zart und treu und vertraulich, nahm gleich einen Sessel, setzte sich auf meine linke Seite, fragte mich 1000 Dinge aus, ich saß mitten inne, wie einer aus ihnen. Auch mußten ein paar Buben kommen, weiß nicht mehr, welche; die waren auch freundlich und strotzten in ihrer Jugendkraft." — —

Herder gibt Müller Rathschläge und Briefe.

„Nun gingen wir ganz vertraulich wohl eine Stunde bis 12 die Stube auf und ab, und redeten über eine Menge Dinge, die aber meistens ihn und seine Schriften betrafen. Alle Bande waren gelöset. Er hatte alles Hohe, Wunderbare für mich verloren, und Höhe und Tiefe waren durch sanfte Bande verbunden worden. Da es hieß, ich sollte da zu Mittag speisen, schlug ich's gar nicht ab. Man machte alle Anstalten. Ich mußte oben am Tische sitzen, Herder zur Rechten, sie zur Linken, unten am Tisch herum die 4 Buben — — auf daß erfüllet wurde, was geschrieben steht: Dein Weib wird sein wie ein fruchtbarer Weinstock; deine Kinder wie Oelzweige um den Tisch her. Siehe also wird gesegnet der Mann, der den Herrn fürchtet." —

Der junge Schweizertheologe konnte es sich nicht versagen, seine Schriftkenntniß zu beweisen; und die vier Sprößlinge als eine lebendige Psalmenexegese (127. Psalm) zu betrachten.

„Um 12 Uhr gingen wir also zum Essen. Wir hatten Eiersuppe, Rübli, Braten, Fleisch, Karpfen, Wein, Trauben, Nüsse. Die Buben brötschten (schweizerisch für plaudern). Eine fröhliche Mahlzeit für Geist und Leib, alles mit Salz gewürzt — am Ende wurde für allerseitiges Wohlsein ein Glas Wein ausgestürzt. Der hiesige Wein will mir aber nicht behagen. Er ist ein ganz anderes Getränk als unser Herebergler, nicht so mild, und bisweilen wohl etwas mit Gebrautem tingirt, dazu übermäßig theuer."

21. Herder „schmaucht ein halbes Pfeifgen".

„Nun tranken wir Kaffee. Seine Hochwürden schmauchten dabei ein halbes Pfeifgen Tabak, denn sie sagen, sobald's über die Hälfte sei, tauge er nicht mehr. — Herder raucht des Tages nur zwei-, höchstens dreimal, macht aber dann ein sehr süffisantes Mündchen dazu."

Hier berichtet Müller die Schilderung der sächsischen Fürsten, wie dieselben die Reformation benützten, um die Kirchengüter an sich zu reißen. Wir haben diesen Bericht zur Rechtfertigung unseres Motto's gleich in der ersten Nummer gebracht, und schon vor 40 Jahren[1]) die Lüsternheit nach den Kirchengütern als das gewichtigste Motiv der deutschen Fürsten bezugs der Annahme der Reformation bezeichnet; indem der Nebeljunge die Parole austheilt:

Den Luther hebt zum Himmel hinauf
Als den größten Opponenten,
Und mit ihm sein erstes Apostolat
Die Wittenberger Studenten;
Er griff zuerst die Kirche an,
Zum Jubel kleiner Fürsten,
Sie mochten wohl mehr nach dem goldenen Kelch
Als nach dem heiligen Blute dürsten.

Wenn wir noch weitere Berichte nach den Aufschreibungen Müller's bringen, so geschieht es, um dem Leser eine ebenso wahre als drollige Schilderung damaliger Zustände in der Studenten-, besonders in der Theologenwelt, wie auch ein

---

[1]) Nebeljungenlied v. S. Brunner 2. Auflage S. 71.

ebenso unterhaltliches Gemälde aus dem Familienleben Herder's nicht vorzuenthalten. Das alles hat um so mehr Werth, als der Studiosus Müller in seiner allertiefsten, niedergebeugten Verehrung Herder's von keinem seiner Zeit- und Studiengenossen übertroffen sein dürfte. Man könnte über den Bericht oft gerührt werden, wenn man nicht immerfort lächeln müßte. Die offenbare Beklommenheit, mit welcher der Studiosus vor Herder dasteht, gibt uns ein Zeugniß, daß dieser junge Mann sein ganzes schweizerisches Freiheitsbewußtsein zu Hause gelassen hat; um sich hier sein Geäder von einem wahren Autoritätsschauer durchrieseln zu lassen.

22. Eine Schilderung der ganzen Figur Wieland's, die in's Grausame hinübergeht.

Auf Wieland ist Müller nicht gut zu sprechen. S. 80 berichtet er (14. Oct. 1780):

„Diesen Morgen ging ich zu Wieland. Er wohnt in einer hübschen Gegend vor der Stadt, nicht weit von Knebel's Haus. Wahrhaft ein häßlicher Mann! Seine Augen sind erlöscht, sein Körper mager, seine Farbe bleichgelb, die Gestalt ohne alles Leben, Schwung und Kraft, seine Sprache geht durch die Nase, er nieselt etwas häßlich. Er kriecht wie seine Schreibart. Die Form des Gesichtes kommt etwas mit Bodmer's überein, doch nur wie ein unausgearbeiteter Nachguß. Er hat großes Einkommen. Sein ‚Merkur' trug ihm in den ersten Jahren 5000, jetzt 3000 Thaler jährlich ein, auch hat er viel vom Herzog. Bisweilen macht er viel Geschenke an die Armen, bisweilen, wo's am nöthigsten wäre, — nicht. Auf prächtige Kleider wendet er das meiste. Seine Eitelkeit ist unausstehlich, besonders sichtbar, wenn er der Herderin etwa ein neu Gedichtchen vorliest. Er lacht immer zuerst. Sein Zimmer ist ziemlich überladen mit Schriften, Büchern u. dgl. Auf dem Kasten steht ein alter Homerskopf; er sieht mir aber drein, als ob's ihm da nicht recht wohl wäre. Er dünkte mir ein ganz guter Mann zu sein, sprach ich über das Essen. Antwortete der Herder: „Niemand ist gut als der einige Gott." —

Auch eine Tochter Wieland's bekommt ihr Theil. S. 85:

„Wieland's Tochter kam, ein Mädchen von 12 bis 14 Jahren. Sie gefiel mir nicht, ist eitel und hat ein böses Schnädermaul, raisonirte ganz gemein bürgerlich über jeden Menschen etwas böses. Ich konnte sie gar nicht leiden."

Bächthold sagt, es sei dies Sophie, die älteste Tochter Wieland's gewesen, mit welcher er den, seinem geistlichen Orden entflohenen und in den „edlen Freimaurerorden" eingetretenen Reinhold beglückte. Wieland war als Dichter glücklicher, denn als Vater; das Suchen von Verlegern für seine Schriften machte ihm weitaus weniger Sorge, als das Fahnden nach Bräutigämen für seine Töchter. Auch Schiller'n wollte Wieland eine Muse seines Weimarer Familientempels zur Versorgung übermitteln; aber Schiller dachte sich: Timeo Faunos, Faunas ferentes. Der Einfluß Wieland'scher Poesie auf die jungfräuliche Gesinnung der Töchter desselben muß ihm nicht geheuer geschienen sein.

Am 15. October wird bei Herder auch über Wieland gesprochen:

„Beim Kaffee redeten wir lange von Wieland's Weibheit, Göthe, Merk und Knebel" u. s. w.

23. Die vier Oelzweige um Herder's Haus verlieren das biblische Aroma und werden sehr keck mit dem Studiosus Müller.

Nach einiger Zeit bekam der gute Theologe andere, nicht mehr so günstige Ansichten über Herder's vierblättrigen Klee; über die 4 Trauben um des Herder's Haus, und die 4 Oelzweige um Herder's Tisch herum, wie er sie anfangs in seiner theologischen Begeisterung genannt hat. Er spielte mit den Jungen, diese wurden begreiflicher Weise mit ihm sehr vertraulich, ja kecken Benehmens, der arme Teufel kam um seinen ganzen Respekt, die Jungen fingen an, ihn zu foppen. S. 86 heißt es:

„Nachher war ich eine Stunde allein in der Stube und mißmuthig (Müller wohnte im Hause Herder's als Gast), ließ es aber natürlich Niemand merken. Das kam daher: Ich hatte mich seither mit den Kindern zu gemein gemacht, und mein — weniges — Ansehen fast ganz verloren, ohne daß ich's merkte. Sie sprangen um mich herum. August wollte etwas vom Tische haben, das ich ihm nicht geben konnte; da machte er nun ein erschrecklich verdrießlich Gesicht und fing an zu weinen. Es krümmte sich alles in mir, alle Bitten, Drohungen, Ermahnungen waren vergebens. Ich hätte mögen aus der Haut fahren." „Dann aßen wir zu Nacht, Pfannkuchen, Kaltfleisch, Salat, englische

Kartoffeln und Butter. Der Stiftsprediger kam: wir lasen im ‚Anderar' (Geistliche Kurzweil, Straßburg 1619), aber ich war doch wie gebunden; denn ich sah, er fühlte die Schönheiten nicht. Und dann heißt's doch wirklich: sich zu Tode lesen." —

Somit ist auch dem guten Schweizerjüngling nach seinem eigenen Geständniß das Malheur passirt, die geistliche Kurzweil als eine leibliche Langweil zu verspüren.

24. Der Abschied von der Herder'schen Familie, rührend und komisch zugleich. Der Superintendent Schneider will dem Müller gar nicht gefallen.

Der gemüthliche Schweizerjüngling schildert den rührenden Abschied von Herder, der einige Tage vor der Abreise Müller's sich von Weimar entfernen mußte, und dann den Abschied von der Herderin und ihren 4 Knaben. S. 82:

„Man trank Kaffee; Herder war angezogen, er ging einmal hinauf und ich ihm mit schwerem Herzen nach. Da stellte er sich vor mich hin, nur Milde und Liebe winkte mir aus seinen Augen. „Nun, mein lieber Müller", er breitete seine Arme aus und umfing mich, „nun wollen wir Abschied nehmen." Ich umfing ihn auch, mein Herz schmelzte, ich weinte häufige Thränen auf seine Wangen. Er segnete mich, ich dankte ihm aus vollem Herzen und ließ lange nicht von seinem Halse. Endlich muß es doch sein." —

Müller beschreibt nun die Abschiedsscene, 20 Zeilen fort, und schließt:

„Ich begleitete ihn hinunter bis zur Kutsche. Unter der Hausthüre noch einen Kuß; er saß ein; ich sah der Kutsche nach, die sich aber meinen Augen sogleich entzog.

Nun ging ich hinauf und weiß nicht mehr wie, gebe mir Gott, daß ich ihn bald wieder mit reinem Gewissen sehe!! Ich habe wenig mit ihm geredet, aber sein Leben angesehen, und das ist's, was tief auf mich gewirkt hat. — Mann Gottes, Du bleibst in meinem Herzen geschrieben, denn Du bist einer der Sethiten, dessen Name — wie jener über der Wasserfluth — über die Feuerseeen hinüberschallen wird, wenn die Berühmten und Gewaltigen der Welt mit jenen Riesen in der Unberühmtheit des Hades liegen. Ich bin ergrimmt über die Lästerungen gegen Dich — aber Du erträgst sie geduldig, schiltst nicht wieder, und wirst leuchten wie des Himmels Sterne. Ach, daß ich Dich bald wiedersehe und in Deinen Umarmungen friere(?), bis ich Dich ewig habe." —

Die Begeisterung dieses Hörers der Theologie für die Herder'schen Eheleute schlug in die entschiedenste Sentimentalität um. — Dieser Müller war in der That ein sehr gemüthlicher, und was viel werth ist, sehr dankbarer Mensch, der die freundliche Aufnahme, die er bei den Herderleuten gefunden, im schönsten Sinne zu würdigen wußte; das hindert aber den Leser seines Gedenkbuches nicht, sich von der Darstellung seiner Dankbarkeit heiter anregen zu lassen. Er erzählt weiter:

„Ich ging wieder hinauf und setzte mich neben sie (Frau Herder) auf's Canapee. Sie erzählte mir verschiedenes von Schneider; er wollte Generalsuperintendent werden. Erst seit einem Jahre haben sie's erfahren, daß er's aus Noth, und mehr durch seine böse, herrische Frau gezwungen, so heftig begehrt. Der liebe Ehrgeiz kam freilich auch dazu.“ —

Auf diesen Superintendenten Schneider hatte es der Schweizertheologe überhaupt sehr scharf, er konnte ihn nicht leiden. S. 82 schildert er ihn etwas boshaft:

„In der Stube war der Superintendent Schneider, Herausgeber der Acta nova Ecclesiast. Vimar. und des neuen kirchenhistorischen Journals, die aber beide von wenig Bedeutung sind, bloße Kompilationen und unerheblich.[1]) Doch sieht man ihm den Schriftsteller ziemlich an, ein gedrechseltes, dünnwadiges, hageres Männchen, fein geputzt mit einer Toupee, etwa 40 Jahre alt. Mag ein ganz gutes Männchen sein, aber sein spitziger, gewandter Mund, der oft die Zähne zeigt, war mir so höchst unausstehlich, daß ich's nie lange bei ihm aushalten konnte. Dazu trat er immer sehr auf mich hin und sah mich starr an.“

25. Der Bibelstürmer und kriminalfähige Bahrdt wird nach Gebühr behandelt.

Ueber den berüchtigten Bibelstürmer K. F. Bahrdt (1741—1792), von dem die Bibelsatyre herrührt, in welcher Moses als Feuerwerker, der auf dem Sinai mit Hülfe des Pulvers donnerte (1780), dargestellt wird, und welcher Bahrdt sich in Deutschland als Gauner und Verbrecher einen Ruf erworben, erzählt Müller S. 92:

---

[1]) Dies Urtheil hatte Müller selbstverständlich im Herder'schen Hause gehört.

„In Leipzig als Magister, wo sein Vater Pastor war, hatte er eine gemeine Bürgertochter verführt und 100—200 Thaler gegeben. Nachher ging er in ihrer Eltern Haus, zog den Degen und forderte das Geld, sie mußten ihm's geben; er aber zog sogleich zur Stadt hinaus. So machte er's auch in Erfurt. In Darmstadt sah ihn die Herderin; über dem Essen schmälte er wie wüthend auf Herder: er sei zu orthodox. In Gießen war er mit dem Erzkritikaster Schulz auf einer Spazierfahrt, wo auch einige Frauenzimmer waren. Sie bekamen über eine Variante Händel, stiegen an's Land, und klopften sich weidlich einander u. s. w. Ich habe in Schaffhausen etwas gegen ihn gelesen: Augensalbe für's Publikum wegen des Heidesheimer-Institut. 1778. Da sind seine Streiche, die er da angefangen, geoffenbart; die Haare stehen einem gegen Berg. Er hat wider alle Gebote Gottes schwerlich gesündigt, und andere zu sündigen verführt. Man hört's allenthalben, auch hier, es sei schrecklich hergegangen mit allerlei Art von Sünden."

Man sieht aus den wahrheitsgetreuen Schilderungen über das Leben dieses seligen Bahrdt, daß er auch in seinen Thaten ein großer Feind der Orthodoxie gewesen; daß ihm ganz vorzüglich die 10 Gebote Gottes zuwider waren; und er sich zur Beruhigung seines Gewissens den beständigen lebenslänglichen Kampf gegen die Grundlagen der christlichen Moral zur Aufgabe gemacht hat.

26. Der Abschied von Herder's Gattin.

Fast rührend ist auch der Abschied von Herder's Gattin geschildert. Montag, 16. October:

„Das letzte Morgenessen. Drunten führten wir noch verschiedene vertrauliche Gespräche. Sie sagte: es sei ihr, als ob ihr Bruder verreise. Etwa um 9 Uhr ließen fragen, ob's früh genug sei, wenn ich um 11 oder 12 Uhr komme. Die Magd kam bald wieder und sagte, ich solle in einer halben Stunde da sein. Die Nachricht betäubte mich, wir sahen uns an. Ich verrichtete, was ich nöthig hatte, nahm drei Birnen und einen Bretzel in den Sack. Man holte den Gottfried (Herder's ältesten Sohn) aus der Schule. Wir standen so nebeneinander am Fenster; ich dankte ihr &c. &c. Einige ruhige Augenblicke voll Herz. Ich mußte gehen, nahm Abschied erst von den Kindern, dann von ihr. Wir weinten und konnten fast nichts reden. Es war mir, als ob ich gebunden wäre. Endlich ging sie in die Stube, ich herunter, die Thränen in den Augen. Auf der Gasse sah ich noch hinauf: sie winkte mir nach, wischte die Augen und ging sogleich vom Fenster weg. Es war alles verschwunden wie ein Traum."

Im Jahre 1792 besuchte Müller die Herder's wiederholt in Weimar, diesmal blieb er aber nicht so lange. Müller weint wieder beim Abschied von den Herder's:

„Dann eine stille Abendstunde in der obern Stube, wo meine Thränen flossen. Unsere Liebe sei unsterblich. Dann am Abend bei ihr drunten. — Nun ist's aus. Ewigen Dank für die unaussprechliche Erbarmung mit mir. — Und vergilt ihnen und ihren Kindern, was sie an einem Vaterlosen, Verirrten gethan haben."

Das ganze Büchlein aus dem Herder'schen Hause gibt ein Zeugniß, daß die Frau von Herder, die zumeist sehr bitter geschildert wird, auch gemüthlich sein konnte.

27. Wie die bedauerliche Finanzstellung Herder's vom Hofe zu Weimar durch Weihnachtsgeschenke (10 Louisdor) aufgebessert wird und wie Göthe auch sehr gemüthlich und kindlich sein konnte.

So finden wir sie auch bisweilen dankbar gegen Göthe, in einem Briefe an ihren Gemahl in Rom. Freilich hatte sie auch Ursache, Göthe dankbar zu sein, der sich den Herdern gegenüber, trotz der oft ausbrechenden „Beißigkeit" dieses von sich außerordentlich eingenommenen Ehepaars, gegen dasselbe stets nobel und großmüthig, in Wahrheit eines edlen Mannes würdig benommen hat.

Die Herder schreibt auch bei dieser Gelegenheit aus Weimar ihrem Gemahl nach Rom, 2. Januar 1789,[1]) daß ihr die Herzogin von Weimar das gewöhnliche Weihnachtsgeschenk von 10 Louisdor gegeben.

Dies Geschenk verdient alle Beachtung, weil man bei Hofe und in großen Häusern doch Neujahrgelder nur an Lakaien, Domestiken u. s. w. austheilt, und es sehr sonderbar aussieht, wenn die „hochwürdigste Frau Generalsuperintendentin" nach Art einer Kammerzofe mit 10 Louisdor Neujahrsgeld traktirt wird.

---

[1]) Herder's Reise nach Italien. Briefwechsel mit seiner Gattin. Herausgegeben von Düntzer u. Gottfried von Herder. Gießen, Rieker 1859. Seite 210.

Ein eklatanter Beweis von der kränkenden, servilen Abhängigkeit, mit welcher der erste Geistliche des Landes (wie sich Herder selber nannte) vom Hof aus behandelt worden ist. Wenn man einem Stiefelputzer ein Neujahrsgeschenk macht — nun das hat einen Sinn und läßt sich hören. Aber für eine Generalsuperintendentin kann es kaum was demüthigenderes, deprimirenderes geben! Aehnliche Thatsachen mögen auch als ganz gerechte und plausible Gründe angesehen werden, wenn Herder bisweilen auf den Hof und die Fürsten in eine sehr bedenklich demokratische Stimmung hineingefallen ist.

Bezugs Göthe's schreibt die Herder:

„Den Dinstag Mittag kam eine Schachtel von der Frau von Frankenberg, darinnen Neujahrsgeschenke für die Kinder waren (Herder hatte deren sechs), die ihnen allen unsägliche Freude machten. Die Geschenke sind gewiß über 10—12 Louisdor werth. Ich war recht verlegen darüber. Nun wollten wir uns den Mittwoch hinsetzen und ihr schreiben, da trat Göthe herein, den ich seit 14 Tagen nicht gesehen habe. Er nahm Theil an der Freude, schrieb den Kindern ihre Briefe, die sie wieder abschrieben, und buchstabirte dem Paul den seinigen vor; in einer Stunde war Alles expedirt. Ich bitte Dich, daß Du ihm einen guten, herzigen Brief schreibst." —

Das ist ohne Zweifel eines der schönsten und lobenswerthesten Ereignisse im Leben Göthe's, wie er hier zur Kinderwelt niedersteigt, in einer Familie, die von ihm nur immer — bevorzugt — beim Herzog befürwortet wurde; und deren zwei Häupter (besonders das Damenhaupt) über den Dichter öfter in der boshaftesten Weise sich brieflich ergossen haben.

28. Wie Herder in ottave rime auf die päpstliche Regierung loshämmert.

In selber Schrift finden wir (Beilage zu Brief 79) 21 Stanzen aus Rom vom 14. März 1782 an Herder's Frau, in denen er am Schlusse in eine Wuth gegen das neue Rom ausbricht, deren sehr zweifelhafte Berechtigung schon eine kleine Berichtigung verdient; welche wir ihr vom historischen, auf Thatsachen basirten Standpunkt hier angedeihen lassen.

Hören wir die Strophen von 16 an — wo Herder sich an die Bona Dea wendet:

16. „Du Göttin weißt, daß ich an jedem Bilde
Des schönsten Marmors Dich — nur Dich gelernt,
Daß Du so freundlich und mit Weisheit milde
Durch's Schöne mir nur den Betrug entfernt.
Dann schlich ich mich in andere Gefilde,
Als die man mit Palett' und Meißel lernt, —
Ich lernt' an Eurem Knie, an Eurem Busen
Nichts als Humanität, erhabene Musen.[1])

17. Und sah sie (die Humanität) in den göttlichsten Gestalten,
Sah Weisheit, Güte, Macht als Menschenbild,
Sah jeder Knospe Schönheit sich entfalten,
Sah jede Art in Menschenform gehüllt;
Sah Kräfte sprossen, wachsen und verwelken
Und jeden Zweig von seinem Saft erfüllt.
Sah hier das Licht aufgehen, steigen, schwinden,
Und lernte stets die Menschheit wiederfinden."

Wenn man diese zwei Strophen ihres musikalischen Reimklanges entkleidet, so wird der Inhalt derselben, die trockene Prosa, in Beziehung auf die Thatsachen römischer Geschichte und römischen Lebens zu einem puren Unsinn! Was entfernt die Bona Dea an jedem Bilde des schönsten Marmors durch das Schöne für einen Betrug? Wie sahen die Gefilde aus, in welche sich der Dichter schleicht, in denen man was anderes lernen kann, als das, was Palett' und Meißel (will sagen Malerei und Sculptur) uns lehren? — Der Dichter antwortet: er lernt an den Knieen und dem Busen der Musen nichts als Humanität.

Da lese man nur das Leben eines Mannes, der als der größte Humanitätsapostel im klassischen Alterthum gilt — des großen Cicero! — Wie verfuhr Cicero mit seiner Frau Terentia? Wie verfuhr er mit seinen Gegnern? Im Jugurtinum

---

[1]) Die überaus reizbare und als sehr eifersüchtig bekannte „hochwürdigste Frau Consistorialräthin" (wie sie sich in Briefen anschmeicheln ließ), die in Anbetracht des Musenlebens Göthe's in Rom öfter, während ihr Gemahl in Rom weilte, von entsetzlichen Traumbildern gemartert wurde, dürfte sich über die obigen „Nichts- als Humanitätstudien" ihres Ehegatten sicher keiner harmlosen Freude hingegeben haben. Herder war eben kein Menschenkenner, sonst hätte er seiner Gemahlin das obige Gift nicht in ihr sensibles Herz gegossen.

meint man noch heute die Seufzer und das Todesröcheln derselben zu hören? Wie verfuhren seine Freunde mit ihm? Waren nicht die berühmten Philosophen der Griechen und Römer theoretisch und praktisch für die Sklaverei und sprachen sie nicht von anderen sehr griechischen Gepflogenheiten als von ganz in das Menschenleben hineingehörigen Vorgängen? Hatte nicht der alte Cato sein Geld im Sklavenhandel angelegt? Welche Gesetze gab es für den Sklavenhandel? Wie war das allgemeine Verfahren mit den Sklaven? War nicht die Sklaverei die Basis des socialen Aufbaues bei den großen Griechen und Römern? — Dank der Neuzeit, die uns in diesen Abgrund von Humanität recht gründlich, ja abgründlich hineingeleuchtet hat![1]) Wer soll da noch den sanften Herumschleichern an den Knieen und dem Busen der Musen — einen Glauben schenken, wenn diese uns von der Humanität der klassischen Griechen- und Römerzeit etwas vorschwindeln wollen, und behaupten, daß sie in jeder Menschenform stets die Menschheit wiederfinden!

29. Wie Herder über die Zustände im neuen Rom schimpft, aber über die Zustände im alten Deutschland die Augen krampfhaft zuschließt.

Gegenüber dieser Humanitätsglückseligkeit, die uns auch aus dem Marmor anlächelt, schildert Herder das neue Rom:

18. „Daneben sah ich, darf ich dich auch nennen,
Du inhumanes, alt und neues Rom!
Doch wer wird dich im Namen nicht schon kennen,
Du Capitol und du St. Petersdom.
Du Pfuhl, aus dem die Erde zu verbrennen
Ausging ein alter und ein neuer Strom,
Von Kriegern einst bewohnt und Senatoren,
Von Pfaffen jetzt bewohnt und Monsignoren.

---

[1]) Der Herausgeber dieses hat in: „Paulus in Athen"; Wien, Braumüller, 1867, dritte Auflage, S. 92 u. s. f., mit Berufung auf die gediegendsten Forscher den wahrhaft unverschämten Schwindel gezeichnet, der in Speculation auf die Unwissenheit des Publikums mit dem Worte Humanität noch immer getrieben wird.

19. Ich lernte dich und deiner theuren Prinzen,
Und deiner Prinzessinnen schönes Heer,
Die Wüsten deiner darbenden Provinzen
Und deiner Wissenschaften todtes Meer.
Die Weisheit lernt ich sehn mit Augenblinzen,
Die Andacht sehn, vom alten Taumel schwer,
Die Heuchelei mit stolzen Sklavenmienen
Des Knecht der Knechte, dem die Völker dienen.

20. O daß mir einst, dies alles zu verkünden,
Der Erdengenius sein Buch verlieh.
Daß ich, wie Geister allgemach erblinden
Und Heilige erkranken wie ein Vieh,
Daß ich das große Buch der Menschensünden
Entwickeln könnt' mit seinem wann und wie:
Vom ganzen Heer Kastraten-Nachtigallen
Sollt Ave, Amen in die Lieder schallen.

21. Jedoch mein Geist, wohin schwingst du die Flügel
Und moderst noch in dieser Todtengruft?
Erst über Strom und Wüsten, Berg und Hügel,
Bis dich ein neuer mildrer Athem ruft.
Dann fühle froh der Gottheit großes Siegel,
Dann schweb entzückt im holden Frühlingsduft;
Und dann laß süß umarmt von allen Deinen,
Was in dir glänzt, auch andern wiederscheinen."

30. Wie Herder von den viel ausgiebigeren Poesiestoffen bei deutschen Fürsten seiner Zeit kluger Weise keinen Gebrauch macht und sich seines ganzen Vorraths moralischer Entrüstung in Rom entledigt.

So beschließt Herder mit großem Pathos sein Anklagelied gegen das moderne Rom, und freut sich, wenn sein Geist aus dieser Todtengruft, in welcher er jetzt modert (der Geist), hinauskommt in seine Heimath, wo er der Gottheit großes Siegel fühlen wird (als ein von der Gottheit petschirter Geist?) und er, was in ihm glänzt, auch andern verkünden kann. In der Regel pflegt man Geister — nicht modern zu lassen, trotz dieser ausnahmsweisen Vermoderung glänzt aber etwas in diesem Geist, erst in seiner Heimath kommt er wieder in seinen normalen Zustand, und

nach süßer Umarmung aller der Seinigen wird er (der Geist) ihnen von seinem Glanze mittheilen! Jedenfalls hat hier der Geist von der licentia poëtica den ausgiebigsten Gebrauch gemacht. Aber nun wollen wir von dem der Logik angethanen Unrecht zu dem Unrechte, welches Herder der Geschichte angethan hat, übergehen.

Wir sind weit entfernt, behaupten zu wollen, daß es unter der weltlichen Regierung der Päpste nicht auch bedeutende und minder bedeutende Uebelstände gegeben hat, wenn aber Herder in Entrüstung hat arbeiten wollen, so hätte er ja zu Hause in seiner nächsten Umgebung in Norddeutschland ein ausgiebigeres Material und einen weitaus übelduftigeren Moder finden können, als er in Rom gefunden hat. Besonders das Wort Humanität hätte er nicht aussprechen, ja dieses Wort wie eine geladene elektrische Batterie auch nicht mit einer Fingerspitze berühren sollen, denn es mußte ja auf ihn geradwegs niederschlagend, ja zermalmend wirken!

Nur ein vergleichendes Beispiel gerade bezüglich der Humanität zwischen der römischen Regierung 1779 und zwischen der Humanität an den norddeutschen Fürstenhöfen 1779.

In Rom wurde Niemand zum Militärdienste gezwungen, es gab keine zwangsweise Aushebung (leva) zum Militär, wie z. B. auch in Weimar, wo Göthe selbst mehrere Jahre als Conskriptionsoffizier, als herzoglicher Ausheber das Land durchreisete und die Bauernsöhne zur herzoglichen Armee zwangsweise ablieferte; — im Kirchenstaate konnte jeder junge Mann, wenn er auch ein armer Teufel war, sein Brod, seine Polenta, Käse und Maccaroni im Schatten seines väterlichen Hauses oder der väterlichen Hütte (casuccia) in Frieden verzehren; ein Umstand, den man doch nicht als inhuman bezeichnen kann und um dessen willen man den Knecht der Knechte Gottes, bei dem die „Heiligen wie ein Vieh erkranken“,[1]) in das große Buch der Menschensünden schreiben und um dessen willen man Rom nicht eine Todtengruft schelten darf. —

[1]) Was wollte Herder eigentlich mit dieser Vieherkrankung der Heiligen sagen?

31. Wußte Herder nicht, daß nordische Fürsten das Menschenfleisch ihrer Unterthanen (die sie einfangen ließen) an England verkauft und dafür 34 Millionen Reichsthaler „Ehrensold" in die Tasche gesteckt haben? Darüber schweigt Herder, aber die Geschichte schweigt nicht.

Warum hat sich Herder seine kräftigen und saftigen Stanzen nicht für sein deutsches Vaterland aufgespart? Er wußte ja zu seiner Zeit (denn er war ja ein bekannter Fürstenhasser und Demokrat, obwohl er sich nach Art mancher dieser Herren um den Herr von-Titel viele Mühe gab), um welche Preise deutsche Fürsten ihre Landeskinder wie „gesundes Vieh", nicht wie „viehkranke Heilige" einfangen ließen, um sie den Engländern für den englisch-amerikanischen Krieg zu verhandeln. Hessen-Kassel bekam 2,600,000 Pfd. Sterling, Braunschweig 780,000, Hannover 448,000, Hanau 335,150, Anspach 305,400, Waldeck 122,670, andere kleinere Landesherren (oder besser Sklavenzüchter und Sklavenhändler) 535,400, zusammen über 34 Millionen Reichsthaler im Handel mit Menschenfleisch verdient.[1]) —

Warum haben die Herren Göthe und Herder ihre sittlichen Entrüstungen nicht in Deutschland über die gekrönten Sklavenzüchter daselbst losgelassen? Da hätten die Herren Entrüster allerhand Fatalitäten bekommen, sie hätten ihre Stellung, ihre sehr großen Titel mit dem sehr mittelmäßigen Einkommen riskirt, denn auch Weimar hätte den Herder mit seiner Stanzenentrüstung in diesem Falle den andern Fürsten zu lieb — nicht mehr halten können, obwohl hier für Herder ein viel gerechterer und würdigerer Fluchstoff über Nicht-Humanität zu seinen achtzeiligen Stanzen vorfindlich gewesen ist.

Die Herren hätten für ihre sittliche Entrüstung Material in nächster Nähe gehabt und sich die Reise nach Rom ersparen können.

Wenn Herder von einem ganzen Heer Castraten-Nachtigallen singt, so ist das wohl eine poetische Singfigur; der Schreiber

---

[1]) Schlözer's Staatslexikon, 6. Band.

dieses hat noch vor 30 Jahren Einen Sänger dieser Gattung selber in Rom gehört, der aber in Cairo in diesem Zustande als Sklave gekauft worden war. Wären wirklich in früherer Zeit derlei Sänger in dieser Art zubereitet worden, so würde dies Verfahren von der christlichen Sittenlehre unbarmherzig verurtheilt werden müssen, wie auch die christliche Sittenlehre bei protestantischen Fürsten das Verkaufen von Unterthanen für fremde Kriegsführung verurtheilt. — Wir sind auch nicht so blöde, den Menschenhandel jener Fürsten, obwohl sie Protestanten waren und die Unterthanen an eine protestantische Regierung (für England) verkauft haben, dem Protestantenthum als solchem aufzuladen, weil ja diese Handlungsweise auch von Bibelgläubigen verurtheilt werden muß.

Wozu diese Herren nun, um den Stickstoff für sittliche Entrüstung einzuathmen, gerade nach Italien gereist sind?! Auch Göthe hat viel in sittlicher Entrüstung gearbeitet, als er in Italien weilte. Er hätte doch an den kleinen deutschen Höfen, auch an jenem zu Weimar, eine reichliche Ernte finden können. Die armen Husaren, die stundenlang mit Fackeln in der Hand den Schlittschuhläufern auf Göthe's Anordnung leuchten mußten bei 5—10 Grad unter Null Reaumur, sind geeignet, auch zugleich die sittliche Entrüstung in Italien mit ihren Flambeaus in's rechte Licht zu setzen.

Auch der süße Hofprediger hätte Stoff genug für sittliche Predigten in Weimar selber gefunden! Ja, das ist was anderes! Den Mist im eigenen Hause darf man auch nicht mit dem kleinsten Besen anrühren, sonst könnte man mit der großen Hof- und Ministerial-Mistgabel auch herausgeschleift werden, d. h. seinen Abschied bekommen!

Im Jahre 1760 kostete während des Krieges der Hof zu Weimar 57,253 Thaler, eine enorme Summe für ein Duodezländchen zu jener Zeit, in der das Geld einen dreifachen Werth hatte (mit dem jetzigen Werth verglichen). Damals konnte der Geheimrath Nonne (jedenfals ein Ehrenmann, der sich das Schimpfmaterial zu Hause suchte, auf die Gefahr hin, sehr mißliebig zu werden), in einer amtlichen Eingabe schreiben:

„Die armen Unterthanen werden bis auf den letzten Blutstropfen ausgesaugt, und an dem Hofe der besten Fürstin, einer

wahren Mutter der Unterthanen soll zu der Zeit nur Pracht und Ueberfluß herrschen."

Nonne verzuckerte die Pille, aber er gab sie der Herzogin zum Einnehmen. Herder war so schlau, die Uebelstände im Kirchenstaate aufzusuchen und sich in moralischer Entrüstung daran zu erquicken; das kostete nichts, stand sehr gut, war durchaus nicht gefährlich, im Gegentheil, in Weimar konnte man pharisäisch über die eigene Wirthschaft hinweggleiten und sagen: Seht, wir sind nicht so böse, wie jener Zöllner da drunten!

Diesmal war somit Herdern die fromme Entrüstung nicht recht gelungen, man konnte ihm zurufen:

Wozu denn in die Weite schweifen, — Es liegt der Mist ja gar so nah!

Wenn somit Herder meint, die Gottheit werde seinen Anschauungen über Rom so ohne weiteres ihr großes Siegel aufdrücken, so zeigt er, daß er mit den Intentionen des Siegelbewahrers Gottes sich nicht genugsam bekannt gemacht hat. Es ist viel klüger, unsern Herrgott als Bestätiger eigener Wünsche fein aus dem Spiele zu lassen. Gerade bei Herder können wir die gegründete Ansicht aussprechen, daß unser Herrgott weder der Herder'schen Theologie, die mit den Mondesphasen wechselte, noch seinen sonstigen intoleranten Gelüsten als Bestätiger zu Diensten gestanden ist, denn da hätte für Herder allein alle Monat ein neues Siegel gestochen werden müssen, und für Herder allein, um die Wünsche dieses Theologen zu befriedigen, wäre ein eigener himmlischer Petschierstecher nothwendig gewesen.

32. Wie die Frau Herder die eventuelle Freude kundgibt, der sie sich hingeben möchte, wenn ihr Gemahl ein Erzbischof und sie eine Erzbischöfin werden könnte.

Wenn Herder der Chikanen, welchen er bei Hofe zu Weimar als Generalsuperintendent ausgesetzt war, gedachte, fühlte er sich öfter angenehm angeregt, wenn er in Rom als Erzbischof oder Bischof aufgeführt wurde. So z. B.:[1])

[1]) Reise nach Italien, S. 237, Brief vom 2. Febr. 1789 aus Neapel.

„Der Erzbischof von Tarent ist gar lieb und gut, der General Salis ein braver Mann, und sonst drängen sich die Neapolitanischen Gelehrten an den Vescovo di Turingia, wie mir eben einer sein Buch mit solcher Ueberschrift geschickt hat, sehr an."

Dem Schreiber dieses fällt bei dieser Gelegenheit ein, wie einmal ein gelehrter Herr in der Begeisterung für seinen Ruhm in einer Gesellschaft erzählte: „wie in einem Badeorte sich alles drängte, um ihn persönlich kennen zu lernen." Schreiber dieses sprach darauf die Genugthuung aus: „Ein wahres Glück, daß alles so glücklich abgelaufen und Niemand im Gedränge erdrückt worden ist."

Uebrigens muß man es verzeihlich finden, wenn Gelehrte in Briefen an ihre Frauen die Triumphpforten, die man ihnen auf ihren Reisen angeblich errichtet hat, mit poetischen Blumen noch mehr ausschmücken. Die betroffene Gattin wird durch dieses Verfahren auf billige Weise aufmerksam gemacht, was sie eigentlich für einen Edelstein besitze, — die Frau wird Theilnehmerin an den Ehren, die ihrem Mann angethan werden. So hat auch Voß immer die ihm erwiesenen Ehren seiner Ernestine getreulich mitgetheilt; der sonst sehr ungläubige Dichter war in Beziehung auf die ihm angethanen Schmeicheleien überaus glaubensselig; Sachsen-Gotha war ihm das theuerste Fürstenthum in Deutschland, seit der Herzog dem Voß in's Gesicht, Voß und Napoleon unter das Rekrutenmaß stellte, und dem Voß die billige Freude machte, daß Voß viel größer sei als Napoleon und Napoleon viel kleiner sei als Voß. Vor drei Fürsten hatte der sonst sehr krakehlsüchtige und demokratische Voß Respekt, vor den zweien (Oldenburg und Baden), die ihm ein Jahresgehalt gaben, und vor dem Gothaer, der ihm den kolossalen Methtiegel[1]) aufsetzte: „er, der Voß, sei größer als Napoleon". Gotha war somit viel billiger zur Voß'schen Anerkennung gekommen, als die beiden ersten Fürsten.

Ueber den Erzbischof von Tarent, am 12. Januar 1789, schreibt Herder aus Neapel an seine Frau:

„Hier habe ich den Erzbischof von Tarent kennen lernen (Giuseppe Capecce-latro) den gescheutesten, lebhaftesten, gelehrtesten, sinnreichsten, liebenswürdigsten Geistlichen, den ich je gesehen habe. Ich hab mit ihm schon fünfmal Conversationen gehabt, und habe einen Ort, wo ich fast täglich ihn sehen kann, welches mir dann

[1]) In Süddeutschland: einem eine süße Lobrede halten.

sehr wohl thut. Heute Mittag habe ich ihm Visite gemacht und bin nach zwei Stunden mit allen seinen Schriften, die er mir schenkte, von ihm gegangen. Ich werde Dir viel von ihm erzählen. Hier sind andere Menschen, als in Rom, auch andere Schriften: auch in diesen bin ich schon recht glücklich."

Auf diesen Passus bezüglich antwortet Frau Herder am 6. Februar 1789 aus Weimar:

„Dein unvergleichlicher Erzbischof von Tarent gefällt mir aber über alles wohl. O Gott, wenn Du einer werden könntest, ich wüßte nicht, was Opfer ich für Dich thun könnte, doch laß uns nicht nach dem verbotenen Baume greifen und darüber das ganze Paradies verlieren, wenn es schon mit Dornen umzäumt ist, so ist es doch ein von Gott selbst beschertes, selbst gebautes Paradies. Mit welcher Hoffnung und Verlangen Du Dich aber diesem Paradies hier wieder nähern wirst, weiß Gott, darüber darf ich gar nicht nachdenken. Es ist nicht um ein Haar besser geworden seit Deiner Abwesenheit, weder ich, noch die Kinder, noch die Situation, noch der Staat und die Menschen darinnen. Mache Dir in der Ferne nur keine bessere Illusion, damit Du es hernach nicht anders findest." —

33. Das Weimarerparadies. Herder's Kraftsentenzen contra Göthe.

Es war jedenfalls ein Irrthum, als diese Dame meinte, unser Herrgott selber habe das Paradies in Weimar gebaut, was gleich darauf aus der Schilderung dieses sehr miserablen Paradieses hervorleuchtet, — da ist der früher ausgesprochene Wunsch: „O Gott, wenn Du einer (ein Erzbischof) werden könntest u. s. w." jedenfalls viel aufrichtiger gewesen. Räth doch die Herder ihrem Manne, er solle sich in Rom ein violettes Seidenkleid machen lassen, was viel schöner sei als ein schwarzes. Jedenfalls zeigt sich, daß Frau von Herder für den Glanz hoher, ihrem Gatten eventuell angethaner Würden ein sehr dankbares Verständniß gehabt hätte. Dies Verlassen des Weimar-Paradieses würde ihr sicher kein großes Opfer gekostet und keine großen Schmerzen verursacht haben.

Am 7. März 1789 schreibt Herder seiner Frau:

„Göthe's Gedichte sind hier angekommen, er hat ein Exemplar noch ohne Titel an die Angelica (Kaufmann, die Malerin) geschickt.

Ich kenne die meisten und es sind unglaublich schöne Stücke darunter, alles aber, wie es da ist, hätte er nicht sollen drucken lassen. Nicht nur, daß er den Kritikern das Maul darüber aufreißt, sondern auch, weil die jugendlichen Fratzen und Späße doch niemals recht für den Druck sind. Was du gutes Herz zu seiner Entschuldigung sagst, reicht meinem Gefühl nicht zu. Hole der Henker den Gott, um den alles rings herum eine Fratze sein soll, die er nach seinem Gefallen braucht oder gelinde zu sagen: ich drücke mich weg von dem großen Künstler, dem einzigen rückstrahlenden All im All der Natur, der auch seine Freunde, und was ihm vorkommt, blos als Papier ansieht, auf welches er schreibt, oder als Farbe des Palett's, mit dem er malt. Lobpreisungen solcher Art, wie sie Moritz macht, müssen verwöhnen, wenn man sie nicht verachtet, und doch wird nichts schwerer zu verachten als ein Lob, das der andere nur wie aus unserer Seele ausspricht und bringt nur unser Gefühl in Worte. Gott sei Lob und Dank, daß er mich nicht zu einem so hellstrahlenden Spiegel des Universums gemacht hat, ich mag gerne eine dunkle Scherbe bleiben."

Im Mai 1801 schreibt die Frau Herder aus Weimar an Knebel über Göthe und Schiller:[1])

„Bötticher fängt an, von seiner zärtlichen Verbindung mit Professor Meyer (Freund Göthe's) zu reden, und daß er ihn recht lieb habe. Vor zwei Jahren nannte ihn Meyer noch einen Schuft. Ach, die Schufte müssen sich lieben. Verzeihen Sie diese angenehmen Ergießungen. Die griechischen Tragiker gehören zu Ihnen da hinauf. O, wie weit sind wir von ihnen entfernt! Welche Langmuth gehört dazu, die zwei großen Dichter (Schiller und Göthe) zu sehen, wie sie ihre ausstaffirten falschen Götzenbilder als den alleinigen dramatischen Gott aufgestellt haben! Das neueste Stück von Schiller, „Das Mädchen von Orleans", soll so sublim sein, daß es jetzt vor der Hand wegen zu großer Sublimität nicht aufgeführt werden kann! Auch spielt es nichts weniger als 6 Stunden. Herr v. Göthe hat letzthin (da mein Mann auf dem Stadthaus in einer geschlossenen Gesellschaft aß, wobei Schiller und Göthe auch waren) wieder einen hohen Spruch gethan. Es war nämlich von den neuen Systemen die Rede, da sprachen Hochdieselben: „Das Neuere zeichnet sich vor Allem dadurch aus, daß es ganz allein, ohne sich an das Alte zu heften, dasteht." Sie sehen daraus, daß wir (sie meint Göthe) unmittelbar vom heiligen Geist empfangen und geboren worden sind. Amen. Ach, mein lieber, heiliger Freund, es drückt mich ein wenig auf der Brust, ich muß aufhören."

---

[1]) Zur deutschen Literatur, von Düntzer, 2. Bd. S. 11.

Aus diesen letzten Worten ist zu ersehen, auf was sich Göthe und Schiller aus dem Munde der Frau Herder gefaßt machen konnten, wenn diese Dame unter vier Augen über die beiden loslegen konnte!

Am 6. Februar 1802 schreibt sie an Knebel[1]) aus Weimar über Göthe:

„Am Tage darauf wurde Jon, von August Wilh. Schlegel frei übersetzt und bearbeitet gegeben. Ein schamloseres, frecheres, sittenverderbenderes Stück ist noch nicht gegeben. Jena war wieder herübercitirt zum Klatschen. Bei der zweiten Vorstellung waren wenige drin, zum dritten Male wollen sie's nicht wagen, denn da möchte das Haus ganz leer bleiben. Ach Freund, wohin ist Göthe gesunken?"

Mitunter urtheilte sie schon auch gerecht, so über Ramler's poetische Werke:

„Auch mir war Ramler altes, getrocknetes Commißbrod!"

Es scheint, diese Dame hat sich rein aus gehässiger Opposition gegen Göthe und Schiller erst recht für Lessing erhitzt, sie schreibt an Knebel (ebendaselbst II. 21) über Nathan, 9. Dez. 1801 (II. S. 21):

„Liebster Freund, Nathan der Weise ist gegeben worden. Das himmlischste Stück, was wir Deutschen besitzen? Man muß's sehen und hören, den Verstand!! Es beschäftigt unsern Geist und unser Gemüth; von Anfang bis zu Ende mit der allerhöchsten Zufriedenheit — es hat allgemein den größten Eindruck gemacht. Seit 22 Jahren besitzen wir das Stück, das ein Muster ist, und die Deutschen kennen es noch nicht. O wir Gänse!" — —

Wenn diese Dame so entschieden für den ästhetisch angehauchten Theil ihrer Ansichtsgenossinnen eintritt, darf man dieselben schon in ihrer Selbsterkenntniß befestigen: „O ihr Gänse."

Aus neueren Berichten mögen verschiedene Ursachen zum Zerwürfniß zwischen Göthe und dem Herderpaare mitgewirkt haben. (Blätter für liter. Unterhaltung 1860 II. 694.)

„Die Herder war heftig und leidenschaftlich sinnlich. Nebenbei hält sie viel auf Träume und sogar auf Kartenorakel. Göthe erzählte ihr so viel von seinem leichtfertigen Leben und von seinen „Buhlereien" in Rom, daß sie an der ehelichen Treue ihres Mannes zu zweifeln begann und im Traume von häßlichen Vor-

[1]) Ebendaselbst, 2. Bd. S. 14.

stellungen darüber gequält wurde. Während der Abwesenheit Herder's in Italien besuchte Göthe dessen Frau so häufig, daß sich die Eifersucht der Frau von Stein für eine Zeit auf diese lenkte, und Herder selbst in Italien für die Tugend seiner Frau bange ward." (Baumgartner: Göthe S. 336.)

Bezüglich seiner Verwendung beim Herzog für das Herder'sche Ehepaar hatte dieses keine Ursache, Klage zu führen. Göthe hat sich der Herder'schen Familie gegenüber, wenn es auf Verbesserung der finanziellen Lage derselben ankam, wiederholt freundschaftlich bewiesen, jedenfalls viel freundschaftlicher, als dies bezüglich der nothdürftigen Lage Schiller's der Fall gewesen ist.

Gödeke (S. 68) bringt einen ähnlichen Bericht über Herder und Göthe:

„Auch litt die Stellung seines (Herder's) Amtes nicht die theilnehmende Hingebung an das heitere Treiben der Gesellschaft. Seine (Herder's) Umstände waren nebenbei nicht befriedigend; er mußte vieles arbeiten, was er in besserer Lage von der Hand gewiesen hätte. Mit den Jahren wurde dieser Zwang größer und drückender. Sein herbes Wesen konnte dadurch nicht milder werden. Schon im Sommer 1780 kann Göthe gegen Lavater nicht bergen, daß Herder fortfahre, sich und andern das Leben sauer zu machen. In den letztern Jahren verbitterte sich sein Verhältniß zu Göthe bis zum Ingrimm, und stiller Verachtung der eitlen Buhlerkünste, die Göthe spiele, wenn er glaube, ein anderer außer seiner Clique habe etwas geleistet."

Selbst ein begeisterter Lobredner Herder's gesteht es ein, daß es am Musenhof zu Weimar alleweil sehr kriegerisch zugegangen ist und unerquickliche gegenseitige Befehdungen an der Tagesordnung gewesen sind. Hagenbach (im VII. Bd. seiner Kirchengeschichte S. 21) bemerkt:

„An Reibungen mit den großen Geistern, die den Weimar'schen Hof zierten, fehlte es nicht. Es ist in der That demüthigend, zu sehen, welcher kleinliche, oft hämische Geist der Klatscherei sich da einnisten konnte, der Herdern das Leben ebenso verbittern mußte, als er hinwiederum auch dazu beitragen mochte, durch böse Laune es anderen zu erschweren, man vergleiche z. B. die boshafte Schilderung von Herder's ehelichem Leben in Schiller's und Körner's Briefen I. S. 166. Ueberhaupt nimmt der Respekt vor den Genien gewaltig ab, wenn man bemerkt, wie bei aller Bildung die Rohheit des innern Menschen, die einzig durch das Christenthum gebrochen wird, unüberwunden fortwucherte." —

Mit dem Christenthum waren diese Genien eben fertig geworden, das genirte dieselben gar zu sehr — es machte ihnen offenbar mehr Vergnügen (um mit Hagenbach zu sprechen), „die Rohheit des innern Menschen statt dieselbe durch das Christenthum zu brechen, ununterbrochen fortwuchern zu lassen."

34. Wie das Schaukelsystem Herder's auch von seinen Lobrednern nicht in Abrede gestellt werden kann.

Haym[1]) erzählt in seinem Berichte über die geplante Berufung Herder's von Bückeburg nach Göttingen folgendes:

„Man sah sich in der That in Hannover nach einem Theologen für die Göttinger Universität um, der die positive Richtung mit Geist verträte und durch besonnenes Eingehen auf das Recht der fortschreitenden Wissenschaft und auf die ethische Seite der Religion ebensosehr der unfruchtbaren Orthodoxie, wie der trivialen Aufklärung Widerpart hielt." —

Diese Hannover'sche Theologenfalle, in der sich ein Theologe mit obigen Eigenschaften einfangen lassen sollte, erinnert an das Messer ohne Klinge und ohne Heft. Die Orthodoxie wird unfruchtbar und die Aufklärung trivial gescholten, und da wird nun ein Mann verlangt, der durch besonnenes Eingehen auf das Recht der fortschreitenden Wissenschaft und auf die ethische Seite der Religion von vorne den Orthodoxen Rippenstöße und von hinten den Aufklärern Fußtritte ertheilen, und zwischen beiden auf der ethischen Seite der Religion sich festhalten und in dieser Lage beharren sollte. — In dieser höchst merkwürdigen Situation hat ja aber eben Herder, trotz seines edlen Wollens und seiner ungewöhnlichen geistigen Anlagen, sein ganzes Leben in jener Unfruchtbarkeit zugebracht, die in dem Programm der Hannoveraner fälschlich der Orthodoxie zugeschrieben worden ist.

Interessant ist jedenfalls, wie Haym selber das Schaukelsystem Herder's seine „unmethodische Verworrenheit", seinen

---

[1]) Herder, nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt von R. Haym. Erster Band. Berlin 1880, Gärtner, S. 714.

tollkühnen Hypothesengeist betonend, eingesteht. S. 717 sagt er über die Bedingungen der Berufung Herder's nach Göttingen:

„Erst in einem halben Jahre sollte die Stelle in Göttingen, an welche Herder's Gönner für ihn gedacht hatten, besetzt werden. Es war eine mit einer Professur verbundene Predigerstelle, deren Besetzung daher hauptsächlich vom Consistorium abhing. Im Consistorium jedoch überwog die orthodoxe Richtung, und hier hatte Herder seine Gegner. Zimmermann nennt 1774 besonders den orthodoxen Justizrath Strube und den Präsidenten des Consistoriums, Geheimrath von Busche. Brandes (des Gönners Herder's) Absicht, die Gegner dadurch umzustimmen, daß er ihnen seinen Clienten allererst einmal als Kanzelredner vorführe, scheiterte zuerst an dessen Ablehnung und wurde demnächst, als sich Herder nun doch in seiner schwankenden Weise zu einer Predigt in Hannover bereit erklärte, von Brandes selbst fallen gelassen. Alles wurde auf die Wirkung der Herder'schen Schriften verschoben, wenn nur diese Schriften nicht neue Schwierigkeiten herbeigeführt hätten! Denn von Seite der Orthodoxie zwar hätte die „Aelteste Urkunde" vielleicht ein Empfehlungsbrief werden können, allein das Buch floß ja über von den schnödesten Ausfällen auf einen Mann, zu welchem der Verfasser in ein collegialisches Verhältniß treten sollte; es war zudem von einer so unmethodischen Verworrenheit, es verrieth einen so tollkühnen Hypothesengeist, daß man billig zweifeln konnte, ob ein solcher Orakelredner sich als Lehrer der akademischen Jugend nützlich, ja ob er sich verständlich werde machen können."

Im selben Sinne schildert ihn Haym S. 739:

„Wohl konnte sich Herder um diese Zeit als den geistigen Mittelpunkt der bedeutendsten jüngeren Talente, als den Matador aller derjenigen betrachten, welche voll von dem Glauben an das selbstherrliche Recht des Genies, in Opposition zu der älteren Theologen- und Poetenschule standen."

Das ist außerordentlich sinnreich. Mit dem alten athanasianischen Symbolum, mit dem Glauben an Vater, Sohn und Geist, an Schöpfung, Erlösung und Heiligung sind wir glücklich fertig geworden, das ist ein überwundener Standpunkt, jetzt haben wir den funkelnagelneuen Glauben „an das selbstherrliche Recht des Genies", — nun hat aber dieser Glaube, wie wir nachweisen werden, „mit seiner Opposition zu der älteren Theologen- und Poetenschule" in David Strauß seine Vollendung gefunden: Kein Gott, kein Erlöser, keine Unsterblichkeit. Strauß hat wenigstens nicht bald nach rechts, bald

nach links herumgezappelt, sondern dem ganzen alten protestantisch-theologischen Professorenthum die Thüre mit einem gewaltigen Krach vor der Nase zugeschlagen.

35. Welche Gattung Theologie bei den Lebemännern und Lebefrauen in Weimar besonders beliebt gewesen ist.

Herder wurde von Göthe zum Weimarer Hoftheologen erkiesen, er durfte kein Dunkelmann sein und den Lust- und Lebemännern in Weimar nicht entgegentreten.

Göthe schreibt ihm 1775:

„Lieber Bruder, der Herzog bedarf eines Generalsuperintendenten. Hättest Du die Zeit Deinen Plan auf Göttingen geändert? Es wäre wohl hier was zu thun." —

Göthe machte weislich keine nähere Erklärung, was in Weimar zu thun gewesen wäre. Er liebte es, in Räthseln zu sprechen:

Allenfalls sich ducken und bucken
Alle Brocken hinunterschlucken;
Keinen Johannes den Täufer machen,
Höchstens die Achseln zucken und lachen,
Als Sionswächter ruhig schlafen
Und auch nicht wecken die Schlaraffen.

Wir haben uns hier erlaubt, diese theologische Richtung, welche Göthe dem Herder in Prosa ebenso sinnreich als deutlich vorgezeichnet, in Reime zu bringen. Göthe schrieb dem Herder:

„Der Herzog will absolut keine Pfaffentracasserien über Orthodoxie und den Teufel." —

Es giebt auch Leute, die in dem ganzen Vorgang für den Predigerstand nichts Entehrendes finden; diese Leute sagen: der Landesfürst hat ja doch ein Recht, für sein gutes Geld sich eine Theologie nach seinem Geschmack zu bestellen.

Der Psycholog wird in diesem Herzoglich-Weimarischen theologischen Excurs auf den ersten Blick nicht unter oder zwischen, sondern geradwegs in den Zeilen lesen, daß besonders die Orthodoxie der 10 Gebote den gerechten Zorn des durchlauchtigen Herrn wie auch der Excellenz erregen mußte.

Das wäre so das wahre! ein Superintendent, der mit diesem überwundenen Standpunkt Ernst machen wollte; nur keine Pfaffentracasserien über Orthodoxie und den Teufel. — Nun, der Dekalog! — das ist eben der Teufel!

36. Wie die noch christlichen Mitglieder des Consistoriums behandelt wurden.

Die Mitglieder des Consistoriums in Weimar bestanden der Majorität nach aus der alten positiv-christlichen Schule, sie waren offenbar mit der Wahl des Herzogs und seines Allmächtigen nicht einverstanden, sie regten sich und suchten sich zu wehren. Herder sollte sich zu einem Colloquium herbeilassen. Haym S. 743:

„Das Project (mit der Herderanstellung) war mit ihm (Göthe) aufgestanden und schlafen gegangen und recht übermüthig triumphirt er, daß es ihm endlich auch ohne Zeugnisse durch Ausdauer und geschicktes Manöveriren damit gelungen. Göthe bestimmte den Herzog und der Herzog griff durch. Es ging offenbar etwas gewaltsam und absolutistisch dabei her. Des Herzogs Wille entschied und schlug alle Einwendungen nieder."

„Mit Hetzpeitschen," schreibt Göthe, „habe ich die Kerls zusammengetrieben" und voll Fastnachtslaune vollends ist die poetische Gratulationsepistel an den Ernannten, in der die Geistlichen des Landes als Esel figuriren, auf denen der Messias Herder einreiten werde."

Dieser gewaltige und gewaltsame Einfluß eines jungen Lebemannes auf seinen Freund und mit Mit-Bonvivant, den Herzog, hätte doch manchem Literarhistoriker in Beziehung auf geistliche Angelegenheiten deprimirend und auch unehrenhaft erscheinen können.

Wir gestehen, daß wir für dieses Vorgehen in der deutschen Sprache keinen rechten Namen finden. Es könnte kaum eine ätzendere Satyre über den Landesfürsten „als obersten Bischof der Landeskirche" geben.

Was für ein Recht hatte der junge Landesherr und sein junger Minister, beide sehr lebenslustige und Bauern- und Bürgersteuern in hohem Grade bedürftige Herren, in einer so höchst gemein-tyrannischen Weise über die Religion und das Gewissen ihrer noch christlichen Unterthanen zu verfügen?

Als Landesfürst zieht er den Unterthanen den letzten mühsam erarbeiteten Thaler aus der Tasche, sie werden völlig ausgeschunden und abgehäutet (Siehe Nr. 31) und den Rest der positiven Religion, die Hoffnung auf ein Gericht und eine Ausgleichung im Jenseits nehmen die Herren in ihrem verrückten Uebermuth den armen Ausgebeuteten auch noch von hinnen.

Das sehr unterhaltliche Leben bei Hofe wurde durch den festerfindungsreichen Göthe noch kostspieliger (wie wir es in „der Himmel voller Geigen" nachgewiesen), und dann wunderten sich die Herren über die auftauchende Steuerverweigerung und über Volksaufstände. Wie haben diese Herren den christlichen Predigerstand behandelt, Leute, die doch noch einen Glauben und ein Gewissen gehabt haben! Sollte man in dieser Behandlung „dieser Kerls mit der Hetzpeitsche als Esel" auch noch was geniales und bewunderungswürdiges finden? — Eine Verurtheilung dieses Vorgehens haben wir bei den (mit der Milch der aufgeklärten Denkungsart genährten) Literarhistorikern nicht gefunden.

Das Rechenexempel ist sehr einfach: Ein auf der Basis christlicher Lehre und Sitte auch nur noch halbwegs postirter Predigerstand wäre für die Genußmänner ein Vorwurf in Permanenz gewesen, es war eine Nothwehr gegen Beunruhigung des Gewissens, darum suchten sie noch christliche Prediger von der Kanzel und auch nur anscheinend christliche Philosophen von den Kathedern zu entfernen.

Herder spielte gegenüber diesen Vorgängen eine klägliche Rolle. Er betrachtete die Angelegenheit nicht nur vom nutzbringenden Standpunkt, sondern hält sich für ein auserwähltes Rüstzeug Gottes, das die Vorsehung gegen den Wunsch und Willen dieser Mitglieder des Consistoriums in ihrer Mitte hineingepflanzt habe.

37. In Herder der rechte Mann für Weimar gefunden. Wie Göthe die Geistlichen in Weimar behandelt.

Herder lobt sogar den Herzog den „ruhmvollen, selbstwählenden Fürsten", daß er sich um das Votum des Consistoriums einen blauen Plunder geschert hat und

eigenmächtig zu seinen Gunsten vorgegangen ist, ohne sich um diese „Esel" zu kümmern. Haym S. 743:

„Am 1. Februar 1776 kam die förmliche Anfrage wegen Annahme der Stelle, ein auf herzoglichen Befehl von dem Präsidenten des Oberconsistoriums v. Lynker abgefaßtes Schreiben, an Herder. Herder's, durch Göthe's und des Herzogs Hände gelangende Antwort ist, sehr verschieden von seinem nach Hannover gerichteten Schreiben, im devotesten Styl gehalten, sie betont, daß seine Wahl die Wahl eines „ruhmvollen, selbstwählenden Fürsten, die Stimme Gottes unter den Menschen sei", und verfehlt nicht, der Verdienste zu gedenken, die gerade dieser Fürstenstamm von Beginn der Reformation an „um die aufgeklärte Religion Deutschlands und Europas sich erworben habe."

Es kann für die protestantische Geistlichkeit sicherlich nicht erfreulich und erhebend gewesen sein, wenn sie erfuhr, wie dieselbe dem neuen Kirchenoberhaupt gegenüber vom allmächtigen Minister Göthe behandelt wurde. Ob es dem Herder innerlich eine Freude machen konnte, die Prediger und Pfarrer des Landes in so wegwerfender, höchst verächtlicher Weise von oben herab wie elende Lakaien vom ersten Minister traktirt zu sehen? Er mußte schweigen und sich beugen, wenn er die Stelle erhalten, die Gunst Göthe's und des Herzogs nicht gleich im Anfang verscherzen wollte.

Am 18. Juni 1776 schreibt Göthe, damals 27 Jahre alt, bezüglich der Berufung an Herder:[1])

„Schreib mir doch einmal. Die Schinderei wird auch bald zu Ende gehen. — Es zerrt die Pfaffen verflucht, daß das, was so lang unter sie vertheilt war, einer allein haben soll."

Am 5. Juli 1776:

„Lieber Bruder, heut war ich in der Superintendentur, wo Herr Consistorialrath Seidler mit einem Schwanz von 10 Kindern nach und nach ausnistet. Ich habe gleich veranstaltet, daß wenigstens das obere Stockwerk reparirt werde, und so eingerichtet, daß Ihr einziehen und Deine Frau Wochen halten könne."

„Und sinne Dir eine Predigt aus zum Antrittsplan, und gut so wie Du sie ex tempore — Ich hatt' das falsch gesagt. NB. das

---

[1]) Briefe Göthe's und der bedeutendsten Dichter seiner Zeit an Herder. Von Düntzer und F. G. von Herder. Frankfurt, Meidinger 1858. S. 60, 61, 62, 63, 65, 73.

gemeine Volk fürchtet sich vor Dir, es werde Dich nicht verstehen, darum sei einfach in Deiner ersten Predigt. Sag ihnen das gemeinste in Deiner Art, so hast Du die auch. Die Geistlichen sind alle verschrobene Kerls. Sind aber die jungen Dir nicht ganz gram."

Am 10. Juli 1779:

„Und war auch zum ersten Male in der Kirche. Ich dacht schon, dir wird's wohl werden, Alter, wenn du da oben stehst, und rechts in dem Chor des Unglücklichen Johann Friedrich Grab" — — „und in der Sakristei Luther in 3 Perioden von Cranach, immer ganz Luther und ein ganzer Kerl — ganz Mönch, ganz Ritter und ganz Lehrer. — Das wusch mich wieder von allem Staub und so reinige uns der heilige Geist von allem Schwall, ehe er fingerdick auf uns hängt, wie auf den Gräbern der Helden."

Am 9. August 1776:

„Den Engel, die Stein, habe ich wieder, sie ging (von Pyrmont) über Meiningen und Ilmenau zurück nach Weimar. Einen ganzen Tag ist mein Auge nicht aus dem ihrigen gekommen und mein gnomisch verschlossenes Herz ist aufgethaut."

Am 20. März 1783 schreibt Göthe dem Herder, der ihm „zwei Predigten bei Gelegenheit der Geburt des Erbprinzen Karl Friedrich von Sachsen-Weimar-Eisenach 1783" zugeschickt, über diese Predigten 3 Seiten lang, am Schlusse heißt es:

„Daß Du in beiden Predigten keinen Gebrauch von den Motivs, die uns die christliche Religion anbietet, gemacht hast, hat mich gewundert, wenn ich's auch nur nehme als Melodie eines bekannten Chorals, der unter anderer Musik den besten Effekt thut und durch allgemeine Reminiscenzen die ganze Gemeinde auf einen Punkt führt."

38. Herder, überaus fügsam, verbeugt sich vor Göthe's Wünschen. Herder's Probepredigt. Herder lobt auch die mindeste Schrift Göthe's.

Herder war eben fügsam genug, er wußte, daß die Motive der christlichen Religion auch auf christliche Sitte dringen und mit diesen Motiven wäre er weder dem Herzog noch dem Göthe, noch dem ganzen Hofstaat gelegen gekommen.

Die Hauptpointe bei der Berufung Herder's bildet das Urtheil Göthe's über die gesammte Weimarer Geistlichkeit. Betrachten wir dieses wegwerfende Urtheil auch vom

historischen und logischen Standpunkt; und da wird es sich als sehr bedenklich herausstellen. Zuerst werden von Göthe die gesammten Geistlichen in Weimar als „Esel und verschrobene Kerls" erklärt.

Nun hat aber der Herzog und seine vielgelobten Vorgänger sämmtliche Anstellungen in Händen gehabt, somit haben diese Herren lauter E. und v. K. angestellt, und sich dennoch, wie Herder in seiner Taufrede sehr verlogen versichert, um die aufgeklärte Religion Deutschlands und Europas so große Verdienste erworben.

Es ist bisweilen recht betrüblich, wenn ein Leser sich merkt, was er einige Seiten früher gelesen hat und dann so unliebsame Einstreuungen macht; traurig genug, wenn es auch unter den Lesern „solche Esel und verschrobene Kerls" gibt, die noch so frech sind, über das Gelesene nachzudenken und ihr Urtheil auszusprechen wagen.

Nachdem Herder (bei Haym S. 743) den Fürstenstamm wegen der Verdienste gelobt hat, die er sich um die aufgeklärte Religion Deutschlands und Europas erworben, sehen wir schon auf der folgenden Seite (744), was der Herzog auf die von ihm (oder seinen Vorgängern) angestellten Geistlichen für ein Vertrauen gesetzt; die armen Leute durften sich nicht muckſen — „kirchliche Freiheit" nennt man das! — Mit der Generalsuperintendentur, welche Herder erhielt, war die Stelle eines Oberpfarrers verbunden. Der Magistrat bestand auf seinem Recht, vom Candidaten eine Probepredigt zu fordern.

„Herder war bereit zur Predigt, so unlieb es ihm war, daß sich dadurch auch die Vocation zu den übrigen Aemtern verzögerte. Abermals indeß schnitt des Herzogs Willkühr durch. Am 12. Juni war die herzogliche Vocation in Herder's Händen und nun ließ auch der Magistrat sich willig finden, unter Verzicht auf die Probepredigt, die Ernennung zu der städtischen Stelle auszusprechen. Auch geringere äußere Schwierigkeiten waren durch Machtspruch von oben beseitigt worden. Die während der langjährigen Vacanz an Consistorialrath Seidler, den ehemaligen Instruktor Carl August's, miethweise überlassene Dienstwohnung des Generalsuperintendenten mußte von diesem Knall und Fall geräumt werden, und Göthe ließ es sich mit einer bis in's kleinste gehenden Fürsorge angelegen sein, dem Freunde die schöne, geräumige Wohnung auf dem Topfberge, dicht neben der Stadtkirche einzurichten. Die besten Hoffnungen mußten sich

dem Erwählten für das Leben, das seiner in Weimar wartete, an die Wiedervereinigung mit dem Straßburger Freunde (Göthe) knüpfen. War doch dieser in jeder Weise bedacht gewesen, ihm durch Rath und That die Wege zu ebnen, ihm zur neuen Stellung Luft zu machen und treu und klug ihm Winke über das nöthige Verhalten zu geben. Leider fehlen uns die Briefe Herder's, mit denen er in dieser Zeit des Harrens und Vorbereitens auf die des Freundes (Göthe) antwortete. In Briefen an Andere indessen vernehmen wir das Echo seiner Stimmung. So warm hatte er sich noch über kein Göthe'sches Werk ausgelassen, wie jetzt über die unglückliche Stella. Keine Spur von Neid oder Eifersucht. „Göthe" (schreibt er im März 1776 an Zimmermann) „schwimmt auf den goldenen Wellen des Jahrhunderts zur Ewigkeit." Das „Schauspiel für Liebende" nannte er (der Herder) ein paradiesisch Stück, das beste, was Göthe geschrieben, unaussprechlich umfassend, tief und herrlich, und den unmöglichen Schluß fand er — es ist eben der Standpunkt der Empfindsamkeitsmoral, den er mit dem Dichter theilt — so gnüglich, daß sich die Engel Gottes freuen.[1]) Ein wenig hatte er doch wohl mit den Augen partheiischer Freundschaft gelesen. Er gab jetzt dem brüderlichen Verhältniß, in das er sich zu dem ehemaligen Jünger gesetzt hatte, auch dadurch einen Ausdruck, daß er ihn dadurch neben Haman und Claudius zum Pathen seines zweiten am 18. August geborenen Sohnes machte, damit „die Genies aus aller Welt Ende gepaart wären."

39. Das Kirchenregiment in Weimar absolutistisch. Der Herzog wird von Göthe, die Prediger vom Herzog vergewaltigt. Schiller's Klage, daß Herder oft die Unbedeutendsten lobt. Bittere Briefe Schiller's über Herder.

Wir haben diesen Bericht Haym's angeführt, weil er uns ein Bild von dem überaus gewaltthätigen Kirchenregiment in Weimar entwirft: Göthe beherrscht den Herzog, der Herzog

[1]) Das alles ist offenbar mehr der Standpunkt der Dankbarkeitsmoral als der Empfindsamkeitsmoral. Wenn Göthe den Herder, wie er es später dem Schelling gemacht, von der Stelle weggeschummelt hätte, so würde selbstverständlich das Urtheil über die besagten matteren Werkchen Göthe's ganz anders ausgefallen sein. Besonders werden sich die Engel Gottes erfreut haben, die bei dem sonstigen Systeme Herder's gar nicht wußten, wie sie zur Ehre gekommen, von Herder als Dienstmänner verwendet zu werden, um beim Triumphwagen Göthe's hinten mitanschieben zu dürfen.

beherrscht Consistorium und Magistrat — alles sehr gut absolutistisch — ohne sich um Rechtszustände zu kümmern; und Herder ist mit den beiden Gewalthabern außerordentlich zufrieden und mit ihnen einverstanden; und stimmt in seiner Extase (die freilich in späteren Jahren außerordentlich zusammenbrach und in Trümmer ging) selbst das Loblied an:

Ihr Engel Gottes eilt hernieder
Und menget Euch in unsere Lieder.

Bei alledem war der arme Herder nicht zu beneiden; die Stelle und die Stellung wuchsen ihm zu einem Dornengarten heran; wie oft wünschte er sich von Weimar weg, und wie er in seinen Ansichten über Göthe gewaltig die Farben gewechselt, das haben wir schon theilweise auch in vorliegenden Blättern aus seinen schriftlichen Aeußerungen nachgewiesen!

Wie oft hatte Herder die Mißstimmung und den schärfsten Tadel seiner Collegen zu ertragen. Nur ein paar Stimmen von Göthe und Schiller über ihn. 1795 schreibt Göthe an Schiller über Herder's:[1]) „Neue Humanitätsbriefe":

„Der erste Brief, so viel Treffliches er enthält, macht Einem nicht wohl, und es ist dem Verfasser auch nicht wohl gewesen, als er ihn schrieb. Eine gewisse Zurückhaltung, eine gewisse Vorsicht, ein Drehen und Wenden, ein Ignoriren, ein kärgliches Vertheilen von Lob und Tadel macht besonders das, was er von deutscher Literatur sagt, außerordentlich mager."

„Herder's Buch," erwidert Schiller 18. Juni, „machte mir ziemlich dieselbe Empfindung wie Ihnen, nur daß ich auch hier, wie gewöhnlich bei seinen Schriften immer mehr, was ich zu besitzen glaube, verliere, als ich an neuen Realitäten dabei gewinne. An seinen Confessionen über die deutsche Literatur verdrießt mich außer der Kälte für das Gute auch die sonderbare Art von Toleranz für das Elende; es kostet ihm so wenig, mit Achtung von einem Nicolai, Eschenburg u. A. zu reden, als von dem bedeutendsten, und auf eine sonderbare Art wirft er die Stolberge und mich, Kosegarten und wie viele andere in einen Brei zusammen. Seine Verehrung gegen Kleist, Gerstenberg und Geßner und überhaupt gegen alle Verstorbene und Vermoderte hält gleichen Schritt mit seiner Kälte gegen das Lebendige."

Nun folgte der Skandal der Xenien, die von Herder auf's äußerste gemißbilligt wurden.

---

[1]) Schiller und seine Zeitgenossen, von Julian Schmidt. Leipzig Grunow 1863. S. 338.

„Herder, (schreibt Schiller an Körner 1. Mai 1797), ist jetzt eine ganz pathologische Natur und was er schreibt, kommt mir bloß wie ein Krankheitsstoff vor, den diese auswirft, ohne dadurch gesund zu werden. Was mir an ihm fatal und wirklich ekelhaft ist, das ist die feige Schlaffheit bei einem innern Trotz und Heftigkeit. Er hat einen giftigen Neid auf alles Gute und Energische und affektirt das Mittelmäßige zu protegiren. Gegen Kant und die neuesten Philosophen hat er das größte Gift auf dem Herzen, aber er wagt sich nicht recht heraus, weil er unangenehme Wahrheiten fürchtet, und beißt nur zuweilen einen in die Waden. Es muß einen indigniren, daß eine so große, außerordentliche Kraft für die gute Sache so ganz verloren geht."

In gleich scharfer, schneidiger Weise lauten noch andere von J. Schmidt angeführte Briefe **Schiller's** über **Herder**. Und diese bittern Urtheile steigerten sich bis zu Herder's Tode.

Noch im Jahre vor Herder's Tod (19. November 1802) schreibt Schiller an Körner über Herder's Adelsdiplom:

„Nun traf es sich zufällig, daß Herder, der in Baiern ein Gut gekauft, was er nach dem Landesgebrauch als Bürgerlicher nicht besitzen konnte, vom Kurfürsten von der Pfalz, der sich das Nobilitationsrecht anmaßt, den Adel geschenkt bekam. Herder wollte seinen pfalzgräflichen Adel hier geltend machen, wurde aber damit abgewiesen und obendrein ausgelacht, **weil ihm Jedermann diese Kränkung gönnte, denn er hatte sich immer als der größte Demokrat ausgelassen und wollte sich nun in den Adel eindrängen.**"

Auch dieses **Nichtanerkennenwollen** des **Herr-von-Titels** von Seiten der hohen Weimarischen Regierung (es läßt sich denken, was für starke Geister in schwachen Stunden dem Herder das Vergnügen eines abschlägigen Bescheides bereitet und angethan haben) gehört in das Gebiet der krähwinkelerischen Eifersüchtelei. Uebrigens hatte Churpfalz während **der kaiserlosen Interregnumzeit** als Reichs-**Vikar** das Recht, vom Grafen abwärts den Adel zu verleihen. Beachtenswerth ist, wie jetzt Schiller vom „**Eindrängen in den Adel**" spricht, nachdem er, mit dem „Herr-von-Pergament", wie mit einem Bußgewand umkleidet, bezüglich seiner früheren Revolutionssympathien Reue und Leid erweckt hat.

In Mitte des 19. Jahrhunderts hat man diese **Umwandlungen** in verschiedene mindere oder höhere erhaschbare Adelstitel an hunderten „Demokraten" erleben können.

Göthe und das Herderpaar waren sehr oft gegeneinander gestimmt. Wie die beiden Eheleute Herder im engen häuslichen Kreise über Göthe dachten, das geht theils aus vertrauten Briefen beider, wie auch noch aus Briefen der Herder nach dem Tode ihres Mannes hervor.

Am 30. Mai 1807 lobt sie Jean Paul, auf Kosten der andern Weimarer Größen[1]) an Knebel:

„O lieber Freund, ich möchte ein Geständniß machen über die hochgepriesenen poetischen Abgötter unserer Zeit! Wie steif und leer und herzlos und geistlos sind sie mir in ihren Formen, mit denen sie uns eine kunstvolle Menuet vortanzen, arme zusammengelesene Gegenstände, die nicht leben, kurz meist ausgedrückte Citronen, gegen unsern einzig lebenden Jean Paul. Ein Genius und Heiland seiner Zeit ist er! und welcher Dichter dies nicht ist, hat seinen Beruf verfehlt."

Am 17. Mai 1808:

„Ich habe vor einiger Zeit Göthe's Niederkunft der Pandora in Seckendorf's Prometheus gelesen — zwar nur erst die Hälfte vielleicht davon — aber ich weiß nicht, was ich lese, es geht mir alles wie Schatten vorüber oder wie jener Blinde: Herr, ich sehe Menschen wie Bäume. Machen Sie mich doch sehend über die neue Göthe'sche Vollkommenheit! Ach mein Bester, ich sehe darin eine erkünstelte, unnatürliche Manier, die mir auch nicht Einen lebendigen Tropfen gibt, seine jetzige Manier scheint mir eine wahre Versündigung an seinem Talent. Klären Sie mich doch auf! Uebrigens glaube ich, so brav und gut Göthe im Innern ist, so hat er doch seinen Beruf als Dichter sehr verfehlt. Er hat einen zu zweideutigen Weg eingeschlagen; das darf er als Dichter nicht. Wo er uns auch mit seinem Zauberstabe hinführe und verwickele, so muß er uns am Ende immer den wahren, sichern und lichten Punkt zeigen, — aus der Nacht das Licht heben."

Die hunderte von Briefen über Weimarer Persönlichkeiten geben ein Zeugniß, wie unerquicklich das Beisammenleben der berühmten Männer am Hofe zu Weimar gewesen ist. In einer großen Stadt hätten sie Gelegenheit gehabt, sich gegenseitig zu ignoriren, in diesem beengten Lebenskreise mußten sie, wie Goldfische in einem engen Glasbehälter, immer aneinander stoßen.

---

[1]) Zur deutschen Literatur und Geschichte. Von H. Düntzer. Naumburg, Raspe 1858. 2. Bd. S. 90 und 105.

40. Wider Herder's wetterwendische Theologie. Confusion über Confusion. Auch seine Religionsphilosophie ein ewiger Widerspruch. Selbst seine neuesten Vertheidiger können Unklarheit, Schwanken und Widersprüche bei Herder nicht in Abrede stellen.

Wie wetterwendisch Herder die Bibel behandelt, das zeigt Haym selber I. S. 706 viel drastischer in einem einzigen Beispiel, als es irgend ein Kritiker zu Stande bringen könnte.

Zuerst ist ihm der Sündenfall im 1. Buch Mosis ein „dogmatisch-mythologischer Apolog", also eine morgenländische Fabel:

„Er macht uns aufmerksam auf ihren Zauberton. Er entwickelt die Moral, den lehrreichen Sinn der Fabel: gestrafter Ungehorsam der Kinder, schreckliche Folgen der falschen Weisheit, Ursprung der Uebel des Menschengeschlechtes, der Baum der Erkenntniß in dieser Kindererzählung ein Sinnbild des großen Geheimnisses, das jetzt wieder Rousseau gepredigt hat, daß die Natur gut, der Mensch böse ist, daß durch lüsternen Vorwitz, durch falsche Weisheit und Verfeinerung alles Elend in die Welt gekommen ist. Aber mit alledem will er doch nur gezeigt haben, welche Poesie und welcher Gehalt in der Fabel wäre, wie dieselbe mit Zartsinn und mit Verstand aufgefaßt werden müßte, wenn es wirklich eine Fabel wäre.[1]) Nur vorübergehend, nur hypothetisch hat er sich einen Augenblick ganz auf den Standpunkt gestellt, daß wir in der biblischen Erzählung, die „erste und gewiß weiseste, tiefste Fabel" vor uns hätten. Sofort verläßt, widerruft er diesen Standpunkt. Nun auf einmal heißt ihm das allegorisch erklären, heißt ihm die Bibel zur flachen Vernünftigkeit herunterziehen. Voll Spott über ein solches Verfahren, nachdem er es soeben selbst in der edelsten, feinsten Weise geübt,[2]) macht er sich daran, es zu parodiren und

---

[1]) Erdmann: „Herder als Religionsphilosoph" sagt S. 34: Herder sucht das verletzte Ansehen der Bibel dadurch zu restituiren, daß er die mosaische Schöpfungsgeschichte als ein altmorgenländisches Gedächtnißlied zur Feier der Schöpfung und der Sabbathstiftung auffaßte, in welchem Gott 6 Tage arbeitend und am 7. ruhend deswegen dargestellt wird, weil der Zweck derselben die Anordnung und Einrichtung des Sabbaths war. — — Nun hat aber Herder, wie wir oben sehen, diese Ansicht auch wieder widerrufen.

[2]) Sagt und berichtet Haym.

probeweise zu zeigen, wie man aus unserer Erzählung etwa die Moskatische Exegese herausexegesiren könne, daß der Mensch ursprünglich auf Vieren gegangen, daß er am Baum der Erkenntniß aufrecht gehen gelernt, mit dem aufrechten Gange Vernunft und alles Weitere bekommen habe. Und weg also mit der Annahme, die Erzählung sei Fabel. Das Vorangehende, das Nachfolgende ist es doch offenbar nicht. Mit diesem steht das Stück auf völlig gleicher Linie, und ist wie alles Uebrige That und Geschichte. Eine harte Aufgabe ist ihm damit zugefallen. Um beispielsweise mit dem Sprechen der Schlange fertig zu werden, erinnert er daran, daß der sinnliche, der Natur-Mensch alles belebe, mit Allem, auch mit den Thieren spreche, man müsse das nur Alles in's „Paradies“ „und in die erste volle Menschenknospe alles Gefühls hineindenken“. Er leugnet, heißt das, daß die Erzählung nur Dichtung sei, indem er seine eigene Auffassung derselben ganz in dichterisches Gefühl eintaucht, ihr gegenüber selbst zum Dichter wird u. s. w. u. s. w. u. s. w.“

Das ist so Herder'sche Art, in Exegese und auch in dogmatischer Theologie zu machen. Es ist alles confus, die Erklärer Herder's machen es noch confuser, und auf den Leser machen der Autor und die Erklärer desselben den allerconfusesten Eindruck. Hagenbach (wie wir in Nr. 1 angeführt haben) macht die im ersten Anblick unsinnige, nach dem Lesen der Herder'schen Schriften aber sich als eben so wahr als komisch herausstellende Bemerkung: „Herder war ächter Supranaturalist und ächter Rationalist, zugleich orthodox und heterodox und auch keines, wie man's nimmt.“ — —

Dazu könnte man noch sagen: Herder war ein sehr klarer, logischer Denker und ein sehr verworrener, confuser Kopf zugleich und auch keines, wie man's nimmt! — — — und Hagenbach urtheilt über Herder im höchsten Ernst und im höchsten Spaß zugleich, wie man's nimmt. —

Ein gleiches Urtheil über Herder als Religionsphilosoph spricht am Ende seiner Schrift als Resumé Erdmann aus:[1])

„Gehen wir auf die Begriffsbestimmung, die Herder selbst gibt, ein; Religion ist die freie Beziehung des Individuums auf das höchste Wesen, so wird sich gleich zeigen,

---

[1]) Herder als Religionsphilosoph. Von Heinrich Erdmann. Marburg, Koch 1868. Seite 100.

daß der andere Faktor (Mensch) des Verhältnisses nicht die verlangte Qualification hat, denn der Mensch, sagen wir,[1]) ist in allen seinen Aeußerungen unfrei, Alles, was er that, war ja Manifestation des sich in ihm zur Darstellung bringenden, unendlichen Seins. Machen wir hiervon eine zweifache Anwendung, nämlich einmal auf die Religion im Allgemeinen und zum andern auf die christliche Religion, so wird sich für erstere ergeben, daß sie zu einer bloßen Naturnothwendigkeit herabsinken, und so in Widerspruch zu der von Herder selbst gegebenen Definition treten muß; für letztere aber erhalten wir, zumal wenn das weitere Moment hinzutritt, daß auf dem Standpunkte des dynamischen Pantheismus Religion und Sittlichkeit in so innige Beziehungen treten, daß letztere nur die mittelst des Willens und der That vollzogene äußere Realisirung der erstern ist. — Den interessanten Aufschluß, warum Herder ihr eine so vorwiegend praktische Tendenz unterlegen mußte, und sie für ihn nichts mehr sein konnte — als vollendetste Darstellung der Humanität." —

Ach Gott! das heißt: ach du pantheistischer Gott! — der du eigentlich wesenlos bist ohne Selbstbewußtsein, wie viele Millionen Jahre werden wir noch brauchen, bis deine Religion in vollendetster Darstellung der Humanität zum Durchbruch kommt!

Worte, Worte, Worte! sagt Shakespeare.

41. Werner's mißlungener Versuch, Herder als Theologen der Zukunft zu proklamiren. Die gebetartigen Kapitelschlüsse Werner's. Verkündigung der Herder'schen Zukunftstheologie.

Das Wechselvolle in der Theologie und Philosophie Herder's müssen auch seine neuesten Vertheidiger eingestehen. Werner, der eine Darstellung des Herder'schen Systems auf 422 Seiten versucht hat, sagt im Vorwort auch dasselbe, wie Hagenbach und Jacobi (Siehe Anfang dieser vorliegenden Abhandlung), Werner meint:[2])

---

[1]) D. h. Erdmann und die Erdmänner, wie früher Herder und die Herderianer.

[2]) Herder als Theologe. Ein Beitrag zur Geschichte der protestantischen Theologie. Von August Werner, Pfarrer. Berlin, Henschel 1871.

„Der Theologe Herder ist kein Mann der Parteien. Dennoch streiten sich die Parteien der Gegenart um ihn. Die Deutschkatholiken haben sich auf ihn berufen; aber auch die bibelgläubigen Positivisten betrachten ihn als ihren Vorkämpfer gegen den Rationalismus. Ja selbst die Juden möchten ihn zum schützenden Genius ihrer „humanen Interessen" erheben (vergl. Kohut: Herder und die Humanitätsbestrebungen 2c. 2c., Berlin 1870). Ganz entgegengesetzte Urtheile gehen über ihn um. Die einen verachten ihn als einen unklaren, schwankenden Mystiker, die andern wollen ihn als Priester der Humanität, d. h. des Unglaubens, abthun."

Nachdem Werner selbst zugestanden, wie die heterogensten Parteien sich auf Grund seiner Aeußerungen des Herder bemächtigen wollen, betont er, was er aus Herder machen will. Er sagt:

„Indessen ist Herder der prophetische Typus der gesammten modernen Theologie, ein Keimpunkt unserer neuen kirchlichen Entwicklung. Nahe verwandt mit Bunsen, nicht unähnlich Schleiermacher, öfter zusammentreffend mit Rothe, nicht so fern von Karl Haase und Alexander Schweizer, hat er ahnungsvoll das Kommende und das Nothwendige vorausgenommen. Ihn verstehen heißt die Ursprünge der kirchlichen Gegenwart begreifen; ihn beschreiben heißt eine Einleitung in die Theologie der Neuzeit schreiben."

Merkwürdiger Weise zielen die sehr vorsichtig gewählten Bezeichnungen „nahe verwandt", „nicht unähnlich", „öfter zusammentreffend", „nicht so fern" auf 4 Theologen hin, die faktisch eben so unklar, verschwommen und wetterwendisch sind, als Herder.

Sehr reservirt fährt Werner weiter fort:

„In dem vorliegenden Versuche ist es mehr auf eine vollständige objektive Darstellung, als auf eine Kritik des Herder'schen Standpunktes abgesehen." „Das Schweigen will keineswegs immer als Zustimmung zu Herder's Ansichten gedeutet sein."

Somit gesteht der Verfasser offen, daß er nur die Doktrinen Herder's objectiv dargestellt — daß er sich auf keine Kritik des Herder'schen Standpunktes einläßt — und daß er zwar selber mit vielem, was Herder vorbringt, nicht einverstanden ist, wenn er auch mit Schweigen darüber hinausgeht. . . .

Werner ist aufrichtig genug, wiederholt die Verschwommenheit, Unsicherheit und Systemlosigkeit der Herder'schen Theologie einzugestehen. So S. 47:

„Es ist schwer, ein klares Bild von der Stellung Herder's zu den verschiedenen theologischen Richtungen und Parteien zu gewinnen, namentlich was die Beziehungen zu den Theologen der Aufklärung und des vorkantischen Rationalismus betrifft. Herder war anfangs ohne alle theologische Schule, und es ist ihm im eigentlichen Sinn des Wortes nie gelungen, theologische Schule zu machen. Es lag das zum Theil in seiner Persönlichkeit, zum Theil in der Richtung seiner Studien. Etwas Dilettantisches haftet seiner Theologie immer an. Ein eigentlich gelehrtes Fachwerk ist nie aus seiner Feder gekommen, obwohl er ein seltenes Maß von Gelehrsamkeit in sich vereinigte und in seinen Schriften niederlegte. Die zünftige Theologie hat ihn deshalb nie zu den ihren gezählt, so groß und bedeutend auch seine Einwirkung auf dieselbe gewesen sein möge. Dennoch hat er die Theologie über das gelehrte Handwerk hinauszuführen versucht."

„Seine Arbeit geht also auf Bereicherung, Anregung auf neue Aufschlüsse, geniale Aperçüs und Combination hinaus." „Im Ganzen ungeeignet zur theologischen Polemik, weil zu mild und friedfertig, läßt er sich leicht von dem Augenblick zu übereilten Aeußerungen und Angriffen verleiten, die ihn bald gereuen und die er so bald als möglich wieder austilgen möchte." —

Aus diesen von Werner öfter unter verschiedenen Sprachwendungen gemachten Geständnissen geht hervor, was dieser Autor für eine gewaltige Mühe anwenden mußte, um aus Herder den Theologen der Zukunft herauszuspintisiren.

Daß dem Werner die Größe seiner Arbeit über den Kopf gewachsen, beurkunden die predigtartigen Schlußsentenzen und gebetartigen „möchte" und „möchten", mit denen er sein Vorwort schließt:

„Möchte doch die lebensvolle, begeisternde Individualität Herder's auch auf die Theologie und Kirche der Gegenwart erfrischend und befreiend wirken. Möchten doch die freimüthige Wahrhaftigkeit, der sittliche Ernst und die innige Herzlichkeit, die ihm eigen waren, unter uns in immer weiteren Kreisen auferstehen! Wenn ein Jahrhundert nöthig ist, bevor der Geist eines seiner Zeit vorgeschrittenen Mannes wieder aufleben soll, das Jahrhundert ist vorbei! Kann es nicht auch an Herder's Andenken wahr werden, was das Volk sagt: Es jährt sich und es erklärt sich." So schließt Werner in Bruchheim bei Gotha. Am Osterfeste 1871."

Wir können nach den bis 1887 gemachten Erfahrungen im Gebiete der zerfahrenen Theologie dieser sanguinischen Hoffnung nicht beipflichten. Mit der Herder'schen Theologie ist es ebenso gut aus wie mit der Schleiermacher'schen, wenn auch Schleiermacher in seiner bekannten Selbstüberschätzung diese seine Theologie für die Theologie der Zukunft ausgegeben hat. Die Unklarheit Herder's ist einer Klärung nicht fähig. — Uebrigens verdient Werner bezugs seiner ruhigen, einer wissenschaftlichen Abhandlung würdigen Sprache alle Anerkennung. Was für ein Unterschied zwischen ihm und einem Dr. Schwarz, der den Lessing als Theologen weiß waschen wollte! Schwarz hat, wie wir aus einer Blumensammlung seines theologischen Wissens und Könnens in hunderten von Schimpfwörtern nachweisen werden, die er als Beweise über den unglücklichen Pastor Göze ausgeleert hat — in Anfertigung der Schimpftheologie die Palme errungen!

42. Wie der Professor Hagenbach in Anpreisung der Herder'schen Theologie sich großartig widerspricht.

Wir haben gleich im ersten Kapitel einen Ausspruch Hagenbach's über Herder gebracht, — wir wollen am Ende wieder einige charakteristische Urtheile aus der Feder dieses Professors und Gelehrten hören, der sich die Aufgabe gestellt, die hohe Bedeutung Herder's für die protestantische Theologie zu erweisen — doch aber nicht umhin kann das, was er in der Encyklopädie (Nr. 1) über Herder gesagt hat, im Verlaufe seines Lebens- und Charakterbildes Herder's zu bestätigen.[1]) So S. 33:

„Was das Christliche betrifft, so muß allerdings zugestanden werden, daß er besonders in der späteren Periode seines Lebens das eigenthümlich Christliche in seiner geschichtlichen und dogmatischen Bestimmtheit zu sehr aufgehen ließ im Begriffe des Rein-Menschlichen, wie er es nannte."

---

[1]) Kirchengeschichte von der ältesten Zeit bis zum 19. Jahrhundert. In Vorlesungen von Dr. K. R. Hagenbach, ordentlicher Professor der Theologie in Basel. Neue Aufl. Siebenter Band (Leipzig, Hirzel 1872). Seite 8 bis 60.

Seite 42:

„Es mag nämlich wohl sein, daß, wenn man die Summe dessen zusammen nimmt, was Herder über Christus gesprochen, die menschliche Betrachtungsweise überwiegt, ja daß diese bisweilen vollends in das Kosmopolitische übergeht. So kann es (warum denn nicht muß es?) offenbar befremden, wenn Herder an verschiedenen Orten es ausspricht, das Christenthum würde auch dann noch fortbestehen, wenn der Name des Stifters erloschen wäre.[1]) Da ist es denn doch wohl sehr zweifelhaft, ob die Früchte noch lange genießbar wären, wenn der Baum auch nicht mehr auf seiner Wurzel stände. Es ist denn doch etwas anderes, unter dem Schatten des Baumes wohnen, ja sich selbst als Zweig des Baums fühlen und seine nährenden Säfte in sich saugen, als bloß aus dritter Hand die Frucht empfangen. Das mußte Herder selbst wissen und fühlen. Aber warum sollen wir es verhehlen? Es kann ja und wird einem besonnenen und unparteiischen Leser der Herder'schen Schriften nicht wohl entgehen, daß gerade das, was wir das specifisch Christliche nennen, bei ihm nicht zur vollen (besser zu gar keiner) Ausprägung gekommen ist, wie dies später bei Schleiermacher der Fall war.[2]) Der große Gegensatz von Sünde und Erlösung, um welche namentlich die evangelische Glaubenslehre sich dreht, wird allzuleicht umgangen, und die gähnende Kluft allzuleicht mit dem schwanken Stege der Humanität überbrückt. Den Widerwillen gegen den orthodoxen Dogmatismus wie gegen den jenen Gegensatz überspannenden Pietismus, aber sicherlich auch die ganze Weimarische Umgebung, die wohl mehr als gut war, auf den Mann der Kirche wirkte, mag ihn von dem Eindringen in die Tiefen der christlichen Grundlehren abgeschreckt haben. Wir sind es nicht, die diese Bemerkung zuerst machen. Schon andern ist es aufgefallen, daß Herder bei seinen späteren theologischen Arbeiten und gerade bei denen, welche die Ueberschrift „christliche Schriften“ tragen, hie und da von der Höhe der begeisterten Betrachtung, auf der wir ihn in seinen Jugendwerken erblickten, herabgesunken ist, daß er sich den flächeren Gegenden einer ausgleichenden, die scharfen Umrisse verwischenden Betrachtungsweise genähert hat,[3]) ohne jedoch, was wohl zu merken

---

[1]) Das ist ein sauberes „Bibelchristenthum“. Auf St. Pauli Hebräerbrief XIII. 7. 8. 9 hat Herder total vergessen.

[2]) So? Wir werden bei Schleiermacher aus den Zeugnissen gelehrter, positiv christlicher Protestanten ersehen, daß Schleiermacher geradewegs heuchlerisch und verlogen mehr noch als Herder das specifisch Christliche aufgegeben, nur hat er seine Negation mit biblischen Phrasen zu verschleiern gesucht.

[3]) Das macht dem Herder der Dr. Hagenbach mit großer Treue und Geschicklichkeit nach, statt einfach in klaren Worten zu sagen: „Herder hat in Weimar das ganze positive Christenthum — dem allerhöchsten Hofe und Se. Excellenz und „der ganzen Weimar'schen Umgebung“

ist, selbst flach zu werden.[1]) Jedem, der diesen Schriftsteller mit Aufmerksamkeit liest, und nicht bloß anstaunt und ihm nachbetet, muß es begegnen, daß er sich im Fall sieht, Herdern durch Herdern selbst zu widerlegen (!!!) so daß man, wie Gervinus in seiner Nationalliteratur der Deutschen richtig bemerkt, bei aller Liebe und Achtung für ihn, oft nicht sein Anhänger sein kann, ohne zugleich mit ihm selbst sein Gegner zu werden. Ist es doch den innigsten Freunden Herder's, wie Hamann, so ergangen, der ihm Abfall von seinen frühern Grundsätzen vorwarf. Deßhalb möchten wir aber ebenso wenig mit Niebuhr behaupten, daß Herder je aufgehört habe, religiös zu sein, als wir mit Gervinus gerade diese Periode der größeren Nüchternheit als seine Glanzperiode bezeichnen möchten." —

Gegen alle diese Ein-, An- und Vorwürfe weiß Hagenbach nichts zu sagen; er führt eine längere Stelle vom Herausgeber der Herder'schen Werke J. G. Müller an (dem uns bekannten kindlichen Verehrer Herder's, der mit Furcht und Angst an der Doppelthüre des Herrn Oberconsistorialraths in Weimar anbopperte), welche schließt:

„Liebe Gottes und der Wahrheit sind der Geist des Christenthums und wer diese hat, dem ist's wohl ohne Schaden, wenn hie und da im minder Wichtigen seine Einsicht die Wahrheit nicht ganz trifft. Wer hat sie je ganz erkannt?" — —

O Schweizer, o Schweizer, — Für Deine Theologie keinen Kreuzer;
Für Deine Logik keinen Pfennig — Denn Du hast von beiden sehr wenig!

Die Dankbarkeit für die im Herder'schen Hause genossene Gastfreundschaft ist anerkennenswerth und rührend — die Art aber selbe zu manifestiren, ist geradewegs komisch. Einen unglücklicheren Vertheidiger des Herder'schen Schaukelsystems hätte Hagenbach kaum finden können. Herder's Einsicht hat nur „hie und da im minder Wichtigen die Wahrheit nicht ganz getroffen". — Die Aussicht auf ein Christenthum — mit dem erloschenen Namen des Stifters, das ist somit was „minder Wichtiges" und hierin ist „die Wahrheit nicht ganz getroffen". — Da hört sich Theologie, Philosophie, Logik, Geschichte auf. Mit dieser Logik bewaffnet, könnte ein Vertheidiger in Strafsachen, der einen Räuber zu vertreten

---

zu Gefallen aufgegeben", lesen wir hier Windungen, Drehungen, Gliederverrenkungen der deutschen Sprache — nur daß der Autor die dürre und trockene, offen daliegende Thatsache nicht bestätigen darf.

[1]) Was soll das heißen?

hat, sagen: „Nun ja, sehen Sie, hohes Gericht, der Angeklagte hat nur im minder Wichtigen das siebente Gebot nicht ganz gehalten." Man kennt sich bei dieser ganzen Defensive nicht recht aus, man weiß nicht: hält Hagenbach diese Vertheidigung Müller's wirklich und ernstlich für stichhaltig, oder hat er die Absicht gehabt, den armen Müller lächerlich zu machen! Das letztere wäre so sicher gelungen, als das erste mißlungen ist.

Hagenbach versucht es, durch Herder'sche Definitionen über „Religion" die frühern Aussprüche unschädlich zu machen. Herder sagt auch:

„Religion ist Sache des Gemüths, des innersten Bewußtseins . . . sie ist das Werk der Gesinnungen eines Menschen . . . die sorgsamste Gewissenhaftigkeit seines inneren Bewußtseins, der Altar seines Gemüthes." — —

Das ist doch pures Gewäsch, das kann der Jude und der Muhammedaner auch annehmen, ohne irgend ein Verlangen, das Judenthum oder den Muhammedanismus zu verlassen. Ad notam aber wollen wir uns nehmen, was Hagenbach noch dazu fügt:

„Das (diese Art Definition) erkannte schon Herder mit Klarheit, ehe es durch Jacobi und Schleiermacher weiter begründet wurde." — —

Daß Schleiermacher auf Herder, und Strauß auf Schleiermacher fortgebaut hat, werden wir später zeigen; und daß das Finale dieser Begründung oder dieses Grundes der Abgrund ist (d. h. der Atheismus), den uns Strauß vollkommen aufgedeckt hat, nachdem er alle Herderischen und Schleiermacherischen Papierblumen, mit denen diese den Schlund verhüllen wollten, in Feuer und Flammen aufgehen ließ, das werden wir bei Straußens sogenanntem „Neuen Glauben" (besser gesagt: altem Unglauben) mit seinen eigenen Worten nachweisen.

43. Wie Hagenbach doch auch bisweilen über die Herder'sche Theologie sehr betrübliche Geständnisse macht.

Obwohl Hagenbach alle Redekunst verbraucht, um Herder als Christen erscheinen zu lassen, kann er doch nicht umhin, bisweilen der Wahrheit Zeugniß zu geben. So z. B. S. 33:

„Ja, wie bald geschah es, daß die Bekenner der Humanität sich von der christlichen Gemeinschaft innerlich lossagten, und alles, was die Kirche gethan, und was von der Kirche ausging, in der inhumansten Weise verlästerten. Ja, wenn man früher gefordert hatte, man solle den Menschen ausziehen, um Christ zu werden, siehe, so verlangten sie jetzt, man solle Christum ausziehen, um Mensch zu sein. Daß Herder diese Gesinnung nicht theilte, wissen wir aus dem Bisherigen. Keiner hatte, was das Nationale betrifft, ein deutscheres Herz als er, so sehr er auch für die entschiedenste Volksthümlichkeit einen offenen, empfänglichen Sinn behielt, und was das Christliche betrifft, so muß allerdings zugestanden werden, daß er besonders in der spätern Periode seines Lebens das eigenthümlich Christliche in seiner geschichtlichen und dogmatischen Bestimmtheit zu sehr aufgehen ließ im Begriffe des Reinmenschlichen, wie er es nannte." —

Wir überlassen es dem Leser, sich dieses zartgehaltene Zugeständniß Hagenbach's in ein trockenes Deutsch zu übersetzen.

In derselben gewandten Sprachweise versucht es Hagenbach, Herder „als das Bild eines wahren Protestanten, eines Protestanten, wie er paßte für das Jahrhundert, dem er angehörte," darzustellen.

„Wir haben an ihm einen Mann des Fortschritts und einen Mann der Erhaltung zugleich, einen Mann der neuen und einen der alten Zeit, sofern er eben Altes und Neues aus seinem Schatze hervorzubringen, und beides geistig zu vermitteln geschickt war. Den stürmischen Neuerern und Aufklärern gegenüber ist Herder ein altgläubiger Orthodoxer, und den steifen Orthodoxen gegenüber ein kühner Neuerer. Der vulgäre Rationalismus wird aus ihm einen mystischen Supranaturalisten, und der vulgäre Supranaturalismus einen gefährlichen Rationalisten machen, vor dem man nicht genug auf der Hut sein kann. So muß es aber sein und so wird es immer sein, wo echter reformatorischer Geist lebt und wirkt. So war es ja schon bei Luther, der dem Papst gegenüber als ein Feind der Ruhe und Ordnung, als ein Rebell, und den Rebellen gegenüber als ein Fürstenknecht und Glaubensdespot erschien."

In dieser Weise arbeitet Hagenbach fort und fort. Daß Janssen durch seine aus den reformatorischen Quellen geschöpfte Geschichte der Reformation dem Protestantismus außerordentlich geschadet hat, wird von Protestanten selber in den verschiedensten Formen des Geständnisses bekräftigt, — daß aber Professoren, wie Hagenbach, durch ihre vollendeten Widersprüche, die nicht zu versöhnen sind und durch eine höchst

naive Confusion ihrer Polemik, aus der es keinen Ausweg gibt, dem Protestantismus im eigenen Lager auch einen gewaltigen Schlag beibringen, das wird kein Besitzer von nur so viel Logik, als man in's Haus braucht, in Abrede stellen.

44. Wie dem Hagenbach als Kirchenhistoriker positive Studien und historische Grundlagen anzuempfehlen sind.

Ueber Herder's nicht ausgeführtes Wagniß, im schöngeistigen Weimar Kirchenzucht einzuführen, sagt Hagenbach S. 57:

„Hier stellte er sich gleich auf den rechten Boden des alten und bewährten Protestantismus. Was anders hatte die Reformation nothwendig gemacht als der Ablaß? Das Abkaufen der Sünden um Geld? Was nun damals vom Papst und der römischen Kirche ausgegangen, das ging jetzt von dem vornehmthuenden, frivolen Zeitgeist aus. Viele der Reichen und Gebildeten glaubten auch jetzt mit Geld und Geldstrafen sich von der Kirchenzucht loskaufen zu können, u. s. w."

Daß Hagenbach noch 1872 drucken läßt: „das Abkaufen der Sünden um Geld hat die Reformation nothwendig gemacht", giebt ein Zeugniß, daß dieser große Gelehrte mit seiner Geschichtsforschung noch mitten im Jahrhundert der Aufklärung festgenagelt ist; — wenn er keinen andern Grund für die Nothwendigkeit der Reformation auftreiben kann, so ist die Reformation außerordentlich überflüssig gewesen. Ein jedes katholische Kirchenlexikon hätte Herrn Hagenbach über den Ablaß durch historische Entwickelung desselben eines bessern belehren können.

Daß Herder, abgesehen von der völligen Charakterlosigkeit und dem eingestandenen Hinundherschwanken auch oft, wenn er eben von einem guten Fahrwasser getragen wurde, richtige, auch für die neueste Zeit beachtenswerthe Ansichten ausgesprochen hat, wollen wir sehr gerne anerkennen; nur müssen wir später einige Bedenken über die Berechtigung Herder's zu derlei Ansichten erheben.

So geht er der zügellosen, verlogenen und verlüderlichten Presse zu Leibe, wie folgt:[1])

[1]) Vom Einfluß der Regierung auf die Wissenschaft. Werke zur Philosophie und Geschichte. VII. S. 423.

„Daß alles, was sich Wissenschaft nennt, ohne Aufsicht im Staate sein soll und sein darf, ich glaube, kein alter Gesetzgeber würde von dieser Freiheit Begriff haben. Unleugbar ist es doch, daß es Mißbräuche der Wissenschaften gibt, die sich mit nichts anders als mit Frechheit, Ueppigkeit, Zügellosigkeit beschönigen können, und also gemäß der Sitten und der Denkart einer Gesellschaft schaden. Wer offenbar Gotteslästerungen, oder welches eben so viel ist, Lästerungen der gesunden Vernunft, Ehrbarkeit und Tugend entschuldigen will, entschuldige, ja preise sie sogar. Dem Staate steht es nicht nur frei, sondern er ist dazu gezwungen, seine Glieder dagegen zu schützen und zu verwahren. Ueber gewisse Punkte der Gesundheit und Glückseligkeit im Denken sind alle Menschen eins, von ihnen muß sich die Regierung nicht verdrängen lassen, oder sie geht selbst unter. Und daß um so mehr, da der Samen solcher Insekten schon Fäulniß zeugt, die darnach begierig ist und oft nicht anders als mit der Verwesung des Ganzen endigt. Ein Körper, aus dem der ordnende Geist weicht, indem der Puls still steht und die Empfindung seiner selbst aufhört, ist unfehlbar ein Raub der Verwesung. Lasset uns setzen, daß gotteslästerliche, üppige, schändliche Schriften in einem Staate erlaubt sind, auf wen werden sie wirken? Auf Niemand als die schwachen, kranken, unbewachten Theile desselben, und gerade da ist ihre Wirkung am meisten schädlich. Der gesetzte Mann, der denkende, ehrbare, arbeitsame Mitbürger wirft dergleichen Dinge verächtlich weg, für ihn ist nichts zu besorgen. Aber der müßige Weichling, das schwache Weib, der unerfahrene Jüngling, ja vielleicht gar das unschuldige Kind liest sie; je freier, schöner, einnehmender sie sind, um so mehr, um so lieber lesen sie solche, und eben durch diese zarten Theile des Staates wird am meisten verderbt. Der Staat ist die Mutter aller Kinder, sie soll für die Gesundheit, Stärke und Unschuld aller sorgen. Eine jede Wissenschaft hat ihren Mißbrauch. Die Philosophie kann so deraisoniren, die Kritik so ungesittet, frech und bübisch, die Geschichte so falsch und schief in der Anwendung, die Schriftstellerei so verachtet, schlecht und tagelöhnerisch werden, daß es der Regierung nicht immer gleichgültig bleiben darf, so viele Talente mißbraucht, die wahre Wissenschaft so abnehmend, die falsche so wachsend, jener so viel Hindernisse gelegt, dieser so viel Schlupfwinkel eröffnet, zuletzt alle gute Wirkung der Literatur verderbt zu sehen." — —

Hagenbach bemerkt über diesen Excurs:

„Wem ist es nicht, als ob Herder aus unserer Zeit heraus, zu unserer Zeit redete? Ich wenigstens kann hierin ebenso wenig, wie in seinen Ansichten über Leihbibliotheken und Schauspiele, die er beide einer strengen Censur unterstellen wollte, etwas Illiberales finden, und kann daher auch nicht Gervinus beistimmen, wenn er in seiner Nationalliteratur der Deutschen diese und ähnliche Strafreden Herder's mit der polternden Polemik der Generalsuperintendenten aus dem 17. Jahrhundert vergleicht u. s. w."

Wir finden in Herder's Anforderungen in dieser Angelegenheit sehr viel Wichtiges und Richtiges; nur Herder selbst, der eklatanter Maßen das ganze positive Christenthum, und folgerichtig auch die positive Sittenlehre in seinen Schriften nicht nur in Frage gestellt, sondern wiederholt auch total negirt hat, hat kein Recht gehabt, diese Anforderungen zu stellen; denn alle die Schäden, die in der Praxis sichtbar werden und die er verurtheilt wissen will, sind doch nur Folgen prinzipieller Grundsätze — und diese subversiven Grundsätze hat Herder selber in seinen theologischen und philosophischen Schriften aufgestellt — nur vor den Consequenzen ist er zurückgebebt, es ist ihm wie dem Fichte gegangen, der alle Throne umstürzen wollte, — als ihm aber die Studenten sein Katheder wackelig machten und ihm die Fenster seines Logis einwarfen, da forderte er Gott und den Fürsten zur Handhabung der Ordnung und Gesetzlichkeit heraus! — Die ganze staatliche Ordnung und alle Fürsten zusammen sollte nach seinem Princip der . . . . . . holen, aber ihm, dem Aufklärer, durfte nichts geschehen, in seiner Todesangst hat er Gott und den Fürsten um Hülfe gerufen und sich und sein System zugleich lächerlich gemacht. Hagenbach versucht es vergeblich, die subversiven Tendenzen der Herder'schen Weltanschauung und die nothwendig daraus resultirenden Folgen weg zu erklären.

Ueber Herder, den Philosophen, besonders über seine Polemik gegen Kant ist Hagenbach nicht enthusiasmirt, er sagt (S. 78):

„Es ist Thatsache, daß Herder's Metakritik so wie auch die Kalligone, welche gleichfalls gegen Kant gerichtet war, nicht die gehoffte Wirkung thaten und daß beide nicht gerade unter die vorzüglichsten seiner Schriften gehören. Gestehen wir es nur, daß sich Herder hier auf ein Feld wagte, auf dem er weniger zu Hause war, als auf dem der Theologie, der Geschichte, der Literatur. Die speculative Philosophie war nun einmal Herder's Sache nicht. Die lebendige, poetische Anschauung herrschte bei ihm über den Begriff vor."

45. Wie gar zu poetisch Hagenbach die „Hauspriesterin" der verheiratheten Geistlichen herauszustreichen sucht. Das Porträt der Catharina Bora.

Interessant ist, wie Hagenbach die Differenz von Herder und Kant in ihrem häuslichen Leben schildert (S. 80):

„Herder wußte wie Luther das Brot des Lebens, das er der Gemeinde spendete, auch den Seinen auszutheilen; und wie er selbst sich als Hauspriester fühlte, so erkannte er auch mit echt lutherischem Herzen die hohe Bestimmung eines Priesterweibes (sagt er) ist ohne Eigenheit und Selbstheit gesprochen, die würdigste und schönste auf der Welt, und mit guten Kindern muß es ein himmlischer Stand werden können."

Professor Hagenbach hat sich offenbar an Vossens „Luise" begeistert, in welcher die „Hauspriesterin" als „alte verständige Hausfrau" des „ehrwürdigen Pfarrers von Grünau" einige Dutzend Male in der aus Hexametern zusammengenagelten Marionettenbude erscheinen muß; es hat sich diese „Hauspriesterin" durch beständiges Anfachen der Opferflamme zum Behufe des Kaffeebrennens und Kaffeesiedens auf dem Küchenheerde einen nachhaltigen Ruhm in der sentimentalen Parthie der modernen Kirchengeschichte erworben.

Bezüglich der gerühmten „Hauspriesterin" als des Priesterweibes Luthers brauchen wir hier nur zu wiederholen, was wir schon 1866 über ihr Originalporträt (in der Galleria Corsini) zu Rom niedergeschrieben: [1])

„Ein Martin Luther und seine Katharina Bora, beide schon in ihren ältern Tagen porträtirt von Holbein. Katharina hat in ihren Zügen etwas ungemein Spitziges, der Mund sieht wie ein wohlbewaffnetes Arsenal aus, vollgefüllt mit schnippischen, boshaften Antworten. Die Gesellschaft dieser Dame mag dem armen Doktor manchen Seufzer gekostet haben; wer sie betrachtet, wird den Cölibat zu würdigen wissen, jeder unbefangene Gesichtskundige aber muß sich in Anbetracht dieses sehr charakteristisch ausgeführten Porträts, wenn er anders aufrichtig sein will, das Geständniß machen: Gott wolle mich vor der Nähe dieser Dame bewahren. Mag sein, daß Katharina auch im Kloster sich auf eine alte bissige Nonne hinausgewachsen hätte, das kann man eben nicht beweisen; sicher aber ist, daß Gemüth und häuslicher Friede auf dieser Physiognomie ihren Wohnsitz nicht aufgeschlagen haben."

Dasselbe Urtheil über den Eindruck dieses Bildes haben wir in Rom von Herren und Damen öfters vernommen; freilich noch in einer sprachlich, weitaus zugespitzteren Form, und wir meinen, Dr. Hagenbach besitze doch so viel Kunstsinn und physiognomische Erfahrung, daß er nach Anschauung dieses Bildes, seiner Deklamation über die „hohe Bestimmung des Priesterweibes", bezüglich dieser Katharina auch noch dazu einen kleinen Dämpfer aufgesetzt hätte.

---

[1]) Heitere Studien und Kritiken in und über Italien, von Sebast. Brunner. Wien 1866. 2. Bd. S. 75.

Hagenbach bringt bezugs Herder's eine sehr lange Abhandlung über den zahmen, gemäßigten Rationalismus, die wir schon deshalb übergehen, weil Schleiermacher verschleiert und Strauß offen denselben zum vollen Atheismus ausgegliedert haben.

46. Herder's Krankheit, Tod und theologischer Wirrwarr bis zum Abschluß seines Lebens.

Einen Monat vor Herder's Tode schrieb dessen Frau an Knebel (November 1803):[1])

„Mein Mann ist recht krank. Er hat bisher sein Uebelbefinden nicht ernsthaft genug genommen und behandelt. Es ist ein völliges Recidiv seiner Krankheit da, ehe er ins Bad ging. Es ist gerade, als ob er die Gelbsucht habe. Vorgestern war er sehr übel. Ich kam mit unserm Gottfried überein, den Hofrath Stark dazu zu holen. Er kam gestern Nachmittag, billigte, was Gottfried bisher gethan. Mein Mann klagt vorzüglich über ein Brennen vom Magen bis in den Schlund, eine große Entkräftung und ein Drücken im Kopf — und gänzlichen Mangel an Appetit. Sein Humor ist sehr übel. Seit dem Zufall in Goethes Ausstellung, von dem ich Ihnen geschrieben habe, hat er noch keine rechte Krisis abgewartet, es will kein wohlthätiger Schweiß kommen. Den Anfang zu dieser Zerstörung hat ein überheiztes Zimmer im Consistorium verursacht, in dem er über drei Stunden Candidatenexamen gehalten hatte, und das von Menschen überfüllt war. Er kam erschöpft nach Hause und klagte bald, daß er eine Zerstörung in seiner Gesundheit fühle. Nun sind wir wieder auf dem alten Fleck und noch schlimmer, — ein Recidiv in dieser Jahreszeit. Könnte mein Mann nur Ein Jahr privatisiren."

Am 1. December (1803) schrieb sie:

„Es muß nun von allen Seiten angegriffen werden, sanftwirkend, nicht stürmend, das geschah auch bisher nicht. Die gänzliche Atonie aller Lebensfunktionen ist peinlich, und doch ist sein Geist stark immer bei sich, nur das quält ihn, daß er nicht zusammenhängend über eine Materie denken kann."

Wachsmuth[2]) sagt über Herder's Tod:

„Weimar sank in Trauer zuerst, als Herder den 18. Dezember 1803, in demselben Jahre wie Klopstock und Gleim, seine ruhm-

---

[1]) Zur deutschen Literatur und Geschichte. Aus Knebel's Nachlaß. N. H. Düntzer. Nürnberg, Raspe 1858. 2. Bd. S. 48.

[2]) Weimars Musenhof, von Wachsmuth. Berlin 1844. S. 171.

volle Laufbahn beschloß. Er schied mit Schmerz von dem Leben, in dem er sich doch so wenig gefallen hatte, mit tiefer Bewegung umfaßte er auf dem Krankenlager den Arzt, bittend, er möge ihn retten."

Es macht einen tragischen Eindruck, wenn sich die theologische Facultät in diesem entscheidenden Augenblicke an die machtlose medicinische Facultät anklammert.

Mag Herder's Gemahlin (wie in einem Briefe nach Rom) Weimar zehnmal ein von Gott geschaffenes Paradies genannt haben, für den armen Herder ist es weit mehr ein Fegefeuer gewesen!

Das Resultat für Weimars Größen: Göthe und der Herzog waren mit Herder zufrieden. Sie wollten einen Theologen, wie er einer war, und konnten keinen anderen brauchen. Die Grundlage eines positiven Glaubens und den Aufbau eines positiven Sittengesetzes wollte man nicht. Wir haben nachgewiesen,[1]) wie schon Schelling diesen Herren viel zu positiv gewesen und wie Göthe ihn von einem Lehrstuhl zu Jena durch ein heimliches Votum zurückgedrängt hat.

Herder war sein ganzes Leben hindurch schwankend, unselbstständig, dem Einfluß seiner Umgebung zugänglich, demselben in den wichtigsten Lebensfragen unterliegend. Der Verkehr mit Göthe, Wieland, mit den Hofleuten, die sammt und sonders der Philosophie des Lebensgenusses fanatisch ergeben waren, und sich das Leben auch in so weit angenehm und genußreich zu machen suchten — als dies ihr Kleingeld erlaubte, — die Abhängigkeit vom Herzog, der jedes Wort, jede Mahnung, die seiner mit Fanatismus gepflegten Genußphilosophie störend in den Weg kommen konnte, mit Pfaffenthum des finstern Mittelalters, verstummen machte — das alles brachte den wachsweichen Herder um seinen anfänglich noch mitgebrachten positiven Glauben; er ging im süßlichen Gewässer der Humanitätsschwärmerei und Gefühlsduselei völlig unter.

Sehr treffend schildert den Abfall vom Christenthum bei dem damals zeitüblichen Humanismus Lerique:[2])

---

[1]) Der Himmel voller Geigen zu Weimar. S. 127—130.

[2]) Die Ideale und die christliche Jugenderziehung. Freiburg, Herder 1871. S. 33.

„Es ist belehrend zu sehen, wie der Dichter anfänglich den übernatürlichen Charakter der Person, der Lehre und der Institutionen des Erlösers noch ausdrücklich anerkennt und dabei aufrichtig eine Versöhnung der humanistischen mit der christlichen Weltanschauung erstrebt. So heißt es in den Provinzialblättern: Dem Christen ist Jesus nicht etwa auch ein guter Mann und Lehrer guter Moral, sondern Erlöser der Welt, und die Offenbarung nicht Aufgehänge zur Moral, Licht, das mit anderm Lichte auch Licht gibt, sondern Thatsache, Grund des Glaubens und seiner Pflicht, Gebäude der Entwicklung des Menschengeschlechtes in die Ewigkeit hinüber."

Und noch viel deutlicher in seiner berühmten Antrittspredigt am Hofe zu Weimar:

„Warum nenne ich nicht lieber den Herrn aller Herren, den König aller Könige, den Heiligen und Beschützer aller Menschenseelen, Jesum Christum, auf den jener (Luther) uns zeigte, dessen göttliche Lehre er predigte, warum nenne ich ihn nicht, wie er hier unter uns steht, auf sein Werk und seine Gemeinde zeigt, und spricht: ich habe sie mit meinem Blute erkauft und erworben... Ja, heiliger Gottmensch, Erlöser, dein Blick, der auch hier um und in uns ist, deine heilige unsichtbare Gegenwart, die tausendmal gewaltiger als dieses Sonnenlicht uns umschwebt, unser Herz sieht, und unsere Nieren prüft .. dein Blut, o Jesu, und deine heilige Gegenwart zerschmettern mich nicht, sondern richten mich auf." —

In den Ideeen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit hat sich Herder schon bedeutend umgewandelt; dieses Werk hat ihm Göthe's Lob und Anerkennung erworben.

Die Empfindungen für die Naturschönheiten werden hier wie bei einem Resolving view (welche optische Maschinerie am besten den bei Herder üblichen Bilder- oder Systemwechsel darstellt) schon für die göttliche Offenbarung in Christus ausgespielt — die Erkenntniß der natürlichen Vorzüge des Menschengeistes, ersetzen hier schon (nach Herder) die Offenbarung des alten und neuen Bundes. Er philosophirt: „Die Gedanken, die der Ewige uns in der Reihe seiner Werke thätlich dargelegt hat, sie sind das heilige Buch, an dessen Charakteren ich buchstabirt habe und buchstabiren werde." —

Kurz, Herder kam so weit, daß er die ganze Religion und Offenbarung aus der Naturbetrachtung heraus entwickeln wollte, selbst die Lehre von der Dreieinigkeit wollte ihm nur eine nutzlose Grübelei bedeuten. Daß Gott eine eigene Wesensentfaltung

in sich haben müsse, die von der Selbsterkenntniß des geschaffenen Geistes verschieden und dem Menschen auf dem Wege des begrifflichen Denkens nicht erfaßlich sein könne — und daß es deshalb Wahrheiten geben müsse, die dem Menschen nur im Glauben an die Offenbarung zugänglich sind; daß dabei aber der Mensch über den Grund dieses seines Glaubens sich auch wissenschaftlich versichern könne, alles dies hat Herder ignorirt, und dann den total verunglückten Versuch gemacht, eine Vermittelungstheorie zwischen Heidenthum und Christenthum zu construiren und eine zu seinen Lebenszeiten moderne Universalreligion zusammenzuspintisiren, deren innere Hohlheit er durch schöngeistige Phrasen maskiren wollte.

Er war einer der ersten jener Theologen, welche die Lehren des positiven Christenthums noch formell in ihren Redeweisen beibehielten — dieselben aber thatsächlich schon total verleugnet hatten.

Auf dieselbe Vermittlung des hohlen Rationalismus mit den positiven Elementen der heiligen Schrift verlegte sich Schleiermacher, aber schon mit mehr Consequenz, er brachte es zur vollendeten Verleugnung des transscendenten Gottes und der Unsterblichkeit des Menschengeistes, warf aber auch noch immer mit biblischen Phrasen zur Täuschung seines Auditoriums und seiner Leser herum, so zwar, daß auch protestantische Gelehrte positiver Richtung, wie der Kirchenhistoriker Baur zu Tübingen, sich gedrungen fühlten, gegen dieses unwürdige Gaukelspiel aufzutreten und ihn offen der Heuchelei zu beschuldigen.

Das theologische Theaterspielen Herder's war für die studirende Jugend und für das gewöhnliche Lesepublikum berechnet. So hat Herder auch auf die poetische Schönheit und den Schwung der Psalmen, auf die Erhabenheit der Prophetenbücher hingewiesen, aber nur immer den poetischen Werth der Schriften des alten Bundes angerühmt. Sein eben auch nicht theologisches Verdienst bestand im Hinweisen auf die hohe Bedeutung des Volksliedes und auf den Unterschied zwischen der naturwüchsigen und der künstlichen Poesie.

Den Uebergang von Herder zu Schleiermacher hat Paulus zuerst in Jena und dann in Heidelberg vermittelt. Herder hat als Poet mindestens die Sprache in seiner Gewalt gehabt, freilich ist auch das Gewicht der Langeweile immer an seinen Flügeln

gehangen. Wie dem Paulus das größte Unrecht geschehen ist, als ihn seine Genossen in Aufwallung collegialischer Freundschaft einen bedeutenden Stylisten gescholten haben, das hat schon Görres nach des alten Vossens Absterben in seiner vernichtenden Weise kund gethan; wir aber werden gründlich nachweisen, daß dem Paulus durch das markante Urtheil Schellings über denselben kein Unrecht geschehen ist.

Nachdem wir Herder's literarisches und seelenhirtliches Wirken aus seinem Leben, seiner und seiner Freunde Aufschreibungen dargestellt haben, wollen wir auch noch einige Urtheilssprüche über ihn aus einem jüngsten Werke vernehmen, welches von Professoren der Theologie an der protestantischen Universität Erlangen herausgegeben wird.[1]) Herr A. Werner sagt daselbst unter Andern über ihn: „Der Theolog unter den Klassikern und ein Klassiker unter den Theologen". Dieses Wortspiel klingt außerordentlich geistreich; aber mit dem Contrapunkt der Logik, der Geschichte und der Thatsachen darf es nicht untersucht werden. Wir haben nachgewiesen, welche Gattung von Theologie unter den Klassikern zu Weimar geduldet wurde; und wie Göthe den ohnedieß sehr engen Wirkungskreis der praktischen Theologie am Hofe zu Weimar durch seine dem Herder vor dessen Berufung eingebläuten Verhaltungsmaßregeln — noch auf ein Minimum beschränkt hat. — Der berufene Theolog ist gegenüber den öffentlichen — oder doch mindestens offenbar bekannten Hoffesten zu einem stillen Dulder verurtheilt gewesen. Er wird ein Klassiker unter den Theologen genannt.

Derselbe Werner sagt in demselben Artikel S. 795:

„Wiefern Herder bei diesem (seinem) bahnbrechenden Verfahren Wesentliches vom Christenthum verloren und übersehen oder die Person Jesu und ihr Wirken bei dem Bestreben, in Christus das vollendete Musterbild der edelsten Humanität, als menschgewordener Ewiger, zu erkennen, verkürzt und beeinträchtigt hat, steht hier um so weniger in Frage, (So? so? so?) als die wissenschaftliche Theologie dankbar der tiefen und

---

[1]) Real-Encyklopädie der protestantischen Theologie und Kirche, unter Mitwirkung vieler prot. Theologen und Gelehrten, in 2. durchgängig verbesserter und vermehrter Auflage, herausgegeben von Dr. Herzog und Dr. Plitt, ordentliche Professoren der Theologie an der Universität Erlangen. Leipzig, Hinrichs 1879, fünfter Band, S. 791.

vielseitigen Anregungen gedenkt, welche sie bis in unser Zeitalter hinein direkt und indirekt von Herder empfangen hat. Denn gerade die schriftmäßige Beleuchtung der verschiedenen christlichen Dogmen, welche der starren Buchstabengläubigkeit eben sofern stand als der leichtfertigen Negation der Hauptlehren des Christenthums, hat auf den Entwicklungsproceß der deutschen Theologie höchst wohlthätig eingewirkt." —

Nun, wir haben diese höchst wohlthätige Einwirkung auf den Entwickelungsproceß der deutschen Theologie — in vorliegender Schrift — durch Paulus und Schleiermacher hindurch bis zum David Strauß im vollendeten Atheismus nachgewiesen.

Wenn dieser Herr Werner schreiben kann: „Herder ist der leichtfertigen Negation der Hauptlehren des Christenthums ferne gestanden", nachdem er 8 Zeilen früher trocken eingestanden, Herder habe „Wesentliches vom Christenthum verloren und übersehen" und „die Person Jesu verkürzt und beeinträchtigt" — so stellt er sich dadurch ein anerkennenswerthes Zeugniß über seine Bescheidenheit aus, indem er seinen Mangel an Logik, sein schwaches Gedächtniß, die zwirnartige Verworrenheit seiner Gedankenwelt — in nur wenigen Zeilen manifestirt und dem Leser beweist: daß auch er unter den Klassikern zu Weimar ein ungefährlicher Theologe gewesen wäre; wie er unter den Theologen der Neuzeit — ein höchst verdächtiger Klassiker ist.

Am Ende seines Aufsatzes stößt er zum zweiten Mal seine Behauptung „Herder ist der leichtfertigen Negation der Hauptlehren des Christenthums ferne gestanden" noch entschiedener um:

„Diese spinozistisch-leibnizische Ideeenwelt, die hiernach in der Hegel'schen Philosophie wissenschaftliche Wirklichkeit wurde — erfüllte sein Gemüth." —

Das gehört auch wieder in's Gebiet der klassischen Theologie. 1. Er hat nichts Wesentliches vom Christenthum verloren, aber 2. seine klassische Theologie ist in der Hegel'schen Philosophie wissenschaftliche Wirklichkeit geworden!!

Nachdem Werner hier selber sagt: die spinozistisch-leibnizische Ideeenwelt erfüllte sein Gemüth — behauptet er im selben Aufsatze früher:

„Indeß ihn die einen als vulgären Rationalisten verschreien, die andern ihn als Mystiker und Romantiker preisen, die dritten ihn der Unsicherheit der Principien und des Abfalls von der positiven Gläubigkeit zum Freidenkerthum und Spinozismus, ja sogar des Atheismus bezichtigen, steht er da als ein rechter biblischer Theolog, der die auseinandergehenden Richtungen des Rationalismus und Supranaturalismus der historisch-kritischen und dogmatisch-spekulativen Schule freundlich ineinander vereinigt!"

Früher haben wir gehört, wie Werner selber es zugiebt, Herder's „Gemüth habe die spinozistische-leibnizische Ideeenwelt erfüllt". — Die als angeblich „freundlich in einander vereinten Richtungen" bei Herder können wir mit aller Seelenruhe als einen aller Logik, Wahrheit und Kritik entbehrenden kolossalen Humbug bezeichnen. Das gesteht derselbe Werner gleich im Anfang seines Artikels in kostbarer Weise selber ein:

„Herder hat die theologische Entwicklung der nachfolgenden Zeit mit ihren Gegensätzen in sich vorgebildet. Er selbst hat keine Schule hinterlassen, keine Partei befriedigt und keiner ein Recht gegeben, ihn zu den Ihrigen zu zählen. Er steht einsam auf geistiger Höhe." —

Zuvor hören wir, wie Herder alle Richtungen und Schulen freundlich in einander vereinigt hat und hier sehen wir ihn wieder einsam auf geistiger Höhe stehen. —

Nun ist aber das Experiment der Vereinigung aller Gegensätze dem Herder absolut nicht gelungen — denn er steht ja nach Werner selber einsam auf geistiger Höhe — und Werner wollte dies Experiment in seiner Weise nachmachen, und hat es versucht, eine Reihe von unsinnigen Phrasen „freundlich mit einander zu vereinigen", was ihm aber auch nicht gelungen ist, nur steht er nicht einsam auf der geistigen Höhe, sondern liegt mit einer ganzen Masse von andern Phrasendreschern und Schwefelmachern in der geistigen Tiefe.

II.

Der Heidelberger Paulus, Voß und die Rationalisten.

Motto:

„Das ist ein von Gott verlassener Mensch, der, durch alles Bessere und Höhere zur Feindschaft gereizt, sich alle Schändlichkeiten erlaubt."

Schelling über den Heidelberger Paulus.

Man soll es gar nicht glauben,
Was sich für Gaunereien,
Die Biedermänner erlauben,
Wenn sie wirken zu Zweien.

1. Was sich die beiden Aufklärungs-Apostel Paulus und Voß im Gebiete der Sitte und Ehrenhaftigkeit für unglaubliche Leistungen haben zu Schulden kommen lassen.

Wolfgang Menzel berichtet über Paulus und Voß folgende von ihm selbst in Stuttgart 1824 erlebte Thatsachen:[1])

„Buchhändler Winter war aber auch ein eifriger Freimaurer und ich hatte meine liebe Noth mit ihm, da er beständig in mich drang, ich sollte mich in eine Loge aufnehmen lassen. Dasselbe that der alte Kirchenrath Paulus, der sich sehr um mich bemühte und mir viele Bücher über die Freimaurerei ins Haus schickte, um mich dafür zu gewinnen. Durch ihn ließ mich auch der alte Voß zum Kaffee einladen ich ging aber nicht hin, weil ich diesen Pedanten schon von der Schule her nicht leiden konnte. Ich kannte die Schriften des alten Paulus noch nicht, und war von der verderblichen Rolle, die er als Haupt der Rationalisten in Baden spielte, nicht unterrichtet, sonst würde ich von vorn herein, wie mit Voß, so auch mit ihm jede Begrüßung vermieden haben."

---

[1]) Wolfgang Menzel's Denkwürdigkeiten. Bielefeld und Leipzig, Velhagen 1877. S. 196.

Da es erwiesenermaßen die erste Aufgabe der Maurerei ist, Kirche und positives Christenthum zu vernichten,[1]) wird Niemand, der einige Ehre besitzt, in Abrede stellen können, daß Paulus, der Dezennien lang sich als Kirchenrath und Professor der Theologie das Gehalt auszahlen ließ, eine Rolle gespielt hat, — die mit dem Worte jämmerlich noch sehr milde und schonungsvoll bezeichnet wäre.

In derselben Schrift (S. 197) erzählt Menzel über Creuzer, Voß und Paulus:

„Ich fand bei Creuzer nicht den mindesten Professorenhochmuth, sondern die anmuthigste Nüchternheit und Bescheidenheit. Unter anderm rühmte er den Einfluß, den Görres auf ihn geübt von dem er mehr gelernt habe, als von vielen andern. Das war nun damals nicht Mode, im Gegentheil wollten viele gelehrte Schafsköpfe den großen Görres kleinmeistern. Ich wohnte ganz nahe bei Creuzer, links von ihm, und hinter meinem Hause stand in einem Garten das Haus des alten Voß, den ich oft in Schlafrock und Nachtmütze gravitätisch herumspazieren sah, eine lange hagere Figur mit einem Gesicht, das aus einiger Entfernung einer gebackenen Birne glich. Noch nicht lange vorher hatte es Reibungen unter den Studenten gegeben, von denen ein Theil durch Voß und Paulus gegen Creuzer gehetzt wurde, und demselben auch einmal die Fenster einwarf."

„Zu meinem Erstaunen wurde einst in meiner Abwesenheit mein Zimmer von der Polizei geöffnet, und wurden alle meine Papiere durchstöbert: hätte man das Geringste darin gefunden, was mich verdächtigt hätte, so würde ich Noth haben ausstehen müssen. Ich erfuhr, der alte Paulus habe mich verdächtigt, wie er mich später auch in Württemberg bei der Regierung als Demagogen anzuschwärzen versuchte."

S. 199:

„Ich muß hier noch einige Bemerkungen über die badischen Zustände überhaupt anknüpfen, wie ich sie damals fand. Die Rheinbundzeit wirkte noch nach. Freimaurerei und seichter Rationalismus hatten hier, wie in der Schweiz, stets dem Napoleonismus gedient. Auch der alte Voß wurde nicht seiner Hexameter wegen nach Heidelberg berufen, sondern um in dem antikirchlichen Geiste zu wirken, welcher durch die Studirenden und Beamten im Volke verbreitet werden mußte, damit es die kleinen Despoten der Rheinbundzeit bequem hätten zu regieren. So diente Voß als Wächter und Angeber. So belauerte und verfolgte er den armen Stolberg. So wüthete er mit Händen und Füßen im Jahre 1806 gegen die Romantiker in Heidelberg: Görres,

[1]) Die Freimaurerei. Von Julius Kleinen. Trier, Paulinusdruckerei 1887. S. 6, 7.

Achim von Arnim, Clemens Brentano. Als Deutscher hätte er das Bestreben dieser edlen Männer, die inmitten der tiefsten Schmach des Vaterlandes an die Herrlichkeit der Vorzeit erinnerten, ehren und unterstützen sollen. Aber gerade weil sie den vaterländischen Sinn weckten, bekämpfte sie Voß im Dienste der Rheinbundpolitik und verleumdete sie als Ultramontane. Auf die gleiche Weise verleumdete er den edlen Creuzer, als wolle derselbe durch Erklärung der uralten griechischen und orientalischen Mysterien katholische Mystik einführen."

„Der katholischen Gläubigkeit erging es nicht besser in Baden wie der protestantischen. Der Rationalismus war freilich nichts Neues mehr. Durch Paulus aber wurde er bis zum Fanatismus gesteigert. Wehe dem Pfarrer oder auch nur dem Schulmeister, der die Evangelien hätte anders verstehen sollen als Paulus in seinem berüchtigten Buche vom Leben Jesu. Die aufgeklärtere Geistlichkeit war ganz mit dem weltlichen Beamtenthum verschmolzen, ein Werkzeug der Staatsgewalt."

Es ist geradewegs staunenswerth, wozu sich so ein Badischer Kirchenrath und Theologieprofessor herbeizulassen jenen Muth besessen hat, der von gewöhnlichen, ehrlichen Leuten mit Unverschämtheit und Niedertracht bezeichnet wird. Menzel erzählt in derselben Schrift S. 207 (1825):

„Da ich in Stuttgart bleiben und heirathen wollte, zog ich es vor, mich hier auch einzubürgern. Ich forderte also und erhielt aus Schlesien meine Entlassung aus dem preußischen Unterthanenverbande, und suchte um das Bürgerrecht in Stuttgart nach. Zu meinem Erstaunen aber verging mehr als ein halbes Jahr, ohne daß ich eine Antwort erhielt. Mittlerweile ließ Paulus in Heidelberg einen Schmähartikel gegen mich in der Speierer Zeitung abdrucken, und übergab 100 Exemplare des Blattes einem Kaufmann, um sie in Stuttgart zu verbreiten. Der Kaufmann aber war so ehrlich, das ganze Paket mir zu übergeben. Paulus warnte die Württemberger, sie sollten mich nicht aufnehmen, ich komme aus der Schweiz, habe dort mit Flüchtlingen in Verbindung gestanden und s e i e i n g e f ä h r l i c h e r M e n s c h. Im Stuttgarter Publikum schadeten mir diese Verdächtigungen nichts, denn man kannte mich schon, und ich hatte mir vielseitige Liebe erworben."

„Der alte Paulus war erbost darüber, daß Procurator Schott sich so warm mit mir befreundet hatte. Schott hatte nämlich nicht lange vorher seinen Namen zu einem Buche hergeliehen, welches Paulus in der Stolbergschen Angelegenheit zur Vertheidigung seines Freundes Voß geschrieben hatte, und das in Stuttgart gedruckt worden war.[1]) Schott hatte das im guten Glauben

[1]) Diese Schrift, welche später besprochen ist, haben die zwei Biedermänner Paulus und Voß gemeinschaftlich abgefaßt, um so recht con amore

gethan, (!) sofern er immer die Partei ergriff, welche ihm die freisinnige zu sein schien. Da ich nun gegen Voß geschrieben hatte und dennoch im Schottischen Hause aus und einging, erkannte die Heidelberger Clique (Voß und Paulus) von Seiten Schotts eine Mißachtung ihrer Autorität und wollte mich daher um jeden Preis in Stuttgart discreditiren, und womöglich meine Ansiedelung daselbst hintertreiben."

„Paulus hatte zahlreiche Verbindungen, hauptsächlich durch die Freimaurerei und durch die damals auf allen protestantischen Universitäten vorherrschenden ihm gleichgesinnten Nationalisten. Wie angesehn und einflußreich er nicht nur im Großherzogthum Baden, wo er als ein kleiner Papst galt, sondern auch im Auslande war, bewies der Umstand, daß sich der König der Niederlande durch ihn zuverlässige Kirchenfeinde bezeichnen und bestellen ließ, um sie als Professoren an der katholischen Universität Löwen anzustellen.[1]) Man vergleiche über diese Intrigue des Professors Dr. Wiese vortreffliche Briefe über die englische Erziehung, 1852. Paulus also, der in seinem Leben Jesu die Gottheit Christi geleugnet, die Wunder desselben als fromme Betrügereien und Taschenspielereien erklärt hat, sollte nicht nur die Religiösität im protestantischen Baden unterwühlen dürfen, sondern war auch ausersehen, die katholische Jugend in Belgien durch kirchenfeindliche Lehrer zu verderben. Doch mißlang der Plan. Die von Paulus nach Löwen geschickten Lehrer, unter denen sich auch Ernst Münch befand, konnten sich in ihrer gänzlichen Unpopularität nicht behaupten, und der unwürdige Angriff von Heidelberg aus hat die katholische Kirche in Belgien nicht geschwächt, sondern nur gestärkt."

„Paulus war Doktor aller Facultäten. Es gehörte zur akademischen Mode jener Zeit, daß sich die rationalistischen Machthaber wie einst die lateinischen poetae laureati, gegenseitig priesen und mit Ehren überhäuften. Insbesondere ertheilte man den höchsten Ehrentitel eines Doktors der Theologie geflissentlich nicht bloß ungläubigen Theologen, sondern auch Philosophen, Literaturhistorikern ꝛc. ꝛc., wenn sie sich durch widerkirchliche Schriften bei der herrschenden Partei in Gunst gesetzt hatten. Hast du meinen Juden zum Doktor gemacht, sagte eine scheinheilige Facultät spöttisch zur

---

(odio) gegen Stolberg losgehen zu können; sie wollten für sich ein Ehrenbuch und für Stolberg ein Schandbuch verfassen; und dachten nicht an die Enthüllung des Gaunerstreiches, durch welche eine Umwechselung von Ehre und Schande zwischen beiden Parteien stattgefunden hat.

[1]) Joseph II. hat den Versuch desselben Aufklärungs-Experiments in Löwen mit dem Verlust der Niederlande für ewige Zeiten bezahlen müssen. Somit ist ersichtlich, wie bei vielen Fürsten ein umgebender Ring von Maurern Sorge trägt, daß diesen kein pragmatischer Geschichtsunterricht zu Theil wird — und dieselben sonach Krone und Scepter ihren perfidesten Gegnern harmlos ausliefern.

andern, so mache ich nun auch deinen Juden zum Doktor. Es leben jetzt noch solche Schandflecke der sogenannten evangelischen Theologie."

Menzel führt noch weitere Folgen dieser Predigerbildung an, wie, daß Gesenius in Halle durch seine schlechten Witze über die hl. Schrift das wiehernde Gelächter seiner Studenten hervorgerufen u. s. w. u. s. w.

Es konnten die Helden des Rationalismus, Paulus und Voß, kaum drastischer geschildert werden, als in der historischen Weise, mittelst welcher der ehrliche Menzel die thatsächlichen Prämissen zu einem vernichtenden Urtheilsspruch über die Charaktererbärmlichkeit beider in der ruhigsten Weise dargelegt hat. Wir werden im weiteren Verlaufe nachweisen, daß Menzel zu seiner Schilderung dieser Herren nicht nur vollkommen berechtigt gewesen ist, sondern daß sie durch ihn nicht einmal nach Verdienst behandelt worden sind.

2. Wie Paulus und Voß sich gegenseitig zu Sendboten des Rationalismus einweihen und den Grafen Stolberg als Zielscheibe ihrer Liebesmission sich auserwählen.

Wir haben es hier mit dem Treiben von zwei der verbissensten Vertreter des Rationalismus in Deutschland zu thun, mit dem Aufklärungs-Dioskurenpaar Paulus und Voß. Paulus war geboren 1761 zu Leonberg bei Stuttgart, wurde 1794 Professor der Theologie in Jena, kam 1803 nach Würzburg, 1811 nach Heidelberg und war hier ein halbes Jahrhundert lang bestrebt, die sogenannten „denkgläubigen Pastoren" heranzuziehen. Bei der ganzen Arbeit gab es sehr viel Bedenklichkeiten, sehr wenig Gedanken, und Glauben gar keinen. Es ist eine Art Verdienst Straußens, daß er entschieden das Facit dieser verunglückten Rechnung gezogen und als Resultat dieses Rationalismus — den puren Atheismus verkündigt hat. Die vorliegende Schrift ist nicht specifisch für Theologen, sondern für gebildete Laien (entweder Katholiken oder solche Akatholiken, die noch ein positives Christenthum bewahren wollen) geschrieben. Statt uns lange über die Art der Bibelerklärung (besser Bibel-Verdrehung und -Entstellung) durch

Paulus zu ergehen, wollen wir in möglichster Kürze und Präcision einen Professor der Theologie aus Freiburg (Wetzer) sprechen lassen:

„Die Auslegung des Paulus stützt sich auf eine vierfache Gewaltthat, welche der Bibel (und bezüglich den Verfassern des zu Erklärenden) angethan wird: 1. die Beilegung selbst ersonnener Bedeutungen an die Worte, welche sie weder nach der Geschichte noch nach dem Zusammenhang der Rede haben, ist eine Unterschiebung fremder Begriffe; 2. die Umkehrung des ganzen Charakters der Rede oder aller Umstände einer erzählten Thatsache eine Verdrehung; 3. das Außerachtlassen angegebener Umstände eine Entstellung; 4. das Hinzudenken nicht angegebener Umstände eine Verfälschung des Sinnes des Verfassers, und somit steht dieses ganze Verfahren des Paulus in jeder Hinsicht mit dem Begriffe einer Auslegung in Widerspruch.“ —

Der Charakter des Paulus findet wohl die beste Beleuchtung durch den Charakter und das Treiben seines intimen Freundes, des alten Voß, und im Streite des letztern mit Stolberg, worin der Voß von Paulus, seinem guten Freunde, nach Möglichkeit unterstützt worden ist. Das Leben und der innige Verkehr dieser beiden Apostel der „reinen“ Theologie liefert sehr viele komische Pointen, die zumeist in jenem Umstande zu suchen sind, daß dieselben bei der Auswahl ihrer Mittel d. h. ihrer Waffen durchaus nicht wählerisch waren, sondern mit allen Wurfgeschossen, die sie eben auf der Straße gefunden, ihre Gegner zu bearbeiten keinen Anstand genommen haben. Da mußten auch die Söhne Vossens immer bei der Hand sein.

Als Stolberg sich gegen die brutalen Angriffe Vossens bezüglich seiner Bekehrung zur Kirche durch eine ruhig gehaltene Schrift vertheidigte, urtheilte Heinrich, der Sohn, über diese Schrift wie folgt:

„Diese Schrift hat mich tief betrübt, doch nur in Rücksicht Stolbergs, daß so viele Erbtugenden in Sünden untergehen konnten. Wie voll Grimm und verhaltener (!) Wuth ist diese Schrift bei der beredten Versicherung seiner und anderer von Liebe, Demuth, Großmuth, Frömmigkeit! Wie voll des hochfahrendsten Uebermuths und einer gänzlichen Verläugnung aller Liebe. Nun soll Voß ein Auflauerer, Anschwärzer, Jugendverderber voll Tücke und hämischer Bosheit sein. Stolberg, so lange er unbethört und ungeblendet war, wußte von allem das Gegentheil, und wahnsinnige Zerrüttung muß ich annehmen, wenn ich nicht sagen will: Stolberg sei als Lügner vor Gottes Thron getreten.“

Der junge Voß ist so unverfroren zu schreiben: Stolberg habe alle Liebe verleugnet! Wir ersuchen den Leser, die Ode „Warnung Vossens an Stolberg“ nachzulesen,[1]) in welcher der alte Voß das deutsche Schimpf- und Wuth-Lexikon in einer Ode zusammencomprimirte – die alles überragt, was Plumpheit, Rohheit, Sprachverrenkung und zum completen Unsinn gesteigerte Bosheit und Wuth je in deutscher Sprache an's Tageslicht gebracht hat. Der junge Voß sah bei seinem Papa die Tugenden und bei Stolberg die Fehler desselben durch ein tausendfaches Vergrößerungsglas an und hielt sich eben deshalb wegen Gebrauch desselben Glases für einen gerechten Richter. Die wuthschnaubende Polemik seines Herrn Papa nannte er beim Lesen derselben „einen religiösen Genuß“.

Es ist interessant, den Voß Heinrich weiter zu hören:

„Und nun beten, mit Grimm im Herzen! Allgerechter Gott, das thut einer, der sich für einen deiner Erkorensten hält. Ich mag den Faden nicht weiter verfolgen. Dieß nur noch: wenn Stolberg von Voß sagt: „der Mensch“ giebt er nicht dadurch eine gräßliche Bestätigung zur Anklage im Sophronizon[2]) Fluch den Bevorrechteten (!!!) daß sie das edle Wort Mensch zugleich zur Bezeichnung des Unedelsten hervorgebracht haben.“

Voß junior sprach und schrieb bekanntlich oft im Delirium.

Ist es ja allgemein üblich von einem Menschen, der uns insultirt und an dem selber sehr viel auszusetzen wäre, zu sagen: dieser Mensch.

Wie kommt Heinrich dazu, auf diese landesübliche Bezeichnung „dieser Mensch“ mit einem Fluch zu antworten: Fluch den Bevorrechteten, und somit die Bevorrechteten für die Erfindung eines Ausrufes verantwortlich zu machen, den man auf jedem Marktplatz, in jedem Gasthaus, in jeder Kneipe, in jeder Bauernstube hundertmal des Tages hören kann. Voß jun. hat sich an den Ausruf „dieser Mensch“ angeklammert, um einen Fluch loslassen zu können.

---

[1]) In Voß und Dichterbataillen von S. Brunner S. 55—56.

[2]) Die theologische Zeitschrift, in welcher Paulus die große Geige spielte, und deren Hauptaufgabe es war, den Stolberg zu vernichten und den vulgären Rationalismus des Paulus durch die Prediger allem Volke einzubläuen und mundgerecht zu machen.

Heinrich fährt fort:

„Voß singt in der Luise: „Ich bin Mensch und Vater", Stolberg fühlte sein Leben hindurch: Ich bin Graf und Vater. Bei Leopold Stolberg's Gruft fühlt man Wehmuth um den Gesunkenen,[1]) bei Christians Zusatz nichts als die kälteste Verachtung, ja wohl auch etwas Schadenfreude, daß der graue Sünder[2]) sich in seinem eigenen Netze verstrickte. — Stolbergs Tod hat uns innigst gerührt (siehe oben, wie?) und daß er so schmerzhaft war! Als wir ihn erfuhren, glaubten wir zugleich, seine Antwort würde die eines sterbenden Christen sein, aber in den letzten Lebenstagen noch hat der Junker über dem Christen gestanden. Was mochte seine Seele nach dem ersten Erwachen fühlen, in den ewigen Räumen, wo Junker und Papst nicht mehr gilt, als er nach dem Maße seiner Handlungen verdient hat? Welch einen Lorbeer hätte Stolberg noch um sein Haupt winden können, den hat er selber zerblättert!" —

Nun muß der „alte, redliche Pfarrer von Grünau" auch noch herhalten, um dem Stolberg eines hinaufzugeben. Voß singt in der Luise: Ich bin Mensch und Vater! Indem der junge Voß auf diesen außerordentlich geistreichen Spruch aufmerksam macht, gibt er sich den Anschein, als ob das noch ein Erbe aus der Zeit der sieben Weisen Griechenlands wäre, und als ob der alte Voß durch diese Enunciation sich ein großes Verdienst um Philosophie erworben hätte und als ob je einer einmal gesagt hätte: Ich bin Vieh und Vater! Stolberg hat ja nicht gesagt: Ich bin Graf und Vater, — somit hat Vossens Ausruf auch nicht die Berechtigung, als ein Gegensatz zu erscheinen.

Paulus und die Vossiden polterten ohne Unterlaß die Forderung: Gewissensfreiheit — aber Stolberg wird ein „Gesunkener" genannt, weil er katholisch wurde.

Ueber Christians, des Bruders Leopold Stolberg's, Zusatz hat Voß junior „die kälteste Verachtung", aber zugleich auch „Schadenfreude", daß der „graue Sünder sich in seinem eignen Netze verstrickte". — Welche Logik! einerseits die kälteste Verachtung — anderseits die brühheiße Schadenfreude und in der Mitte eine die beiden Gegensätze ausgleichen sollende Heuchelei von „Rührung".

---

[1]) In welchen Abgrund, in welches Laster ist er denn gesunken?

[2]) Um die ausgiebigsten Schimpfworte sind die Vossiden nie verlegen, sie haben immer die größte Auswahl auf dem Lager.

Noch 5 Monate vor seinem Tode, am 10. August 1819, schrieb L. Stolberg an seinen Bruder Christian bezüglich des Voß'schen Pamphlets:

„Ich höre, daß Vossens opusculum in die Zeitschrift des Kirchenraths Paulus solle eingerückt werden. Dieser Paulus, einer der berüchtigtsten Theologen, soll auch Hand daran gelegt haben. Ich hoffe das Ding bald zu erhalten. Wofern weder facta verstellt, oder mir geliebte Personen verläumderisch geschmäht werden, so antworte ich kein Wort, und sollte das, wie ich nicht zweifeln darf, der Fall sein, so laß ich mich nur darauf ein so kurz als möglich. Thibaut hat meinen Söhnen gesagt, er und einige andere Professoren und Freunde hätten sich das Wort gegeben, es nicht zu lesen. Ich wiederhole meine Bitte und mein Beschwören, dich nicht in einen Streit mit dem verschrobenen und bitteren Mann einzulassen. Er ist das Spielzeug seiner Bitterkeit, seines Religionshasses und ungeheurer Illusionen, und meint wohl im Ernst es redlich zu meinen. Wer mit ihm in Fehde geräth, wird geärgert, und kann schwerlich vermeiden, die Liebe zu verletzen. Den antipaulinschen Paulus ausgenommen hat er mit Niemand Umgang, ist zerfallen mit den Gelehrten, die sonst Umgang mit ihm hielten."[1])

Wie sich in neuester Zeit selbst bei Professoren der protestantischen Theologie das Urtheil über Paulus zu Ungunsten desselben geändert hat, ersehen wir in Hagenbach's: Kirchengeschichte,[2]) der über ihn berichtet, er habe schon 1779, also in seinem 18. Jahre das „Denken und Wollen des Rechten" als Kern und Stern des Christenthums verkündigt. Auf die Fragen: Was ist das Rechte? und wer vermittelt dem Menschen das Denken? und wer befiehlt ihm das Wollen des Rechten? — hat der von den damaligen Aufklärungsgasen erfüllte Jüngling keine Antwort gewußt. Paulus ging aber auf der rationalistischen Bahn noch weiter. Schon als Student behauptete er: „Was aus mathematischen Gründen nicht begreiflich ist, das ist auch religiös und sittlich nicht wahr." — Das ist ja doch ein Beweis, welchen Unsinn man in jenen Aufklärungsdämmerungen ohne Widerspruch proklamiren konnte. Das heißt ja mit einem Schlage die ganze Weltgeschichte vernichten und jede Erziehung unmöglich machen. Wenn sich ein anderer Studiosus den Spaß gemacht hätte, dem Paulus

[1]) Janssen, Stolberg. II. Bd. S. 498.

[2]) Leipzig, Hirzel 1872. 7. Bd. 2. Theil. S. 341.

eine Maulschelle zu geben und Paulus hätte diesen Attentäter auf Ehrenbeleidigung verklagt, so hätte der Geklagte sich nach dem Neupaulinischen Princip vertheidigen können: Paulus soll mir vorher aus mathematischen Gründen den Empfang einer Ohrfeige bestätigen; so lange er dies nicht kann, — erkläre ich seine Anklage als sittlich nicht wahr, als eine Lüge. Ueber die Wundererklärung des Paulus sagt Hagenbach:

„Der seiner rationalistischen Denkweise entsprechende Hang, die Wunder der Bibel natürlich zu erklären, ist ein charakteristischer Zug seiner Exegese. Er folgte demselben so weit, daß er sich nicht selten ins Willkürliche und Abenteuerliche verlor, so daß sogar die besonnenen Anhänger der rationalistischen Schule ihm dahin zu folgen Bedenken trugen. Die Vorgänge der als Wunder erzählten Thatsachen sich in Paulus'scher Weise als natürliche Vorgänge zu denken, erschien den meisten als eine Zumuthung, die eine noch stärkere Gefangennahme der Vernunft in Anspruch nähme, als die in der Schrift erzählten Wunder."

Hagenbach bekennt über das Wirken des Paulus als Professor zu Heidelberg:

„Daß aus dieser Paulinischen Schule keine glaubensfreudigen Prediger des Wortes hervorgehen konnten, ja daß die meisten der unreifen Schüler aus des Lehrers Vorlesungen nur das Negative auffaßten, und daß bei seiner Art die Wunder zu erklären die Frivolität sattsame Nahrung erhielt, läßt sich denken. Die Früchte seiner Lehrthätigkeit waren keine erfreulichen; ohne etwas von der indessen fortgeschrittenen Zeit angenommen zu haben, starb der Mann des Fortschritts in hohem Alter am 10. August 1851. Das letzte Wort, das er sprach, und das ist bezeichnend für den Rationalismus, mit dem wir es hier zu thun haben, lautete: Es gibt eine andere Welt."

So Hagenbach. Wir ersehen aus diesen letzten Worten des Paulus, daß er am Sterbebette sein System selber verurtheilt hat; denn mit mathematischen Gründen läßt sich das jenseitige Leben ebenso wenig, als die Wunder des Evangeliums beweisen, somit wäre der Glaube an ein jenseitiges Leben nach des Paulus Jugenddevise auch religiös und sittlich nicht wahr. Aber nicht auf dem Sterbebette, in seinem ganzen Leben und Schreiben war Paulus in Widersprüchen befangen. Schleiermacher verballhornisirte die persönliche Unsterblichkeit mit Hegelischen Phrasen, Strauß aber verkündete, der rationalistischen Schule ein Ende machend,

den vollsten Atheismus und das bevorstehende unvermeidliche Durcheinanderrumpeln des in die Uratome sich auflösenden Universums!

3. Voß junior empfiehlt Stolberg geradewegs dem ewigen Richter zur Strafe. Wie diese Herren fromm werden, wenn sie ihren Nächsten die Hölle anwünschen wollen.

„Der Tod Stolberg's hat uns gerührt"; aber „der Junker ist im Sterben über dem Christen gestanden". Und „was wird Stolberg's Seele beim ersten Erwachen fühlen in den ewigen Räumen, wo Junker und Papst nichts mehr gilt" — er hätte noch dazu setzen sollen: und wo unser Herrgott dem Voß senior und junior zu Liebe alle Gegner der beiden Vösse für seine Feinde erklären und selbige, diesen beiden getreuen Gottes-Dienern zu Liebe — ewig bestrafen wird! Das wird dann auch für Voß junior ein „religiöser Genuß" sein, zu dem er seine Freunde als Theilnehmer einladen kann!

Das ist schon der allerhöchste Schwung von rationalistischer Frömmigkeit, wenn man dem Gegner zum Gericht Gottes einen gesiegelten Begleitschein mitgibt, in dem die fromme und rührende Bitte enthalten ist: unser Herrgott möge, um seine (und mehr noch um der anempfehlenden Briefschreiber) Ehre zu wahren, den Ueberbringer dieses recht scharf und unnachsichtig zusammenzwiebeln.

Eine solche Sprache führen, wenn sie zum Zorne gereizt werden und sich nicht mehr recht zu helfen wissen, Leute, die über Hölle und Fegefeuer beständig ihre Witze machen und dann in einer echt höllenfürchtigen Begeisterung mit Schiller (den aber sonst doch wirklich liebefühlenden) ausrufen: Allen Sündern soll vergeben und die Hölle nicht mehr sein. Weh aber Jedem, der diesen Herren auf die Zehen tritt und den sie mit ihrer Rache nicht ereilen können, da wird geschwind wieder das aus ihrer Dogmatik herausgerissene Blatt von der Hölle mit Gummi hineingeklebt, sie versuchen es selbst bei unserm Herrgott, das Rachegefühl und die Strafbegierde anzufachen, welche sie in ihrem mit

Schwefel und Pech gefüllten Herzen in sich tragen und unser Herrgott soll in seiner Gnade und Barmherzigkeit jenen Akt der Rache fortsetzen, den diese toleranz-wüthigen Humanitätskrakehler hier in ihrer Bosheit begonnen; sie wollen Gott zum Rächer ihrer verletzten Eitelkeit und zum Gerichtsvollzieher und Nachrichter aller jener bittern Strafen machen, welche sie für ihre Gegner ausgesonnen.

Wir wissen sehr gut, daß derlei Abirrungen von der christlichen Liebe auch öfter bei Leuten vorkommen, bei denen man einen christlichen Glauben voraussetzen sollte, daß aber auch der Rationalismus solcher Verirrung fähig ist, das können wir hier in dem „Wünschebrief“ des jungen Vossiden deutlich geschrieben finden.

Nachdem Stolberg durch Voß junior dem Richter des Himmels und der Erde zur Strafe anempfohlen worden, erscheint der angebliche Kummer um Stolberg's Lorbeer, den dieser selbst zerknittert haben soll, geradewegs als Heuchelei. Zudem hat ja vor dem Richterstuhle Gottes jeder Lorbeer Duft und Bedeutung verloren. Da wird Niemand mehr gefragt, mit viel Hexametern, Jamben und Oden er die Menschheit gelangweilt hat, da handelt es sich nur um die lautere, opferwillige Herzensgesinnung, da werden auch die rächsüchtigen Strafsollicitatoren bei Seite geschoben, denn das Gericht ist des Herrn!

Sehr treffend hat Herbst die Wunderlichkeit im Voß'schen Hause betont: die gesammte heilige Familie Voß: Frau und Kinder „erwarteten auf den tief verwundenden Angriff noch Zeichen alter Liebe und stellten sich befremdet, als sie das Gegentheil erfuhren.“

Nachdem Vater und Sohn eine sehr ausgiebige Schaufel voll Mist über Stolberg's Haupt und Lorbeer ausgeschüttet, lamentirt Voß Sohn, daß Stolberg diesen Mist aus dem Lorbeer herausschüttelte, und sprach die Meinung aus: Stolberg hätte dadurch seinen eigenen Lorbeer zerblättert. — So wird der Mensch in seiner Leidenschaft, besonders in seinem Hasse, immer zum Lügner, er sucht die Ausbrüche seiner Erbitterung schön zu färben, — dabei gelingt es ihm aber doch selten, andern seine Lüge als Wahrheit beizubringen.

Nach der Meinung der beiden Vösse und der sonst edler denkenden, aber hier in's Schlepptau gezwungenen Ernestine wäre es Stolberg's heilige Pflicht gewesen, den Voß zu belorbeeren, nachdem Voß den Stolberg mit faulen Aepfeln und Eiern und andern auf der Straße sich findenden Parfümstücken beworfen — und zum Schlusse wollten diese Rationalisten dem Stolberg die Strafe Gottes ankündigen und ihm die ewige Seligkeit verwehren.

Wie anders war das Benehmen Stolberg's dem Voß gegenüber noch einige Tage vor seinem Tode.

Janssen berichtet hierüber unter dem Titel: „Seine Gesinnung gegen Voß 1819“:[1])

„Stolberg hatte sich in der letzten Zeit vor der Erkrankung mit einer Abfertigung der Voß'schen Schmähschrift beschäftigt, „nothgedrungen, nicht meinetwegen“ sagte er wiederholt zu den Seinigen, nur um der heiligen Sache willen, die ich vertreten, um der verunglimpften Freunde und der Kinder willen; betet, daß ich auch nicht durch ein einziges Wort die Liebe verletze.“ „Er arbeitete an der Abfertigung,“ schrieb die Gräfin an ihre Söhne Alfred und Leopold, mit Gebet. Ihr wißt es ja, er betete ohne Unterlaß und erwog ein jedes Wort, vorzüglich um die Liebe nicht zu verletzen. Ich wollte nur,“ sagte er mir am 29. November (also 6 Tage vor seinen Tode), „daß ich Voß sagen könnte, ich sei ihm nicht böse, und daß ich ihm vergebe, aber er würde es nicht verstehen.“ Zum Gebet für den armen Voß hatte er uns schon immer und dringend aufgefordert. „Daß doch nur nie,“ heißt es in einem andern Briefe „in der Seele irgend eines der Meinigen ein Stachel der Bitterkeit zurückbleibe wegen der Verunglimpfungen und Unwahrheiten, die ein vom falschen Wahn Bethörter, dem ich Zeitlebens nur Gutes erwiesen, gegen mich und meine Freunde in die Welt geschleudert.“ Auch noch auf dem Sterbebette legte er diese Bitte den Seinigen ans Herz. —

Diese Gesinnung Stolberg's dem Voß gegenüber beleuchtet mehr als alles das Benehmen des Voß dem Stolberg gegenüber.

4. Wie Voß und Paulus unter falschem Namen eine Schrift zum Schimpfe Stolberg's und zu ihrem eigenen Lobe herausgeben.

Aber auch der verbissene Paulus, der im Geheimen schon immer an den Invektiven gegen Stolberg sein gutes oder

---

[1]) Janssen, Stolberg II. Bd. S. 503.

schlimmes Theil gehabt, kam jetzt (freilich nur bis es entdeckt wurde) wieder im Geheimen seinem Freunde Voß zu Hülfe. Beide arbeiteten zusammen eine Schmähschrift gegen Stolberg aus, in welcher sie sich selber sehr großmüthig mit Lob überschütteten. Voß war in der Folge so schlau, aber auch so unverfroren, sich auf diese Schmähschrift (die unter dem Namen eines Dr. Schott in Stuttgart erschienen war) zu berufen und zu zeigen, wie auch dieser Dr. Schott ganz dieselbe Ansicht habe, wie Voß.

Diese Schmähungen gegen die Katholiken wurden damals bei Hofe zu Carlsruhe aus politischen Gründen sehr ungern bemerkt; die Majorität der Bewohner des Landes, welche dem kleinen Baden zugetheilt worden, ist katholisch und es sind die Katholiken eben so gute Steuerzahler und ihre Pflichten erfüllende Unterthanen, wie die Akatholiken, sie haben sich auch als treue Unterthanen bewährt, und deshalb wurde Voß und Comp. zu verstehen gegeben, daß diese Hetzereien beim Hofe zu Carlsruhe sehr ungnädig aufgenommen werden.

Die Rheinbundpolitik, die unter Napoleon im Schwunge war, hörte mit Napoleon's Sturze auf. Zu jener Zeit berief man Voß mit der ausdrücklichen Aufgabe, die katholische Kirche herunterzubelfern. Der „Romanische Geist", der Ultramontanismus sollte ausgerottet werden, wie wir es schon früher aktenmäßig nachgewiesen haben.[1]) Voß hatte sich in seine Hausknechtarbeit schon so hineingehetzt, daß er das Geschäft auf eigene Faust fortsetzte und zwar in so exorbitanter Weise, daß es der Regierung, die den Katholiken doch Rücksicht schuldete, zu unpolitisch erscheinen mußte.

Da wollte sich nun Voß als großherzoglicher Pensionär und Paulus als großherzoglicher Professor eben aus Rücksicht auf Hof und Regierung in Carlsruhe nicht mehr öffentlich so arg exponiren; nun gingen die zwei einzigen Freunde und verbissenen Gesellen, die auch schon in Heidelberg allenthalben gemieden waren, zusammen, fabricirten eine Schmähschrift gegen Stolberg und die Katholiken, in welcher sich aber diese beiden sehr komisch bis in den Himmel hinauf wegen ihrer Wissenschaft und ihrer Tugenden erhoben. Diese Dioscurenmache erschien unter dem Namen ihres Freundes in Stuttgart.

[1]) Siehe: Voß und Dichter-Bataillen von S. Brunner S. 5.

Hören wir das unpartheiische Urtheil des ehrenhaften Protestanten Herbst über dies Erzeugniß:

„Fast gleichzeitig mit der „Bestätigung“ erschien die pseudonyme Schrift von Paulus: Voß und Stolberg oder: der Kampf des Zeitalters zwischen Licht und Verdunkelung von Dr. C. F. A. Schott, ein wunderliches Quodlibet von urkundlichen Dokumenten und Räsonnements über den Unterschied zwischen Katholicismus und Papstthum. Es ist eine unter stiller Theilnahme des Dichters (Voß) entstandene Schutzrede, und zugleich eine weitere Ausführung der Vossischen Streitschriften, in jener wirren Breite geschrieben, durch welche die Paulus'schen Geistesprodukte sich so oft kennzeichnen. Kein anderer hat damals so scharf und nach allen Seiten gegen den neu erwachten Positivismus vom Standpunkt des alten Rationalismus geeifert wie Paulus gegen Claus Harms, wie gegen Rom unterschiedslos. So in den Heidelberger Jahrbüchern, so in der Hallischen Literaturzeitung.“

Wir haben uns diese im Leben Vossens von Herbst angeführte Schrift zu verschaffen gesucht. An Samstag Abenden kamen die beiden Biedermänner in Heidelberg zusammen, um bei „kalter Schale“ (Bier und Zibeben) Katholiken und auch Protestanten, welche sich nicht zur Bewunderung der großen Männer hergaben, zu vertilgen. Bei diesem ihrem frommen Liebesmahle verfertigten sie ihre Lob- und Schmähschrift (das Lob selbstverständlich für sich, die Schmähung für ihre Gegner).[1])

Die Schrift ist in Gesprächform, drei Freunde, Ernst, Falk und Dill, theilen sich in das Geschäft, auf 446 Seiten das Papstthum auszurotten; schade, daß sie nicht noch eine Seite mehr (447) dazu geschrieben haben, denn bis Seite 446 ist ihnen ihr Vorhaben noch nicht gelungen. Nachdem es nun historisch erwiesen ist, daß Voß und Paulus hinter diesen 3 Marionetten steckten, so wird die Sache um so komischer. Es handelt sich darum, dem damals schon verstorbenen Stolberg die letzte Unehre zu erweisen, dem todten Löwen noch einen feigen Fußtritt zu ertheilen, ihn vom moralischen Standpunkt

---

[1]) Voß und Stolberg oder der Kampf des Zeitalters zwischen Licht und Verdunkelung. Eine nöthige Sammlung von Belegen zur Beurtheilung des 3. Heftes des Sophronizons und des richtigen Unterschieds zwischen Katholicismus und Papstthum. Herausgegeben von Dr. C. F. A. Schott. Stuttgart, Mezler 1820. 446 Seiten.

als einen Heuchler, Fanatiker und Blödsinnbehafteten darzustellen. Paulus und Voß haben sich aber bei diesem Drama als zwei ihren Rollen nicht gewachsene Komödianten blamirt, besonders nachdem ihr beiderseitiger Schwindel offenbar geworden ist. Nur ein paar Beispiele. S. 109 sagt Dill:

„Gerade um dieses Führens und Verführens willen war Vossens Enthüllung so nöthig, so zeitgemäß." —

Auf derselben Seite läßt sich Ernst „von einem großen, längst erprobten Sach- und Wortgelehrten, einem echten Veteranen in der Kunst durch das Wort zur Sache durchzudringen, dessen Name nichts zur Sache thut, über das 3. Sophronizonheft (die von Paulus herausgegebene Zeitschrift, in welcher der Schimpfaufsatz über Stolberg enthalten ist), „mit dem wärmsten, richtigsten Mitgefühl" folgendes schreiben:[1])

„Mir ist Voß dadurch von einer neuen Seite hochwerth geworden. Aus dem Dichter und Philologen ist bei ihm zugleich der höhere Mensch hervorgegangen, dem nicht gleichgültig sind die wichtigsten Fragen und höheren Bedürfnisse der Menschheit, der es nicht gleichgültig und scherzend mit ansehn kann, wenn die Rechte der Vernunft und Wahrheit von Unwissenden durch eine verkehrte phantasirende Theologie und Politik gekränkt, oder gar zertreten werden sollten."

„Dieser Geist ist leider mit Ernestis, Morus und Reiz Schule, denn Reiz war ein heller und freier Kopf, meistens in den Philologen ausgestorben, so daß die jüngeren Philologen jetzt entweder die höhere Philologie, die auch zur Aufhellung der Theologie und des Staatsverfassungsrechts führt, gar nicht kennen, oder von ihrer Beziehung keinen Gebrauch zu machen verstehen."

Selbstverständlich ist nun die Marionette Falk mit dem Lobe der Marionette Ernst ganz einverstanden und Falk sagt über Voß:

„Spät aber, aus erneutem Wahrheitsgefühl wird man auf das Denkmal dieses Johannes (d. i. Voß) schreiben:

„Er war's, der uns manch Lied gesungen,
Zu zeugen auch für Licht ist ihm gelungen."

„oder mit einem gerechten Zusatz zur Inschrift, welche er selbst sang:

[1]) Der Humor liegt darin, daß es der große Gelehrte Voß selber ist, der sich unter der Maske eines großen, ungenannten Sprachkenners das obige Belobungsdekret eigenhändig ausgestellt hat. Diese literarische Gaunerei, zu der sich die beiden Biedermänner Voß und Paulus herbeiließen, ist besonders beachtungswerth!!

„Der uns das Lied gesungen hat,
Das war ein frommer Singer;
Er ging den alten Meisterpfad,
Ein unverdrossener Jünger.
Stets eingedenk des sichern Ruhms,
Zu sein des schönen Alterthums,
Des freien Wahrsinns[1]) Wiederbringer."

Diese zwei großen Gelehrten, die sich von den drei Gliederpuppen ein so glänzendes Zeugniß ihres Geistes, ihrer Wissenschaft, ihres Ruhmes u. s. w. ausstellen ließen, haben sich durch diesen enthüllten Schwindel erst recht unsterblich, freilich unsterblich lächerlich gemacht. Sie verdienen vollkommen noch eine Fortsetzung des obigen von Voß auf sich fabricirten Lobgedichtes und wir wollen folgende Zeilen, eingedenk des „sichern Ruhms und Alterthums," anschließen:

Doch die Enthüllung ist der Pums,
Jetzt weiß man: das ist gar was Dumm's,
Wenn einer über andre tobt,
Sich selber aber grimmig lobt. —
Es setzten Paulus und sein Voß
Sich selber auf das hohe Roß;
Und raspeln sich mit Süßholz an
Und jeder ist ein Biedermann.

Wahrhaft kostbar ist die VI. Unterredung (S. 111) „Ueber Joh. H. Voß, nach dem eigenen Abriß seines Lebens".

5. Mit welcher erstaunlichen Gefälligkeit Falk (Voß) dem Ernst (ebenfalls Voß) das Lob und die großen Vorzüge und Tugenden des großen Vossens auseinandersetzen!

Da fragt Ernst:

„Gar zu gerne wünschte ich mir einen Ueberblick über das Leben des Greisen, welcher mit solcher Jugendkraft einen Kampf für seine Ueberzeugung, und für protestantisch freies, aber nie willkührliches Selbstüberzeugungsrecht übernommen hat."

---

[1]) Wenn man bedenkt, daß Voß allen Ernstes das alte homerische Griechenthum wiederbeleben und einführen wollte, so sollte es oben viel richtiger heißen: „des schönen Wahnsinns" Wiederbringer.

Falk stimmt natürlich sogleich in Ernst's Lobsprüche ein:

„Er (Voß) kämpft für ein unveräußerliches Recht, daher kräftig und überzeugungsvoll, nicht wie Pharisäer und Hohepriester. Auch fragt er immer im Ernst: Was ist Wahrheit? nicht wie der vornehme Pilatus mit allbezweifelnder Ironie."

Nun suchen sich Ernst, Falk und Dill mit Lobreden über den großen Voß zu überbieten; er wird gelobt oder wenn es noth thut, auch entschuldigt, „was das Zeug hält."

Am Schluß, S. 134, wird Vossens Lob wieder in einigen Zeilen concentrirt und Stolberg, der ja zur Zeit schon todt war, bekommt seine Hiebe noch in's Grab hinein:

„Voß hat sein Leben hindurch Geist und Wissenschaft, so viel ihm ward, für Wahrheit, Recht und Veredlung angewandt. Sein Glaube war, kein Dichter, kein Gelehrter kann tüchtig sein, wenn er nicht gut ist als Mensch. Gut zu sein, und Guten zu gefallen trachtete er von Kindheit auf. Gekämpft hat er gegen Unrecht und Verläumdung, und nie eine Persönlichkeit erwidert. Der Mann (Stolberg), der statt der Sache die Person angriff mit Erdichtungen, steht nun da, wo er's nicht mehr gut machen kann (d. h. er ist todt), wo er die letzte Anmahnung verschmäht zu haben bereut, und den Eifer des Schwiegersohnes, der die Geschichte des Streits unwahr erzählt, mißbilligt. Man sieht sich wieder und angenommen wird endlich die oft dargebotene Friedenshand."

Voß, der, wenn es sich um Rechthaberei in einem Streit handelt, immer sehr genau weiß, wie es in seinen Pindarischen Inseln der Seligen aussieht, erzählt hier ganz zuversichtlich, daß er „nie Persönlichkeiten erwidert"; nur Stolberg hat die Person (Vossens) angegriffen und mit Erdichtungen auch noch dazu! Jetzt kann er's nicht mehr gut machen, und er wird sogar mißbilligend auf seinen Schwiegersohn herniederschauen, der ihn (den Stolberg) sehr ungerecht gegen Voß in Schutz genommen!!! Wie sich gewisse Glaubensakte und Wünsche bei Voß immer wiederholen! Stolberg muß im Jenseits entweder bitter leiden, weil er sich von diesem heiligen Voß nicht malträtiren ließ; oder mindestens muß er zur Einsicht gelangt sein, daß Voß Recht und er Unrecht gehabt hat. So wird Voß immer sehr religiös, wenn er einen Gerichtsvollzieher für seine strafwürdigen Gegner braucht, und dann ist er immer so vertrauensvoll, unserm Herrgott diese Stelle anzubieten.

6. Wie Voß in den Stigmatisirten nur „Pfaffentrug“ sieht und nur so allgemein von Zeitungen redet, welche Vossens Rührung beim Tode Stolberg's erwähnt haben sollen.

Voß kommt in dieser Schrift auch sehr oft auf Stigmatisirte zu sprechen; das gibt ihm erwünschte Veranlassung, über Pfaffentrug loszufahren und alle Behörden aufzustacheln, gegen derlei Skandale polizeilich einzuschreiten. So was könne doch nichts anders sein, als schändlicher Betrug. Der Medicinprofessor Dr. Perty in Bern hat nun in verschiedenen seiner Schriften eclatant nachgewiesen, daß diese Erscheinungen der Wundmale, ganz erwiesen nicht von außen gemacht, kein Betrug sein müssen; er und andere haben Stigmatisirte mit aller Schärfe der Beobachtung in Augenschein genommen, die Thatsachen ereignen sich, sind unabstreitbar, auslegen mag sich's ein Jeder wie er kann oder wie er will; dem Betruggeschrei in dieser Richtung aber hat die exakte Wissenschaft unüberwindliche Schranken gesetzt.

So haben es aber diese Helden des Rationalismus seit einem Jahrhundert gehalten; was sie in die Schachtel ihrer Denkkategorien nicht unterbringen konnten, was in den kleinen Schubladen ihrer philosophischen Gewürzbude keinen Platz fand, was sie sich mit ihren Augen und Ohren und Tastsinn nicht erklären konnten, das mußte Betrug sein! — so hätte man damals auch (wie es Voß festgläubig berichtet) in Zeitungen gegeben, die Katharina Emmerich sei durch die auf höheren Befehl angeordnete Untersuchung als eine in den Schlingen der Bosheit und des Irrwahns befangene unglückliche Betrügerin entdeckt worden. —

Voß hat auch in dieser Schrift ein fleißiges Register über alle Zeitungen geführt, welche seiner Partei angehören, die ihn loben oder entschuldigen. So citirt Voß sehr vorsichtig Seite 285:

„Daher urtheilen öffentliche Blätter: Erfreulich ist nun das Benehmen der verwittweten Gräfin Stolberg. Uebrigens erfuhren wir auch wie ganz seiner würdig Voß die Nachricht

von dem Tode des alten Freundes aufnahm, wie seine Rührung (ach!) das schönste Zeugniß ablegte, daß seine Schrift einen Zweck hatte, vor dem jede Persönlichkeit verschwindet.“ —

So berichten nach Voß: öffentliche Blätter, die er aber aus Bescheidenheit nicht mit Namen nennt.

Die Wittwe Stolberg's meldete dem Hofrath Schlosser, daß er an einem Gewächs (Neugebilde) in den Gedärmen gestorben sei, fügte aber bei:

„Einen bitteren Tropfen hat freilich der arme Voß in unsern Kelch gemischt, er wollte es aber nicht und wußte nicht, welche Umstände zusammentreffen würden.“

Dieser wahrhaft noble, den Voß sehr zart schonende Bericht war dem Voß noch nicht genug, er läßt darauf den Strohmann Dr. Schott S. 285 sagen:

„Nicht um wehe zu thun schrieb er: sein Zweck war, von Deutschlands Fürsten und Volk eine blindschleichende Gefahr abzuhalten.“ —

7. Vossens und Paulus pseudonyme Schrift soll Vossens Rohheit, Intoleranz und Undankbarkeit verwischen, ihn als einen „Boten Gottes“ darstellen und eine Aufforderung an alle Mächte sein, die staatsgefährliche katholische Kirche auszurotten. Dieser Selbstlobschwindel unter fremdem Namen ein komisches Unicum.

Der Tenor der ganzen Schrift Voß pro domo ist: Voß will den Vorwurf der Rohheit, der Intoleranz, der Undankbarkeit, der persönlichen Abneigung von sich abwälzen; und stellt sich als einen Boten Gottes, als einen Apostel der ewigen Wahrheit, als einen Vorkämpfer des Protestantismus, als einen Retter der Fürsten, Erhalter und Stützer der Throne, Helden für Freiheit der Völker, Lichtträger der Aufklärung und weiß Gott, was noch für welche Berufssorten und ihm von der Vorsehung übertragene Aufgaben hin — um Recht zu behalten, den todten Stolberg unter fremdem Namen noch mehr zu verschimpfen, als er es im Leben gethan

und hinter der spanischen Wand von drei Commis, welche in Form einer Trilogie auftreten, sich für ein ganzes Arsenal von Tugenden, die er (Voß) im Besitze hat — auf die unverfrorenste Weise selber zu loben!

Nachdem nun das nicht leicht haltbare Geheimniß von Vossens Autorschaft dieses „Licht- und Verdunkelungsbuches" publik geworden, ist Voß auch bei allen billig denkenden Protestanten erst recht blamirt worden. Als tragischer Held poltert er auf die Bühne der Oeffentlichkeit, auf dem Cothurn herum, und auf dem Soccus ist er unter homerischem Gelächter von der Bühne hinweggeschlichen.

Der einzige Trost mag für den Homerverlederer und Homeranbeter beim Vernehmen dieses allgemeinen Gelächters nur darin gelegen sein, daß es wenigstens ein homerisches Gelächter gewesen ist.

Am Schlusse der Schrift fordert (S. 441) Voß-Paulus-Schott wieder sehr eindringlich die Polizei sämmtlicher Culturstaaten zur Ausrottung der Römischen Kirche auf, „deren für Menschheit und Staatswohl gefährliche Grundsätze auch die neueste Papstmacht wörtlich und thätlich behauptet". — Voß ist nun auch beflissen, durch Citate seiner eigenen Verse für seine Gedichte Reclame zu machen.

Er führt an aus Voß lyr. Ged. III. S. 268:

„Ihr Finsterlinge, im Herzen
Eiskalt, im Kopfe schwül,
Zu dunkeln und zu schwärzen,
Macht ihr des Schwärmens viel.
Bekämpft sie, was ihr trachtet,
Papstthum und Barbarei.
Kein Volk, wo Dummheit nachtet,
Bleibt Gott und Fürsten treu."

Bezüglich der deutschen Sprache finden wir die Construction sehr sonderbar: es trachtet Jemand Papstthum und Tyrannei, das ist ein gelinder Unsinn, ebenso die Construction: ein Volk, wo Dummheit nachtet, man könnte sagen: ein Volk, bei welchem, aber nicht ein Volk, wo.

Man sieht, der Sprachkünstler, der die größte Schadenfreude und Befriedigung seines Neides empfand, als ihm Ludwig Tieck einen siebenfüßigen Hexameter in Göthe's Hermann und Dorothea nachwies, ließ sich Sprachfehler zu Schulden kommen, für

welche er als Schulrektor in seiner gemüthlichen Weise einen kleinen Gymnasiasten bei den Ohren zu einem etwas aufgeklärteren Deutsch hätte heranziehen können.

Und nochmal citirt sich Voß in Selbstanerkennung seiner „geflügelte Denksprüche“ S. 443 nach dem „Klausner“ von Voß (Lyr. Ged. III. 97) und setzt ganz reklammäßig noch dazu: „welche überhaupt der Aufhellungslieder so viele enthalten“ (d. h. auf deutsch: kauft meine Aufhellungslieder, wenn ihr wirklich aufgeklärt und nicht in Nacht versunkene Dummköpfe bleiben wollt).

„Wir eifern ohne Zanken,
Wir tauschen die Gedanken
Und tauschen all uns reich. —
Hat einer auch besondere Kreise, —
Er wandle frei. Zum Ziel der Reise
Führt mancher Pfad gekrümmt und gleich.“

Wir haben in dieser Schrift gesehen, wie Voß seine eigenen Gedanken unter fremden Namen in den Tauschhandel brachte und wie frei er — der Voß — andere in ihren besonderen Kreisen wandeln ließ! Nun am Ende aller Ende mußte man Voß das Vergnügen vergönnen, sich ungenirt — unter dem Deckmantel eines andern Namens recht ausloben und ausschimpfen zu können, das Lob häufte er auf sich, — den Schimpf auf seine Gegner. Dieses großartige Epos, welches die beiden Freunde Voß und Paulus zur eigenen Verherrlichung gedichtet haben, bleibt ein Unicum in der Geschichte der deutschen Literatur.

Aber nicht nur sich konnte Voß in der von „Schott“ als Strohmann herausgegebenen Schrift loben, auch über die Schrift selbst hat er als über die Arbeit eines dritten ganz harmlos unverschämt seinen Lobsalm ausgegossen.

Er sagt nämlich in der unter Vossens Namen erschienenen Bestätigung der Stolberg'schen Umtriebe S. 207:

„Mein Verhältniß zu Heyne, dem vielseitig achtbaren, aber nach Schein trachtenden, und gegen mich harten Manne habe ich im Abriß meines Lebens umständlich mit Nachweisungen dargelegt. Dieser für das Conversationslexikon geforderte Abriß ist jetzt in der von Schott herausgegebenen Schrift: Voß und Stolberg S. 117 abgedruckt: einer Schrift, die durch erwiesene Anmaßungen der dunkelen Papstgewalt jeden Wächter der Religion und des Staates aufschrecken muß.“ —

Dieses Aufhetzen der „Wächter der Religion und des Staates“ ist das wahre Merkmal eines Mannes, der in der Grobheit aufrichtig, aber im Denunciren und Sykophantenthum eben so boshaft als verschlagen gewesen ist. Wir sehen hier, wie er sich auf einen dritten fingirten Denuncianten beruft, den er als Vater seiner Schmähschrift vor das Publikum hingestellt. Man könnte im Voß'schen Style diese pseudonyme Mache erwidern:

Voß und Paulus, Dioscuren,
Lenken ab von sich die Spuren,
Einer Schrift, die sie verfaßten,
Ueber Stolberg, den sie haßten.
Doch ist nichts so fein gesponnen,
Einmal kommt es an die Sonnen.
Jeder kennt jetzt die zwei Götter,
Ueber Einen sprach ein Spötter:
„Der Celt', der Griech', der Hottentott,
Sie glauben alle — keinen Gott“.
Der Gott der Vossischen Erfindung,
Der steht mit Niemand in Verbindung,
Der hat noch Niemanden belehrt,
Der hat noch Niemanden bekehrt.
Der lebt auf seiner Insel der Seligen,
Ohne auf Erden Jemand zu behelligen,
Seitdem ihn Voß entdeckt und gepredigt,
Hat er die Theologie der Luise erledigt.
Dante's Hölle sammt dem Paradiese,
Stehn weit hinter Vossens Luise,
Und man kann sagen ohne allen Frevel,
Luise ist der höchste theologische Schwefel.

8. Wie ein Herr Gruppe, auf blöde Leser rechnend, einen verunglückten Versuch macht, den Voß herauszuputzen. Wie Menzel den Biedermann Paulus als einen notorischen literarischen Dieb und Schwindler mittelst angeführter Thatsachen hinstellt.

Nachdem wir früher den ganzen Handel Voß-Stolberg aus authentischen Quellen dem Leser vor die Augen gelegt

haben, wollen wir hören, wie Gruppe[1]) in der ihm eigenen Weise den Rückzug zu decken, und den Voß herauszufechten sucht. Er sagt:

„Die alte echtprotestantische Sinnesweise konnte aber keinen festeren Vertheidiger finden, als Voß, und daß das Aergerniß in der Person seines alten Freundes geschah, machte den Ehrenmann doppelt erzürnt. Auch der Umstand, daß er mit seinem Angriff erst zwanzig Jahre nach erfolgtem Uebertritt ans Licht kam, konnte bei einem Manne von seinem Charakter und Wesen nichts mildern; wenn der Deutsche überhaupt Zeit braucht zu seinem Haß, so gilt das doppelt von dem Niederdeutschen."

Wir erlauben uns nun, diesem strengen Gebietiger in der deutschen Literaturgeschichte, der bei seinen Vertheidigungen immer im gestreckten Galoppe daher zu rasen pflegt, einige Verhaue in den Weg zu stellen.

1. Ist es uns befremdend, wenn man bei Voß, der sich doch auch gegenüber den christlichen Protestanten als vollkommenen Heiden erklärt hat, seine altprotestantische Gesinnungsweise zu rühmen sich Mühe gibt.

2. Wie kann denn Voß ein fester Vertheidiger der alten protestantischen Sinnesweise sein, wenn er den ganzen christlichen Inhalt des alten Protestantismus aufgegeben hat und sich als einen modern-rationalistischen Heiden manifestirt?

3. Wie kommt der Toleranzprediger dazu, denjenigen, der sich einem christlichen Bekenntniß anschloß, eines „Aergernisses" wegen zu verfolgen?

4. Warum wird hier Voß dem Stolberg gegenüber ein Ehrenmann genannt, ein Umstand, der sicher voraussetzt, daß Stolberg seines Uebertrittes wegen ein Schandgeselle genannt werden dürfe?

5. Wie kommt Gruppe zur Ansicht, daß man über einen alten Freund, eben weil er ein alter Freund ist, doppelt erzürnt werden müsse?

6. Was ist das für eine Moral, die den Haß, wenn er lange währt und zunimmt, in Schutz zu nehmen wagt und die dem Niederdeutschen ein Recht gibt, doppelt hassen zu dürfen?

Also Gruppe ist akkurat ein so fester Vertheidiger Vossens, wie Voß ein fester Vertheidiger der alten protestantischen Sinnesweise ist.

---

[1]) Leben und Werke deutscher Dichter. München 1867. 3. Bd. S. 629.

Paulus blieb immer der verbissene, hochgradig perfide Geselle, als welchen er sich im Voß-Stolbergstreite erwiesen. Wir finden ihn als solchen durch das zerschmetternde Zeugniß eines ehrenhaften Protestanten auch noch im Jahre 1843 dargestellt; die Erbämlichkeit dieses Paulus ist nie von einem Katholiken so drastisch gezeichnet worden, wie von Wolfgang Menzel[1]) bei Gelegenheit des Berichtes über Schelling, der in Berlin die Philosophie mit dem positiven Christenthum, nach seiner Berufung dorthin, zu versöhnen suchte, — das brachte den alten Offenbarungsläugner Paulus aus seiner Hütte zu Heidelberg heraus. Menzel schickt ihn heim, wie folgt:

„Der Geheime Kirchenrath Paulus in Heidelberg hat es mit seiner Moral zu vereinigen gewußt, einen literarischen Diebstahl an Geh. Rath Schelling zu Berlin zu begehen, indem er ohne dessen Wissen und Willen Vorlesungen desselben abdrucken, und auf eigene Rechnung im Buchhandel verkaufen ließ."

Die ersten, früher besprochenen literarischen Gaunereien, deren sich Voß und Paulus durch ihr Autorlobwerk unter dem Namen Dr. Schott schuldig gemacht, waren ein Betrug ohne Diebstahl; die hier von Menzel erzählte Gaunerei ist ein Diebstahl ohne Betrug; aber ein doppelter Diebstahl, denn er stahl die Vorlesung und publicirte sie, wozu er kein Recht hatte; er steckte aber auch das Honorar für diese Vorlesungen ein, — eine Handlung, um welcher willen Schelling den Paulus hätte gerichtlich verfolgen können.[2])

Menzel fährt fort:

„Alles, um ihn (Schelling) zu verdächtigen, seinen vermeintlichen Obscurantismus an den Pranger zu stellen. Aber Paulus ist ja ein Doktor der Theologie, ein Kirchenlehrer, dem über ein halbes Jahrhundert hindurch die Bildung junger evangelischer Geistlicher anvertraut war. Wie sollte es möglich sein, daß er einen christlichen Philosophen anfeinden könnte? — fragt ihn selbst, fragt ihn, ob er je ein mißbilligendes Wort verloren hat über die zahlreichen Feinde, welche der christlichen Religion erwachsen sind? Fragt ihn, ob er je das Christenthum gegen Hegel vertheidigt hat? Fragt ihn ob er je dem christlichen Sittengesetz das Wort geredet hat, gegenüber der verdorbenen Jugend,

---

[1]) Denkwürdigkeiten. Bielefeld 1877. S. 323.

[2]) Er verschaffte sich von einem Studenten eine Nachschrift von Schelling's Vorlesungen in Berlin und ließ sie eigenmächtig drucken.

oder ob er es nicht vielmehr vorgezogen hat, sich gegen mich (d. i. Menzel) zum Advokaten eines Menschen (Juden) aufzuwerfen, der Christum einen Judenjungen genannt, und die offenste Unzucht gepredigt hat. Es gibt aber mehr als Einen Doktor der Theologie und kirchlichen Würdenträger, der diese feindliche Stellung gegen das Christenthum eingenommen hat."

„Auch Marheineke warf sich zum Advokaten eines Menschen auf, der in frecher Gotteslästerung alles überboten, was je in Deutschland von dieser Art geschrieben worden. Sein Votum für Bruno Bauer bleibt ein ewiger Schandfleck in der evangelischen Kirchengeschichte. Aber solche Männer befinden sich nun einmal an der Spitze der evangelischen Kirche, und haben einen Anhang, der zu ihrer langen akademischen Wirksamkeit im Verhältniß steht. Nur der kann sich darüber wundern, der die Geschichte der deutschen Theologie nicht kennt. Man glaubt sich allerdings in der verkehrten Welt zu befinden, wenn man sieht, wie gerade in der Priesterschaft der irreligiöse Geist um sich greift, während die Laien frömmer werden."

Was Menzel bei dieser Gelegenheit über Marheineke sagt, geht auch Wort für Wort noch viel treffender den Paulus und alle auf theologischen Lehrstühlen verweilenden und das Gehalt einsteckenden negativen Theologen an: Marheineke der seiner Stellung in Berlin nach der „Hofatheist" hätte heißen sollen, gab 1843 ein Libell heraus: „Zur Kritik Schelling'scher Offenbarungs-Philosophie". Menzel geißelte den Marheineke in seinem Litteraturblatt (1840—1843) nach Verdienst und sagt dann unter anderm (für Marheineke und Paulus zugleich):

„Es muß die Welt allerdings sehr Wunder nehmen, daß ein hochgestellter Geistlicher als Vertheidiger des Antichristenthums auftritt, daß er Schelling gerade deßhalb angreift, weil Schelling für das Christenthum streitet, und daß er jubelt: Schelling werde all seiner Mühe ungeachtet das von Hegel ein für allemal eskamotirte Christenthum nicht mehr finden. Für einen evangelischen Geistlichen, für einen Mann, der auf das Evangelium geschworen hat, und dem unter dieser Voraussetzung das wichtigste kirchliche Lehramt anvertraut worden ist, ziemt sich eine solche Sprache nicht. Wenn er die Offenbarung verwirft, muß er als Mann von Ehre und Gewissen auch zuvor das Amt niederlegen, das ihm unumgänglich vorschreibt, an eben diese Offenbarung zu glauben. Die grobe Lüge, daß die Hegel'sche Philosophie das bisher unvernünftige Christenthum erst zur Vernunft gebracht habe, und daß man also ein Anhänger Hegels sein könne, ohne einflußreichen Aemtern in der christlichen Kirche zu entsagen, war vielleicht noch fein genug,

das Ministerium Altenstein zu täuschen, allein die übrige Welt hat sich nicht dadurch täuschen lassen. Eine Lüge hört dadurch, daß viele und vornehme Leute daran glauben, nicht auf, eine Lüge zu sein."

Wenn wir sehr oft Stellen aus protestantischen Werken über den Rationalismus und die Anfeindung des Christenthums von Seite protestantischer Autoren anführen, so liefern wir einerseits den Beweis, daß wir uns gewissenhaft in der protestantischen Literatur zu orientiren gesucht haben, daß Kurz und Consorten, die uns des Fanatismus beschuldigen, absichtlich gelogen und ihre Leser betrogen haben, oder daß sie, was auch noch möglich ist, nichts verstehn, keine Studien gemacht haben, und sich auf das Copiren von Schriften solcher Krakehler verlegten, die mit ihnen gleiche Gesinnung oder auch gleiche Gesinnungslosigkeit besitzen.

Wir können es nicht oft genug betonen, und darauf aufmerksam machen, daß die ganze Voß-Paulus-Hetze gegen Stolberg nicht so sehr ein Kampf gegen die katholische Kirche, sondern überhaupt ein Kampf gegen das positive Christenthum auch im Protestantismus gewesen ist. Voß hat gerade die edelsten und besten Protestanten seiner Zeit so gewissenlos und fanatisch behandelt wie den Grafen Stolberg. Wir erinnern nur an die lächerliche Anmaßung und Vergewaltigungssucht, mit welcher Voß dem edlen Perthes persönlich drohte, er (der Voß) wolle eine Ausgabe der Schriften des Mathias Claudius (Perthes' Schwiegervater) veranstalten, in der er (der Voß) „alle Pfaffenmärchen tilgen wolle, die der finstere Geist des Aberglaubens dem Wandsbecker Boten eingeraunt habe." —

Perthes, ein feinfühlender, friedfertiger Mann, ging nach Anhörung dieser Impertinenz heim, um dem alten Manne nicht antworten zu müssen, und schloß den Bericht an seine Frau über den Besuch in der Voß'schen Rumorwachstube, daß in diesem Hause trotz aller Luisenhaftigkeit und Blumenfreude ein Haß herrsche, der ihn tief erschüttert habe.

Ein anderer hätte dem Voß gesagt:

Gut, wenn Sie sich das Recht über mein literarisches Eigenthum anmaßen, so werde ich's auch an Ihrem Eigenthum versuchen, und eine Luise herausgeben, gereinigt

von dem Knasterdampf Ihrer blödsinnigen Philister-theologie, die am Ende doch Unsinn über Unsinn ist, wenn auch Sie dieselbe für comprimirte Weisheit halten. — Voß hätte auf dies Argument nichts erwidern, nur aufs neue wüthen können.

9. Die Familie Perthes. Vossens Verläumdungen des Perthes. Ludwig von Baiern über Stolberg.

Was herrschte beim Tode Stolbergs in der edlen protestantischen Familie Perthes für eine andere Gesinnung als bei den für die leere Luftreligion fanatisch keifenden Vossiden. Perthes Leben II S. 331.

„Als im Dezember 1819 die Nachricht von dem Tode des Grafen Friedrich Leopold Stolberg eingetroffen war, schrieb Carolina (die Tochter M. Claudius und Gemahlin des Perthes) an ihre älteste Tochter: „Das liebe, engelreine Gemüth wird nun Gott schauen, das glaube ich gewiß, aber wir haben hier einen sehr lieben Freund weniger. Noch in dem letzten Monat hat Stolberg ein Büchlein geschrieben von der Liebe. Das war eine schöne Vorbereitung, um der ewigen Liebe näher zu kommen. Gott helfe uns allen, daß die Liebe zu Gott reiner und tröstender in uns werden möge; dann mag kommen was will. Wie gern wäre ich an Stolbergs Krankenbett und Sterbebett gewesen, ein größerer Trost und eine größere Freude giebt es hier auf dieser Welt nicht, als einen Menschen mit vollem Bewußtsein ruhig und freudig im Glauben an Gottes Barmherzigkeit sterben zu sehen. Liebe Agnes, wir haben es ja einmal recht sichtbar erlebt an meinem lieben seligen Vater. Weißt du noch, wie wunderschön seine Augen waren in der letzten Stunde, bis zur letzten Minute?"

Wie klingt das ganz anders als die schmeichelhafte Hoffnung im Hause Voß: wo man sich freute über das, was Stolberg beim ersten Erwachen in jenen Räumen fühlen würde, „wo Junker und Papst nichts mehr gilt," folgerichtig kann man diesem frommen Voß-Wunsch noch beifügen: sondern, wo unser Herrgott die Strafanempfehlungen von Seiten seines Lieblings, der sich um das ewige Heil seiner Mitmenschen so große Verdienste erworben, besonders berücksichtigen wird.

Schade, daß Voß nicht in Hexametern einen 35. Gesang zu Dantes Hölle gedichtet und in selbem die Qualen Stolbergs geschildert, die dieser Bösewicht verdient hat, weil er es gewagt sich gegen die zwei Vossiden zu vertheidigen. Das wäre eine wahre Höllenarbeit für den Dichter und für den Leser zugleich gewesen.

Voß meinte noch nicht genug gethan zu haben, als er dem edlen Perthes gegenüber des verstorbenen Schwiegervaters desselben mit Impertinenz gedachte. Hören wir Herbst III 193.

„An den Stolberg-Voß'schen Handel schließt sich wie ein leichteres Nachspiel der ernsten Tragödie der Proceß mit Fr. Perthes. Dieser durch Voß' Aeußerungen über seinen Schwiegervater M. Claudius in dem Sophronizon-Aufsatz[1]) gereizt, war öffentlich dagegen aufgetreten, und hatte seine Zurechtweisung mit einem derben Schreiben auch an Voß selbst geschickt. In der „Bestätigung" (S. 127) wurde der Verleger der Stolberg'schen Religionsgeschichte Perthes mit unholdem Seitenblick und der Vermuthung bedacht, er sei das Werkzeug einer papistischen Propaganda. Gleichzeitig deutete Paulus in der genannten Schrift die Möglichkeiten an, daß Perthes aus einer geheimen Heilands- und Missionskasse Unterstützungen erhalten habe. Der Angegriffene (Perthes) setzte zweimal je 1000 Reichsthaler für den Beweis aus, daß er jemals Geld für ähnliche Zwecke, und speziell aus einer Heilandskasse erhalten habe. Seine bei dem Stadtamt in Heidelberg gegen Voß eingereichte Klage mit dem Antrag auf öffentliche Zurücknahme der Beschuldigungen führte nicht zum Ziel. Voß erwiderte zweimal ohne Beistand eines Juristen." —

Die Bundesgenossen ließen den Voß nicht fallen. So handelten die „Heiligen" des Rationalismus, diese heilige Familie, in welcher Ernestine und Heinrich „in staunender Ehrfurcht zu dem Vater aufsahen, der ihnen wie ein Apostel der Wahrheit erschien."

„Wenn sich im Hause Voß ein recht eindringlicher moralischer Uebelgeruch zu verbreiten begann, dann fingen die Hausgenossen an sich gegenseitig mit Weihrauch und Benzoë anzuduften, und des Alten Stimmung als einen „religiösen Genuß" zu proklamiren; und auch andere einzuladen, „um an diesem Genusse theilzunehmen."

---

[1]) Paulus als Chef des Sophronizon spielt nämlich bei den Insulten gegen Stolberg immer getreulich mit.

Derlei Heiligsprechungs-Versuche unter obengemeldeten Umständen können in der That nur dann erklärlich werden, wenn man meint, es seien denselben schon andere „Genüsse" vorausgegangen. In unserer Zeit wäre es gar nicht mehr möglich, derlei wechselseitige Familien-Fleiß-Bescheinigungen und Belobungszeugnisse auszustellen, ohne sich bei allen Parteien eklatant lächerlich zu machen.

10. Die Insulten und Verläumdungen in der Zeitschrift des Paulus zwingen den Perthes zu einem Proceß.

Wir finden besagten Proceß kurz und drastisch geschildert in Perthes' Leben II. S. 270–271.

„In der berüchtigten 1819 erschienenen Streitschrift: „Wie ward Stolberg ein Unfreier?" hatte J. H. Voß auch Claudius' Andenken verunglimpft und Perthes (Schwiegersohn des Claudius) hielt sich zu einer Entgegnung verpflichtet. Er ließ eine derbe und heftige Zurechtweisung in die öffentlichen Blätter setzen, und in dem sich nun entspinnenden, theils in Flugschriften, theils vor Gericht geführten Streite rückte Voß, als Großinquisitor des Rationalismus, wie Perthes ihn nannte, seinem Gegner alle Sünden vor, die derselbe jemals gegen den von Voß „Protestantenthum" getaufenen Rationalismus begangen hatte. Schon lange sei Perthes, meinte unter andrem Voß, in dem „Getümmel dumpfbrütender Molche, Kröten und Blindschleichen ein Lohnarbeiter für die schlängelnde Brut der Finsterniß gewesen, und habe dem über ganz Deutschland verbreiteten papistischen Nachtbunde als bereitwilliges Werkzeug gefrohndet."

Görres schrieb dem Perthes,[1]) nachdem er den Proceß gegen Voß verloren, wie folgt:

„Ihren Proceß gegen Voß haben Sie, wie ich lese, verloren. Das ist schon recht, warum fangen sie auch solche Steithändel mit dem alten Krakehler an. Was kann das Ihnen thun, wenn er Sie einen Mystiker, oder weiß was sonst schilt? Was haben die Leute schon mich alles gescholten, und was werden sie mich noch schelten, und was mache ich mir daraus! Was frage ich darnach, ob mich diese aus dem Bauche heraus loben, oder jene aus dem Bauche heraus schimpfen! Ich gehe durch das Gethiere durch und lasse die Schlangen zischen, und die Wölfe heulen, und die Katzen fauchen,

---

[1]) Joseph von Görres. Gesammelte Briefe. Herausgegeben von Franz Binder, München 1874. 3. Bd. Freundesbriefe S. 83. Der obige Brief ist vermuthlich Ende 1822 geschrieben.

und die Buchmarder schreien, und die Kröten spritzen, und wenn mir die Pudel tanzen und apportiren, so laß ich's auch gut sein, und werfe ihnen etwa ein Endchen Wurst in den Rachen. Wäre ich mit Jedem, der mich in meinem Leben angeblasen hat, vor die Gerichte gelaufen, das hätte Prozesse gegeben! Ich gehe lieber ruhig meines Weges, wo ich bald wieder andern begegne, die ich erzürnen muß, und über den neuen Zorn wird immer wieder der alte vergessen, ich aber bleibe in meiner Gelassenheit und dann lassen die andern am ersten ab von uns. So machen Sie es auch künftig, und lassen Sie sich nicht wieder irren durch alles, was schwarz auf weiß über Sie gedruckt werden mag."

Herbst hat wohl obigen Brief des Görres, aber nicht die Antwort des Perthes gebracht. Eben diese Antwort zeigt uns den Voß als feigen Verläumder, der vor Gericht nur im Vertrauen auf die bundesgenössischen Richter erscheinen konnte.

In dem „Gotha, 13. Januar 1822" datirten Briefe des Perthes an Görres lautet die Stelle betreffs des Voßprocesses wie folgt:

„Ueber meinen verlorenen Proceß Voß haben Sie vergebens Kitzelfreude gehabt. Ich wußte diesen Verlust vorher, wäre ich auch nicht in unbehilfliche Advokatenhände gerathen. Nicht um Recht zu haben, stritt ich — für solche, die gegen Voß sind, brauchte ich es nicht, die aber für ihn und mit ihm sind, was könnten mir da zehn günstige gerichtliche Urtheile helfen? Vossens Eifer und Geifer schadet mir persönlich nichts: mit vielen Männern, die ganz seine Gesinnung theilen, gehe ich um, denen ich Nießwurtz sein sollte, keiner aber hat die Courage das mindeste von angenehmer Freundschaft mir zu entziehen. Dagegen lobe ich mir den alten Voß: so schlechte Mittel er braucht, meint er doch für das Recht zu fechten, und begeht keine Sünde wider den heiligen Geist. Ich wollte erkunden, was denn nun eigentlich Voß von Stolberg und dem hierarchisch-oligokratischen Bunde wisse, und auf andrem als dem literarischen Klatschmarkt: vor Gericht von sich geben könnte? Voß genau kennend, wußte ich, daß er selbst auf dem Kampfplatz erscheinen würde, doch aber in sich unheimlich zu Sinn. So ist's gekommen und ungeachtet der sogenannten Gediegenheit seiner Vertheidigung, hat er zurückgenommen, seine eigene Meinung verläugnet, und schlecht sich heraus gewunden. Thatsächlich hat er über den hierarchischen Bund auch nicht ein Wort zu sagen gewußt, so gern er gewollt. Nun liegen die Akten vor für spätere Zeiten, was mir um Stolberg's und anderer wackerer Männer willen lieb ist."

Dieser Brief hat deßwegen Bedeutung, weil darin die moralische Niederlage Vossens, der seine Lügen zurücknehmen mußte, constatirt ist — juridische Freisprechungen aus Parteilichkeit gibt es auch in unserer Zeit die schwere Menge, wie auch juridische Verurtheilungen aus Parteisucht. Die Oeffentlichkeit hat das Gute, daß man die Akten dem Publikum vorlegen kann, und da steht es Jedem frei, die Richter selber moralisch zu verurtheilen, wenn sie durch ihren Richterspruch die Moral und das Recht geschädigt haben.

In dieselbe Zeit fällt ein Urtheil des Kronprinzen Ludwig (nachmaligen Königs) von Baiern, der am 3. Januar 1823 an seinen Leibarzt von Ringseis bezugs Stolberg schreibt:

„Erforschen Sie mir doch, lieber Ringseis, wo eine treue Abbildung und aus welchen Jahren des obgleich im Greisenalter, doch immer noch zu früh gestorbenen Grafen Fried. Leop. zu Stolberg sich befindet; zu erfahren, wo eine gleiche plastische, wäre freilich am liebsten Ihrem Ihnen wohl gewogenen L. K. (Ludwig Kronprinz). Als Nachschrift: Keine Zeit verloren, gleich nachgefragt, deßgleichen ob keine gute Lebensbeschreibung erschien dieses wenn nicht vielverkannten, aber schwer verläumdeten ruhmvollen Mannes!"[1])

Aus diesen Zeilen geht hervor, was Ludwig von Stolberg und von Voß gehalten.

11. Voß als bedauernswerther Vater. Vossens letzte Tage und sein Tod.

Daß dem alten Voß beim Tode seines Sohnes Heinrich, der in seinem Hause starb, die Trauer recht von Herzen ging, wird auch Niemand bezweifeln. Der Trost, den aber Voß in diesem Falle sich aus der Bibel zurechtlegen wollte, ist sehr charakteristisch.

Herbst III 194.

„Heinrich Voß starb am 20. October 1822 nach längerem Leiden. Nach dem Scheiden trat der greise Vater zu der er-

---

[1]) Hist. pol. Blätter. 80. Band. S. 520.

schütterten Gattin, die heilige Schrift in der Hand, und las ihr mit fester Stimme das 12. Capitel des 2. Buches Samuelis vor, mit dem Schlußwort: „Um das Kind fastete ich und weinte, da es noch lebte; denn ich dachte, wer weiß, ob mir der Herr gnädig wird, daß das Kind lebendig bleibe. Nun es aber todt ist, was soll ich fasten? Kann ich es auch wiederum holen? Ich werde wohl zu ihm fahren, es kommt aber nicht zu mir.“ —

Hier sehen wir Voß in der verbissensten Feindschaft gegen allen echt christlich positiven Todestrost, der im neuen Bunde enthalten ist. Es konnte ihm doch das 15. Kapitel des ersten Korinther-Briefes nicht unbekannt sein; freilich mußte dies seinen verläugnenden Rationalismus tief erschüttern, und er greift lieber zu einer Begebenheit des alten Testamentes zurück, die den Stachel des Todes eher noch schmerzhafter macht, als sie denselben hinweg nimmt.

Herbst III. 194:

„Mit dem Tode dieses Sohnes wurde dem Voß'schen Hause eine tiefe, nie ganz heilende Wunde geschlagen. Man kann sagen, daß gerade seine persönlichen Schwächen seine Stärke im Hause waren. Denn zu freier Selbstständigkeit ist er, wie wir gesehen, dem Vater und dem Hause gegenüber nie gekommen. Aber gerade darum war seine selbstlose Hingebung und zwar gegen beide Eltern um so größer. Er arbeitete Manches gemeinsam mit dem Vater, schrieb Noten zu dem deutschen Aristophanes u. s. w., half dessen Fehden auskämpfen u. s. w. Bedeutendes hat er nicht geleistet. Er zerstückelte sich zu sehr in Recensionen und Liebhabereien; dem Shakespeare gehörte ein guter Theil seiner Zeit und Kraft, auch seine Lehrthätigkeit war im Ganzen wenig energisch und befriedigend. Es fehlte ihm dabei — auch dieses eine Erbstück des Vaters — an Uebung und Fertigkeit im Lateinschreiben und -sprechen. Seine Kraft wurde durch übermäßige Neigung zum Weintrinken gebrochen. Wassersucht war die Ursache seines Todes. Aber er hatte in das einsame Leben der Eltern manchen warmen Sonnenstrahl gebracht. Ernestine verlor vielleicht noch mehr als der Vater.“ —

Er hatte 17 Jahre an einer Aeschylos-Uebersetzung gearbeitet. Voß-Vater wollte diese vollenden, kam aber auch nicht mehr damit zu Stande!

Wir übergehen die Streitigkeiten Vossens mit dem Philologen Creuzer; sie verbitterten noch die letzten Lebensjahre Vossens, der mit den Jahren immer empfindlicher und gereizter wurde. Am 26. Februar 1826 überfiel Voß eine schlagartige Ohnmacht, aber er erholte sich wieder, träumte vom Plan: ein

Colleg über Homer und „altgriechische Menschenbildung“ zu lesen; das wäre natürlich alles den positiven Theologen zum Trotz geschehen; und die Zustände bei den alten Griechen hätten an Freiheit und Humanität die aus dem Christenthum hervorgegangenen Zustände weit überflügeln müssen. Wer jahrelang den erfindungsreichen Odysseus bewundert, dem konnte es in solcher Polemik an geflügelten und geflegelten Worten nicht fehlen.

In neuester Zeit, in welcher das Studium der Menschheitwürdigen (besser unwürdigen) Zustände in Griechenland so gediegene Resultate zum Vorscheine gebracht hat, würde Voß verzweifeln, wenn er seinen außerordentlich beschränkten Ansichten über Freiheit bei den Griechen und Römern, so gewichtige Zermalmer gegenüberstehen sähe; Thatsachen lassen sich aber nicht wegwüthen und wegtoben. Wir wollen nur einige Autoren anführen:

Ernst Curtius: Griechische Geschichte, Berlin 1874.

Drumann: Die Arbeiter und Communisten in Griechenland und Rom, Königsberg 1860.

Charikles: Bilder altgriechischer Sitte, Leipzig 1854.

Wachsmuth: Hellenische Alterthumskunde, Halle 1846.

Marquardt: Römische Privatalterthümer, Leipzig 1864.

Garzetti: Della storia e della condizione d' Italia sotto il Governo degli Imperatori Romani 3 Volum. Milano, Carrara 1839.

Vossens Zustand verschlimmerte sich, er suchte nun hartnäckig dort Trost im Sterben, wo blutwenig zu finden war. III. 219:

„Oft griff er während seiner scheinbaren Genesung zu Lessing, dessen Schriften ihm als Sporn und Vorbild immer zur Hand waren. Aber Reizbarkeit und Beklemmung wollten nicht weichen, und eine Ahnung des nahen Scheidens mochte durch seine Seele gehen, da er oft und gern nicht bloß von lieben Vorangegangenen redete, sondern auch von seiner festen Hoffnung auf Unsterblichkeit. Am ersten Sonntage, als die Glocken von der nahen Peterskirche läuteten, tauchten ferne Jugenderinnerungen an die Kirche seiner Heimat auf, und er lies sich aus einem Gesangbuch das Lied lesen, das man dort gewöhnlich gesungen. Noch in sein Sterben hinein drängte sich der Streit oder die Folgen seines letzten Streites (in der Darmstädter Kirchenzeitung). Voß' und Paulus' Auftreten gegen Creuzer, Schwarz und Daub hatte die Aufmerksamkeit der Badischen Regierung erregt. Gleichzeitig wurde gegen die Antipoden Daub und Paulus eine Untersuchung eingeleitet, gegen jenen wegen des von Voß ihm vorgeworfenen Kryp-

tokatholicismus[1]), gegen diesen wegen Freigeisterei, beides resultatlos. Die Angegriffenen aber wurden aufgefordert, sich über die Friedensstörer amtlich zu beschweren. Es geschah und ein strenger Verweis der Behörde, der Voß auf seine eigentliche Stellung zur Universität hinwies, kam gerade am Tage an, als der Dichter seinem Ende nahe war. Sein Freund Tiedeman, damals Prorector, stellte deshalb im Senate vor: der Bescheid dürfte dem Schwerkranken jetzt nicht mitgetheilt werden. Der Historiker Schlosser soll sich während der Sitzung den Mund zugehalten, und dann mit friesischer Derbheit in die Worte ausgebrochen sein: „es sind doch erbärmliche Kerle", worauf Gelächter entstand. — Ein neuer Ohnmachtsanfall mahnte die Gattin an das nahe Ende. Voß erzählte aus seiner Jugend und sprach von den Vorstellungen der Alten von der Reinigung der Seele nach dem Tode, als Ernestine durch ein ängstliches „Ach Gott!" erschreckt wurde. Sie sah besorgt nach: Voß lag entseelt in ruhiger Stellung vor ihr. Es war der 29. März Abends um 6 Uhr."

Voß stirbt, hier muß jeder Humor verstummen; aber ein kritisches Anschauen der Thatsachen ist nicht nur erlaubt, sondern, wenn es sich um Principien handelt, sogar geboten.

1. Voß greift während seiner scheinbaren Genesung nach Lessing; als aber der Tod sich meldet, spricht er seine Hoffnung auf Unsterblichkeit aus.

2. Der Ostertag und seine Glokenklänge erinnern ihn an seine Heimath; er läßt sich aus einem Gesangbuche das Osterlied vorlesen.

3. Er stirbt eigentlich im Streit, der losbrach, weil er den Proffessor Daub des Kryptokatholicismus angeschuldigt. Vossens Haß gegen die katholische Kirche schadet dieser nicht, aber verbittert ihm noch die letzten Tage.

4. Einem Verweis von Seiten der protestantischen Regierung entrinnt er durch den Tod.

5. Voß spricht von den Vorstellungen der Alten von der Reinigung der Seele nach dem Tode, und verfolgt Katholiken, die an ein Fegfeuer glauben, und verdächtigt Protestanten, die sich zum Glauben an einen Reinigungsort nach kirchlicher Lehre hinneigen.

6. Aus dem Berichte Ernestinens über die letzten Tage Vossens wollen wir hier noch wörtlich zwei Stellen anführen, die uns zeigen, wie er noch im Sterben seinen patri-

---

[1]) Wir finden hier Voß noch auf dem Todtenbette als Denuncianten.

archalischen Widerwillen gegen Kirchenbesuch und Gebet selbst bei Protestanten aussprach (III. Bd. Voß' Briefe).

S. 219:

„Einmal erzählte er im launigen Tone, die alte Christine, eine Protestantin, die ihn von 6 Uhr an bediente, habe zwar den besten Willen, aber sie lasse ihn ruhig fortwürgen, bis sie ihren Morgensermon hergebetet. „Die Dummen, die Dummen!" sagte er dann wohl. „Dummheit ist ein großes Laster."

S. 225:

„Die J. mußte sich immer gleich zu ihm setzen. Wie viel Liebes und Schönes sagte er uns zur Hebung der Seele in diesen letzten Stunden. Als sie am Osterabend durchkältet aus der Kirche kam, sprach er lebhaft über die menschliche Schwachheit, Gott durch fleißiges Kirchengehen dienen zu wollen."

Bei alledem kamen ihm doch in seinen letzten Tagen, wie ebenfalls seine Frau schrieb, noch Reminiscenzen aus seiner Jugend ins Gedächtniß. III. 227:

„Am ersten Ostertag, als die Glocken läuteten, sprach er wieder lebendig vom feierlichen Gesang in der Penzlinischen Kirche. Er ließ sich sein altes Gesangbuch geben, schlug mir das Lied auf, das man gewöhnlich gesungen, und ich mußte es ihm vorlesen. Dabei wiederholte er, was er so oft gesagt, daß es an erwecklichen Osterliedern für eine christliche Gemeinde fehle." —

Was hätte Voß mit seiner Nivellirungsmaschine von Celt-, Griechisch- und Hottentottreligion für Osterlieder dichten können!

7. Aus alledem geht hervor: Voß war im eigentlichen Sinne des Wortes confus und ohne Principien, und ist sich weder im Leben noch im Sterben consequent gewesen. Nur der Haß gegen die katholische Kirche und ihre Institutionen, wie auch gegen den von Protestanten bewahrten positiven Inhalt des Christenthums hat ihn bis an sein Ende begleitet und ist das allein Beständige in seiner sonstigen Wandelbarkeit geblieben.

Es wäre sehr ungerecht und unbillig, über jene Ehrenbezeugungen zu schweigen, die dem Manne nach seinem Tode in Heidelberg erwiesen wurden; wir hatten hier zunächst nur die Aufgabe, jene Stellung zu kennzeichnen und darzustellen, die er in den religiösen Kämpfen seiner Zeit eingenommen hat.

Herbst III. 226:

„So still verborgen Voß auch in Heidelberg gelebt hatte, glänzend doch waren die Ehren, die man dem Geschiedenen erwies. Man fühlte, daß eine Größe nicht bloß Heidelbergs gefallen war, und seine nächsten Mitbürger feierten und ehrten schon nach ihrer politischen und kirchlichen Durchschnittsrichtung in dem Gestorbenen einen geistigen Vertreter, den bewährten Streiter für bürgerliche und religiöse Freiheit." —

Es ist hier von jener Gattung religiöser Freiheit die Rede, die sich Voß zusammendachte und die er bis an sein Ende zu vertheidigen beflissen gewesen ist.

„Eigen, wie gerade jetzt der Demokrat in Voß herausgekehrt wurde, wenn der so heißen darf, der nie anders als in Worten und Versen sich unter dem Volke bewegt hatte. Sie wollten, um des Dichters Gedächtniß zu ehren, sogar eine Stiftung zusammenbringen, doch blieb es bei dem Wollen. Während die Leiche noch über der Erde war, wurde das stille Haus nicht leer von Menschen, die sie sehen wollten und klagten, daß ihnen das Glück nicht im Leben zu Theil geworden."

Wir meinen, abgesehen davon, daß Voß sich nie unter dem Volke bewegte, ist er auch sonst nur insofern Demokrat gewesen, als er selber den Adel gründlich haßte, welcher Haß in der Zeit seiner Hofmeisterschaft gesäet war und durch das Zerwürfniß mit Stolberg hoch in die Halme schoß. Er wollte die Demokratie, wie es den meisten Freiheitsschreiern geht, nur benützen, um jene, die über ihn standen, herunterzunivelliren. Ein Mann, der um einen Hofrathstitel bittschriftlich einschreitet und sich (wehe dem, der's nicht that!) beständig den Hofrath in die Ohren säuseln läßt, ein solcher Mann ist nur immer Demokrat zu seinem Vortheil, will es aber nie zu seinem Nachtheil sein; er ist nicht gesonnen, für das System Opfer zu bringen, die Opfer sollen ihm gebracht werden.

12. Vossens Leichenfeier zu Heidelberg. Des Paulus Zimmerinschrift.

Wie die Bürger zu Heidelberg, um des Dichters Gedächtniß zu ehren, sogar eine Stiftung zusammenbringen wollten, was aber beim Wollen blieb; so erging es hier Voß im Tode,

wie es ihm im Leben ergangen war, als ihm ein Berliner Jude (den Voß damals als einen überaus edlen Juden rühmte) versprach, er wolle den armen Studenten Voß allmonatlich mit einigen Thalern unterstützen, der es aber auch sauber beim Versprechen ließ. Die Heidelberger Bürgergroßmuth ist somit mit demselbigen Juden auf gleicher Höhe gestanden.

Auch daß diese großmüthigen Stiftungsbürger nach dem Tode des Voß klagten, daß ihnen das Glück nicht im Leben zu Theil geworden, den Voß von Angesicht zu Angesicht zu sehen, ist sehr komisch.

Dieses Bedauern gehört in dieselbe Schwefelkategorie mit der früheren Stiftungsbegierde. Die guten Bürger kümmerten sich nämlich um Voß ebensowenig als um andere Professoren; hätte den Hofrath Voß ein begeisterter Bürger sehen wollen, die edle Ernestine hätte sicher kein Eintrittsgeld verlangt, und weiter als im höchsten Falle 10 Minuten hätte auch kaum dieser bedauerliche Bürger zum Voßthurm zu gehen gehabt. Herbst III. 221:

„Von mehreren Studenten wurde er noch gezeichnet, auch eine Büste genommen. Das glänzende Leichenbegängniß, dem namentlich Bürger und Studenten in Menge folgten, brachte die Ueberreste des Dichters auf den alten Friedhof. Auf dem Sarge lag ein aufgeschlagenes Exemplar der Luise in einem Lorberkranz mit Immortellen. Es sprach dabei außer dem Geistlichen Oberpfarrer Wolf der Professor Tiedemann Worte wärmster Verehrung, denen Schlosser und Paulus ihre ungesprochenen Gedächtnißworte im Druck anschlossen. Studenten sangen unter Leitung des Professors Roux Strophen aus des Dichters „Trost am Grabe.“ Das einfache Denkmal aus rothem Sandstein, das Ernestine dem Gatten setzen ließ, deckte, von zwei Pappeln überschattet, später die sterblichen Reste beider Ehegatten und des vorangegangenen ältesten Sohnes. Die Grabinschrift von Ernestinens Hand lautete:

„Hier ruht seit dem 1. April 1826 nächst dem vorangegangenen geliebten Sohn, Heinrich Voß, das was der Erde angehört von Johann Heinrich Voß. Sein besserer Teil strebte rastlos nach Licht und Wahrheit. Den Erfolg legte er in Gottes Hand. Ohne Grauen dachte er der Stunde, wo wir jenseits ungehemmt weiter streben. Diesen Stein legte Ernestine Voß, die 49 Jahre seine treue Lebensgefährtin war. Vereint freuten wir uns oft, daß der Tod nicht Liebende und Geliebte trennt. Vereint wird auch hier ihr Staub ruhen.“ —

Die Worte, welche der Schmerz einer trauernden Gattin und Mutter eingegeben, entziehen sich selbstverständlich der Kritik.

Herbst III. 221:

„In unsern Tagen wurden die Gebeine auf den neuen Friedhof mitsammt dem Grabsteine übertragen; dabei fiel noch der mächtige und charakteristische Schädel des alten Kämpfers auf. Ernestine aber, die nach achtjährigem Witwenstande am 16. Mai 1834 dem Gatten folgte, ließ über dem Eingang zu Voß' Studirstube auf einer Marmorplatte die Inschrift von Paulus anbringen:

„Heilig bleibe diese Stätte. — Hier in enger Zelle besuchten die unsterblichen Musen und die ewige Wahrheitsliebe den deutschen Dichter, alterthümlichen Sprachforscher und Bürgerfreund Johann Heinrich Voß. — Gelobt — wer dieses liest — gelobet Huldigung den Musen, Treue der Wahrheit." —

Herbst hat früher die „wirre Breite" signalisirt, „durch welche sich die Paulus'schen Geistesprodukte so oft kennzeichnen." Hier hat Paulus den Beweis geliefert, daß es ihm auch nicht an Gaben gebricht, im gedrungenen Lapidarstyl ausgewaschene Phrasen zusammenzupressen. An dieser Eingangsinschrift wollen wir nicht stillschweigend vorübergehen, wie an der Grabsteininschrift, welche die Gattin verfaßt hat. Der dürre Paulus mit seinen grauen, blitzenden Augen war ein liberaler Phrasendrechsler, und confuser Stylist der billigsten Sorte. Wer sich eingehend mit dem Lesen Voß'scher Uebersetzungen und Originale (in Hexametern) befaßt, der könnte ihm die Grabschrift machen: „Hier liegt Voß; er starb an Verhärtung der deutschen Sprache." Unsterbliche Musen besuchen den Dichter; das sagt der rationalistische Theologe Paulus, den positiven Gehalt des Christenthums macht er zum Mythus, und den Mythus der Heiden macht er zur Religion; Musen gibt es nicht, Musen können deßhalb auch Niemanden besuchen. Auch die ewige Wahrheitsliebe macht Niemanden eine Aufwartung, die Wahrheitsliebe ist eine Tugend, sonst könnte der Mensch nicht der Wahrheitsliebe aus dem Wege gehen, und sich der Lüge in die Arme werfen. Auch die ewige Lüge besucht Niemanden; die Wahrheitsliebe muß man sich erringen, auch auf dem Wege der Sittlichkeit. Wer der Sittlichkeit mit Vorsatz den Rücken kehrt, bei dem geht auch die Wahrheitsliebe verloren, und er

wendet sich der Lüge zu. Wer in irgend einer Leidenschaft verstrickt ist, der entfernt alles, was ihm bei Befriedigung derselben im Wege steht. Die Wahrheitsliebe muß man in sich drinnen haben, dieselbe sittlich pflegen, um sie zu erhalten, und ihrer nicht verlustig zu werden. Die ewige Wahrheitsliebe, mit den unsterblichen Musen zusammengekoppelt, ist ein schlechtes Gespann, ein hohler Phrasenschwulst. „Alterthümlicher Sprachforscher" das ist zufällig gar nicht deutsch. Das ist ein so kompleter Unsinn, als wenn man auf einer Firmentafel lesen würde: „Saurer Rübenhändler; süßer Krautverschließer; alter Hosenhändler." Da würde noch weitaus bezeichnender und viel weniger unsinnig klingen, was uns einmal ein Italiener von einem Schafwollwarenfabrikanten sagte: „ein Fabrikant von der schafernen Wolle." Auch der Bürgerfreund ist eine geschwollene Phrase. Was ist ein Bürger? Was ist ein Bürgerfreund? Wie zeigt sich die Bürgerfreundschaft? Vielleicht durch Schimpfereien über den Adel? Wenn man den einen Stand beschimpft, weil man ihn haßt, liebt man deßhalb schon den andern Stand? Liebe beweist sich durch Opfer. Welches und wo sind die Opfer, die der Hingegangene den Bürgern gebracht? In unserer Zeit welche die Consequenzen ausgeboren hat, sind die Schlagwörter um ihren Nimbus gekommen. Wir haben gerühmte „Bürgerfreunde" als machthabende Minister gesehen, wir haben Minister erlebt, die sich stolz den Namen Bürgerminister beigelegt, und es hat sich bei dem einen und andern dieser Herren, die das Maul immer voll Bürgersinn, Bürgertugend, Bürgerfreundschaft hatten, herausgestellt, daß ihr Sack immer noch größer gewesen ist als ihr Maul, daß sie sich durch ganz niederträchtige Bestechlichkeit ausgezeichnet haben; statt Bürgerministerium hätte es Criminal-Ministerium heißen sollen. Wir sind weit entfernt, den alten Voß, den in Bezug auf reelles Mein und Dein nichts verunziert, mit den erwähnten Gesellen auf eine Stufe zu stellen, wir wollen sie nur dem Phrasenmacher Paulus entgegenstellen, und bestätigen, daß in neuester Zeit die Benennung Bürgerfreund durch prononcirte und mit diesem Worte herumstolzierende Verbrecher am Staatssäckel geradewegs der Lächerlichkeit anheimgefallen ist, so daß

der echte Bürger- oder Volksfreund sich durch gebrachte Opfer bewahrheiten muß, aber nicht dadurch, daß er sich Opfer (Bestechungssummen) ins Haus bringen läßt; er muß sie geben und bringen, nicht aber sie verlangen und nehmen.

Wir kommen nun zum Schluß des Paulus-Lapidarstyls. Paulus war Theologieprofessor und bezog sein Geld aus dem Staatsschatze. Wir wollen noch darüber hinweggehen, daß die Universitätsfonds und Schulfonds in Baden von eingesackten Geldern katholischer Stiftungen reichlich genährt werden, aber wir müssen betonen, daß auch dem protestantischen Volk durch Theologieprofessoren der positive Inhalt des Christenthums nicht wegeskamotirt werden darf, daß ein Theologieprofessor, der die Menschwerdung des Logos, den Sündenfall, die Erlösung durch Christus in einen Phrasennebel aufzulösen sucht, von uns nur dann mindestens als ein ehrlicher Heide betrachtet werden kann, wenn er seinen Lehrstuhl verläßt, auf sein Gehalt verzichtet, sich in's Privatleben zurückzieht oder irgend einen andern Lebensberuf erwählt; wenn er aber seinen Lehrstuhl behält, sein Gehalt fortbezieht, so werden wir unsere Ansicht über die Ehrenhaftigkeit eines solchen Mannes nicht umändern.

Zum Schlusse schrieb Paulus auf den Denkstein: „Gelobet", wir meinten schon, der Theologieprofessor will sagen: „Gelobt sei Jesus Christus", aber wie kann das ein Mann sagen, dessen Schriften in dem Satz ausmünden: „Geschmäht sei Jesus Christus"? —

Es soll auf deutsch heißen: Gelobet, welche dieses lesen, nicht: Gelobet, wer dieses liest. Der Lapidarstyl hat nicht das Privilegium des Unsinns und der „Undeutschheit".

„Gelobet, wer dies liest, — Gelobet Huldigung den Musen, Treue der Wahrheit". Daß die Musen nichts sind, eine Phrase, ein hohler Nebel, das wissen wir und was die Wahrheit ist, das zu sagen ist uns Paulus schuldig geblieben. Nachdem er die Wahrheit dessen negirt hat, der gesprochen: „Ich bin der Mund der Wahrheit", fällt er im Anfang und am Ende der geschwollenen Inschrift den Musen in die Arme. Er hört auf, Christ zu sein und wird Heide. Wir wiederholen, die Kritik dieser Inschrift geht nicht Voß an, der dieselbe nicht gemacht, sondern Paulus, der in derselben als

Theologieprofessor den Beweis geliefert hat, daß er mit dem positiven Inhalt der Theologie, um eine Schneiderphrase zu gebrauchen, „bis zum Knöpfe annähen" fertig geworden ist.

13. Treffliche Verurtheilung des Paulus und des von ihm verbreiteten Rationalismus von einem christlichen Protestanten.

Wie dieser Paulus auch unter den Protestanten, bei denen noch Religion und positive Grundlagen des Christenthums einen Werth haben, durchaus kein Ansehen genoß, sondern sehr unliebsam angesehen wurde, geht aus einem Briefe Creuzer's vom 20. Juli 1822 (Herbst III. 289) hervor:

„Glauben Sie aber ja nicht, daß Paulus (in dessen Zeitschrift Sophronizon auch Voß seine Giftartikel ablagert), Voß und Compagnie hier im Lande populär seien. Wir haben nur zu bestimmte Beweise, daß diese von christlicher Liebe entblößte Polemik erbittert, und daß die Paulus'schen Exegesen und Vorlesungen durch einen Erkältungsproceß religiöse Menschen zum Katholicismus hinübertreiben, ist Factum und von den vernünftigen Protestanten in Süddeutschland eingesehen."

Was der alte Perthes über den Rationalismus des vorigen Jahrhunderts und seiner Zeit im 19. bei zwei Gelegenheiten ausgesprochen hat, ist so verständlich und den Kern der Frage auslösend gesagt, daß wir es hier anführen werden. Perthes hatte vom Fanatismus Vossens, hinter dem auch noch immer der verbissene Paulus steckte, genug Rohheit und Verfolgung zu erdulden. Perthes schrieb an einen Rationalisten:[1])

„Wenn Sie aber nun behaupten, durch scharfes Denken von der Gottheit des Pantheismus zu dem Gotte des Rationalismus gelangen zu können, so spricht alle Erfahrung wider Sie. Alle wahren und scharfen Denker der Vergangenheit und der Gegenwart sind, wenn sie von Christus nichts wußten oder nichts wissen wollten, zum Pantheismus gekommen und nicht zu einem persönlichen Gott; das brauche ich ja Ihnen nicht zu sagen. Ohne das Christenthum hätte der Rationalismus gar nicht hervortreten können, und er kann sich nur deßhalb mit sich begnügen, weil er sich auf das Faulbett streckt. Mit den Worten: „der Ewige, der über Zeit und Raum Erhabene, meint der Rationalist sich und

---

[1]) Perthes' Leben. 5. Auflage. 2. Bd. S. 257.

andere zufrieden stellen zu können, aber was diese Worte heißen, daß sagt er nicht und weiß es nicht. Der Mensch kann sich den persönlichen Gott nicht denken, ohne ein menschliches Kleid; jede Religion ist eine Vermenschlichung Gottes und insofern ein trübes Vorahnen der Erscheinung Gottes im Fleische, daß die Menschen aus sich nicht bis zur Menschwerdung Gottes, sondern nur bis zu deren Carikatur gelangten, ist freilich gewiß, und Sie haben ein volles Recht zu sagen, daß keine menschliche Denkkraft Menschwerdung Gottes, Versöhnung und Erlösung zu finden im Stande sei, aber was folgt daraus für die in der Geschichte dastehende Wahrheit? Kann doch die schärfste Denkkraft nicht einmal das Dasein des Römischen Reiches finden, und ist es etwa deshalb nicht vorhanden gewesen? Wo Sie stehen, mein lieber Freund, da stehen Sie zwischen Thür und Angel, und müssen vorwärts, oder rückwärts; denn Sie vermögen es nicht, wie andere, die Augen ihres Geistes gewaltsam zuzumachen.“ —

Perthes' Leben. 5. Auflage. 3. Bd. S. 194—195:

„Der Rationalismus ging von der Voraussetzung aus, daß der einzelne Mensch und das ganze Menschengeschlecht aus eigenem Vermögen zu immer höherer Vollkommenheit fortschreite. Das Bedürfniß nach Versöhnung und Erlösung war mit dieser Voraussetzung unvereinbar, und Perthes hält deßhalb dieselbe für eine der verderblichsten Seiten der herrschenden Richtung. „Mir scheint“, schrieb er an Twesten in Kiel, „daß jetzt die jüngere Generation den Gedanken der rascher und rascher fortschreitenden Vervollkommnung des Menschengeschlechtes zum Mittelpunkt ihres religiösen und politischen Lebens macht. Natürlich, denn wäre das Perfektibilitätssystem eine Wahrheit, so würde die Sünde und das Bedürfniß nach Gnade eine Unwahrheit, und damit der eigentliche Stein des Anstoßes für den Rationalismus aus dem Wege geräumt sein. Die Behauptung ist nicht neu, denn schon unsere Väter, obwohl in den entartetsten und abgestorbensten Zuständen lebend, glaubten, daß Vossens Moral und Wissenschaft die Vollkommenheit des Menschengeschlechts in nächster Zukunft herbeiführen würden. Seitdem ist vieles geschehen um den Wahn zu verstärken, Außerordentliches ward geleistet in Benutzung und Handhabung der Naturkräfte, Außerordentliches ist erforscht, verglichen, entdeckt, erfunden: in immer größere Verhältnisse werden die Menschen geführt; noch nie standen die entferntesten Orte der Erde in so nahem geistigen und physischen Verkehr; Riesenschritte sind gethan, um die Trennung zu überwinden, die in Raum und Zeit liegt. Der alte Adam aber ist geblieben, und er vernichtet heute, wie vor tausend Jahren, nicht nur die Größe, sondern auch den Frieden des Einzelnen und des Geschlechts, und fordert von Jedem, heute wie vor tausend Jahren, Demuth in sich und Nachsicht gegen andere. Weil aber Niemand daran denkt, daß alle Posten und Landstraßen, alle Entdeckungen und Erfindungen auch

nicht einen einzigen sündigen Gedanken der Menschen zu verhindern oder zu tilgen vermögen, so erwartet man von einem gescheit und vernünftig eingerichteten äußern Leben den Himmel auf Erden, und das Wort von der Versöhnung bleibt den Juden ein Aergerniß und den Heiden eine Thorheit."

„Wie der Rationalismus durch den Satz von der fortschreitenden Vervollkommnung des Menschengeschlechtes das Bedürfniß nach Erlösung beseitigte, so schloß er durch den Satz von der bereits vorhandenen Vollkommenheit der Natur das Bedürfniß einer andern Offenbarung der Barmherzigkeit und Weisheit Gottes aus, und wähnte deren innerstes Wesen allein durch Chemie, Physik und Botanik erlernen zu können. Den Sinn für Natur hatte Perthes in nicht gewöhnlichem Grade entwickelt, und trug wohl gerade deßhalb einen besondern Grimm in sich gegen alle, welche die Freude an der Natur entstellten oder verdarben, indem sie die Offenbarung des Sohnes verdrängen wollten durch die Offenbarung in der Natur. „Tritt die Natur in ihrer Schönheit und Größe als ein Ganzes vor meine Seele," schrieb Perthes einem Freunde, „so regt sie mir die Ahnung Gottes in der Tiefe des Bewußtseins an; mache ich aber das Einzelne, was Himmel und Erde erfüllt, zum Gegenstande der Betrachtung, sehe ich das Heer der Mücken und die Masse des Gewürms, sehe ich durch ein künstliches Auge die Unzahl des Lebenden auf Erden, und Sterne auf Sterne aufleuchten am Himmel, so tritt der Zweifel auf, und das Unendliche, das Unzählige, das Unmeßbare drängt in mir das Bewußtsein des persönlich Ewigen zurück, und Materialismus, oder Pantheismus d. h. todte oder lebende Weltseele liegt mir so fern nicht. Lalande spricht: „I c h s a h i n u n e n d l i c h e F e r n e, a b e r i c h s a h k e i n e n G o t t." D a s i s t g e w i ß e i n w a h r e r e s u n d t i e f e r e s W o r t, a l s a l l e d i e e r b a u l i c h e n B e t r a c h t u n g e n ü b e r d i e G ü t e u n d W e i s h e i t G o t t e s i n d e r N a t u r. Den persönlichen Gott wird niemals die Natur uns geben, nur der Sohn bringt dem Menschen den Vater; hätte er uns Gott nicht geoffenbart, so müßten wir ihn läugnen:"

Ausführlicher noch theilte hierüber Perthes sich in einem Briefe an Steffens mit. „Vor länger als einem Jahre", heißt es in demselben, fing ich an Ihnen zu schreiben, kam aber nicht zu Ende, lassen Sie sich heute erzählen, was ich damals erzählen wollte. Ich hatte in meinem Garten einen großen Regenwurm gefunden, der von dem kleinen, behenden, schwarzen Tausendfuß in grausamer Weise um das Leben gebracht ward: an demselben Morgen hatte ich einen Marder, der Nachts vorher eine Menge Hühner ermordet, im Eisen zerschmettert sich jämmerlich winden sehen. So ist überall in der Natur das eine auf die Vernichtung des andern hingewiesen, sei es zur Erhaltung des eigenen Lebens, oder zur Erhaltung des Ganzen. Sehe ich auf den Menschen und sein natürliches Schicksal, überall finde ich Elend und Jammer. Kinder

sterben dahin, vergiftet von der Aeltern Sünde. Das Jugendalter läßt den Jüngling in eitlem Streben von Tag zu Tag dahinleben, das Mannesalter läßt die Männer sich abquälen im unruhigem Einerlei, das Greisenalter, die Greise klagen über den verfehlten Zweck ihres Lebens, und jeder klammert sich an das Geliebte, ohne sich damit verständigen zu können, oder gelingt diesem oder jenem einmal die Verständigung, so greift die Hand des Todes in das Band der Liebe hinein."

„Ich frage nicht wie Göthe: Müßte es denn so sein? aber ich ärgere mich über die seichten Schwätzer, die auf Gottes Güte in der Natur heute noch den Deismus des vorigen Jahrhunderts erbauen wollen. Es ist seit Göthe vieles geschehen, um die Tiefen und Untiefen der Menschenbrust zu enthüllen, aber noch Niemand hat versucht, die Schrecknisse der Natur und die Grausamkeit ihrer Einrichtungen unserer Zeit lebendig zu machen und zu zeigen, daß wer sich einen Gott auf die Güte und Weisheit der Natur aufrichten will, offenbar zum Teufel fährt, es sei denn, daß er sich mit Redensarten begnügt.

„Unsern Professoren, Autoren, Pastoren und Schulmeistern die Wahrheit wissenschaftlich zu predigen wird wenig helfen. Denen, die ihren Strohsamen ausstreuen wollen, muß der Acker verdorben, im Volke muß gewirkt werden, und dazu sind Sie, lieber Steffens, ihrem ganzen Entwicklungsgange nach der rechte Mann. Den Wahn von der Güte der Natur müssen Sie zertrümmern, ein Buch müssen Sie schreiben, durch und durch gottlos für den Deisten und Rationalisten, ein Abscheu und Entsetzen für beide."

Perthes entwirft des weiteren einen Plan zu einer solchen Schrift und schließt:

„Großer Segen könnte auf einem solchen Werke ruhen, und vielen den zur Erkenntniß der Natur allein schließenden Schlüssel geben, der in den Worten des Apostels Paulus liegt: daß die Natur durch den Menschen und mit dem Menschen zerrüttet ist, in Losgebundenheit von Gott, und sich sehnet und ängstiget mit uns immerdar, und ängstlich harrt auf die Offenbarung der Kinder Gottes."

Wir haben geflissentlich über den — Ende des vorigen und Anfangs des 19. Jahrhunderts landläufigen Rationalismus einen christgläubigen Protestanten reden lassen, der in besagter Periode gelebt hat. — Sehr interessant ist Perthes' Schilderung dieser Zeit und die Erklärung, wie auch sonst edle und gute Menschen in die besagte Richtung hineinfallen konnten.

Perthes sagt III. S. 198:

„Als ich ein Kind war, stand die Aufklärung an Stelle der Religion, die Freimaurerei an der Stelle der Kirche. Der gebildete Mann kannte die Bibel nur vom Hörensagen, und sah mit-

leidig auf den Bauern und Handwerker hinab, der sie noch las. Wie oft habe ich selbst Geistliche wohlfeile Spässe über Bileams Esel, über die stillestehende Sonne, und über die Mauern von Jericho machen hören. Als ich mein (Buchhändler-) Geschäft in Hamburg eröffnet hatte, vergingen wohl 10 Jahre, ohne daß, wenn ich einige Buchbinder der benachbarten Landstädte ausnehme, irgend Jemand eine Bibel kaufte. Ich erinnere mich deutlich des Tages, an welchem ein braver, wohlgesinnter Mann die heilige Schrift in meinem Buchladen verlangte, aber lebhaft versicherte, sie sei für einen armen Confirmanden bestimmt, damit ich nur nicht glaubte, er selbst gebe sich mit solchen Dingen ab."

„So allgemein war der Unglaube", schrieb Perthes an Menzel in Breslau, „daß es für den Einzelnen, der nicht in besondern Ausnahmsverhältnissen aufwuchs, fast unmöglich ward, ein gläubiger Christ zu sein; Eltern und Lehrer, Unterricht und Gottesdienst, Wissenschaft und Litteratur stellten sich als schwer zu durchdringende Scheidewand zwischen ihn und die Wahrheit. Mehr als eine Generation ist in dieser Richtung dahingegangen — kann es dem Einzelnen als Schuld angerechnet werden, daß er seine Erdenlaufbahn beginnen mußte, als es Nacht geworden war? Wie viele edle Menschen jener Zeit habe ich gekannt, die, redlich und wahr, erfüllt von Demuth und Liebe, dennoch der christlichen Lehre völlig fremd, und wohl auch feindlich blieben."

14. Perthes über Schiller. Vossens Begräbniß.

Wir fügen dieser Excursion noch eine sehr interessante Anschauung über Schiller bei.

„Es liegt", schrieb um dieselbe Zeit Perthes an Heinroth, „etwas tief Ergreifendes für mich in Schillers „Göttern Griechenlands", sie geben lebendig den Eindruck wieder, den die zu hölzernem Verstandes-Mechanismus und langweiligem Unglauben herabgesunkene Zeit auf ein tiefer angelegtes Gemüth macht. Es ist der sich sehnende Mensch, welcher an diesem Gedicht seinen Ingrimm gegen die Zopf- und Kartoffelprediger ausgießt, und sich abarbeitet nach einem lebendigen in Liebe zu uns sich herablassenden Gott. Nur der kann Schiller verkennen, der die zornige Wehmut vieler Menschen nicht ahnt, welchen Sehnsucht nach Hülfe die Brust erfüllt, die Kinderstube aber den Glauben der Christen nicht mit in's Leben gab; nur der kann vornehm gegen Schiller sich ereifern, der nicht weiß, wie dem zu Muthe ist, der sich ausstreckt nach dem Umgange, mit dem lebendigen Gott, und nichts findet in seiner Zeit, als den kalten in astronomischer Erhabenheit thronenden Götzen des Verstandes. Nie wird die bessere Jugend von Schiller lassen, weil er nie sich selbst genügend fand, und immer nach helfender Hülfe rang, und auch der reifere Mann wird sagen, daß den großen Dichter das christliche Bewußtsein trug und hob, obwohl seine Zeit ihm das christliche Ziel verborgen hielt."

An diesen Entschuldigungen kann man aber nicht Theologieprofessoren (wie den Paulus Heidelbergensis) participiren lassen, deren Beruf es war, die Lehre des Heiles sich anzueignen und dieselbe zu verkünden, die aber unverfroren genug gewesen sind, das gute Geld, das sie doch erhielten, um als Sendboten der in Christus geoffenbarten Wahrheit zu wirken, einzustecken und die nun vom Katheder aus sich als Fachmänner, als gründliche Theologen preisen ließen und durch ihre Autorität, nachdem die Lehrautorität der Kirche für den Glauben bei ihnen über den Haufen geworfen war, durch ihre Autorität für den Unglauben, Tausenden zum Falle wurden.

Vossens Begräbniß.

Man hat auf den Sarg Vossens ein aufgeschlagenes Exemplar der Luise in einen Lorbeerkranz mit Imortellen gelegt, das dünkt uns als ein Charakteristikum der Zeit, des Ortes der handelnden Personen.

Wir sind sehr weit entfernt, uns so lächerlich zu machen, wie Voß Sohn, der den hingeschiedenen Stolberg mit sehr deutlichen Worten der Strafe Gottes empfiehlt, weil er der Strafe und den Schmähungen der beiden Vösse sich durch den Tod entzogen hat, die sich der Hoffnung hingaben, der ewige Richter werde, um der Galle der beiden Vösse zu Hülfe zu kommen, das von diesen beiden über Stolberg verhängte Strafgericht geschwind fortsetzen, was doch offenbar in den Worten liegt: „Was mochte seine (Stolberg's) Seele fühlen in den Räumen, wo Junker und Papst nicht mehr gilt, als er nach dem Maß seiner Handlungen verdient hat."

Wir sind nicht so glücklich, einen Einblick in die Schuldentafel genossen zu haben, die dem Urtheil des Richters über die Lebendigen und Todten zu Grunde liegt; wir sind auch bei weitem nicht so rachsüchtig, um irgend einer armen Seele, die zu ihrem Richter heimgegangen ist, ein recht strenges Gericht an den Hals zu wünschen, wenn wir hier im Leben mit dieser armen Seele in Differenzen gerathen sind; wir bescheiden uns mit der Ansicht: „Das Gericht ist des Herrn," wir haben in dies Gericht gar nichts drein zu reden, und es ist im Gegentheil unsere Pflicht, alle hingeschiedenen armen

Seelen der Gnade und Barmherzigkeit Gottes zu empfehlen, und für sie zu beten auch noch dazu, denn wenn wir uns hart und justizmäßig in das Richteramt Gottes eindrängen, so meinen wir nach allen Aussprüchen der heiligen Schrift, daß wir uns durch unsere Härte das Wohlgefallen des ewigen Richters nicht erwerben.

Sicher ist in der ausgesprochenen Besorgniß: wie es dem Stolberg vor dem ewigen Richter ergehen wird, nach Erwägung, wie es Stolberg im Hause des Voß ergangen ist, und welche bittere Stimmung gegen Stolberg in diesem Hause herrschte, der freilich nicht sehr liebeathmende Wunsch gelegen: es möge Stolberg nur recht eindringlich fühlen, was er schon in Beziehung auf die Majestätsbeleidigung der beiden Vösse für Strafen verdient hat.

Jedem aber, der nach dem Tode eines seiner Gegner mit feierlicher Miene zum Himmel schaut, und die mitleidvolle Besorgniß ausspricht: „Ach wie wird es dem jetzt ergehen?“ sollte man entgegnen: Kümmern Sie sich nicht um andere, denken Sie lieber ernstlich darüber nach, wie es Ihnen einmal ergehen wird.

Wenn Voß Vater in eine seiner hundert Streitigkeiten verwickelt war, und in Extase des Hasses kam, pflegte er sich in der Regel eklatant lächerlich zu machen; und Voß Sohn, der eben so wie sein Herr Vater für komische Situationen gar keinen Sinn besaß, suchte den Alten durch obligate Bewunderung seines Schimpfritus noch zu bestärken.

15. Vossens Ende im Vergleiche mit dem Ende Klopstock's.

Daß die Angehörigen Vossens auf den Sarg des Dichters ein aufgeschlagenes Exemplar der „Luise“ legten, war der Aufbahrungsart Klopstock's 1803 nachgeahmt, bei der man die Messiade unter Lorberzweigen auf den Sarg legte.

Wir bringen diesen Vergleich, um nachzuweisen, wie die Aussprüche und Urtheile in der Kurz'schen Literaturgeschichte sich auf dem Sumpfboden einer unverantwortlichen Unwissenheit zu construiren suchen.

Klopstock hatte den positiven Christenglauben bis an sein Ende bewahrt. Wir übergehen hier ganz, ein Urtheil über den poetischen Werth der „Messiade" und der „Luise" auszusprechen, sondern wollen nur den religiösen Glaubensinhalt beider Schriften vergleichen.

In der „Messiade" ersehen wir den gläubigen, in Christus den Sohn Gottes und den Erlöser der Menschheit anbetenden Christen; das ist ein würdiges Werk, um es auf den Sarg eines heimgegangenen Christen zu legen. Was die „Luise" mit ihrem eben so langweiligen als in der Menschheit total überflüssigen „weisen Verkünder der Natur und der Menschlichkeit" ist, das haben wir in unserer Schrift: „Vossens Luisentempel" des weiteren schon nachgewiesen.

Was sich in dem Satze concentrirt:

„Der Celt', der Griech', der Hottentott,
Die ehren alle einen Gott,"

das kann man getrost als concentrirte Bierbanktheologie des Philisterthums im Ablaufe des 18. Jahrhunderts bezeichnen.

Die Luisenpostirung auf Vossens Sarg ist somit eine im hohen Grade verunglückte Nachahmung der Messiadepostirung auf den Sarg Klopstock's.

Es wird angezeigt sein, das Lebensende Klopstock's zum Vergleiche mit dem Lebensende Vossens hier anzuführen. Wir nehmen geflissentlich eine protestantische Quelle, freilich von einem Protestanten, der im positiven Christenthum steht. Gelzer zeigt uns zuerst, wie Klopstock sich den Katholiken gegenüber versöhnlich aussprach (II. Bd. S. 191):

„Eine Stelle aus Klopstocks Vorrede zum zweiten Theil seiner geistlichen Lieder (1769) beweist, daß er dem materialistischen Unglauben gegenüber das Verwandtschaftsgefühl des evangelischen Christen mit dem katholischen nur um so lebhafter fühlte, und eine innige Verbrüderung der aufrichtigen Christen beider Confessionen voraussah: „Vielleicht wird es (das neue Gesangbuch, welches er vorbereitete) auch den Katholiken, unsern Brüdern, als Deutschen und — obwohl dieses nach jetzt noch unausgebreiteten Gesinnungen — als Christen nicht ganz unbrauchbar sein."

Hören wir den Bericht Gelzer's über das Lebensende Klopstock's.[1])

[1]) Dr. Heinrich Gelzer, Professor zu Berlin. Die neuere deutsche Nationalliteratur nach ihrem ethischen und religiösen Gesichtspunkte. 2. Aufl. Leipzig. Weidmann 1847. I. Bd. S. 192—193.

„Tief in sich hatte er das bewahrt, was ihn zum Dichter geweiht hatte; noch als Greis konnte er seinem Freunde Claudius versichern: nie wäre er Dichter geworden oder geblieben, wenn ihn nicht der Gegenstand seiner Dichtung gehalten und gehoben hätte. Als er wenige Wochen vor seinem Tode in der Messiade las, äußerte er: „Meine nicht, daß ich mich als Dichter lese. Ich beschäftige mich mit den hier enthaltenen Ideen, die mich erbauen." Und noch kurz vor seinem Ende, als er zu sterben glaubte, sagte er die Worte am Schlusse des 12. Gesanges des „Messias": In deine Hände befehle u. s. w. In deine Hände befehle u. s. w."

(Diese Worte sind am 24. Februar, 4 Wochen vor Klopstock's Tode, geschrieben.)

„Die Seele seiner Religiösität ist in der Ermahnung ausgesprochen, die er auf dem Sterbebette an seine Frau richtete: sie sollte immer an die Liebe Gottes und seine Allgegenwart denken, und sich ihm in Allem unterwerfen. Aus dem Munde und der Feder von Augenzeugen ist über seine letzten Tage die Versicherung aufbewahrt: Alle Segnungen der Religion, die seinen „Messias" beleben, sind auch jetzt lebendig und unverändert in seiner an Gott hangenden Seele. Selbst in den Phantasien des Fiebers sagt er manchmal Schriftstellen, womit er sich aufrichtet, z. B.: „Kommt her zu mir, alle die ihr mühselig und beladen seid." Auch den Spruch hat er dreimal mit unaussprechlicher Rührung gesagt: „Kann auch ein Weib ihrer Kindlein vergessen" u. s. w. und darauf hat er gesagt: „Wir sind alle in Gottes Hand gezeichnet." — An solche erhabene Worte der Schrift, die wie Sterne in die Nacht unsers Lebens leuchten, lehnte er am liebsten sein mattes Haupt. So erhellte diese Aussicht seinen Todestag, die einst den Jüngling in Schul-Pforta zu seiner Lebensarbeit berufen hatte."

„Hamburg und Altona begingen die Beerdigung des sonst einfach und still lebenden Sängers wie einen feierlich nationalen Akt. In Hamburg war er gestorben, in Altona wurde er beigesetzt. Ein heiterer Frühlingshimmel blickte am 22. März 1803 auf den langen Zug, der des Morgens sich aus dem Millernthor zu Hamburg bewegte; alle Stände vereinigten sich in der Verehrung desjenigen, dessen einzige That ein religiöses Gedicht war. Bei Altona liegt das Dorf Ottensen, auf dessen Kirchhof Klopstock's erste Gattin seit 1758 ruhte. Auf ihr Grab hatte er schreiben lassen: „Saat von Gott gesäet zur Auferstehung zu reifen."[1]) Hier hatte er auch zu ruhen gewünscht. In der Kirche sang der Chor die 3. und 4. Strophe aus Klopstocks Vaterunser, und aus der Messiade las

---

[1]) So anerkennenswerth hier Klopstock's ausgesprochene religiöse Gesinnung ist, kommt es Einem doch auch komisch vor, daß der Dichter seiner geliebten Frau noch einen Hexameter in's Jenseits nachfeuert! Ohne Hexameter ging es bei ihm nicht. Wie anders ergreifen doch die Worte der Schrift: Ich bin die Auferstehung und das Leben u. s. w.

der Domherr Meyer den Tod der Mariä, und als man dann den Entschlafenen hinaustrug, begleitete ihn sein Gesang: „Auferstehn, ja auferstehn.“ —

Wie ist doch dies Ende und diese Leichenfeier ganz anders als bei Voß, in dessen Studierstube nach der Inschrift des Professors der heidnischen Götterlogie, Paulus, die Musen herumtanzen, um den „alterthümlichen Sprachforscher und Bürgerfreund“ zu ehren, und in welcher die vor Ehrfurcht zerdonnerten frommen Besucher aufgefordert werden: den Musen Huldigung zu geloben!

Man kann sich hier einen ästhetisch angehauchten Simpel vorstellen, der die Aufforderung des Paulus in dieser Stube liest, sich nach dem Cultuscommando des Heidelberger Apostels begeistert, mit an die Decke hinauf gedrehten Augen, die zwei Schwurfinger feierlich erhoben, vorschriftsmäßig ausruft: Ja, ja, ich gelobe Euch Huldigung, Ihr Musen!

Wenn zufällig mit diesem Simpel mehrere nicht versimpelte Besucher da wären: Allgemeines Gelächter!

Weil nun dieser Eidschwur nach des Paulus Vorschrift in der Dichterstube geleistet und herabgeschworen werden sollte, haben wir diese Aufforderung, sammt Folgeleistung im Sinne (oder Unsinne) des Pseudo-Apostels auch in Nachahmung des Paulus-Schwunges poetisch darzustellen gesucht.

O meine lieben Musen, ich bitte um Entschuldigung,
Nehmt an mit Gnadenblicken jetzunder meine Huldigung!
Ich schwör' im Herzen drinnen, heraußen mit dem Maul,
Den Schwur, den mir geboten der Heidelberger Paul,
Der größte der Propheten im allerneusten Bund,
Der baut die neue Kirche auf Heidelberger Grund.
Staat den Propheten allen, sie seien groß oder klein,
Begrüßt er Vossens Gärtlein als neuen Musenhain;
Zwar gibt es keine Musen, es gab auch Musen nie,
Doch gibt es einen Professor der Musentheologie,
Und wie das größte Faß ist im Keller zu Heidelberg,
So meint: er sei ein Riese, der eingeschrumpfte Zwerg.
Mit unerhörter Frechheit verlangt er einen Schwur,
Im kleinen Musentempel, Krähwinkelminiatur.
Dort, wo einmal rumort hat der Dichter der „Luis'“,
Der aus dem Pfarrhofgarten gemacht ein Paradies,
Der weise hat verkündet „die edle Menschlichkeit“,
Es sei ihm Lob und Ehre und Ruhm in Ewigkeit,
Der mit der Pfarrhofkomödie den Dante hat besiegt,
So daß der Florentiner zermalmt am Boden liegt.

Heil dem, der die „Luise“ so durch und durch versteht!
Es ist der Pfarrer von Grünau der einzige Prophet,
Der reichlich Salbung spendet aus seinem Butterfaß,
Bei dem Kaffe gesotten wird ohne Unterlaß;
Der auch aus langen Pfeifen beständig hat geraucht,
Und bei dem Fortschrittskarren nach Kräften angetaucht.
Es sei uns seine Stube das Musenheiligthum,
Wir sollen die Hand erheben — und wissen nicht warum,
Und darin liegt ja eben — das Cultmysterium!

Wir wollen in historischer Gerechtigkeit auch Lobsprüche, welche Herbst dem Voß nachgesendet hat, und die er gerade, durch diese Inschrift in der Voßstube veranlaßt, niedergeschrieben, nicht vorenthalten. Er sagt:

„Mag hier (in Grab- und Zimmer-Inschrift) auch die kritiklose Liebe zu Wort gekommen sein, wie sie in der Gattin Nachtträumen mit rührender Selbstlosigkeit fortlebte — auch das geschichtlich-objektive, kritisch festgestellte Bild des Mannes bewahrt noch der Züge genug von bleibender Bedeutung. Die Stimmen, die nach seinem Tode laut wurden, Klagen sowohl wie Anklagen, hier aufzuzeichnen würde über die Grenzen dieses Lebensbildes hinausgehen. Ich beschränke mich auf zwei Aeußerungen Niebuhrs, der dem geschiedenen väterlichen Freunde nachrühmt, er habe das ihm anvertraute Pfund redlich benutzt, der ihn aber auch zugleich den letzten Helden der deutschen gelehrten Gesinnung, den Vertheidiger der Wahrheit nennt.“

Wir haben diesen Vertheidiger der Wahrheit aus hunderten von angeführten Thatsachen und Zeugnissen von Lebensgenossen kennen gelernt. Niebuhr selber hat diesen „väterlichen Freund“ einmal als denunziatorischen Hetzer geradewegs „der Verrücktheit“ beschuldigt.

Zur Bestätigung unserer Beurtheilung des Voßcharakters soll noch eine Reihe von Zeugen angeführt werden, die, was Ehrenhaftigkeit und Wahrheitsliebe anbetrifft, alle ungescheut mit Vossens sogenannter Wahrheitsliebe sich messen können.

16. Was Achim von Arnim, Creuzer, Grimm, Perthes (durchwegs Protestanten) über Voß urtheilen.

Achim an Görres in Coblenz, Heidelberg, 22. October 1808.

„Neulich traf ich mich mit dem alten Garndieb (Voß) im Concert, er war von seinen Adjutanten umgeben, er hatte aber viel böses Gewissen.“

Creuzer an Görres, Heidelberg, 25. October 1808.

„Was sonst vorgefallen, weiß ich eben nicht, außer daß der alte Herr Voß im hiesigen Wochenblatt klagt, die Romantiker hätten ihm seine Myrthen gestohlen. Die böse Welt sagt sich, es seien Lorber gewesen.“

Fr. Creuzer an Grimm, Heidelberg, 18. November 1809.

„Mit Voß ist's ut supra. Doch hat er neulich meine Frau gefragt, was ihr lieber Mann mache. Sie sehen, aus mir kann noch was werden, wenn ich mich hübsch stelle.“

Fr. Creuzer an Görres, Heidelberg, 31. December 1810:

„Zwischen Voß und Cotta ist Zwiespalt. Cotta hat, nachdem er die Uebersetzung des Tibull gedruckt hat, das Original um denselben Preis nicht haben wollen. Daher Unwille in Vossens Haus, Verachtung des Morgenblattes u. s. w. Sie sehen, daß der Mammon mehr vermag, als wir mit unsern Predigten.“

Fr. Creuzer an Görres, Heidelberg, 30. August 1811:

„Voß Papa hat das Abrahämchen besucht (Vossens Sohn), das am Gymnasium zu Rudolstadt, angestellt von der dortigen Herrschaft, durch freie Wohnung im Schloß und so außerordentlich distinguirt sein soll. Bei der Gelegenheit ist denn der Papa auch in Jena gewesen, hat sich aber über Göthes ministerielles Air beklagt. Destobesser hat's ihm in Gotha gefallen, wo der Herzog ein Stück Quetschkenkuchen mit ihm getheilt hat, mit dem Kompliment, das sei ihm ebenso lieb als (wenn) er es mit Napoleon esse, denn der größte Dichter sei ihm ebenso lieb als der größte Held. Da ist denn der Alte vor etlichen Tagen ganz vergnügt in seine Clause eingezogen.“

Daß der Herzog in Gotha seinen Quetschkenkuchen[1]) viel lieber in der Gegenwart Vossens als Napoleons (1811) verzehrte, das liegt dem psychologischen Verständniß außerordentlich nahe. Voß machte sich die größte Ehre daraus, mit dem Herzog Quetschkenkuchen zu essen. Napoleon hätte als Kaiser sich nicht einmal die kleinste Ehre daraus gemacht. Wenn der Herzog dem Napoleon gesagt hätte: Ich esse mit Ihnen, dem ersten Helden, lieber einen Quetschkenkuchen als mit dem ersten Dichter Voß, so hätte Napoleon den Herzog geradewegs für verrückt gehalten, als aber der Herzog sein Compliment dem alten Voß applicirte, wurde dieser edle Fürst in den Augen Vossens größer und glaubwürdiger als alle Propheten, Apostel, Evangelisten, denn diesen glaubte Voß nicht, dem Herzog von Gotha

[1]) Besser deutsch: Zwetschen oder Zwetschken.

aber schenkte er den vollsten Kinderglauben, und wünschte sicher, daß dieser Glaube auch allenthalben gepredigt und angenommen würde. Es ist doch gewiß anzunehmen, daß der Herzog bei diesem Compliment in sich selber hineinlächelte, aber er wußte ja, mit wem er es zu thun gehabt.

Fr. Creuzer an Görres, Heidelberg, 16. August 1812.

„Der alte Voß hat nun auch einmal mit Namensunterschrift in der Jenaer Lit. Ztg. eine Erklärung gegen mich gethan. Ich werde sie nicht lesen, viel weniger beantworten. Um Kleines mit Großem zu vergleichen, so beweist mir Heynes Exempel, daß man solchen Kerls keine Antwort gönnen soll."

Creuzer an Görres, Heidelberg, 25. Juni 1816:

„Der alte Voß ist wieder gegen Wolf und auch gegen mich im Morgenblatt zu Feld gezogen. Es soll nur ein Homer, und vor Homer soll die Welt mit Brettern zugenagelt sein. Wer da lehrt, es habe Religion, oder gar Theologie in Griechenland vor Homer gegeben, der ist ein scheinheiliger Flunkler."

Fr. Creuzer an Görres, Heidelberg, 17. Septbr. 1817, (über Voß und Jean Paul):

„Während unser Stadtpoet Voß mit seiner Ernestine an der Ostsee sitzet, geht es von Dichtern dahier gar nicht aus. So ist z. B. der Hofdichter Schreiber von Carlsruhe eben hier. Jean Paul aber war ordentlich eingebürgert, und hat auch endlich, weil ihm der Wein im Wirthshaus zu sauer war, sich bei Schwarz einquartirt gehabt." —

„Nun sitzt er seit 14 Tagen wieder bei seinem Baireuther Bier. Hier war er besonders Liebling der Weiber und Jungfrauen, und wäre er länger hier geblieben, so hätte weder er noch sein Spitz eine Locke behalten: so sehr waren alle Scheeren zur Einlage für das Memorandum-Book und dgl. gegen ihn und seinen Hund in Thätigkeit. Ich hätte doch gewünscht, daß Sie und Frau Sophie die ehrliche Haut, oder vielmehr diesen unruhigen Quecksilbergeist, der keinen Augenblick auf einer Stelle bleibt, auch im Discurs einmal hier unter uns hätten sehen können."

Jacob Grimm an Görres, Cassel, 13. März 1819:

„Von Schlegel gehen seltsame Gerüchte, er habe Paulus' Tochter geheirathet und schon wieder heimgeschickt. Mit seinem Shakespeare hat er ebenfalls Verdruß; doch kommt einem Vossens Uebersetzung bei größerer Richtigkeit im Einzelnen unausstehlich steif vor."

Fr. Perthes an Görres in Straßburg, Hamburg, 20. Februar 1820:

„Sehr erfreut hat es mich, daß Sie meinen Angriff auf Voß gebilligt haben. Kleinlaut, wie Sie meinen, ist er freilich nicht geworden, sondern frechlaut. — Das ist, er läugnet, was er gesagt hat, und damit kann ich zufrieden sein."

17. Ein Urtheil von Görres über Voß nach Vossens Anfeindungen Stolberg's.

Görres an Creuzer, Aarau, 26. Sept. 1821:[1])

„Ungemein hat mich vor wenigen Tagen ergötzt die Brühe von echtem Noetischen Schechar und poliphemischer Sikera, die der Alte (Voß in seiner Antisymbolik gegen Creuzer) darüber hergegossen. Die wenigen ironischen Lobsprüche, die zwischendurch seitab für mich abfallen, habe ich für ernstliche genommen, und sehe nun in Gemüthsruhe und Gemüthlichkeit zu, wie Sie in dieser Sauce herumpantschen. Da der eifrige Mann (Voß) eben vom Requiem des christlichen Katholicismus in Stolberg heimgekommen, hat er das annoch rauchende Schwert seines Zornes gegen die Schleicher im Heidenthum gezogen, die dem Homer dieselbe Tonsur geben wollen, die sich Herodot heimlich bei den Pfaffen in Memphis und Thebä genommen, und nun, als ein mystischer Glatzenträger heimkehrend, vor das versammelte griechische Volk, ein falscher Kryptokatholik im Herzen, außen ein glatt gebohnter Klassiker, tretend, Missionsgeschäfte geübt und Rockenmärchen ausgebreitet. Ich habe den Alten (Voß) in sein Gericht begleitet, das er endlich, herabfahrend über ihre Bestien, gehalten, über ihre Betelkauer, Bangfresser, Opiumkauer, Hanfraucher und all das Gesindel, unter dem er jene gräuliche Niederlage angerichtet, er selbst ein weinlaubgekrönter Dionysos in großblumiger, flanellgegürteter Draperie unter die Mänaden und Thyaden fahrend, und mit dem Apisziemer sie heimprügelnd an ihre Spinnräder, zum Nähtisch, und zu den geplagten Männern, denen unterdessen Niemand den Kaffe gekocht und die Pfeife gezündet. Ich habe in die Hände geklatscht, als ich den Mann (Voß) so reine, rechtschaffene Polizei handhaben sah, und Recht und Gerechtigkeit geübt an den symbolischen Vagabunden und Zigeunern, die, man weiß nicht woher, ob aus Indien, Ägypten, Nubien eingewandert, ihre eigene, nur Ihresgleichen verständliche Spitzbubensprache reden, auf Höfen und Vorwerken alles classische Federvieh weg-

---

[1]) Aus Josef von Görres: Gesammelte Briefe. Herausgegeben von Franz Binder, München 1874. 2. und 3. Bd.

mausen, und ihre Zelte mitten in die Studirzimmer ordentlicher Gelehrter aufschlagen. Ich habe dem Mann in allem recht gegeben, und ihn im Herzen noch mehr angefrischt, ich habe geschändert bei jeder Stelle, wo es gefordert und tausendmal Beifall gerufen. Ich weiß recht wohl, daß das Christenthum mit Luther angefangen, daß, was sie dahinter von einer anderhalb Jahrtausend alten Kirche reden, alles erstunken ist und erlogen, Alles Märlein, von Römischen Glatzenpfäfflein ausgebreitet, Alles später erdichtet, als Rom vom Lutherthum abgefallen, und, um die schlechte Apostasie zu beschönigen, nun hinter sich nach Thibet gegriffen, sich D . . . von Dalailama verschrieben, und eine erlogene Folge von be-infulten Gottmenschen nach dem Capitol hinüberverpflanzt, und der Welt weis gemacht, sie hätten seit Jahrhunderten dort geherrscht und eine Kirche begründet, die doch, wie diese Welt weiß, erst in Wittenberg im Kampfe mit den blinden, schwarzbekutteten Wehrwölfen und ihren Buschhottentotten über den Bergen hervorgesprungen, und jetzt erst in ihr viertes Jahrhundert geht. So ist's gerade mit den Alten: Homer ist der einzige Kirchenvater, der Schlüsselträger zum Elysium und dem Tartarus, darauf sein Famulus Hesiodus u. s. w., Ehrensuperintendent Pfarrer Pindar, Aeschylus &c. Hinter Homer aber ist nur noch etwas Thrazien hinter dem Böhmerwalde. Da ziehen die böhmischen Musikanten um, Musen und Linussöhne, dazu Bergknappen mit der Sackpfeife und dem A . . . leder, das heißt Daktylen, Korybanten und Cabiren. Da an den sonnigen Abhängen der Mulde ward der ächte Dionysos geboren, der in Constanz als Hus in den Flammen der Semele verbrannt, bald als Phönix der neuen Lehre aufgeflogen. Orpheus aber ist gar nichts als ein Ablaßkrämer, höchstens ein Rosenkreuzer, ein liederlicher Phallusdiener, gerade wie die Pfaffen des Mittelalters, die in ihren Münstern, von sogenannten Päpsten der babylonischen Hure gebaut, die Orgien ihrer Metzenfürstin feierten."

„So sind Sie (Creuzer) ganz und radical geschlagen, ich trete völlig auf die Seite des reingläubigen Eiferers und sage mich los vom Nebelungalaube und Niflheim, wo man kaum die Hand vor den Augen sieht. Sie (Creuzer) sollen, wie ich höre, etwas dagegen geschrieben haben. Wenn ich für mein Theil dem Ganzen auch nicht beistimmen konnte, so würde mich doch jene Menge unvergleichlich sublimer, hingestreuter Züge (in Vossens Streitschrift) gewonnen haben, so z. B., daß Noe nicht den rechten Wein gefunden, sondern einen berauschenden Most, ein rechtes, seither verloren gegangenes Arcanum, den Most berauschend zu machen, und, wenn er es ist, ihn vor der Gährung so sorgfältig und künstlich zu bewahren, daß er erst nach 800 Jahren, bald vor dem Trojanischen Kriege, zu Wein wird, worauf dann sofort erst in der Reformation der ächte moussirende Champagner gekommen. Ich ziehe nun mit Kind und Kegel in die Anatomie (nach Heidelberg) und halte es mit dem Alten, der die gute Feder führt." —

Das ist die trefflichste Ironie und Persiflage der Voß'schen Confusion, seiner verworrenen, verrückten, alles durcheinanderwerfenden Schreibweise, mit welcher er das hellenische Alterthum und das Mittelalter zu behandeln pflegte. Es ist schade, daß dieser Brief erst 1874 gedruckt wurde. Voß hätte sich, wäre er ihm zu Gesicht gekommen, zu einem homerischen Zorn entflammen lassen.

Görres an Creuzer, Straßburg, 31. Dezember 1822:

„Ich dachte, der alte Anatom (Voß) werde durch den Tod seines Sohnes etwas in sich zu gehen veranlaßt werden, aber er muß eben die Gallensteine, die er präparirt, den Leuten an den Kopf werfen, weil sie ihm sonst den Blasengang stranguliren. Hat den Leuten die Natur Giftzähne gegeben, dann weiß sie wozu sie es gethan, und sie müssen nun diese Organe brauchen."

Görres an Creuzer, Straßburg, Pfingstmontag 1822:

„Voß schweigt nun, da Sie ihm nicht geantwortet haben und das ist die allerbeste Weise, diese Leute zum Schweigen zu bringen. Ueberzeugt wollen sie nun einmal nicht sein; man bemüht sich also von dieser Seite ganz vergeblich. Soll man nun sich mit ihnen schlagen und schimpfen, soll man ihre eignen Klatschereien und Gemeinheiten mitmachen? Mich soll sicher keiner herauskriegen, ob sie schimpfen, ob sie mich loben, ich sehe nicht süß noch sauer dazu, es ist mir ganz wie das klare, geschmacklose Wasser. In der Zeit, die ich da verzanken würde, mache ich etwas anderes, das sie auf's Neue in Harnisch jagt, so daß sie über den zweiten Zorn immer den ersten vergessen. Damit kommt man noch am allerbesten durch. Vollends Voß — noch ein Jahr und einen Tag und eine Stunde wird's dauern, wo er auf ewig schweigen muß. Lassen Sie ihn in seinem Thurm und mit seinem Groll immerhin allein."

Noch vor seinem Lebensende war es für Voß ein Trost, den Creuzer wegen seines positiven Christenthums recht arg heruntergerissen zu haben. So erzählt die Frau Vossens in „die letzten Lebenstage von Voß" (Briefe von Voß 3. Bd. S. 205):

„Auch darüber sprach er mit Freude, daß es mit dem Druck der Antisymbolik (gegen Creuzer) so rasch fortgehe, und damit alles über Creuzer für immer abgethan sei."

Der arme Voß wollte den naheliegenden Gedanken gar nicht aufkommen lassen, wie bald es auch mit ihm für immer abgethan sein werde.

18. Wie es 1824 auf protestantischen Universitäten ausgesehen hat, und der verderbliche Einfluß von Paulus und Voß auf die Studenten.

Es ist von Interesse, folgende Schilderung aus einem Briefe des Protestanten Creuzer an Görres zu vernehmen. Heidelberg, 5. April 1824:

„Allhier stehen zwei Parteien feindlich gegeneinander über, auf der einen die dürren, empirisch trockenen und unendlich aufgeblasenen Physikanten Muncke, Tiedemann, in guter Freundschaft mit Voß'schem und Paulus'schem Nihilismus, auf der andern die Leute alten Styls, die Sie noch von Ihrem Hiersein kennen, Daub, Thibaut, ich und einige junge Professoren. Bis in's vorige Jahr hielt sich Schlosser zu uns. Allein theils seinem Organismus nach konnte er sich so wenig mit Thibaut's Musik als mit meiner Philologie und Mythologie vertragen. Genug, Schlosser geht mit Voß und Paulus um, und wir sehen uns gar nicht mehr. Jetzt ist dahiesiges Städt- und Ländchen voll von der ganz frischen Vossischen Antisymbolik (das gegen Creuzer geschriebene Buch). Sie wissen, daß ich nichts lese, was Voß gegen mich schreibt, aber da täglich Bekannte von dem Buche sprechen, so habe ich doch so viel vernommen, daß es so ziemlich das Aergste sein muß, was aus der Feder meines guten Herrn Nachbars (ich habe seinen Thurm immer vor Augen) jemals herausgeflossen. Ich habe die Ehre, dem Kind den Namen zu geben und bin jetzt auch einer der Verführer, aber mich haben verführt Lavater, Stilling, Görres (nun Sie haben vielleicht schon Ihre eigenen laudes vernommen), die Schlegel, Daub u. s. w., und Regierungen, Akademien, Redactionen sollten der verführerischen Rotte steuern."

Es gehörte bekanntlich zu den absonderlichen Eigenschaften Vossens, daß er alle, die mehr oder weniger zur positiven Religion sich hinneigten, mit Berserkerwuth verfolgte, sie aber auch zugleich mündlich und schriftlich in allen Kreisen, mit denen sie verkehren konnten, zur Verfolgung denuncirte. Mit einem Wort, es war dem Voß kein Mittel zu niedrig, wenn es sich darum handelte, die seinen Ansichten nicht huldigenden Gegner rein moralisch todtzuschlagen.

Creuzer fährt fort:

„Wie es nun weiter hier (in Heidelberg) steht, muß ich doch melden: Paulus und jene Physikanten geben sich vergebliche Mühe, ihre Freude (über das Schmähbuch Vossens gegen Creuzer) zu verbergen. Die andern, Thibaut 2c. 2c. kennen den alten Timon

(Voß) und speien vor den Ausgeburten des Timoniums aus. Die Studenten aber glauben im Ganzen an die Voß'schen Versicherungen, die Theologen laufen dem Paulus zu, dessen Exegese und Historie jetzt im höchsten Flor steht, während Daub, Schwarz, Abegg wenig Zuhörer mehr übrig haben. Mit mir stand es bisher noch so ziemlich wie immer. Schlosser aber, mit Voß einverstanden, möchte nachgerade auch mein Auditorium wohl evacuiren können.[1]) Auch auf den übrigen deutschen Universitäten (etwa Berlin ausgenommen) hat sich die rein vernichtende Verstandesphilosophie und Verstandesreligion der Lehrstühle bemächtigt, und man kann behaupten, daß die Geistesstimmung in öffentlichen Anstalten Deutschlands ganz den entgegengesetzten Charakter angenommen von der im jetzigen Frankreich. Jene Empiriker und Nihilisten sind dabei unendlich thätig, und haben alle literarischen und politischen Blätter in Besitz genommen, während die andern (inclusive Daub, Thibaut und mich) außerordentlich unthätig sind, und ihre Stimme wenig oder gar nicht hören lassen."

Ueber Voß und Consorten. Creuzer an Görres in Straßburg. Heidelberg, 9. November 1824:

„Voß hat seit einigen Wochen in der Kirchenzeitung mit Carové einen Federkrieg, weil ohne Fehde ihm das Lebenslicht ausgeht. „Wer sich mit Mythologie abgibt, ist ein Narr", heißt es in dem Heidelberger Jahrbuch. Eine dürre, knöcherne Historie, mit einer Portion Norddeutscher Moral versetzt, diese soll allein gelten. Ich bin nur froh, daß diese Leute nicht Regenten oder Minister sind; sonst würden wir engbrüstige Schulordnungen, und einschnürende Censuredikte bekommen, sintemal die Beschränktheit der Hoffarth und Anmaßung Schwester ist. Die historisch-philologische Classe der Berliner Akademie soll stark ins Voß'sche Horn blasen, zumal Schleiermacher.[2]) Es ist gut, daß Berlin keine Kapitale ist wie Paris, und daß man vergnügt in Deutschlands Gauen leben, und die Wissenschaften treiben kann, ohne erst die Berliner Akademie um Erlaubniß zu fragen."

Creuzer an Görres in Straßburg. Heidelberg, 30. October 1825:

„Das Lumpenvolk wird immer frecher, und die Paulussi'sche Atheisterei und Vossische Wuth wird nun geflissentlich auch auf die Bierbänke gebracht, und diese Partei hat unter gewissen Mittelpersonen (Regent und Minister detestiren dieses Treiben) ihren Anhang in der

---

[1]) Wir sehen hier auch, was an dem Charakter Schlosser's für edle Züge gewesen sind.

[2]) Dem Schleiermacher ist die folgende Abhandlung gewidmet.

Residenz. Jetzt haben sie den Schweizer Nägeli auch gegen Thibaut aufgehetzt, und hat derselbe auf dessen musikalische Confession leidenschaftliche Angriffe im Morgenblatt begonnen."

Creuzer an Görres in Straßburg, Heidelberg, 5. Juni 1827:

„Sie haben mir mit ihrer genialen Persiflage auf die Vossi'schen Epitaphiasten dahier ein böses Spiel gemacht.[1]) Wie das Volk eben denkt und auslegt, — da war es nicht anders, als: ich hätte auf meiner Durchreise durch Straßburg mit Ihnen Abrede getroffen, und Schlosser und Tiedemann machen mir seitdem gar böse Gesichter. Aber der billigen Majorität dahier haben Sie damit ein wahres Fest bereitet. Ein einziges, heiteres Lachen in der ganzen Stadt, und Daub und Thibaut und andere Ehrenmänner hoch erfreut. Ja es ist an einigen, die, als verstockte, norddeutsche Naturen, von nichts als von Voß wissen und hören wollten, sogar das Mirakel der Bekehrung geschehen. Indessen die Spiele Ihres Witzes wurden mir gleichwohl von manchen zum Nachteil in Rechnung geschrieben. Ich aber, älter und ruhiger, lache darüber, und stelle im Lesemuseum, und wo Leute zusammensitzen und Neuigkeiten besprechen, im Stillen meine Betrachtungen an."

19. Das grellste Licht zur Erhellung des Voß'schen Charakters.

Clemens Brentano schreibt aus Coblenz Anfang 1827 an Görres in Straßburg wie folgt:

„Eine interessante Erfahrung ist mir gewesen, daß Voß, während er Stolberg anfiel, noch im Genuß einer Stolberg'schen Fundation, ich meine eines Witwengehaltes für die Frau war. Diese hat nach Vossens Tode von „Mißverständnissen und Vossens edlem Herzen" an die Familie geschrieben, und gefragt, ob man das Stipendium einziehen wolle. Es ist aber geantwortet: „Keineswegs, was die Liebe gethan, hebe sie nicht auf." Das konnte der guten Seele wohl ein bitteres Tränkchen machen. Voß soll große Wohlthaten in früherer Zeit von Stolberg empfangen haben. Jedoch ist dieses sub rosa, es wäre übel, so es mißbraucht würde. Du hast also nicht zu viel in der meisterhaften Schrift über jene Leichenprediger gesagt."

Wenn wir zur Beleuchtung des Voßcharakters und zugleich seiner Umgebung größtentheils aus Aeußerungen seiner Freunde, weniger aus den Schriften seiner Gegner, Zeugnisse, vielleicht

---

[1]) J. H. Voß und seine Todtenfeier in Heidelberg. Von Görres. Straßburg, Le Roux 1826.

mehr als genug, angeführt haben, so hat dies einen guten Grund. Es handelt sich nämlich darum, nachzuweisen, wie unverfroren neuere Lobredner Vossens und seiner Richtung vorgehn, indem sie sämmtliche ihnen unangenehme Thatsachen ignoriren, todtschweigen oder abzuschwächen suchen und ihr Bestreben darauf hinausgeht, ihre jungen Leser, Gymnasialschüler, die ihnen ein offenes Herz entgegenbringen, auf eine unverantwortliche Weise zu belügen und zu bethören.

Es ist uns nur darum zu thun, die eben so freche als kolossale Verlogenheit dieser Herren aktenmäßig zu constatiren.

20. Der Leser wird ersucht, bei diesem Capitel, der von uns über Voß gebrachten Thatsachen eingedenk zu sein!

Der in seiner Literarhistorie vier- und in der Schwefelfabrikation unbändige Kurz sagt (III. 72):

„Wie Voß früher die Freiheit im Allgemeinen besungen,[1]) so beschränkte er sich jetzt mehr auf den Preis der geistigen, insbesondere der religiösen Freiheit, und er ward recht eigentlich der Sänger des Protestantismus,[2]) woraus sich denn auch leicht ergibt, daß er nicht nur mit seinem alten Freunde Stolberg zerfallen,[3]) sondern ihn auch als den Verräther an der frühern Ansicht hassen, und ihn als solchen mit aller Entschiedenheit bekämpfen mußte.[4]) Man hat ihm oft, und selbst von protestantischer Seite, bittere Vorwürfe gemacht, daß er den alten Freund in einzelnen Gedichten (Warnung), und besonders in der Schrift: Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier? so schonungslos und mit so zermalmender Härte angegriffen habe, allein wo die wichtigsten Interessen in Frage standen, wo es sich, wie Voß vollkommen überzeugt war, um den Bestand des Protestantismus handelte, mußte jede andere Rücksicht schweigen, und er durfte sich in keiner Weise von dem Gedanken irren lassen, daß er gegen den Freund unzart handele, oder die der Freundschaft schuldige

---

[1]) Aber auch Landesfürsten angesungen hat, wenn er Geld brauchte.

[2]) Wir haben die Urtheile christlicher Protestanten über diesen Katzenmusik-Sänger vorgelegt.

[3]) Warum ist denn aber Voß auch mit Creuzer, Perthes, Claudius, Lavater zerfallen?

[4]) Das ist Kurz'sche Logik: wenn einer einer andern Ansicht beistimmt als jener Vossens, so muß er aus Toleranz gehaßt und verfolgt werden!!

Pflicht verletzte, wenn er die Umtriebe aufdeckte, die nur durch seinen genauen Umgang mit dem Apostaten zu seiner Kenntniß gelangen konnten.[1]) So schroff er (Voß) wie überhaupt im Leben, so auch hier erschien, so war er in der That doch nichts weniger als unduldsam[2]) und er verfolgt stets nur die Meinung, die freie Meinung störte. In diesem Sinne bekämpfte er auch die Romantiker; denn wie ihre Neigung zum Mystischen seinem klaren Geist, ihre Vorliebe für den Katholicismus seiner echt protestantischen Gesinnung, so erschien seinem angeborenen Gefühl für Freiheit der Meinung[3]) ihre Unduldsamkeit, ihre herrschsüchtige Ausschließung aller andern Bestrebungen im Gebiete der Poesie als ein Verbrechen gegen die Würde des Menschen und des Dichters, das zu bestrafen er für eine Pflicht hielt."

Diesen Anschauungen Vossens beizupflichten, hält wieder Kurz für eine Pflicht!! In der That eine ganz neue Pflichtenlehre! Die Romantiker hatten den alten Voß (dessen hölzerne Sprache sowohl in seinen eigenen Original-Hexametern wie in den Uebersetzungen Homers und in den Jamben Shakespeare's wie ein begeisterter Stiefelknecht herumtanzte) neidisch und verdrossen gemacht; er fühlte sich von ihnen im Wohllaut und der Eleganz der Sprache überflügelt, sie fanden ein Lesepublikum, während der alte Polterer Voß mit seinem poetischen Bauernfirniß, mit welchem er diese Menschenklasse auf den Glanz herrichten und zum Gehorsam gegen ihre Fürsten mit der Leyer stimmen wollte, nach und nach in Vergessenheit kam; er konnte nunmehr durch seine provocirten Federkriege seinen Namen wieder unter das undankbare Publikum bringen, und darum hat die Romantik

---

[1]) Selbst nach dem Urtheile des protest. Biographen Vossens, Dr. Herbst, hat ja Voß die Frage gar nicht beantwortet, sondern seiner Wuth in Persönlichkeiten, Schimpfen und Verdächtigungen Luft gemacht!!

[2]) Diese Manier, gerade das Gegentheil von dem zu behaupten, was nach der Einsicht jedes vernünftigen Menschen Thatsache ist, gehört zu den Marotten des Kurz. Beim Hutten macht es Kurz akkurat so: er nennt den moralisch bankerotten Gesellen eine wahrhaft moralische Größe!! Solche Urtheile kann ein Autor nur dann wagen, wenn er das Gros seiner Leser für Dummköpfe hält.

[3]) d. h. seiner Meinung, wie es die Kette seiner Streitigkeit beweist, die erst bei seinem Sarge zerbrochen. Den officiellen Beweis, daß er ein unleidlicher Stänker sei, bekam er noch von der badischen Regierung, als er schon im Sterben lag.

— ein Verbrechen gegen die Würde der Menschheit begangen. —

Wenn Voß und Kurz so ein paar römische Consuln gewesen wären, die würden ihren Gegnern mit dem Schaffot (das sie mit ihrem Toleranzgenie sicher erfunden hätten) über die wahre Freiheit Lectionen gegeben haben. Wenn Voß und sein an Grobheit ihn noch übertreffender Lakai von Unduldsamkeit und herrschsüchtiger Ausschließung den Romantikern gegenüber reden, so hat das ganz denselben Werth, als wenn Kurz und Fr. Strauß den Dichter Hutten der Jugend als ein Tugendmuster vor die Augen stellen! Die alten Römer hatten es zu einer Dea cloacina gebracht, — die Verehrung einer Göttin der Unverschämtheit ist eine moderne Erfindung.

Kurz fährt fort, Voß reinzuwaschen und zu lobhudeln:

„Noch kam dazu, daß Voß in dem Versuche, den ernsten und würdigen Formen, die man den Griechen nachgebildet hatte, die leichtern oder nur durch äußeren Wohlklang bestechenden Formen des Südens entgegenzusetzen, einen Rückfall in die Barbarei des Mittelalters und einen Abfall vom deutschen Geiste erblickte, weßhalb er es nicht weniger für strenge Pflicht hielt, diesen Bestrebungen mit allem Ernst entgegenzutreten."

21. Was Voß und Kurz von Pflicht und Pflichterfüllung für eine verzwickte Ansicht haben.

Es ist merkwürdig, was diese Herren, die es sonst mit allen andern Pflichten gar nicht so genau nehmen, für strenge Pflichterfüller werden, wenn sie im Interesse ihrer Eitelkeit und ihrer Partei andere zu Grund richten wollen.

Wir werden des Kurz sehr verwickelten und verworrenen Vertheidigungszwirn ein wenig auflösen.

1. Voß sah bei seiner angeborenen Unbehilflichkeit, die Sprache in leichte, gefällige Formen zu bringen und bei seinem, durch angestrengte Hexameterarbeit abgestumpften Gehörsinn mit Neid und Mißbehagen auf jene, denen das Talent eigen war, in gefälligen, musikalisch klingenden Formen zu dichten; die „ernsten und würdigen Formen der Griechen" sind eben für die griechische Sprache geeignet, in welcher klingende, gereimte Jamben, Ottave rime oder Terzinen eine

reine Unmöglichkeit wären. Der Hexameter und Pentameter ist in der deutschen Sprache (und wenn sich auch noch Dutzende von Gräkomanen darüber heiser schreien) ein Versmaß, in dem nur durch gute, originelle Gedanken ein Erfolg erzielt werden kann. Die Werke Homers sind im Griechischen Musik, in der Vossischen Uebersetzung Geklapper.

2. Wenn Kurz angibt, Voß habe in der Annahme leichterer wohlklingender Sprachformen einen Rückfall in die Barbarei des Mittelalters und einen Abfall vom deutschen Geiste erblickt, dem entgegenzutreten er für strenge Pflicht hielt, so heißt das auf deutsch: Voß, der im Versmaß des Hexameter mühevoll arbeitet, so daß sich seine Poesie wie das Gestampfe einer Gyps- oder Knoppernmühle anhört, wollte aus purem Haß gegen das Mittelalter, d. h. gegen leichte, zierliche Sprachformen, die er nicht zu bemeistern verstand, die deutsche Sprache veroden und veröden, verhexametern und verpentametern, um sich auf der Höhe des Literaturmeeres zu erhalten. Aus seinem Urtheil spricht die Mißgunst gegen Talente, die ihn im Wohlklang der Sprache schon weit überflügelt hatten.

Nach Kurz mußte dem Voß in seiner strengen Pflichterfüllung die Höhe des Epos und die Höhe der Lyrik bei Dante und Petrarca ein Greuel sein. Freilich werden Dante und Petrarca auch dann noch als Dichter erster Größe gelten, wenn Vossens Hackbrett-Oden und kaffeeduftige Pfarrhausidyllen vergessen und sein hölzernes Hexametergerumpel, das er dem Homer angethan hat, durch bessere Uebersetzungen in's wahrhaft Deutsche überflüssig geworden sein werden.

Die Hexameter Vossens hören sich an wie das Gehämmer in einer Schmiede, wo die Gesellen im Dreivierteltakte auf den Ambos loshämmern, nur sieht man bei Voß keine Funken davonstäuben.

Wird ja doch selbst Kurz, nachdem er Voß in den Himmel zu erheben und zu vertheidigen gesucht hat, in Anbetracht des Thatbestandes der Zimmermannspoesie desselben so kleinlaut, daß er sich gezwungen sieht, folgendes Geständniß zu machen:

„Die Gedichte, in welchen Voß die höheren Verhältnisse des Lebens bespricht, haben zwar alle etwas Herbes, man fühlt ihnen die starre Unbeugsamkeit seines Charakters an, aber Niemand wird leugnen können, daß sie auf der vollsten Wahrheit der Ueberzeu-

gung beruhen, und daß sich in allen eine edle, männliche, feste Gesinnung kundgibt, die bei aller Entschiedenheit doch nicht einer gewissen Milde ermangelt. Aber so ungetheiltes Lob sie auch deßhalb verdienen, so nehmen sie als Werke der Kunst keinen hohen Rang ein."

Wahrer, weil ohne Rücksicht auf die antichristliche Krakehltendenz Vossens, urtheilt Lerique:[1])

„In der Luise haben wir wohl ein treues Bild des ländlichen Familienlebens des Pfarrers von Grünau vor uns, es wird darin mit epischer Ausführlichkeit die feiste Gehäbigkeit und das breite Behagen der Landbewohner geschildert, ebenso die Freude und Lust, mit der die Familienglieder und ihre Freunde bei Tisch wacker zugreifen, essen und trinken, aber von einer poetischen Auffassung ländlicher Zustände und Personen findet sich keine Spur."

22. Die Lobtiraden und die Geständnisse Kurzen's beim Lichte angeschaut.

Es gibt auch Aufklärungsfledermäuse, die immer von Aufklärung quieken und piepsen und doch dabei sehr gern und gehäbig im Dunkeln herumfliegen.

So sehen wir auch Kurz fledermausartig wie mit einer an die Achseln angeschnallten Flugmaschine eine Zeitlang müheselig und flügelhängend im Circus der Literaturgeschichte herumflattern, auf einmal aber bricht die Maschine, er liegt unten da auf dem Sande und auf seine Lobgesänge hinauf ist er zum Geständniß genöthigt, Vossens Schriften nehmen als Werke der Kunst keinen hohen Rang ein.

Warum gaben sich denn dann die Herren trotz der Unbedeutendheit Vossens als Dichter so viel Mühe, seinen Ruhm aufrecht zu erhalten?

Die präcise Antwort auf diese Frage lautet:

Er war ein entschiedener Feind des positiven Christenthums bei Katholiken und Protestanten, — darum muß er gelobt werden.

Vossens „Warnung an Stolberg" präsentirt als echte poetische Holzhauerarbeit den Mißklang der Sprache und die Verwirrung der Gedanken; es steht diese „Warnung" würdig als Poesie

---

[1]) Lerique: Literaturbilder. Düsseldorf 1881.

dem Flachsbrecherlied, dem Kartoffellied, dem Drescherlied[1]) mit dem Klipp-Klapp-Refrain — an der Seite. Der Pegasus Vossens hat sich in einer Odenfalle gefangen, seine abgestoßenen Flügel stehen bei den rostigen Eisenstäben heraus, so daß sich der Pegasus in diesem Falle und in dieser Falle kaum umdrehen kann — und dieses Berserkerwuth-Gedicht, in dem die Katholiken mit dem ekeligsten Lügenschmutz beworfen werden, hat Kurz der Jugend als höchstes Erzeugniß der Voßmuse hingestellt, eines der traurigsten Machwerke (sprachlich und sachlich, der Form und dem Inhalte nach), welches je ein Dichter mit einigem Ruf in Deutschland auf den Markt hinauszuwerfen gewagt hat. Dichter aber, welche Reminiscenzen aus einer Schnapsbude in die viereckige Odenkiste hineinzwängen und Literarhistoriker, welche aus diesen Reminiscenzen duftige Blüthen aus dem Garten der deutschen Poesie uns hinaufdisputiren wollen, kann man doch nicht mit Glacéhandschuhen behandeln und allen jenen Jünglingen, welche Lust hätten, diesen Bahnbrechern (man könnte auch sagen Genickbrechern) der deutschen Sprache nachzufolgen, soll ein wahres, unverfälschtes Bild jener Gärtner vor's Gesicht gehalten werden, die im Blumengarten der Poesie zu ihrer Zeit wohl gearbeitet, aber sehr wenig sich auf's säen und pflanzen, aber sehr viel auf das Einführen und Abladen eines giftigen, die Pflanzen in ihrer Wurzel verletzenden Düngers verlegt haben.

Wir wiederholen, wir haben es nicht mit dem schon vor 61 Jahren heimgegangenen Voß, sondern mit seinen Erzeugnissen zu thun, die der deutschen Jugend auf's neue anempfohlen werden; wir sind weit entfernt, eine Censur üben und das Lesen auch dieser Erzeugnisse der Jugend vorenthalten zu wollen, aber auf die Autoren und ihren Charakter, auf die Zeitumstände, in denen sie gelebt und gewirkt haben, auf ihre Umgebung, auf ihre Stellungen im Leben, auf die Ansichten, die sie von Haus aus in die Welt mitgenommen haben, müssen wir aufmerksam machen, damit sich jeder Leser ein gerechtes Urtheil über sie und über ihre Schriften bilden könne und daß die Einsicht heranreife: der Standpunkt dieser Schriftsteller ist überwunden; man muß entweder mit Strauß in's

[1]) Gewürdigt in: Voß und Dichterbataillen von S. Brunner S. 38—39.

leere Nichts hinunter und verzweifeln, oder sich der Offenbarung Gottes zuwenden. Ein in der Luft hängender Deismus und Theismus, wie ihn jene Zeit zu proklamiren beflissen war, hat sich überlebt und ist unhaltbar geworden.

23. Wie ein Freund Vossens uns dessen Phantasiebild von der katholischen Kirche aus dem Verkehr mit Voß darstellt.

Um vollkommen sicher zu sein, daß wir den Voß nicht ungerecht beschuldigen, wollen wir uns von einem Freunde, Schüler, Biographen und Lobredner Vossens die Ansicht mittheilen lassen, die Voß von der katholischen Kirche sich für seine Schimpfaufgabe zurecht gemacht. Wolf sagt:[1])

„Eine völlige Glaubensvereinigung für Alle zu verlangen, schien ihm etwas Widersinniges, der Gedanke an eine allein seligmachende Kirche ein wahrhaft grauenvoller, und der römisch-katholische Kirchenglaube ein verabscheuungswürdiger, weil er sich den ausschließlichen Besitz der Wahrheit zueigne, und gegen alle andere Religionssysteme einen offenen Krieg erklärt habe. Jeder andere Glaube, der die Sittlichkeit nicht gefährde und andere in dem ruhigen Besitz ihrer Ueberzeugungen lasse, habe auf Duldung gerechte Ansprüche, aber dieser Glaube, der Feindschaft und Verfolgung predige, müsse wo möglich ausgerottet werden; denn die Unduldsamkeit zu dulden, enthalte einen Widerspruch derselben Grundsätze, welche er in der Schrift gegen Stolberg so kräftig ausgesprochen habe — hörten wir schon von länger als 40 Jahren mit eben der Stärke und Lebendigkeit aus seinem Munde: ein Beweis, daß sie aus seiner tiefsten Ueberzeugung hervorgegangen sind, und daß äußere Verhältnisse oder erlebte Kränkungen, wie manche geglaubt, den Ton desselben nicht geschärft haben."

So schreibt Wolf über seinen Freund Voß. Nun sind aber in Vossens Schriften gegen Stolberg, wie es selbst wahrheitsliebende und ehrenhafte Protestanten (z. B. Herbst) bekennen, nur Persönlichkeiten und Schmähungen enthalten und von Ueberzeugungen ist keine Spur darin zu finden, im Gegentheil liegt am Tage, daß diese Schrift durch äußere Verhältnisse veranlaßt wurde, daß Kränkungen (eingebildete) den Ton derselben nicht

[1]) Friedrich Karl Wolf: Briefe von Voß. Dritter Band. S. 249.

nur geschärft haben, sondern daß sie geradewegs durch persönliche Motive veranlaßt worden sind.

Uebrigens muß man es dem Freund Wolf danken, daß er den Plan Vossens, die katholische Kirche auszurotten, so offen mitgetheilt hat!

Das geht aber nicht so geschwind, wie es sich der aufgeblasene Schulmeister Voß vorgespiegelt hat. Seit dem gewaltigen Stoß, den er der Kirche durch die Luisentheologie und den Hottentotten-Deismus, welchen er durch den Pfarrer von Grünau der Menschheit publiciren ließ, beigebracht hat, ist ein Jahrhundert vergangen und seither sind schon hunderte und hunderte von neuen Anstürmern auf- und abgetaucht und die katholische Kirche hat diese Herren alle glücklich überlebt und überstanden!

24. Was selbst Fichte für ein grausames Urtheil über die Rationalisten ausgesprochen hat.

Es läßt sich von einem in dieser Richtung mehr unparteiischen Autor kein schärferes Urtheil über den landläufigen Rationalismus und seine Vertreter finden, als das von Fichte.

Nicolai, einer der seichtesten Lärmmacher und Schwätzer, hatte sich auch an Fichte herangewagt und war über Tieck, Schelling, Jacobi, A. W. Schlegel hergefallen. Fichte schrieb: „Fr. Nicolai's Leben und sonderbare Meinungen, ein Beitrag zur Literaturgeschichte des vergangenen und zur Pädagogik des angehenden Jahrhunderts". Ueber die Wirkung dieser Schrift auf die Betheiligten sagt nun Julian Schmid:[1])

„Fichte schlug auf den Sack (Nicolai) und meinte den Esel (in Nicolai geißelte er den gesammten Zeitgeist), die späteren „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters," sind nur eine Variation auf das Thema Nicolai. Jede Zeile der Verurtheilung trifft auch Voß, der mit Nicolai im albernsten Räsonnement auf der ganz gleichen Stufe stand."

Fichte sagt:

„Grundzug unseres Helden war Haß gegen alle positive, bleibende Wahrheit. Sein Protestantismus war die Protestation gegen alle Wahrheit, die da Wahrheit bleiben wollte,

[1]) Literaturgeschichte II. Bd. S. 239.

gegen alles Uebersinnliche und alle Religion; ihm war die Religion nur als Bildungsmittel des Kopfs zum unversiegbaren Geschwätz. Seine Denkfreiheit war die Freiheit von allem Gedachten: die Ungezähmtheit des leeren Denkens ohne Inhalt und Ziel. Freiheit des Urtheils war ihm die Berechtigung, für jeden Stümper und Ignoranten, über alles sein Urtheil abzugeben. . . Der Ernst der neuen Philosophie, das Zeitalter zum Redestehn, und zur Entscheidung zwischen Ja und Nein zu bringen, erschien ihm als sträfliche Anmaßung; er sah in ihren Sätzen nichts als Meinungen, die nicht besser sein wollen dürften als andere Meinungen. Seine Bibliothek fand Beifall. Der geringste unter den Lesern glaubte sich selbst zu lesen; gerade so hatte er sich die Sache auch von jeher gedacht, und nur nicht den Muth gehabt, es sich laut zu gestehn. Die Unmündigen erhielten die Sprache, und das gefiel ihnen. In der That hat er auf seine Zeitgenossen gewirkt, und ist, zwar nicht öffentlich anerkannt, aber wirklich der Urheber eines großen Theils des Meinungssystems gewesen, welches die Mittelmäßigkeit zu dem ihren gemacht hatte . . . Er trug kein Bedenken, alles was ihm durch den Kopf ging, sogleich auf allen Dächern zu predigen, und es unaufhörlich an allen Ecken den Leuten in die Ohren zu rufen, und ließ sich schlechthin durch nichts irre machen, oder aus der Rede bringen. Das Volk, das nichts arbeiten mag und dem von allen Seelenkräften beinahe nur das Gedächtniß zu Theil geworden, konnte nicht umhin, jene Weißheit sich endlich zu merken. Sie hatten nun längst vergessen, von wem sie alles zuerst gehört hätten. Er aber wußte es, und die schreiende Ungerechtigkeit der Zeitgenossen, um die er sich doch so sehr (nach seiner Meinung nämlich) verdient gemacht, mag viel zu der üblen Laune seines hohen Alters beigetragen haben.“ —

Auch in den letzten Zeiten noch ist Vossens Geschick und Stimmung in seinem Alter ganz mit dem Geschicke Nicolai's zu vergleichen. Auch Voß wurde theils durch die politischen Zeitwirren, theils durch viele auftauchende Dichtergenies in die Rumpelkammer zurückgeworfen; man sprach sehr wenig mehr von ihm und nur durch Prozesse, Krakehle, Streit- und Schmähschriften mußte er seinen Namen zur Erinnerung an ihn unter das Publikum werfen.

Fichte hatte die ihm jedenfalls sehr untergeordneten Sprachkünstler Nicolai u. Comp. in scharfen Umrissen gezeichnet; die konnten sich wohl nicht mehr mucksen, aber an ihn kamen nun die jüngeren philosophischen Kräfte heran und da wurde auch ihm das Leben verbittert. 1801 gab er einen „Sonnenklaren Bericht an das größere Publikum über das eigentliche Wesen der neuesten Philosophie, ein Versuch, die Leser zum

Verstehen zu zwingen" heraus. — Das größere Publikum aber schenkte ihm auch keine Aufmerksamkeit und daher auch kein Verständniß.

25. Wie Schelling, obwohl auch er gegen die Rationalisten auftritt, den Fichte scharf verarbeitet und den Kantianer Reinhold unter das Wasser taucht.

Fichte stichelte aber auch über Schelling; an dem fand er einen gewaffneten und auch sehr groben Gegner. Schelling schrieb dem Fichte am 3. October 1801:

„Ich wundere mich, daß Sie sich über Naturphilosophie einen so willkürlichen Begriff machen, da Sie ja selbst bekennen, daß diese Seite meines Systems eine Ihnen noch völlig unbekannte Region ist. Nicht undeutlich sind Sie der Meinung, durch Ihr System die Natur annihilirt zu haben. Die Natur hat Ihnen keine speculative, sondern nur eine teleologische Bedeutung. Sollten Sie wirklich meinen, daß das Licht nur ist, damit die Vernunftwesen, indem sie mit einander sprechen, sich auch sehn? und die Luft, damit sie, indem sie einander hören, miteinander sprechen können."

Die Ausdrücke Schelling's über seinen Gegner wogen jeder ein schweres Pfund. Schelling drohte Fichte mit einer öffentlichen Darlegung ihrer Differenzen. Fichte schrieb darauf seinem Anhänger Professor Schad in Jena:

„Ich hoffe meine zu Ostern erscheinende neue Darstellung soll Schelling's Vorgeben, daß er mein System, welches er nie verstanden, weiter geführt habe, in seiner ganzen Blöße darstellen."

Darauf erwiderte wieder Schelling mit neuen Drohungen. Am derbsten wurde der Philosoph Reinhold bedient, der in Wien Freimaurer wurde, dem Barnabitenorden in Wien entfloh, sich auf kantische Philosophie verlegte, in Weimar vom Vater Wieland mit dessen siebenzehnjähriger Tochter beglückt wurde und bei philosophischen Kämpfen damaliger Zeit in kleinen Rollen aufzutreten versuchte. Er war ein begeisterter Lobredner und Vertreter der Kant'schen Philosophie (die damals im Schwunge war), was ihm weiter half. Er sagte einmal: in hundert Jahren wird man statt den Namen Christi

den Namen Kant's nennen! Als Schelling auftrat, verdarb er dem Reinhold das ganze Concept durch die jugendlich Schelling'sche notorische Grobheit. Der Reinhold kam dem Schelling gerade vor der Ausgabe des ersten Heftes des „Kritischen Journals" in den Wurf. Schelling nannte ihn darin wiederholt[1]) „einen Dummkopf, ein Individuum mit einem Abgrund von Absurdität, das nichts als Schlamm und Unrath mit sich führe, einen Narren, der sein zusammengestohlenes Exercitium für eine neue Philosophie halte, einen lackirten Gassenjungen, einen trockenen Schleicher, einen Schwachkopf;" — mit ähnlichen Wurfgeschossen aus der naturphilosophischen Rüstkammer wurden zu gleicher Zeit von Schelling auch Krug, Weiß, Rückert und andere Weltweise der damaligen Periode traktirt. So kämpften Philosophen und Schriftsteller an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts und lieferten schon damals ein vom bengalischen Feuer beleuchtetes Schlachtentableau aus dem Kampfe um das philosophische Dasein.

Wir werden über diesen Reinhold ein eigenes historisch-philosophisches Gemälde in „Tugendbolde der Aufklärung" bringen. Wieland gab dem philosophischen Jüngling seine älteste Tochter und der Schwiegervater besorgte ihm dafür in Jena einen philosophischen Lehrstuhl.

Man erzählt sich bis in die neueste Zeit hinein sehr viele ähnliche Geschichten, in denen überflüssige Töchter nur unter der Bedingung auf dem Sklavenmarkte gekauft werden, daß dem Käufer als Zugabe ein Lehrstuhl mit Gehalt verliehen wird, das gehört in das Gebiet der unterirdischen Aesthetik und derlei Vorgänge, um minder werthvolle Handelsartikel an den Mann zu bringen, werden immer nach einem anerkennenswerthen Zunftgebrauch todtgeschwiegen; freilich fragt sich dann öfter die böse Welt nach dem alten Studentenliede: „wo ist der lederne (oder kathederne) Herr Papa?"

26. Wie Klopstock und Voß als Cultivirer des Hexameter- und Odenmaßes zusammenhalten.

Wenn wir vor der religiösen Gesinnung und dem sittlichen Leben Klopstock's eine diesen Eigenschaften

[1]) Julian Schmid II. 256.

des Mannes schuldige Achtung haben, so lassen wir uns dadurch nicht zu einer Ueberschätzung seiner Dichtergabe bestimmen, ebenso wie wir bei Göthe das wahrhaft kolossale Dichtergenie bewundern, aber uns deshalb nicht zu einer Bewunderung seines Nihilismus und der sittlichen Richtung in seinem Leben und Dichten bestimmen oder zwingen lassen können.

Eine so vollendete Handhabung der Sprache, wie sie Göthe zu Gebote gestanden, war für Klopstock eine reine Unmöglichkeit. Er konnte mit seinem Talent die Ode und den Hexameter cultiviren. Terzinen, Sonette, Ottave-Rime, südliche Formen konnte er nicht zu Stande bringen; das fühlte er und die beiden, Voß und Klopstock, waren in ihrer Werthschätzung darin ähnlich, daß sie die Dichter, die in Reimen etwas leisten konnten, mit Geringschätzung abzuthun suchten. Von diesem Umstande gibt das Trostgedicht Klopstock's unter dem Titel: „An Johann Heinrich Voß" ein einerseits ebenso glänzendes als anderseits glanzloses Zeugniß.

„Zween gute Geister hatten Mäonides'
Und Maro's Sprachen, Wohlklang und Sylbenmaß.
Die Dichter wallten, in der Obhut
Sichrer, den Weg bis zu uns herunter.

Die spätern Sprachen haben des Klanges noch wohl;
Doch auch des Sylbenmaßes? Statt dessen ist
In sie ein böser Geist mit plumpem
Wörtergepolter, der Reim, gefahren.

Red' ist der Wohlklang, Rede das Sylbenmaß;
Allein des Reimes schmetternder Trommelschlag
Was der? Was sagt uns sein Gewirbel,
Lärmend und lärmend mit Gleichgetöne?

So weit wie Maro kam und Mäonides
Mit Liedestanze, kämen mit ihrem Reim
Die Neuern? unter seinem Schutze
Sichrer im Gange, da ganz hinunter?"

Schon diese 4 Strophen allein genügen, um zu beweisen, was wir zuvor über Klopstock's Begabung als Dichter bemerkt haben. Reime, wie Schiller und Göthe, konnte Klopstock nicht machen; auch Voß, der noch etwas mehr Talent zum Reimen hatte, brachte es im Reim nicht viel über die gereimte Bieder-

meierei und spießbürgerliche Gratulationspoesie hinaus. In einer neuen Schrift[1]) heißt es:

„Aber er (Klopstock) zuerst befreite den ganzen Wohllaut der deutschen Rede von seinen Fesseln. Den Reim verschmähte er in den Oden ebensowohl wie im Messias, er verachtete ihn als plumpes Wörtergepolter, und schmetternden Trommelschlag, lärmend und lärmend mit Gleichgetöne. An seiner Statt zog er die Horazischen Sylbenmaße, und mit ihnen die Kühnheit der antiken Odensprache wieder hervor, oder er versuchte sich in selbsterfundenen, theilweise sehr glücklich gefügten Metren."

Muncker fährt nun fort, die großen Verdienste Klopstock's auseinanderzusetzen; aber den obigen Ausspruch: Klopstock verschmähte den Reim in den Oden, und verachtete ihn als plumpes Wörtergepolter u. s. w., meinen wir dahin berichtigen zu sollen: das Reimemachen war eben nicht das Talent Klopstock's. Ein Gedicht wie Schiller's Glocke z. B. hätte Klopstock, selbst wenn ihm die Gedanken dazu flüssig gewesen wären, in dieser leicht vollendeten Form, nie und nimmer zu Stande gebracht.

Wir haben aus den 22 Strophen Klopstock's nur vier ausgewählt. Was soll das Berufen auf Römer und Griechen? Die griechische Sprache ist gar nicht und die lateinische in der eigentlich klassischen Zeit auch nicht reimfähig. Nur zwei mittelalterlichen Dichtern ist es gelungen, zwei Monumentalhymnen in Reimen zu verfassen, und diese beiden waren merkwürdiger Weise Italiener, der eine ein Vater der italienischen Poesie, der Vorläufer Dantes, Jacopone da Todi, den Dante, wie es Nanucci nachweist, auswendig gelernt und sich an ihm gebildet hat. Er ist der Verfasser des Hymnus Stabat mater, und des mächtigen Liedes De contemptu mundi. Das Dies irae wird dem Franziskaner Thomas a Celano zugeschrieben; jedenfalls ist ein Italiener Verfasser desselben. Daß der heidnische Genußmensch und Liebhaber der poetischen Faulenzerei, Horaz, auf den Gedanken einer Schilderung des Weltgerichtes nicht gekommen, das versteht sich von selbst; man kann sagen, bei diesem Hymnus haben die gewaltigen Gedanken des Stoffes die Sprachformen weich gehämmert, und zu einer

[1]) Lessings persönliches und literarisches Verhältniß zu Klopstock. Von Franz Muncker, Frankfurt, liter. Anstalt 1880. S. 22.

leichten, wie von selbst erklingenden Reimmusik geschaffen. Das Dies irae ist ein unicum in der lateinischen Poesie. Das ist eben so wenig ein „plumpes Wörtergepolter" (wie Klopstock die Reimpoesie nennt) als Schiller's Glocke ein plumpes Wörtergepolter ist, so ein plumpes Wörtergepolter konnte eben nur Schiller schaffen; da ist jede Strophe Poesie und vollendete Sprache im Reim; da hat der Dichter seine schönen und erhabenen Gedanken in der schönsten und würdigsten Sprachform ausgeprägt. Wenn wir den Dichter dort bewundern, wo er seines Gegenstandes Meister ist, und auch die Sprache und Bildermacht besitzt, den Gedanken zu bemeistern; so erscheint er uns klein, wenn er die höchsten Lebensfragen mit ein paar Zeilen abfertigen will, oder wo er Wissenschaften geringschätzig behandelt, die er sich nicht angeeignet hat.

So sind z. B. „Mein Glaube":

„Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst. — Und warum keine? Aus Religion."

oder „der beste Staat":

„Woran erkenn' ich den besten Staat? Woran du die beste
Frau kennst — daran, mein Freund, daß man von beiden nicht spricht."

oder „Astronomische Schriften":

„So unermeßlich ist, so unendlich erhaben der Himmel,
Aber der Kleinigkeitsgeist zog auch den Himmel herab."

Da hätten wir auf einmal Galilei, Keppler, Newton und Secchi als Kleinigkeitskrämer.

Ebenso „an die Astronomen":

„Schwatzet mir nicht so viel von Nebelflecken und Sonnen,
Ist die Natur nur groß, weil sie zu zählen euch gibt?
Euer Gegenstand ist der erhabenste freilich im Raume,
Aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht."

Dieses suffisante, vornehme Abthun der wichtigsten Lebens- und Wissenschaftsfragen ist eben eine Spielerei. Was da Schiller über Religion, den besten Staat, über Astronomie sagt, das hat ja doch gar keine Bedeutung, aber eine Menge von bornirten Köpfen freut sich, so in kurzem ein fertiges Urtheil bei jeder Gelegenheit hersagen, sich dabei auch auf

einen großen Dichter berufen zu können, und mit der Autorität seines Namens jeden niederzuschlagen, der an der Weisheit des Widerkäuers und Hersagers einer derartigen kurzen nichtssagenden Sentenz zweifeln möchte.

27. Göthe's Urtheile über Voß.

Eckermann (in den Gesprächen mit Göthe) berichtet vom 7. October 1827, Göthe sei mit ihm nach Jena gefahren, und habe ihm das Haus gezeigt, in dem Voß vor Jahren gewohnt.

„Hier hat Voß gewohnt" sagte er, und ich will Sie doch auch auf diesen klassischen Boden einführen. Wir durchschritten das Haus, und traten in den Garten. Von Blumen und anderer Art feiner Cultur war wenig zu spüren, wir gingen auf Rasen unter lauter Obstbäumen. „Das war etwas für Ernestinen," sagte Göthe, „die auch hier ihre trefflichen Eutineräpfel nicht vergessen konnte, und „die sie mir rühmte, als etwas ohne Gleichen." Es waren eben die Aepfel ihrer Kindheit gewesen, darin lag's. Ich habe übrigens hier mit Voß und seiner trefflichen Ernestine manchen schönen Tag gehabt, und gedenke der alten Zeit sehr gerne. Ein Mann wie Voß wird übrigens so bald nicht wiederkommen. Es haben wenig andere auf die höhere deutsche Cultur einen solchen Einfluß gehabt, als er. Es war an ihm alles gesund und derb, weßhalb er auch zu den Griechen kein künstliches, sondern ein rein natürliches Verhältniß hatte, woraus denn für sie und andere, die herrlichsten Früchte erwachsen sind. Wer von seinem Werthe durchdrungen ist wie ich, weiß gar nicht, wie er sein Andenken genug ehren soll."

Göthe pflegte eben oft Mittelmäßigkeiten sehr großmüthig zu behandeln, er lobte selbige über die Maßen; an Schiller fand er meist etwas zu nörgeln, wenn auch nicht an seinem Genie, aber doch an der Anwendung desselben, und an seinen Sonderbarkeiten. Im selben oben angeführten Gespräch ging Göthe von Voß auf Schiller über. Wir bringen diese Aeußerungen Göthe's als kleinen Beleg, wie Schiller nicht so gut durchkam. Ähnliche Aeußerungen haben wir in unserer Schrift „Friedrich Schiller u. s. w. Wien 1887" angeführt.

„Göthe lenkte das Gespräch auf Voß zurück. „Er war mir sehr werth" sagte er, „und ich hätte ihn gern der Akademie (in Jena) und mir erhalten. Allein die Vortheile, die man ihm von Heidel-

berg anbot, waren zu bedeutend, als daß wir bei unsern geringern Mitteln sie hätten aufwiegen können. Ich mußte ihn mit schmerzlicher Resignation ziehen lassen."

„Ein Glück für mich war es indeß," fuhr Göthe fort, „daß ich Schillern hatte. Denn so verschieden unsere beiderseitigen Naturen auch waren, so gingen doch unsere Dichtungen auf Eins, welches denn unser Verhältniß so innig machte, daß im Grunde keiner ohne den andern leben konnte." Göthe erzählte mir darauf von seinem Freunde einige Anekdoten, die mir sehr charakteristisch erschienen. „Schiller war, wie sich bei seinem großartigen Charakter denken läßt, ein entschiedener Feind aller hohlen Ehrenbezeugungen und aller faden Vergötterung, die man mit ihm trieb, oder treiben wollte. Als Kotzebue vorhatte, eine öffentliche Demonstration zu seinem Ruhme zu veranstalten, war es ihm so zuwider, daß er vor innerm Ekel fast darüber krank wurde.[1]) Ebenso war es ihm zuwider, wenn ein Fremder sich bei ihm melden ließ. Wenn er augenblicklich behindert war, ihn zu sehen, und er ihn etwa auf den Nachmittag 4 Uhr bestellte, so war in der Regel anzunehmen, daß er um die bestimmte Stunde vor lauter Apprehensionen krank war. Auch konnte er in solchen Fällen gelegentlich sehr ungeduldig und wohl auch grob werden. Ich war Zeuge, wie er einst einen fremden Chirurgus, der, ihm seinen Besuch zu machen, bei ihm unangemeldet eintrat, sehr heftig anfuhr, so daß der arme Mensch ganz verblüfft nicht wußte, wie schnell er sich sollte zurückziehen."

„Wir waren, wie gesagt, und wie wir alle wissen", fuhr Göthe fort, „bei aller Gleichheit unserer Richtungen, Naturen sehr verschiedener Art, und zwar nicht bloß in geistigen Dingen, sondern auch in physischen. Eine Luft, die Schillern wohlthätig war, wirkte auf mich wie Gift. Ich besuchte ihn eines Tages, und da ich ihn nicht zu Hause fand, und seine Frau sagte, daß er bald zurückkommen werde, so setzte ich mich an seinen Arbeitstisch, um mir dies und jenes zu notiren. Ich hatte aber noch nicht lange gesessen, als ich mich von einem innerlichen Uebelbefinden überschlichen fühlte, was sich nach und nach steigerte, so daß ich endlich einer Ohnmacht nahe war. Ich wußte anfänglich nicht, welcher Ursache ich diesen elenden, mir ganz ungewöhnlichen Zustand zuschreiben sollte, bis ich endlich bemerkte, daß aus einer Schieb-

---

[1]) Daß „Schiller vor innerem Ekel über diese Geschichte fast krank wurde," diktirt hier Göthe seinem allezeit getreuen Geheimschreiber; dem Geheimrath war es bei diesem Diktat offenbar darum zu thun, die Schuld der Intrigue gegen diese Krönung von sich abzuwälzen. Daß Schiller vor innerem Ekel über diese Affaire fast hätte krank werden können, das wollen wir gerne zugeben. Wir ersuchen den Leser, in „Friedrich Schiller, von S. Brunner, Wien 1887", die Nrn. 15, 16 und 17 mit dem historischen Verlauf dieser Affaire nachzusehen, um zu erfahren, wie schlau Göthe oben den Kotzebue als den Verursacher von Schiller's „Ekel" hinzustellen sucht.

lade neben mir ein sehr fataler Geruch strömte. Als ich öffnete, fand ich zu meinem Erstaunen, daß sie voll fauler Äpfel war. Ich trat sogleich an ein Fenster, und schöpfte frische Luft, worauf ich mich denn augenblicklich wieder hergestellt fühlte. Indeß war seine Frau wieder hereingetreten, die mir sagte, daß die Schieblade immer mit faulen Aepfeln gefüllt sein müsse, indem dieser Geruch Schillern wohlthue, und er ohne ihn nicht leben und arbeiten könne."

Das ist wohl von Schiller's Frau oder von Göthe etwas hyperbolisch gesprochen, denn 5 Monate mindestens gibt es keine faulen Aepfel. Wer aber auf jedes Wort des Diktando schwört, welches Eckermann über und von Göthe niedergeschrieben, der wird auch hier sagen: Es sind doch auch da faule Aepfel darunter!

Eckermann, 14. November 1823:

„Es ist betrübend," sagte Göthe „wenn man sieht, wie ein so außerordentlich begabter Mensch (Schiller) sich mit philosophischen Denkweisen herumquälte, die ihm nichts helfen konnten. Humboldt hat mir Briefe mitgebracht, die Schiller in der unseligen Zeit jener Speculation an ihn geschrieben. Man sieht daraus, wie er sich damals mit der Intention plagte, die sentimentale Poesie von der naiven ganz frei zu machen. Aber nun konnte er für jene Dichtart keinen Boden finden, und dies brachte ihn in unsägliche Verwirrung. Und als ob", fügte Göthe lächelnd hinzu, „die sentimentale Poesie ohne einen naiven Grund, aus welchem sie gleichsam hervorwächst, nur irgend bestehen könnte."

„Es war nicht Schiller's Sache," fuhr Göthe fort, „mit einer gewissen Bewußtlosigkeit, und gleichsam instinktmäßig zu verfahren, vielmehr mußte er über jedes, was er that reflektiren, woher es auch kam, daß er über seine poetischen Aufsätze nicht unterlassen konnte sehr viel hin und her zu reden, sodaß er alle seine spätern Stücke, Scene für Scene, mit mir durchgesprochen hat."

„Dagegen war es ganz gegen meine Natur, über das, was ich von poetischen Plänen vorhatte, mit irgend jemand zu reden, auch nicht mit Schiller. Ich trug alles still mit mir herum, und Niemand erfuhr in der Regel etwas, als bis es vollendet war. Als ich Schillern meinen „Hermann und Dorothea" fertig vorlegte, war er verwundert, denn ich hatte ihm vorher mit keiner Silbe gesagt, daß ich dergleichen vorhatte."

Wir haben hier nur jene Aeußerungen über Schiller gebracht, welche von Göthe am selben Tage (27. October 1827) dem Eckermann diktirt wurden, an dem er sich eben früher lobend über Voß erklärt hatte. Dem Psychologen wird der Uebergang auf Schiller, und die Urtheile über denselben sicher einiges Interesse gewähren.

Göthe über Voß, den Homerübersetzer. Eckermann II. S. 84. 8. April 1829:

„Voß hat sicher eine treffliche Uebersetzung von Homer gemacht; aber es wäre zu denken, daß Jemand eine naivere, wahrere Empfindung des Originals hätte besitzen, und auch wiedergeben können, ohne im Ganzen ein so meisterhafter Uebersetzer wie Voß zu sein."

Wieder ein Beweis, wie Göthe oft Mittelmäßigkeiten lobte, die tief unter ihm standen.

Schiller über Voß.[1]) Jena 20. October 1795:

„Sie urtheilen von dem Vossischen Almanach günstiger, als ich bis jetzt vermag. Ich weiß schlechterdings nicht, wie ich der Härte und Undeutschheit seiner Sprache (ich begehe selbst eine, indem ich davon spreche), bei so vieler Trivialität oft Plattitüde des Gedankens entschuldigen soll. Wenn es ja so schwer ist, ein edles Gefühl, einen gehaltreichen Gedanken leicht und schön auszudrücken, so sollte wenigstens das Gemeine angenehm klingen, und das rauhklingende den Geist durch Gehalt entschädigen. Doch das sei unter uns gesagt."

Dieses Urtheil, an dessen Veröffentlichung Schiller sicher nicht gedacht hat, (es wurde auch erst 40 Jahre nach Schiller's Tod publicirt), ist eben deßhalb besonders gewichtig.

28. Urtheil über Vossens intimen Freund Paulus.

Ein neues protestantisches Urtheil über Vossens Intimus, den Heidelberger Paulus, haben wir gefunden in: „Herzogs Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche." Hinrichs, Leipzig 1880. 6. Bd. S. 354:

Dr. Paulus aus Heidelberg, der seinen Ruf durchaus nicht seinem Geist und seiner Gelehrsamkeit, sondern nur dem Umstand verdankte, daß er sich zum Heerführer des in seiner Zeit herrschenden geistlosesten Rationalismus aufgeworfen, hat seine Glorie bereits auch in der protestantischen Gelehrtenwelt überstanden, indem seine Schriften der Seichtigkeit und Langweile beschuldigt werden. —

Wir haben früher nachgewiesen, daß der Mann nicht einmal die deutsche Sprache handhaben konnte, und

[1]) Briefe Schiller's und Göthe's an A. W. Schlegel. Leipzig, Weidmann 1846. S. 6.

ihm bei einem unverständlichen Phrasenschwulst Logik und Syntax gefehlt hat. Zöckler sagt über ihn, in der Biographie des kath. Theologen Hug:

„Namentlich gegenüber der faden und seichten Natürlicherklärung eines Paulus, und der kritischen Mythentheorie eines D. F. Strauß hat Hug die Glaubwürdigkeit der neutestamentlichen Schriften mit bedeutendem Nachdruck und Geschick verfochten. Gegen Paulus trat Hug in mehreren veröffentlichen Abhandlungen auf, in der Zeitschrift für die Geistlichkeit des Erzbisthums Freiburg, namentlich in seinem Gutachten über Dr. Paulus' „Leben Jesu" u. s. w."

Es ist besonders bemerkenswerth, diese zwei Koryphäen des sinnlosesten und unhaltbarsten Rationalismus (Paulus und Voß), welche demselben in Theologie und Belletristik Bahn brechen wollten, in neuer Zeit auch von protestantischen Gelehrten mit aller Entschiedenheit verurtheilt, und in diesen Verurtheilungen die Talent- und Geschmacklosigkeit wie auch die sehr bescheidene Gelehrsamkeit derselben besonders hervorgehoben zu sehen.

29. Die Perfidie des Paulus in der Verfolgung des Dichters Rückert.

Der Apostel des Rationalismus, Gottlob Paulus, ist jedenfalls mehr Menschenschimpfer als Gottlober gewesen; er besaß nach vielen ehrenhaften zeitgenössischen Zeugen ein neidisches, mißgünstiges Wesen. Als Rückert unter dem Namen Freimund Reimar 1814 in Heidelberg sein erstes Werk „Deutsche Gedichte" herausgab, war Gottlob Paulus der erste, der den Rückert kritisch zu ruiniren suchte. Den Vorgang erzählt Beyer[1]) in einem eigenen Capitel (S. 108—112), dem wir nur folgende charakteristische Passagen entnehmen:

„Professor H. E. Gottlob Paulus, der sogenannte aufgeklärte „Denkgläubigkeitsprofessor" war es, welcher den jungen Dichter in den Heidelberger Jahrbüchern (1814. Nr. 49, S. 775 u. s. f.) kritisch anpfiff, und mißliebig benäselnd verhöhnte,

[1]) Nachgelassene Gedichte Friedrich Rückert's und neue Beiträge zu dessen Leben und Schriften. Von Dr. Beyer in Eisenach. Wien, Braumüller 1877.

um seinen seither völlig vergessenen Liebling, den Preuß. Geheimrath Stägemann, zu Ungunsten Rückert's glorificiren zu können." —

Beyer schildert aus Stellen dieser Paulus-Kritik, welche knabenhafte Bosheit, Kleinlichkeit und Nergelei der Denkglaubensprofessor loslegte, der übrigens ebenso wenig Gedanken als Glauben besaß, ja den die Logik oft aus dem Sattel warf und auf den Boden setzte und der nur seinem Geschrei über und für „Freisinnigkeit" seine Gloire für die erste Hälfte seines langen Lebens verdankte.

Dr. Beyer schließt seine Besprechung der kleinlichen Bosheit des Paulus wie folgt (S. 112):

„Professor Paulus aber, das wird man ihm zur Strafe für seinen gehässigen Hohn für alle Zeiten nachreden, hat sich trotz seiner unschätzbaren Freisinnigkeit an Rückert eben so gründlich geirrt, wie Göthe, als er die erste Auflage der Uhland'schen Gedichte hinter den alten Ofen geworfen, und später noch das ganze, doch so geistig regsame Schwabenland im Voraus verdonnerte, da aus jener Gegend, wo Uhland wohne, nie etwas Gutes kommen könne." —

Göthe's Lobsinger waren oft so ungestüm, daß es ihnen nicht genug war, wenn einer das Genie des Dichters vollkommen anerkannte, er durfte auch über seine Weltanschauung, seinen Charakter, sein sittliches Leben sich in keiner Weise mucksen. In einer wahrhaft künstlerischen Form hat Rückert einmal alle zu verdonnern und einzuschüchtern gesucht, welche sich auch nur ein mißliebiges Wort gegen Göthe erlaubten. Als Albert Knapp, der schwäbische Sänger geistlicher Lieder, sein Bedenken über Göthe's Heidenthum aussprach, ist Rückert so über ihn hergefahren in Reimen, wie einst Paulus über den Rückert hergefahren ist in dürftiger Prosa:

„Daß Göthe werden darf mißhandelt ungerochen,
Das hat mein Selbstgefühl und Weltvertraun gebrochen.

Pfui dem Geschlechte, dem der Zorn in's Angesicht
Nicht steigt, wenn kleiner Sinn Hohn großen Todten spricht.

An Manen glaubt ihr nicht, sonst würden sie euch mahnen,
Und Ahnen ehrt ihr nicht, sonst würdet ihr dies ahnen.

Der Geist, der unter euch viel Geister hat gezeugt,
Der Geist, der euern Geist laut vor der Welt bezeugt,

Von jedem Hudler laßt ihr dessen Namen hudeln,
Von jedem Sudler frech sein Ehrenmal besudeln.

Den Namen, den ich nie ohn' Ehrfurcht nenne: Göthe,
Beschmuzt wird, Niemand wehrt's, mit eklem Gift die Kröte,

Die sich noch rühmt, weil sie den Lebenden beschmitzt
Schon habe, dürfe sie's auch thun am Todten itzt."

Diese Reime sind allerdings sehr kräftig, sie sind dichterische Zornesadergeschwulst, hoher Begeisterung für die Ehre Göthe's Zeugniß gebend; wir führen sie hier an, ohne uns im Urtheile über Göthe's „Wahlverwandtschaften", Elegien u.s.w. irre machen und ohne uns zu einem Zeugniß zwingen zu lassen, daß Göthe durch seine Bordellscenen in der Schweizerreise und im „Tagebuch" sich als ein lebendiges Vorbild für die deutsche Jugend geeignet gemacht habe.

Rückert muß auf Knapp einen ganz absonderlichen Zorn gehabt haben, als er ihm Verbrechen aufheften will, an welche Knapp bei seiner Kritik über Göthe's Heidenthum offenbar gar nicht gedacht hat:

„Die ihr die Welt entehrt, zu geben Gott die Ehre,
Ein schlechtes Zeugniß gebt ihr selber eurer Lehre.

Gott selbst in Ehren will die Welt gehalten wissen,
Sonst hätte sie sein Wort um Nichts dem Nichts entrissen.

Er hat sie hell gemacht, ihr wollt sie finster machen,
Er hat an Menschen Lust, an Würmern ihr und Drachen.

Halb Drachen feuerspei'nd, halb angstgewundne Würmer,
Des ird'schen Heiligthums, der Dichtkunst Bilderstürmer.

O Zeit, daß scheulos sich an's Taglicht wagen Eulen
Und siegreich Nachtigallgesänge widerheulen!

Die seh'n in Raphael's Verklärung Teufelsfratzen
Und Bilder vom Scheol im Herzen, Liebe schwatzen.

Macht euch zur Lust nur Qual und schwelgt im Jammerthal,
Und nie licht' eure Nacht ein Gottesfreudenstrahl.

Die Lehre, die nicht rein das Herz, wie Sonnenschein
Erfüllt, erfreut, erhebt, kann nicht vom Himmel sein."

Hier hat sich Rückert den armen Albert Knapp (als Zielscheibe auf einer Schießstätte) als eine vollkommen verzerrte Karikatur auf ein Brett gemalt, um auf dieses Zerrbild der eigenen Phantasie einige Ladungen mit sittlicher Entrüstung losknallen zu können! Was hier Rückert dem

Knapp vorwirft d. h. was er ihm nachsagt, das ist ja doch complete Lüge. Knapp wollte ja die Welt nicht finster machen, wenn er den Göthe als Musterbild für Sittlichkeit und Tugend nicht hinstellen wollte, er wollte kein Bilderstürmer der Dichtkunst sein, sondern meinte nur, daß die Dichtkunst, wenn sie in's Heidenthum versinkt, auch die Früchte des Heidenthums zu Tage fördern muß. Knapp hat niemals ausgesprochen und auch durch keine seiner Aeußerungen Veranlassung gegeben, daß man ihm die Beschuldigung in's Gesicht sagen konnte: „er sehe in Raphael's Verklärung nur Teufelsfratzen"; somit ist die ganze Zorneswuth Rückert's unbegründet, seine Beschuldigungen sind ungerecht und seine Schlußbombe verknallt, ohne den ungerecht beschuldigten Knapp zu verletzen:

„Die Lehre, die nicht rein, das Herz wie Sonnenschein
Erfüllt, erfreut, erhebt, kann nicht vom Himmel sein."

Das hieße nun in trockener Prosa logisch wiedergegeben: Wenn ein positiver Christ die oft plan daliegende heidnische Gesinnung und die entschiedene Unsittlichkeit in Göthe's Schriften nicht als „einen Freudenstrahl Gottes" anerkennt, so bekennt er sich zu einer Lehre, die das Herz nicht rein, wie Sonnenschein erfüllt, und die Lehre eines solchen Menschen kann nicht vom Himmel sein.

Wenn sich nun die sogenannte sittliche Entrüstung so weit versteigt, daß sie aus lauter sittlicher Entrüstung sich im Interesse der Unsittlichkeit ereifert, so muß sie offenbar in eine unsittliche Entrüstung umschlagen.

Rückert war ohne Zweifel ein hochbegabter Dichter, aber so hochbegabt er als Dichter war, so unstät, schwankend, vom Winde der Mode und der sogenannten öffentlichen Meinung herumgetrieben war er in seiner Weltanschauung. Er wußte nie recht, wem er angehörte.

In seiner Jugend dichtete er ein Adventlied, das sogar im Königl. Württembergischen Gesangbuch paradirt und zur Erbauung gesungen wird; in den Ghaselen des Mewlana-Dscheladdin Rumi erscheint er als mystischer Allvergötterer. In den dreißiger Jahren huldigte er der Mode, das Christenthum als eine Krankheit zu betrachten:

„Die Luft der Welt ist durch das Christenthum verdorben."

Darauf dichtete er:

„Ich war schon ziemlich ein Christ
Und wäre es mehr noch geworden,
Bis mir verleidet ist
Auf einmal der ganze Orden.
Ihr machtet es mir zu toll,
Mit eurem christlichen Leide;
Mein Herz ist noch freudenvoll,
Darum bin ich ein Heide.
Bricht einst mein Lebensmuth,
Dann könnt ihr vielleicht mich erwerben,
Denn eure Lehre ist gut,
Zu nichts auf der Welt als zum Sterben."

Rückert hatte über die Lieder Knapp's geschimpft, ohne selbe (nach eigenem Geständniß) gelesen zu haben, nur weil er von der christlichen Grundlage derselben gehört. Als Rückert selbe gelesen, schrieb er an Knapp:[1])

„Ihre eigene Poesie, was allein Sie dafür halten, ist in anderen Sphären. Aber ich wünschte, daß Sie aus jenen Höhen, wo einem der Athem vergeht, etwas herabstiegen, und die Fülle Ihrer bildenden Kraft zum Schmuck des Irdischen anwendeten. Sie sehen, ich möchte Sie zu weltlichen Poesien bekehren, wie Sie mich zu geistlichen. Ich gestehe Ihnen nämlich, daß ich erst seit kurzem Ihre geistlichen Lieder gelesen habe, die ich früher als außerhalb der poetischen Sphäre fallend abwies. Ich habe mich nun gefreut an der Gediegenheit, Anmuth und Fülle der Darstellung, aber geärgert an dem Hinstarren auf einen Fleck, ins Blaue, wo keine Gestalt ist, und an der leidenschaftlichen Herabwürdigung von allem bloß menschlich Guten und Schönen, menschlicher Tugend und menschlicher Kraft, ohne welche das Leben und die Geschichte still stände." —

Also Rückert hat gegenüber Knapp seine menschlich sittliche Entrüstung verwerthet, ehe er dessen Gedichte gelesen; nachdem er sie gelesen, findet er selbe nicht so übel, er will aber nicht zum Rückzug blasen; und bezeichnet Knapp's wiederholte christliche Anschauung von der Haltlosigkeit und Vergänglichkeit aller irdischen Lust und Freude als leidenschaftliche Herabwürdigung von allem bloß menschlich Guten und Schönen. Nun, es gibt aber auch eine recht leidenschaftliche Ueberschätzung der irdischen Güter, des menschlich Guten und Schönen, diese Ueberschätzung und Anpreisung

---

[1]) Beyer: Nachgelassene Gedichte Rückert's. Wien 1877. S. 203.

taugt aber nur für Leute, welche Jugend, Gesundheit und Mittel haben, sich das menschlich Gute und Schöne anzueignen zu können, die größte Mehrheit der Menschen ist arm und in elenden Verhältnissen — —, darum wird die frohe Botschaft gerade zunächst den Armen gepredigt, die von den Gütern dieser Erde nicht geblendet sind, denen das menschlich Schöne nicht zugänglich ist, die im Diesseits auch nicht einmal einen Scheintrost haben, und die somit ein offenes Herz für den Glauben an die unvergänglichen Güter besitzen. Nun war es aber mit dem Liberalisiren und Irreligiös-Prahlen nicht so ernst gemeint.

Im Sommer 1861 dichtet Rückert wieder unter dem Titel: „Leben wir, so leben wir dem Herrn.“

„Leben wir, so leben wir dem Herren,
Sterben wir, so sterben wir dem Herrn.
Wer kann uns zu ihm den Zugang sperren,
Er ist überall und nirgends fern.

Dessen Hand durch's Leben uns geleitet,
Auch im Tode bleibt uns ihr Geleit;
Wer die Zeit mit Gottvertraun durchschreitet,
Geht mit Gottvertraun zur Ewigkeit.

Deine Hand wird schützend mich bedecken,
Wo des Grabes Dunkelheit mich deckt.
Aus dem Grabe wird dein Hauch mich wecken,
Der den Lenz im Winter auferweckt.“

Ferner unter dem Titel: „Mir nach, spricht Christus, unser Held.“

„Mir nach, spricht Christus, unser Held;
Er war ein Mensch wie du
Und ist nun Herr der Geisterwelt,
Die Herrschaft fiel ihm zu.

Mir nach, spricht Christus, unser Held;
Er schreitet uns voran.
Wir schreiten durch den Kampf der Welt,
Ihm nach die Siegesbahn.

Mir nach, spricht Christus, unser Held;
Zwar sind wir tief beschämt
Vom Bilde, das er vor uns hält,
Doch nicht an Kraft gelähmt.

Mir nach, spricht Christus, unser Held:
Das stärket unsern Muth.
Daß wir sind Einem zugesellt,
Der durch uns Wunder thut.

Mir nach, spricht Christus, unser Held,
Ihr alle groß und klein.
Ein Jeder soll in seinem Feld
Ein Held, ein Christus sein."

Somit hat Rückert mehrere Beweise geliefert, erstens daß die Religiösität in seiner Jugend nicht nachhaltig war, indem er sich davon im Mannesalter emancipirte, dann aber, daß es mit der Irreligiösität nicht ernstlich gemeint sei, indem er nach mancherlei bitteren Erfahrungen in der Schule der Leiden wieder zur verlassenen Religion, zur Hoffnung aufs Jenseits zurückkehrte.

Eine Erklärung für den religiösen Liberalismus d. h. Rationalismus findet sich in dem Umstand, daß Rückert in seiner Jugend sich in den Maurerbund aufnehmen ließ,[1]) und eine der vorzüglichsten Pflichten des Bundes ist, gegen das positive Christenthum zu arbeiten wie wir anderwärts (Mysterien der Aufklärung) aus Maurerbüchern und Schriften historisch nachgewiesen haben.

30. Was Ludwig Tieck [2]) über die Intoleranz rationalistischer Schöngeister sagt.

„Der Dichter ist zum Glück frei, und braucht sich als solcher um theologischen und poetischen Widerstreit nicht zu kümmern. Sonderbar ist es, wenn man ihm anmuthen will, daß seine Phantasie, von Laune und Eingebung regirt, nicht den Göttern des Olymp huldigen will. Dieselbe Beschränktheit ist es, den großen Gestalten und glänzenden Erscheinungen, die die katholische Form des Christenthums in Cultus, Legende, Wundersage, Poesie und Malerei, Musik und Architektur entfaltet und geschaffen hat, das Auge verschließen, oder gar dem Dichter verbieten zu wollen, sich dieses Reiches zu bemächtigen. In jenen Tagen war es um so natürlicher, wenn die Begeisterung diese so ganz untergegangene, verschmähte Liebe wieder verkün-

[1]) Dr. Beyer: Nachgelassene Gedichte u. s. w. Rückert's. Wien 1877. S. 125.

[2]) Im Vorbericht des 11. Theils seiner Schriften S. LXVIII.

digte, und dem Herzen näher bringen wollte; denn wenn das Christenthum selbst vergessen war, so wurde die katholische Form desselben als Blödsinn und Aberwitz, Aberglaube und Pfaffentrug von den Gebildeten charakterisirt. Wenn damals jene Liebe, die sich des Verschmähten und Verhöhnten in Wort und Lied wieder annahm, und das Edle der verkannten alten Zeit verkündigen und rechtfertigen wollte, hie und da gegen die protestantische Form des Christenthums unbillig schien, so ist auch dies mit der allgemeinen Stimmung zu entschuldigen. Denn Unglaube, seichte Aufklärung, Unphilosophie, Haß alles Heiligen und Geheimnißvollen und aller Ueberlieferung galt für Protestantismus und keiner der Gelehrten, viel weniger der Laien konnte die völlige Unwahrheit der verfolgenden Verneiner einsehen, die sich für vorgeschrittene, höher stehende Leute ausgaben." — — —

31. Wie Wieland aus Eifersucht und Neid gegenüber den auftauchenden Romantikern den verunglückten Versuch macht, mit „sittlicher Entrüstung" zu manipuliren. Körner über Voß.

Die vier Heroen in Weimar (Göthe, Schiller, Herder, Wieland) konnten auch nicht immer den Frieden genießen. Göthe und Schiller standen den andern gegenüber gefestigt und unbesiegbar da, aber nicht so Wieland, der den verweichlichten, obscönen Franzosengeist einführte, und in seinen Dichtungen nicht nur der religiösen Sitte, sondern auch dem specifisch deutschen Geiste faunisch gegenüberstand. Er hatte vom schneidigen Witz der andern manche Schlappe erhalten; es ist interessant, seine Klagen über dieselben in Privatbriefen zu hören, in denen er auch seine Furcht vor ihnen ausspricht, die ihn zurückhielt mit ihnen offen anzubinden.

In einem Briefe aus dem Jahre 1799 war er sehr damit einverstanden, daß ein Freund (Wieland's Leben von Gruber 4, 264) „mit einer kleinen Stachelschrift gegen die beiden übermüthigen Gebrüder" (Schlegel) zurückhalte, denn es sei zu hoffen, daß dereinst noch treffliche Männer aus diesen noch mit dem ersten Spieß laufenden Schildknappen Göthe's und Schiller's werden könnten. In einem spätern

Briefe bittet er denselben Freund, sich mit den Gebrüdern Schlegel und Comp. nicht abzugeben.

„Es sind grobe, aber witz- und sinnreiche Patrone, die sich Alles erlauben, nichts zu verlieren haben, nicht wissen, was erröthen ist, und mit denen man sich beschmutzen würde, wenn man auch den Sieg über sie erhielte, welches doch beinahe unmöglich ist, da sie auch geschlagen und niedergeworfen, gleich aufstehn, und es nur desto ärger machen würden." —

Ueber das „Athenäum" der Schlegel sagt Wieland 1798 in einem Briefe an Böttiger:

„Das A. ist eine merkwürdige Erscheinung, und die beiden Dioskuren scheinen eine große Rolle in der literarischen Welt des 19. Jahrhunderts spielen zu wollen. In der That sind sie durch ihre Fähigkeit zu keiner so subalternen bestimmt, wie sie pro tempore unter der Fahne des zeitigen, wahren Statthalters des poetischen Geistes auf Erden spielen."

Wir müssen hier bemerken, daß Schlegel über Göthe schrieb:

„Göthe bleibt der Widerhersteller der Poesie in Deutschland." „Göthe ist jetzt der Statthalter des poetischen Geistes auf Erden."

Diese Lobsprüche auf Göthe verdrossen den von Göthe in Weimar zusammengedrückten Wieland außerordentlich, und der Göthecultus (den der eifersüchtige Dichter tagtäglich in Weimar vor den Augen, und in ganz Deutschland durch den Widerhall seines Ruhmes vernehmen mußte) war dem alten Venuspriester sicher noch weitaus mehr zuwider, als der Cultus der katholischen Kirche, der mindestens seinen Dichterruf unangefochten ließ. In den Briefen Wieland's bricht die Eifersucht über den großen Göthe und die witzigen Schlegel oft flammend empor. Noth und Brot fesselte ihn an Weimar. Er konnte in diesem Kreise, wo er sich oft überflügelt, und in die zweite, dritte Rangstufe herabgedrängt fühlte, seines Lebens nicht mehr recht froh werden.

Der „zeitige wahre Statthalter des poetischen Geistes auf Erden" (Göthe), und die Bewunderer desselben, waren ihm in die Seele hinein zuwider.

Wieland fährt in besagtem Briefe fort:

„Indessen, wenn sie (die Schlegel) es noch eine Zeitlang so treiben, wie in diesem Athenaeo, so werden sie doch nichts als

Irrwische sein, und nicht lucida sidera, wie echten Dioscuren gebührt. Sie werden unter diesem Blüthenstaube hier und da wirklich prächtige Dinge finden, aber auch so viele possirliche Fratzen, Contorsionen und Affensprünge des verschrobensten poetisch philosophischen Aftergenies, daß man seine Lust daran sieht."

Wieland macht nun seine Bemerkungen über die Elegien der Schlegel aus dem Griechischen:

„Es gibt nichts Undeutscheres und Widerlicheres als diese Uebersetzungen, über welche diese Sudelköpfe in poetischer Prosa einen seltsamen Senf hergegossen hatten." „Die Herren (Schlegel) geben sich die Miene, als ob sie uns noch viel zum Lachen geben, wiewohl auch zuweilen unsere Galle in Bewegung setzen würden."

Göthe nannte den Wieland spöttisch: „Die zierliche Jungfrau von Weimar". Wir sehen, daß diese kuriose Jungfrau sehr unzierlich eifersüchtig sich geberden konnte.

Wie unglücklich sich Wieland über die Romantische Schule fühlte, spricht er in einem Briefe an den Buchhändler Göschen 1801 aus:

„Der seit den unvergeßlichen Xenien unter unsere jungen Genies, Studenten, Versemänner und literarische Prätendenten aller Art gefahrene jacobinische Sansculottismus befleckt die Geschichte unserer Literatur und Cultur mit einem schmählichen Flecken, den die Zeit zwar bald genug wegbeizen wird, der aber doch für den Moment einen dreifachen Schaden thut."

1. „Den Charakter unserer Nation einer an Stupidität gränzenden Gleichgültigkeit gegen das Wahre, Schöne und Gute verdächtig zu machen;

2. Die ganze Classe der Gelehrten und Schriftsteller, die so ehrwürdig und vielvermögend sein könnte, in der öffentlichen Meinung tief herabzusetzen, ihres wichtigsten Einflusses zu berauben, und dadurch ihren Verächtern und Verfolgern unter den Großen, und den Aristokraten gewonnen Spiel zu geben.

3. Vielen jungen Leuten, theils für eine kleinere Zeit, theils für ihr ganzes Leben, Kopf, Geschmack und Herz zu verwirren. Aber wie gesagt: Alles will seine Zeit haben; auch diese Periode der schändlichsten Anarchie in der Gelehrtenrepublik wird vorbeigehen, und das unfehlbarste Mittel, ihr Ende zu beschleunigen, wäre, es wie ich zu machen und zu thun, als ob gar keine Schlegels, Tiecks, Bernhardis, Cl. Brentanos, und wie die Gesellen alle heißen, in der Welt wären. Indessen kommt unter der Menge jämmerlicher Ausgeburten angebrannter Köpfe, Lotterbuben und Tollhäusler mitunter ein wirklich witziger Spaß zum Vorschein."

Wenn man diese „sittliche Entrüstung" Wieland's gegen die Romantiker liest, so muß man sich unwillkürlich fragen:

Wie kommt aber dieser Wieland, der lüsterne, lascive Zotenfabrikant, den selbst die jugendlichen Hainbündler den Verführer der Jugend genannt, dessen unsittliche Schriften sie auf einem Scheiterhaufen verbrannt haben, wie kommt dieser Herold der notorischen Schweineglöcknerei dazu, sich als einen Herold des „Wahren, Guten und Schönen" hinzustellen, und sich ganz unverfroren unter die „Gelehrten und Schriftsteller," „die so ehrwürdig und viel vermögend sein könnten," einzureihen, und über Dichter zu klagen, die „vielen jungen Leuten, theils für eine kleinere Zeit, theils für ihr ganzes Leben, Kopf, Geschmack und Herz verwirren"? Das hat ja gerade den Anschein, als ob ein alter wackeliger Faun, der seit Jahren unter seiner Fahne die deutsche Jugend in den Venustempel mit klingendem Spiele hineinzuführen gewohnt war, auf einmal mit seinen Bocksfüßen eine Schwenkung machen, umkehren, und die ihm anvertraute Jugend einem Vestatempel zuführen wollte. Wir erleben hier eine psychologische Erscheinung, die uns zeigt, wie ein Vertreter der altheidnischen Lüderlichkeit aus purer Eifersucht die Maske „sittlicher Entrüstung" vor sein Faungesicht befestigt, und dem „Wahren, Guten und Schönen" zu huldigen vorgibt!! Der arme Wieland — in der Meinung, er habe die jungen Leute durch seine Schriften auf die Bahn der Tugend geführt!!

Körner über Voß an Schiller, 27. October 1799:

„Unter den Meßprodukten der Literatur ist wenig Erhebliches. Voß' Aeneis ist mir ungenießbar. Bei dem Virgil scheint das Unnatürliche, Verworrene und oft dabei Gemeine in der Sprache noch weniger erträglich. Voß' Musenalmach wird den Deinigen nicht verdunkeln, wenn du auch diesmal nicht so reich wärst."

Düntzer über Voß[1]) (1803):

„Mit Voß verkehrte er (Göthe) sehr freundlich, er legte ihm auch „Eugenien" vor, aber der starre Metriker ging damit so unverständig um, daß Göthe es bei der ersten Probe bewenden ließ. Auch die Stunden, die Voß seinem Sohn gab, versiegten bald im Sande."

Die Herder über Voß. Gerade ein Jahr nach Herder's Tode, gab die Frau Herder in einem Briefe an Knebel ihr

[1]) Düntzer: Göthe's Leben, 1880. S. 522.

(respective um so sicherer ihres verstorbenen Gemahls) Urtheil über Vossens Uebersetzung ab. Sie schreibt[1]):

„Vossens großes Verdienst um die Sprachkenntniß hat der Vater (Herder) neidlos anerkannt, aber das Knochengeripp seiner Uebersetzungen ist ja kein lebendiges Wesen, welches uns anspricht! sie ist bloß ein Machwerk für die gelehrten Philologen, die das Verdienst der überwundenen Mühe bewundern.“

Ebendaselbst[2]) schreibt A. Fr. J. Thibaut aus Heidelberg am 8. October 1807 über Voß:

„Voß lebt in niederdeutscher Eingeschränktheit wie immer, und hat sich hier alle bedeutenden Leute fast durchaus abgeneigt gemacht. Mit Creuzer ist er ganz zerfallen. Jetzt tapezirt er mit seinem Sohn sein neues Haus, und verklebt alle reichlich darin angebrachten Wandschränke. Seit 6 Monaten ist von nichts anders bei ihm geredet worden. Ich selbst sehe ihn selten, theils meiner Geschäfte wegen, theils weil er sehr bitter gegen mich gestimmt ist, seitdem ich sein mit Impertinenz angebrachtes Verlangen, daß ich von Dr. Gall hier nichts Gutes sagen soll, rund abgeschlagen habe. Er machinirte hier ordentlich gegen den armen Gall, schimpft gegen ihn an allen Ecken, ohne etwas von ihm gehört, oder gelesen zu haben, und hätte es gar zu gerne dahin gebracht, daß Galls Collegium nicht zu Stande gekommen wäre. Der Sohn leidet noch immer an seinen Lippen und ist sehr verstimmt darüber. Der Vater hält ihn scharf in geistiger Zucht, und sagt es laut: daß sein Sohn väterliche Lehren vertragen werde. Auf diese Art wird denn wohl der Apfel nicht weit vom Stamme fallen. Die lobpreisende Recension des Voß'schen Horaz in der Jenaer Allg. Lit. Zeit. ist von Voß dem Sohn, wie dieser unvernünftiger Weise hier selber triumphirend erzählt. Jeder ist bei uns darüber indignirt, selbst die gute Mutter Voß, welche bei dem leidenschaftlichen und einseitigen Treiben des Mannes und Sohnes, welche jetzt mit schmakhafter Liebe aneinanderhängen, oft sehr in Angst und Sorgen zu sein scheint.“

Somit schließen wir unsern Bericht über die zwei engverbundenen Vorkämpfer des Rationalismus, welche diese kuriose „Denkungsart“ mit einer derartigen Verschrobenheit des Geistes und Verbitterung des Herzens der ganzen Welt hinaufdisputiren wollten, daß sie sich auch ringsum verfeindeten, und am Ende selbst in ihrem engern Lebenskreise zu

---

1) Zur deutschen Literatur und Geschichte. Aus Knebel's Nachlaß. Von H. Düntzer. Nürnberg, Raspe 1858. 2. Bd. S. 84.

2) Zur deutschen Literatur. 2. Bd. S. 95.

Heidelberg so vereinsamt, und nur an Samstag-Abenden bei kalter Schale verzweisamt dastanden, daß an ihrem Lebensabende sich Niemand mehr um sie kümmerte, was sie der Welt außerordentlich übel nahmen; nur durch die Schmähungen, Lügen und Verläumdungen, die sie dem Stolberg nachwarfen, war es ihnen gelungen, die Aufmerksamkeit wieder eine Zeitlang auf sich zu lenken.

Wenn wir in Vorliegendem allerhand Episoden, Zänkereien von Gelehrten, Philosophen und Dichtern in unsere Darstellung hineingewoben, so wollten wir doch nie das Ziel aus den Augen verlieren: die Verworrenheit und Unhaltbarkeit jener Bestrebungen nachzuweisen, um ein Gesammtbild der zu betrachtenden Periode und ihrer theologischen, philosophischen und dichterischen Heroen und auch Mindergötter zur Anschauung zu bringen.

III.

Schleiermacher und die maskirten Hegelianer

Motto:

„Während Schleiermacher sich alle Mühe gab, seine wahre Meinung zu verhüllen und künstlich zu verschleiern, können wir nur darauf ausgehen, diesen Schein zu zerstören und die hinter ihm liegende Wahrheit in ihrer nackten Gestalt an's Licht zu ziehen."

Baur, Kirchenhistoriker in Tübingen.

Ist unser Herrgott nur ein Dunst
Und die Moral ein Hirngespunst,
So wird Gefühl und Duselei,
Auch mit dem Blödsinn einerlei.

Das wird bewiesen nach Bedarf,
Für jeden Christen klar und scharf,
Wir wollen hören fort und fort
Des Schleiermacher's eignes Wort.

Er sah sich schon im Glorienschein,
Die Zukunft meint er, wäre sein;
Die Zukunft aber ist des Herrn;
Sein Sonnenlicht braucht keinen Stern.

1. Programm in Reimen und in Prosa.

Das ist freilich sehr bequem,
Jeder macht sich sein System,
Das er dehnen kann und strecken,
Um sein Leben zuzudecken.

Auch der Doktor Schleiermacher
Ist voll Angst vor'm Widersacher,
Stürzt sich in das Meer der Zweifel,
Und verleugnet Gott und Teufel.

Jeden Vorwurf zu vermeiden,
Ist er sehr für's Ehescheiden;
Denn auch er hätt', wie wir wissen,
Gar zu gern ein Band zerrissen.

Christen- und auch Judenfrauen,
Gleichen Sinnes anzuschauen,
Ist er tolerant gewesen
Wie ein alter Kehrichtbesen.

Auf ein gar zu tolles Treiben
Noch ein Sittenbuch zu schreiben
Und dasselbe vorzutragen,
Das ist doch zum Niederschlagen!

Nach den Weibern war er durstig,
Sagt er selber ganz hanswurstig!
Nennt die Herz er „seine Ceres",
So ist das nichts Ungefähres.

Liebe sagt, er, woll' er schlürfen,
Es sei dieses sein Bedürfen;
So hat er als Geck und Thor,
Es der Herz gewinselt vor!

Er nennt selbst sich unselbstständigst
Und er war auch wetterwendigst;
Er gibt sich hin dem Liebeswahn,
Die Herz hat es ihm angethan!

Es geh'n in einem Wechslerhaus,
Gar viele Leute ein und aus
Und weil ihr Mann ein Wechsler war,
So wechselte auch sie sogar.

Das, was er selbst von seinem Lieben
Hat an die Jüdin Herz geschrieben,
Das macht den Theologen nur
Am End' zur komischen Figur.

Statt von Gott, dem Weltenrichter,
Nur vom Universum spricht er;
Diesen Unsinn alleweil,
Bietet er als Schlagwort feil.

Hat doch auch der Friedrich Schlegel
Diesen Schleiermacher-Hegel,
Der dies Wort im Munde führt,
Nach Verdiensten persiflirt:

Wie die Hunde nach den Trüffeln,
Will er's Universum schnüffeln,
„Wie ein Dachs ist er geschlichen,
Um es überall zu riechen."

So macht dieser Sionswächter
Ueberall sich zum Gelächter,
Den Christen wird zu Spott und Hohn
Er hoch gelobt im Herzsalon.

Und die jüdische Alraune
Wird zur Jericho-Posaune,
Als den größten Theologen
Feiern ihn die Synagogen,

Wie sie jeden Apostaten,
Schon von je gefeiert hatten.
Wenn ihn nun als großen Weisen
Blöde Gojim auch noch preisen

Für den Universumsplunder,
Nun, so nimmt es uns nicht Wunder;
Wer den Mauscheln nachorakelt,
Der ist schon per se betakelt.

Ihr, die ihr den Propheten ehrt,
Fragt doch zuerst um seinen Werth,
Und schließt die heißen Thränen-
thermen,
Hört einmal auf mit eurem Lärmen.

Denn eitel ist die Prophetie
Und wird sich auch erfüllen nie;
Klingt stolz auch sein Prophetenton,
Es spricht ihm doch die Zukunft Hohn.

Was ist ein Gott, der sich nicht kennt?
Das ist ein Feuer, das nicht brennt,
Und eine Sonne ohne Licht
Und ohne Augen ein Gesicht.

Das, was er nennt Religion,
Ist eine Musik ohne Ton,
Das ist ein Freitisch — ohne Kost,
Das ist ein Leben ohne Trost.

Denn stirbt auch die Persönlichkeit
Im Geist für alle Ewigkeit,
Und ist kein Jenseits, kein Gericht,
Dann stünd' Verzweiflung uns in Sicht.

So kommt zum Jammer noch der
Hohn
Bei dieser Art Religion,
Sein eigner Gott ist Jedermann,
Ein Jeder betet selbst sich an.

Ist unser Herrgott nur ein Dunst
Und die Moral ein Hirngespunst,
So wird Gefühl und Duselei,
Auch mit dem Blödsinn einerlei.

Das wird bewiesen nach Bedarf,
Für jeden Christen klar und scharf,
Wir werden hören fort und fort
Des Schleiermacher's eignes
Wort.

Er sah sich schon im Glorienschein,
Er meint' die Zukunft wäre sein,
Die Zukunft aber ist des Herrn;
Sein Sonnenlicht braucht keinen Stern.

Das, was hier in einigen Reimen nur angedeutet erscheint, wird im Verlaufe dieser Abhandlung aus der Lehre und dem Leben Schleiermacher's vollkommen genügend in Worten und Beispielen nachgewiesen werden.

Wir werden aus den Schriften gelehrter Protestanten der neuesten Zeit den Beleg bringen, daß Schleiermacher's Theologie ein auf Täuschung des noch christlichen Auditoriums oder Leserkreises berechneter Schwindel gewesen ist. Er hat hinter den Bibelworten seine Alleinslehre versteckt; was Schleiermacher lehrte, verdient nicht mehr den Namen Religion; es ist ein purer Gefühlsdusel, in den sich jeder, der will, selber hineinversetzen kann, wie es auch jeder, der nicht will, kann bleiben lassen.

Warum wir aber dem Schleiermacher eine besondere Aufmerksamkeit widmen und warum wir sein Wirken im Gebiete der Theologie auch für Nichttheologen klar und verständlich darzustellen uns vorgenommen haben, das hat seinen guten Grund. Schleiermacher hat ebenso wie früher Herder und Paulus den größten Einfluß auf die Dichter und Schöngeister seiner Zeit gehabt. Er hat seine Lehre in einer glatten Form zu präsentiren verstanden und den Beweis zu führen gesucht, daß man auch ohne an einen persönlichen Gott zu glauben, „sehr religiös" und ohne ein positives Sittengesetz anzuerkennen „sehr sittlich" sein könne.

Wir wollen nun sehen, ob das, was er erfunden und gelehrt hat, sehr religiös und das, was er gethan und zu vertheidigen gesucht hat, „sehr sittlich" gewesen ist!

Auf die eventuelle Anfrage: warum wir bedenkliche Parthien aus Schleiermacher's Verkehr mit der Frauenwelt gebracht haben, und auf eine Einstreuung: ob es nicht besser gewesen wäre, mit Schweigen darüber hinwegzugehen, können wir erwiedern:

1. Die berichteten Ereignisse haben auf Charakter, Religion und Construirung moralischer Theorien einen so entscheidenden Einfluß, daß sie nicht außer Acht gelassen werden können.

2. Haben neuere Autoren durch Glorifizierung der Schriften Schleiermacher's, wie auch durch den Umstand, daß sie denselben als eine Art sittlichen Heros hinstellen, zu einer Entgegnung förmlich provocirt.

3. Haben wir uns nicht auf Gerüchte, Sagen oder Erzählungen böswilliger oder doch parteiischer Autoren verlassen, sondern

4. wir sind theils den Publikationen Schleiermacher's, theils Geständnissen jener Frauen gefolgt, die mit ihm in nahem Verkehr gestanden sind.

5. Wir vermeiden ebensosehr jede billige, sittliche Entrüstung über die bei diesen Ereignissen Betheiligten, als auch jede Verurtheilung, die uns nicht zusteht; wir können aber wichtige Momente zur Charakterschilderung Scheiermacher's und seiner Gesellschaften nicht außer Acht lassen.

6. Der wichtigste Moment besteht darin, daß Schleiermacher selber Briefe und Geständnisse einer Frau publicirt, welche die Ehre dieser Frau hochgradig beschädigen, wodurch aber auch Schleiermacher in einen schwer zu versöhnenden Conflikt mit seiner Ehrenhaftigkeit gerathen mußte. (Siehe Nr. 40, 41, 42.)

7. Aber auch Bettina hat dem Schleiermacher gegenüber dasselbe traurige und rücksichtslose Verfahren in Scene gesetzt, was er der Grünow gegenüber verschuldet hat, indem sie an den Fürsten Pückler über ihren Verkehr mit Schleiermacher in einer Weise berichtet, welche sie und den (damals schon verstorbenen) Schleiermacher in einem sonderbaren Licht erscheinen läßt. (Siehe Nr. 60, 61, 62, 119, 120.)

8. Wer wagt es, eine Rücksichtslosigkeit in Schutz zu nehmen, in welcher in selten erhörter Weise die Complicen gegenseitig sich zugleich an den Pranger stellten und der eine wie der andere Theil in maßloser Eitelkeit sich der Meinung hingibt, für dieses Verfahren von Seiten der Leser noch einigen Ruhm und einiges Wohlgefallen einernten zu können?

2. Der Einfluß der rationalistischen und pantheistischen Theologen auf die belletristische Literatur.

Herder, Paulus, Schleiermacher, ihre Schüler und Consorten haben als Orakel in der Theologie gegolten, ihr Einfluß auf den Inhalt der schöngeistigen Literatur von Deutschland ist constatirt. Diese Theologen sind aber unsers Wissens bezüglich ihres Einwirkens in dieser Richtung

noch nicht eigens kritisch und allgemein verständlich behandelt worden.

Wenn wir uns nun mit Betrachtung des Lichtkerns dieser Sterne und ihrer auf den deutschen Parnaß niedergehenden Strahlen etwas eingängiger befassen, so geschieht es, um die Dichter, die sich von ihnen ihre Wege in Erkenntniß der Religion und Sitte anweisen ließen, theilweise zu entlasten. Es gab eine Zeit, in der man den Herder, Paulus, Schleiermacher nicht widersprechen durfte, ohne dafür Fanatiker oder Dummkopf gescholten zu werden.

In neuerer Zeit haben sich wieder viele protestantische Theologen und Historiker dem Lichtkerne des christlichen Bekenntnisses genähert, die Theologie Schleiermacher's hat trotz ihrer hochtrabenden Phrasen und ihres glänzenden Styles die Leute aus dem Tempel getrieben, die Treibhäuser des subjectiven Gefühls, in welche Schleiermacher seine neue Religion hineinpflanzen wollte, haben sich als einen ausgedorrten, unfruchtbaren Boden erwiesen.

Was Herder begonnen, indem er den positiven Gehalt der christlichen Lehre immer mehr aufzulösen, zu verflüchtigen strebte, hat Schleiermacher bis zum entschiedenen Pantheismus fortgesetzt, den er, nur um zu täuschen, mit Bibelversen zu verhüllen suchte.

Wir sind durch Aussprüche und Ausbrüche moderner protestantischer Professoren, die den Schleiermacher jetzt noch als das theologische Orakel des Jahrhunderts ausgeben wollen, veranlaßt worden nachzuweisen, daß dieser Theologe oder eigentlich dessen Theologie trotz alles salbungsvollen aus dem subjectiven Gefühl aufdampfenden Phrasennebels mit dem positiven Christenthum und consequent mit dem selbstbewußten, überweltlichen Gott aufräumen wollte, und daß Schleiermacher auch das Sittengesetz unter das Belieben des subjectiven Gefühls gestellt, und diese seine theoretische Anschauung von der Moral auch durch constatirte Aeußerungen und Thatsachen in und aus seinem Leben praktisch durchgeführt hat.

Den Versuch einer Charakteristik Schleiermacher's finden wir bei Holtei:[1])

[1]) Briefe von Ludwig Tieck. Herausgegeben von Karl von Holtei. Berlin 1864. 3. Bd. S. 351.

„Er (Schleiermacher) war fast eben so gefürchtet als geliebt, wie denn wohl auch in seinen sublimen Kanzelreden philosophirende Dialektik bisweilen von sanft herrnhuterischer Mystik durchweht[1]) wurde. Und gerade dieser Dualismus machte ihn zum Lieblingsprediger wahrhaft gebildeter, denkender und fühlender Zuhörer."

Wir fühlen uns gegenüber diesem Urtheile über die Zuhörer Schleiermacher's zu dem bedauerlichen Geständnisse gezwungen, daß wir unwahrhaft ungebildet sind, uns selber „nichtsdenkend" denken und dünken und uns „gefühllos" fühlen!

Holtei war eben ein begabter Roman- und Schauspieldichter, ein guter Vorleser und gewandter Schauspieler, aber in Theologie und Philosophie hat er es nie über kleine Bedientenrollen hinausgebracht.

Es ist aber eine Schwäche vieler Autoren, daß sie vermeinen, Feder, Tinte, Papier, Schreibpult und ein Verleger ihres Fabrikats gäben einem Schriftsteller das Recht, den heillosesten Lärm über die höchsten Lebensfragen durch ihren Krakehl noch unverständlicher machen zu dürfen.

3. Göthe und Schleiermacher. Julian Schmidt's Ansichten. Wer ist heute ein Christ?

Wir müssen unserm Vorhaben gemäß auf Göthe zurückkommen, der sich in seinem Gewissen durch die zwei Meister damaliger Theologie beruhigen ließ. Wenn es Herren gibt, die in Göthe nicht nur den genialen Dichter, sondern auch den prophetischen Denker für die Zukunft, den großen Weltphilosophen anerkennen wollen, so mögen eben diese Herren ihre Freiheit und Freude haben; wir werden uns aber nachzuweisen erlauben, daß Göthe trotz allen poetischen Schwunges trotz aller Sprachvollendung, trotz all seines anerkannten Dichtergenies in der Philosophie keine neuen Bahnen eröffnet, sondern nur alte Wege breit getreten hat; daß er sich selber in hohem Grade unklar gewesen ist; daß er die völlige Unklarheit und Nichtverständlichkeit seines Faust selber deutlich

[1]) „Durchsäuselt" wäre bezeichnender als „durchweht."

ausgesprochen,[1]) daß er am Ende seines Lebens, als die Bedrängniß der Todesgedanken nicht mehr zu vermeiden war, den glänzenden Unsinn aussprach: die Natur sei ihm eine Fortdauer schuldig! ein sehr phantastisches Nothdach, hinter welches er sich vor dem Hagelwetter der Todesfurcht zu flüchten versucht hat. Wir werden über Göthe's Stellung zum Christenthum verschiedene Literarhistoriker von Ruf vernehmen, und unsere Anschauungen immer erst dann vorbringen, wenn wir andere entgegengesetzte und im Ruf des theologischen Liberalismus stehende Autoren vernommen haben.

Hören wir zuerst Julian Schmidt.[2]) Göthe hat in seiner Schrift über Winkelmann 1805 nachgewiesen, daß Winkelmann's gesammte Kunstanschaunng auf heidnischer Grundlage beruhe, und Göthe sprach sich billigend dafür aus. Im Sinn dieser Weltanschauung verfaßte Schiller die „Götter Griechenlands," und die „Künstler", und der beständig nach links und rechts pagodenartig wackelnde Herder behandelte im 4 Bd. seiner „Ideen" das historische Christenthum sehr übel zu Göthe's großem Pläsir. J. Schmidt sagt darüber:

„Aber die Götter Griechenlands, die Winkelmann, Göthe und Schiller verkündigt, erwiesen sich als ohnmächtige Schutzheilige, man wandte die Augen zu dem historischen Gott zurück, die Noth lehrte beten. Daß Göthe bei dieser allgemeinen Umwandlung seinen Gleichmuth zu bewahren schien, wurde ihm zum Vorwurf gemacht, seine Religion wurde nicht weniger in Zweifel gezogen als sein Patriotismus. Seit dieser Zeit begannen die Anklagen gegen Göthe, in welchen sich die liberalen Patrioten mit den bekehrten Romantikern begegneten. Er wurde fortan der große Heide genannt. Am buntesten wurden diese Anklagen kurz vor seinem Tode, seit Begründung der evangelischen Kirchenzeitung."

„Seitdem ist das Verständniß Göthe's beim deutschen Publikum immer mehr gewachsen, und die Ankläger wurden genöthigt, sich wenigstens ehrerbietig auszudrücken. Es fanden sich wohlwollende Ausleger, die den hochverehrten Dichter zu einem vollendeten Christen stempeln wollten."

Julian Schmidt, im ganzen gemäßigt, besitzt gerade in dieser Religionsfrage Göthe's nicht jene exakt wissenschaft-

---

[1]) Siehe unser „Friedrich Schiller". Wien 1887. S. 11. 12.

[2]) Göthisches Jahrbuch, 2. Jahrg. Frankfurt 1881 (Ludwig Geiger). S. 49 bis 64. Obiger Aufsatz ist von Julian Schmidt.

liche Vorbereitung, und nicht die Kenntniß jener Factoren, die zu einem stichhaltigen Urtheile hierüber erforderlich sind. Wir wollen uns nicht mit Behauptungen ins blaue hinein abgeben, und werden obig Gesagtes aus J. Schmidt's in dessen Aufsatze über Göthe gebrachter Definition über das Thema, was glauben heißt, hier wörtlich anführen:

„Nicht das heißt glauben, daß ich das Bekenntniß meinem Gedächtniß einpräge, und niemals einen Zweifel ausspreche, sondern das heißt glauben: daß ich die Verderbniß der Welt und die Erlösung in meinem Innern wirklich erfahre, durch die Gluth meiner Andacht, durch die Inbrunst meines Willens Gott gleichsam nöthige, mir Rede zu stehen. Mehrere dieser Männer (J. Sch. spricht früher von Lessing, Schiller, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Jacobi, Claudius, Haman, Lavater), waren in der That so starken Willens, daß sie mit der überirdischen Welt völlig in's Reine kamen: bei den meisten aber erneuerte sich widerholt das Ringen und Kämpfen, und der Refrain ihres Gebetes blieb: „ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben."

Wir bedauern, daß Julian Schmidt sonst ein schätzenswerther Literarhistoriker, dem z. B. Leute wie Kurz nicht werth sind die Schuhriemen aufzulösen, sich in theologische Discussionen eingelassen hat; denn die Abhandlung „Göthe's Stellung zum Christenthum" setzt doch genügende Kenntnisse theologischer und philosophischer Doktrinen voraus; wer diese nicht als Fachmann betrieben hat, muß mit seinem Urtheile immer hin und her schwanken.

Julian Schmidt meint, über die Frage: Wer ist heute ein Christ? könne Schleiermacher in den „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" theilweise genügende Auskunft geben. Schmidt sagt:

„Ueber die Frage: was ist Religion, was ist das Christenthum überhaupt? giebt das Buch (Schleiermacher's) nur eine unzulängliche Auskunft, da für die Religion in höherem Sinne nicht der Andächtige, sondern der Prophet, der religiöse Genius typisch ist, wohl aber gibt es Auskunft über die Frage: was ist die Religion, was das Christenthum im geistigen Leben eines Gebildeten im Wendepunkt des 18. Jahrhunderts?"

J. Schmidt gesteht ein, daß Schleiermacher

1. über die Frage: was ist Religion, was ist das Christenthum überhaupt? nur eine unzulängliche Auskunft gibt;

2. wohl aber gibt er eine Auskunft auf die Frage: was ist die Religion, was das Christenthum im geistigen Leben eines Gebildeten im Wendepunkt des 18. Jahrhunderts?

Wenn aber Schleiermacher über die erste Frage nur unzulängliche Auskunft gibt, so ist es ja doch rein unmöglich, daß er über die zweite Frage überhaupt eine Auskunft geben kann, wenn Schleiermacher nicht weiß was das Christenthum an sich ist, wie kann er denn wissen was es für einen Gebildeten sein soll?

4. Schleiermacher's Gefühlsfaselei ein Wolkendunst, von Einem Windstoß der Logik zerstoben.

Wir haben das Buch Schleiermacher's durchgesehen[1]) und wollen hier jene Stellen anführen, aus denen das Resultat der höchst confusen Theologie Schleiermacher's hervorgeht. Er beginnt seine 4. Rede „Ueber das Gesellige in der Religion oder über Kirche und Priesterthum" (S. 220):

„Diejenigen unter Euch, welche gewohnt sind, die Religion nur als eine Krankheit des Gemüthes anzusehen, pflegen auch wohl die Vorstellung zu unterhalten, daß sie ein leichter zu duldendes, ja vielleicht zu bezähmendes Uebel sei, so lange nur hie und da einzelne abgesondert damit behaftet sind; daß aber die gemeine Gefahr aufs höchste gestiegen, und alles verloren sei, sobald unter mehreren Unglücklichen dieser Art eine allzunahe Gemeinschaft besteht. In jenem Falle könne man durch eine zweckmäßige Behandlung, gleichsam durch ein der Entzündung widerstehendes Verhalten, und durch gesunde Luft die Paroxismen schwächen, und den eigenthümlichen Krankheitsstoff, wo nicht völlig besiegen, doch bis zur Unschädlichkeit verdünnen; in diesem (Falle) aber müsse man jede Hoffnung zur Rettung aufgeben. Weit verheerender würde das Uebel, und von den gefährlichsten Symptomen begleitet, wenn die zu große Nähe der andern es bei jedem einzelnen hegt und schärft. Durch wenige würde dann bald die ganze Atmosphäre vergiftet, auch die gesundesten Körper angesteckt, alle Kanäle, in denen der Proceß des Lebens vor sich gehen soll, zerstört, alle Säfte aufgelöst, und von dem gleichen fieberhaften Wahnsinn ergriffen, dann sei es um ganze Generationen und Völker unwiderbringlich gethan. Daher ist euer Widerwillen gegen die

[1]) Ueber die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern. 2. Ausgabe. Berlin, Realschulbuchhandlung 1806.

Kirche, gegen jede Veranstaltung, bei der es auf Mittheilung der Religion abgesehen ist, immer noch größer, als der gegen die Religion selbst, daher sind auch die Priester als die Stützen und die eigentlichen thätigen Mitglieder solcher Anstalten die verhaßtesten unter den Menschen." —

„Aber auch diejenigen unter Euch, welche von der Religion eine etwas gelindere Meinung haben, und sie mehr für eine Sonderbarkeit als eine Zerrüttung des Gemüthes, mehr für eine unbedeutende als gefährliche Erscheinung halten, haben von allen geselligen Einrichtungen für dieselbe vollkommen ebenso nachtheilige Begriffe."

Es ist hochinteressant zu erfahren, welches Corps von „Andächtigen" Schleiermacher anfangs des Jahrhunderts bei seinen Vorlesungen vor sich gehabt haben muß!

Das sind ja doch Anschauungen und Urtheile über Kirche und Religion, die jetzt schon in Criminal-Palläşten, Zucht-, Arbeits- und Strafhäusern ihre begeisterten Anhänger und Vertheidiger finden und welche Kirche, Religion, positive Lehr- und Sittensätze für die gefährlichsten Erscheinungen in der menschlichen Gesellschaft halten.

Schleiermacher will nun seinem Corps der Rache diese Ansichten desselben über Kirche und Religion durchaus nicht wegnehmen; er läßt dieselben zum Theile als berechtigt gelten und dieser Berliner Theologieprofessor stellt sich darnach als der Prophet des aufgehenden 19. Jahrhunderts hin, um seine Anschauung über Religion und Theologie unter die Elite seiner Zuhörer einzuschmuggeln und einen neuen, den Schleiermacher'schen, Begriff der Kirche zur Geltung zu bringen.

Er fährt fort:

„Wieviel an den verkehrten Bestrebungen und den traurigen Schicksalen der Menschheit Ihr den Religionsvereinigungen Schuld gebt, habe ich nicht nöthig zu widerholen, es liegt in tausend Aeußerungen der Vielgeltendsten unter Euch zu Tage[1]); noch will ich mich damit aufhalten, diese Beschuldigungen

---

[1]) Nun handelt es sich da nicht um tausend Aeußerungen der Vielgeltendsten, sondern um erweisbare und erwiesene historische Thatsachen; wer seinen Anschauungen nur dadurch Eingang verschaffen kann, daß er dieselben durch abgeschmackte Schmeicheleien wie eine Contrebande unter sein Publikum zu bringen sucht, dessen Ueberzeugung steht auf schlechten Füßen.

einzeln zu widerlegen, und das Uebel auf andere Ursachen zurückzuwälzen, laßt uns vielmehr den ganzen Begriff der Kirche einer neuen Betrachtung unterwerfen, und ihn vom Mittelpunkt der Sache aufs neue erschaffen, unbekümmert um das, was bis jetzt wirklich ist, und was die Erfahrung uns an die Hand gibt."

In dieser Weise arbeitet Schleiermacher fort, S. 222 bis 228, und beweist, daß Jeder das Recht hat zu lehren, einmal dieser, einmal der andere; „Reden und Hören ist Jedem gleich unentbehrlich". Nun muß er sich doch rechtfertigen, wie gerade er dazu kommt, zu lehren.

Er fährt fort:

„Ich wollte, ich könnte Euch ein Bild machen von dem reichen, schwelgerischen Leben in dieser Stadt Gottes, wenn ihre Bürger zusammenkommen, jeder voll eigener Kraft, welche ausströmen will ins Freie, und voll heiliger Begierde alles aufzufassen und sich anzueignen, was die Andern ihm darbieten mögen."

„Wenn einer hervortritt vor den Uebrigen, ist es nicht ein Amt oder eine Verabredung, die ihn berechtigt, nicht Stolz oder Dünkel, den ihm Anmaßung einflößt, es ist freie Regung des Geistes, Gefühl der herzlichsten Einigkeit, Jedes mit Allen, und der vollkommensten Gleichheit, gemeinschaftliche Vernichtung jedes Zuerst und Zuletzt und aller irdischen Ordnung." —

Das ist ja ganz kostbar, diesen Passus könnte heute noch jeder Communist wörtlich benützen; nun muß aber Schleiermacher doch sein Auftreten erklären, um nicht der Vernichtung anheimzufallen. Er sagt:

„Er tritt hervor, um sein eigenes von Gott bewegtes Innere hinzustellen als Object für die Uebrigen, sie hinzuführen in die Gegend der Religion, wo er einheimisch ist, und seine heiligen Gefühle ihnen einzuimpfen: er spricht das Universum aus, und im heiligen Schweigen folgt die Gemeinde seiner begeisterten Rede."

Im Grunde muß Schleiermacher doch auf das wahre Simpelthum seines Auditoriums gerechnet haben. Was hätte er zu entgegnen gehabt, wenn Einer aufgestanden und ungefähr also mit einiger Logik ihm an den Schleier gegangen wäre:

1. Herr Professor: Ich bin auch ein Bürger in dieser Stadt Gottes „voll eigener Kraft, welche ausströmen will in's Freie."

2. Sie, ein Bürger, sind voll heiliger Begierde alles aufzufassen und sich anzueignen, was die andern ihnen darbieten mögen.

3. Erlauben Sie auch mir, an jeder „gemeinschaftlichen Vernichtung jedes, zuerst und zuletzt und aller irdischen Ordnung" meinen Antheil zu wahren.

4. Es ist kein Amt und keine Verabredung, die mich berechtigt, nicht Stolz und Dünkel, den mir Anmaßung einflößt, sondern freie Regung des Geistes.

5. Ich trete hervor, um mein eigenes von Gott bewegtes Innere hinzustellen, als Object für die Uebrigen.

6. Ich bin in der Religion noch besser einheimisch, als Sie es sind; auch ich habe einen Impfstoff heiliger Gefühle auf dem Lager.

7. Auch ich bin in der glücklichen Lage, das Universum auszusprechen, wie Sie, obwohl ich, aufrichtig gesagt, die ganze Phrase vom Universum-Aussprechen für einen glänzenden Unsinn halte und ihn ebensowenig rechtfertigen und erklären kann wie Sie und

8. Auch ich habe ein Recht zu verlangen, daß die Gemeine in heiligem Schweigen meiner begeisterten Rede folge.

9. Wie aber auch wieder Jeder das Recht hat, die freie Regung seines Geistes Ihnen gegenüber auszusprechen, so hat auch

10. Jeder das Recht, seine freie Regung mir gegenüber auszusprechen (Sie sehen, ich habe jedenfalls mehr Logik als Sie) und wenn wir nun nach Ihren Grundrissen „auf den ganz umgeänderten Begriff der Kirche" fortbauen, so können wir das ganze 19. Jahrhundert hier zubringen und einer kann den andern überflügeln und wir werden am Ende des 19. Jahrhunderts accurat auf jenem Standpunkt stehen, auf den wir jetzt im Anfang durch Ihren neuen Grundriß der Kirche gestellt worden sind.

5. Schleiermacher, im Gefühle der Unhaltbarkeit seiner Phantasieen, sucht sich durch Schmähung und Lügen über die sichtbare Kirche bei seinen Zuhörern billigen Beifall zu erringen. Der Schwindel mit dem Universum und Schleiermacher's Kirchenbegriff.

Was hätte Schleiermacher erwidern können? Das, was er S. 230 gesagt:

„Jeder ist Priester, indem er die Andern zu sich hinzieht auf das Feld, welches er sich besonders zugeeignet hat, und wo er sich als Meister darstellen kann; jeder ist Laie, indem er der Kunst und Weisung eines andern dahin folgt, wo er selbst Fremder ist in der Religion. Es giebt nicht jene tyrannische Aristokratie, die Ihr so gehässig beschreibt: ein priesterliches Volk ist diese Gesellschaft, eine vollkommene Republick, wo jeder abwechselnd Führer und Volk ist, jeder derselben Kraft im andern folgt, die er auch in sich fühlt, und womit er auch die andern regiert."

Es muß dem Schleiermacher offenbar im Kopfe wirbelig geworden sein, als er alle diese waghalsigen Evolutionen producirte, und da suchte er nun mit einer kühnen Frage und einigen kühnen Behauptungen den durch kompletten Unsinn allarmirten und stutzig gewordenen Zuhörer oder Leser einzuschüchtern:

„Wo ist da der Geist der Zwietracht und Spaltungen, den ihr als die unvermeidliche Folge aller Religionsvereinigungen angreift? Ich sehe nichts, als daß Alles Eins ist, und daß alle Unterschiede, die es in der Religion wirklich gibt, eben durch die gesellige Verbindung sanft ineinanderfließen."

Nachdem er nun S. 231—234 seinen neuen Kirchenbegriff entwickelt, fragt er S. 234:

„Wo ist die verschrieene, wilde Bekehrungssucht zu einzelnen bestimmten Formen der Religion, und wo der schreckliche Wahlspruch: kein Heil außer uns?" —

Es liegt am Tage, daß Schleiermacher hier der Lehre von der alleinseligmachenden Kirche einen tüchtigen Klapps zu versetzen wünschte. Um das thun zu können, fälschte er

den Lehrsatz[1]) und machte daraus einen schrecklichen Wahlspruch: „kein Heil außer uns"! ist das Unkenntniß, dann ist diese verschuldet; ist es aber bewußte Fälschung, dann ist diese um so mehr verschuldet. —

S. 280 schließt Schleiermacher seine 4. Rede mit wiederholter Berufung auf das Universum. Nachdem er sich in einen derartigen confusen Zwirn von Phrasen verwickelt hat, daß er selbst nicht mehr aus und ein weiß, soll das ganze Universum kommen, um ihm herauszuhelfen. S. 279:

„In reinem Herzen wird es bewahrt, mit gesammeltem Gemüth wird es geordnet, von himmlischer Kunst wird es ausgebildet und vollendet (was denn? was denn?) und so erschallt auf jede Art und aus jeder Quelle Anerkennung und Preis des Unendlichen (!), indem jeder die reifsten Früchte seines Sinnens[2]) und Schauens, seines Ergreifens und Fühlens mit fröhlichem Herzen herbeibringt. — Sie sind unter einander ein Chor von Freunden. Jeder weiß, daß auch er ein Theil und ein Werk[3]) des Universums ist, daß auch in ihm sein göttliches Wirken und Leben sich offenbarte. Als einen würdigen Gegenstand der Aufmerksamkeit sieht er sich also an für die Uebrigen. Was er in sich wahrnimmt an den Beziehungen des Universums, was sich in ihm eigen gestaltet von den Elementen der Menschheit, alles wird aufgedeckt mit heiliger Scheu, aber mit bereitwilliger Offenheit, daß Jeder hineingehe und schaue. Warum sollten sie auch etwas verbergen unter einander? Alles Menschliche ist heilig, denn alles ist göttlich![4]) Sie sind unter einander ein Bund von Brüdern (wie die Turner!) oder habt ihr einen innigeren Ausdruck für das gänzliche Verschmelzen ihrer Naturen, nicht in Absicht auf das Sein und Wirken, aber in Absicht auf den Sinn und das Verstehen? Je mehr sich Jeder dem Universum nähert,[5]) je mehr sich Jeder dem andern mittheilt, desto vollkommener werden sie Eins, keiner hat ein Bewußtsein für sich, Jeder hat zugleich das des Andern."

---

[1]) Der ausführlich nach der Lehre der Väter und den Aussprüchen der Concilien dargestellt ist in: „Paulus in Athen" v. Seb. Brunner, 3. Aufl. Wien, Braumüller 1869.

[2]) Wenn aber viele die unreifen Früchte ihres Unsinnes bringen: Was dann?

[3]) Also das mein Credo: Ich glaube an das Universum, das Himmel und Erde und auch mich geschaffen hat.

[4]) Wenn alles Menschliche heilig ist, weil alles göttlich ist, so ist auch jeder Unsinn göttlich.

[5]) Jeder lebt im Universum, wozu braucht er sich und wie kann er sich dem Universum nähern!! Und diesen glänzenden Unsinn hat man für Theologie gehalten!

Also er hat für sich kein Bewußtsein, aber er hat zugleich das des andern, das ist ja doch gerade so, als wenn einer sagen würde: „Er hat keinen Pfennig für sich, aber er hat zugleich das Geld des andern.“

Weiter:

„Sie sind nicht mehr nur Menschen, sondern auch Menschheit, und aus sich selbst herausgehend, über sich selbst triumphierend sind sie auf dem Wege zur wahren Unsterblichkeit und Ewigkeit.“ —

Nun kommt Schleiermacher's Größenwahn am Schlusse zum Durchbruch:

„Habt ihr etwas Erhabeneres als dieses gefunden in einem andern Gebiet des menschlichen Lebens, oder in einer andern Schule der Weisheit, so theilt es mir mit: das Meinige habe ich euch gegeben.“ —

Es ist kaum zu glauben, was man den „Gebildeten“ in Berlin 1806 alles auftischen konnte. Eine Aufforderung dieser Art 80 Jahre später würde ein Halloh von Gelächter hervorrufen. Es gehört doch eine große Unverfrorenheit dazu, sich selber in einer so herausfordernden Art als das Orakel der Weltweisheit zu proklamiren!

In der Schlußvorlesung wendet sich Schleiermacher gegen die katholische Kirche, nachdem er seinen neuen Kirchenbegriff als das höchste im Gebiete des menschlichen Lebens und in der Schule der Weisheit angepriesen, bricht er los über die Superstition in Kirche und Priesterthum, Sakrament, Sündenvergebung und Seligkeit: „und wenn die Römische Kirche einen großen Theil ihres Verderbens von sich thäte auch äußerlich, so wäre es doch ein thörichter und verkehrter Rathschlag für Deutschland, in dieselbe wieder einzutreten“. — Schleiermacher steht wie Voß inmitten der Homerischen Theologie! Das Papstthum ist bei Schleiermacher „das Verderben der Römischen Kirche“ S. 369:

„Denn beherziget nur dieses, rein geschichtlich: daß doch das Papstthum keineswegs das Wesen der katholischen Kirche ist, sondern ihr Verderben.“

Dieser Schimpf über das Papstthum ist immer das unentbehrliche Schmalz beim Rösten der trockenen Kartoffeln, der billigste Preis, um sich damit den Ruhm der vollsten Aufgeklärtheit zu verschaffen.

6. Schleiermacher als Spinozist. Göthe der gebildetste Mann des 18. Jahrhunderts.

In welchem Verhältnisse Schleiermacher, der sein ganzes Leben aus dem Spinozismus nicht herauskam, zum positiven Christenthum gestanden, das bezeugen folgende 2 Momente:

1. In seiner Glaubenslehre (I. 67, 88 u. s. f.) stellt er sich direct der Lehre von der Menschwerdung Christi entgegen: als sei die Entstehung der Persönlichkeit Christi auf einen besonderen göttlichen Akt zurückzuführen, und er dringt darauf, daß dieselbe nach Analogie aller Entstehung eines persönlichen Lebens gedacht werde.

2. Seine ganze Dogmatik reducirt er auf das Gefühl der Abhängigkeit von Gott, und das Wesen der Frömmigkeit setzt er darein, daß wir uns unser selbst als schlechthin abhängig, oder was dasselbe sagen will, als in Beziehung mit Gott bewußt sind (I. § 4).

3. Er sieht eine Zeit voraus (Werke II. 627), in welcher die Dogmatik sich auf die Grundform, die Beschreibung menschlicher Lebenszustände, beschränken werde. —

Nun, das dauerte nur sieben Jahre nach seinem Tode, da suchte L. Feuerbach („Das Wesen des Christenthums", Leipzig 1841), wie es Schleiermacher vorausgesehen, dem ganzen positiven Christenthum, auf Schleiermacher's Principien fortbauend, den Garaus zu machen.

Schleiermacher wie Herder, die doch zu ihrer Zeit als Universal-Theologen gerühmt waren, sind als damalige Autoritäten auf Göthe sicher sehr einflußreich gewesen, ihre Theologie genirte den Dichter weder in seinem praktischen Leben, noch in dem Aufbau seiner Weltanschauung, die er natürlich auf der Basis seines Lebens zu seiner Beruhigung aufzurichten bestrebt gewesen ist.

Wir kommen nun wieder auf die Sätze Julian Schmidt's zurück.

Die Logik ist eine sehr schneidige Maschine; was ihren scharfen Messern nicht ausweichen kann, wird unbarmherzig zerschnitten.

Ebenso ungenügend und auf Gedankengliederung rücksichtslos ist Schmidt's Definition eines Gebildeten:

„Ein Gebildeter ist, wer das Bedürfniß und das Geschick hat, sich über den Zusammenhang seines Denkens, Wollens und Empfindens Klarheit zu verschaffen. Je reicher der geistige Stoff ist, den er zu bewältigen hat, je energischer er ihn bewältigt, desto gebildeter ist der Mensch. In diesem Sinne war Göthe der gebildetste Mann des 18. wie Leibniz der gebildetste des 17. Jahrhunderts.“ —

7. Im Christenthum ist nicht nur ein Wissens-, sondern auch ein Handlungsstoff zu bewältigen. Das „Zerrbild Römischen Pfaffenthums“.

Das Christenthum stellt eine Forderung, die hier ganz übergangen ist. Der Mensch hat nicht nur den Wissensstoff zu bewältigen, er hat auch seinen ganzen Handlungsstoff energisch zu bewältigen d. h. dem göttlichen Willen und Gesetz unterzuordnen.

Wenn sich der Mensch der Willkür seiner sinnlichen Triebe überläßt, so wird er auch in sein Denken, Wollen und Empfinden keine Klarheit bringen, er muß sich selber energisch bewältigen können, sonst wird er auch den reichsten Wissenschaftsstoff nicht zu bewältigen im Stande sein.

Der Herr sagt (Johann. VII. 16, 17):

„Meine Lehre ist nicht mein, sondern dessen, der mich gesandt hat. Wenn Jemand seinen Willen thun will, wird er inne werden, ob diese Lehre von Gott sei oder ob ich aus mir selbst rede.“

Das ist der wahre Erkenntnißgrund und wir werden es aus protestantischen Autoren und Stellen aus Göthe's Schriften und aus der Handlungsweise in seinem Leben nachweisen: je mehr sich Göthe von dem positiven christlichen Sittengesetz entfernte, desto feindlicher war er auch immer gegen das Christenthum gestimmt; eine Bildung, die nicht auch die Handlungsweise des Menschen energisch beeinflußt, gibt es gar nicht; wer sich nicht bewältigen, den Leib nicht unter das Gesetz Gottes und des Geistes energisch

stellen kann, dem wird auch das reichste Material des Wissens nicht zur Erkenntniß der Wahrheit verhelfen können.

Andeutungsweise gibt das auch Schmidt zu; nur ist er über die jeweilige Ursache der Abneigung Göthe's gegen das Christenthum im Unklaren. Er sagt:

„Freilich änderte sich zuweilen seine (Göthe's) Stimmung, wie bald die eine, bald die andere Seite des Christenthums ihm entgegentrat. In den 20 Jahren 1785—1805 überwog die Abneigung; hatte er zuletzt das Christenthum doch in dem Zerrbild des Römischen Pfaffenthums gesehen! Aber vorher und nachher ist sein Urtheil ganz anders."

Wenn hier Schmidt auf einmal das Zerrbild des Römischen Pfaffenthums vorführt, um selbigem die ganze Schuld an Göthe's julianischem Haß gegen das Christenthum aufzuladen, so haben wir bei näherer Betrachtung viel andere, weitaus mächtigere Factoren als Ursache dieses Hasses gefunden. Göthe hat sich eben selber ein Zerrbild aus der katholischen Kirche gemacht; was er als das Wesen der Kirche ausgibt, das ist es nicht, und was das Wesen der Kirche ist, das wollte er weder anerkennen noch wissen.

8. Wie die Juden mit dem Schleiermacher'schen Christenthum ganz einverstanden sind und es mit Beibehaltung ihres Talmudismus vereinbar finden. Das beste Urtheil über Schleiermacher.

Wir kommen zu einer genauern Betrachtung der Schleiermacher'schen Theologie.

Ehe wir uns ein Urtheil (welches jetzt 1887 viel leichter ist, weil die verschiedenen philosophischen Gegner und Freunde Schleiermacher's sich theils schon abgelebt haben) über diese Reden Schleiermacher's erlauben, welche damals das größte Aufsehen erregten, wollen wir nur bemerken, daß auch beim Erscheinen derselben die verschiedensten Urtheile darüber lautwurden. Dilthey[1]) bringt uns von seinem Standpunkt aus die Urtheile der damaligen geistigen Celebritäten Deutschlands.

[1]) Leben Schleiermacher's. Von Dilthey. Berlin 1870. 1. Band.

Interessant ist die Schilderung der ganzen Zeit und besonders das Arbeiten der aufgeklärten Juden, welche sich die Zerwürfnisse, die Streitigkeiten unter den christlichen Theologen und Philosophen zu Nutzen machten und in der Hoffnung auf den totalen Niedergang von Kirche und Christenthum sich mit den aufgeklärten Christen zum Zwecke der Hinauskehrung sämmtlicher christlicher Grund- und Lehrsätze zu vereinigen suchten. Eine Parthie „aufgeklärter Juden“ vereinigte sich mit Friedländer, dem ersten Schüler Mendelssohn's, und dieser trat mit seinem Sendschreiben von einigen Hausvätern jüdischer Nation an den Probst Teller, das Haupt der Berliner Aufklärungsgilde, heran; diese guten jüdischen Hausväter verlangten auf Grund der moralischen und Vernunftwahrheiten in die Gemeinschaft des Christenthums als eine Religion des Vollkommenen, und zu allen an dasselbe geknüpften bürgerlichen Rechten aufgenommen zu werden, ohne Taufe und Glaubensbekenntniß, also ohne Eintritt in die christliche Kirche. — Das war alles sehr schlau ausgedacht. Friedländer, als erster Schüler Mendelssohn's, wußte gut aus den Erklärungen Mendelssohn's, daß dieser Philosoph, „der über das Wesen Gottes so sichere Auskunft gab wie über den Seidenstoff seiner Fabrik“ daß Mendelssohn trotz aller Reform- und Aufklärungsphrasen doch ein echter Talmudjude geblieben ist und sich als solchen den anfragenden Talmudjuden zum Troste derselben brieflich bekannt hat.

Teller war nicht so blöde, in die jüdische Aufklärungsfalle hineinzusteigen. Er gab eine ausweichende Antwort. Wenn die Hausväter den jüdischen Ceremonienkultus aufzugeben versprachen, ohne das christliche Bekenntniß anzunehmen, so wies er darauf hin, daß dies und jenes nicht so ganz verschiedene Dinge seien, wenn sie sich zu der ganz unumwundenen unverschleierten Religion bekennen wollten, so bemerkt er, wie diese doch genöthigt sein würde, an verschiedenen Orten eine verschiedene positive Gestalt anzunehmen. Er forderte im Grunde zum Eintritt in eine Kirche auf, die so bereit sei, ihre Dogmen auf das freisinnigste auszulegen. Die Frage nach der Verknüpfung der bürgerlichen Rechte mit dem religiösen Bekenntniß umging er. Aber eben

darum war es ja den Juden ganz allein zu thun. Ohne die verhaßte Taufe zu empfangen und ohne ein Glaubensbekenntniß herzusagen oder zu unterschreiben, durch eine einfache Erklärung in eine „Religion" einzutreten, die Christum als den Logos, als Gott und Menschensohn und als den verheißenen Messias so entschieden verleugnet hat, als es ein orthodoxer Jude nur wünschen kann, das war ihnen nach den Rabbinischen Talmudischen Finten sicher gestattet.

Eine andere von einem Geistlichen ausgehende Broschüre sagte es den Juden nicht so zart heraus wie Teller. Diese Broschüre erklärte es als eine Ziererei, wenn die Juden aus vorgeblicher Gewissenhaftigkeit entweder gar nicht oder nur „auf gewisse Weise" Christen werden wollten, da die Religion doch überall dieselbe, „alles Positive" nur Cultus sei. (Sic!) Dilthey fügt hinzu:

„Es mußte einen wahren Geistlichen schamroth machen, so von dem Christenthum, von der Wahrhaftigkeit, von dem Eid reden zu hören. In dieser Lage trat Schleiermacher mit seinen Briefen hervor. Sie erschienen im Juli 1799."

9. Wie auch andere protestantische Theologen mit dieser verdächtigen Judenbekehrung nicht einverstanden sind.

Diese Art der Judenbekehrung war allerdings dem Schleiermacher auch zuwider. (Dilthey 425):

„Sagen Sie mir doch, wissen denn alle aufgeklärten und gelehrten Juden, die uns zumuthen, vom Judenthum etwas zu wissen, und an chaldäischer Weisheit und Schönheit, so sehr sie auch unserm europäischen Geiste zuwider ist, Geschmack zu finden, wissen sie alle so wenig vom Christenthum? Dann kommen sie mir nur, freilich in einem viel größern Styl, recht vor wie die Franzosen, die nun schon 10 Jahre unter uns leben, und immer noch kein ordentliches Wort Deutsch lernen wollen." —

Dilthey fügt hinzu:

„Und er befürchtete, daß so eine Bewegung ergebnißlos verlaufen werde, welche gegen einen in Wirklichkeit unerträglichen Zustand gerichtet war. Denn die Ausschließung der Juden von den bürgerlichen Rechten erscheint ihm nicht nur verwerflich vom Standpunkt des Staates aus, sondern auch unheilvoll für die Kirche

selber, in deren Namen er wirkt. Diese darf die verderbliche Artigkeit der Regierungen, welche das Bürgerrecht an das kirchliche Bekenntniß knüpfen, nicht länger ertragen, sie bezahlt diese Höflichkeit mit ihrem gänzlichen Ruin in der That zu theuer."[1])

Dilthey berichtet (S. 426):

„Sie (die Kirche) muß sich von dem Verdacht einer solchen Proselytenmacherei befreien. Sie muß den Staat bitten, dieser für sie so drückenden Handlungsweise ein Ende zu machen. Sie muß sich schützen vor dem Eintritte solcher, die aus unreinen Motiven ohne religiösen Glauben hereintreten.[2]) Er (Schleiermacher) erinnert sich der Klagen seines Oheims und seines Vaters über die Gesellschaft, die sich zum Uebertritt meldete. Es waren, außer den Verliebten, wenn ich die ausnehmen soll, lauter schlechte Subjecte, deren sich die jüdischen Gemeinden gar zu gern entledigten, ruinirte und zur Verzweiflung gebrachte Menschen. Die meisten fielen sogleich unserer Armenkasse anheim, oder der Privatwohlthätigkeit ihrer neuen Glaubensgenossen, indem sie, welches ihre eigentliche Speculation gewesen war, auf ihren Taufschein, als einen wohlerworbenen Brandbrief, betteln gingen. Andere haben es auf den Vorwitz gutmüthiger Seelen angelegt, die um Gottes willen gern ein wohlfeiles und schlechtes Hebräisch lernen wollten. Das war indeß ein Unglück, das sich noch tragen ließ. Nun aber steht anderes bevor. „Ganz andere Menschen sind es, die jetzt mit dem Uebergang zum Christenthum umgehen, gebildete, wohlhabende, in allen weltlichen Dingen wohl angethane Leute, die Rechte erwerben und sich einbürgern wollen; für sie ist dasjenige, was ihnen als Lohn ihrer Bekehrung von Weitem gezeigt wird, ein wichtiges und lange erwünschtes Object." Ihr Uebergang ist dem Staate kein Schaden, „desto mehr schadet er der Kirche und dem Christenthum." Es gibt unter den alten Christen leider solche genug, die nur um den nöthigen Taufschein, Aufgebote und dergleichen und um des westphälischen Friedens willen sich zu irgend einer Kirche bekennen, und übrigens ganz unschuldig sind in Absicht auf die Religion. Er (Schleiermacher) wünschte: man könne sie alle auf gute Art los werden, manchen

---

[1]) Wenn nun Schleiermacher aufstände, würde er es gegenüber der gegenseitigen Christen- und Judensituation wagen, mit seinem Humanitätsschwindel und seinem Verlangen der bürgerlichen Gleichstellung der Juden wieder aufzutreten? — Hofprediger Stöcker würde dem abergläubischen Philosophen mit statistischen Ausweisen zeigen, daß nicht die Einschränkung, sondern die Gleichstellung der Juden unheilvoll für Staat und Kirche geworden. Schleiermacher ist eben auch hier Phantast gewesen.

[2]) Wie konnte Schleiermacher, der sich mit dem transcendenten Gott und der Fortdauer des Menschengeistes als total fertig erklärte, von einem religiösen Glauben reden?

seiner Freunde darunter. Und nun treibt noch der Staat Widerwillige in die christliche Gemeinschaft. „Von einem kostbaren und geistigen Stoff pflegt man nicht gern eine ungeheuer kleine Quantität in einem ungeheuer großen Gefäß zu verwahren, weil er da seine Kraft ganz verliert, und von der umgebenden Luft aufgezehrt wird. Ebenso ist es höchst gefährlich, wenn in einer ungeheuer großen Religionsgesellschaft nur eine kleine Masse von Religion ruht und circulirt." (??) Wie in einem leeren Raume zerstreut, können alsdann die wahrhaft Frommen einander weder wahrnehmen, noch auf einander wirken." [1])

10. Selbst Schleiermacher für Präcautionen bei der Judenbekehrung. Satyren über Schleiermacher's intimen Verkehr mit Jüdinnen. Verwirrungen und Verirrungen im Leben Schleiermacher's.

Bei alledem ist es sehr interessant, wie Schleiermacher dem Staate **nicht** zumuthet, er solle bei der bürgerlichen Gleichstellung sämmtliche Präcautionen außer Acht lassen.

Dilthey 426:

„Im Namen der Kirche verlangt er daher die Unabhängigkeit der bürgerlichen Rechte vom christlichen Bekenntniß. Erscheint dem Staate das Ceremonialgesetz und der Glaube an den kommenden Messias als unvereinbar mit den bürgerlichen Pflichten: so sieht er darin eine Angelegenheit zwischen dem Staate und seinen jüdischen Bürgern, in welche sich das Christenthum nicht zu mischen hat." — —

Es ist nicht zu übersehen, daß die Auseinandersetzungen Schleiermacher's selten eine logische Kritik vertragen können, man greift in einen Phrasennebel, wenn man seine Sätze packen will, es ballen sich Wolken übereinander, es wird aber weder ein Fix- noch ein Wandelstern sichtbar. So auch hier. Es handelt sich bei der Juden-Emancipation nicht um das Ceremonialgesetz und den Glauben an den kommenden Messias,

---

[1]) Höchst sonderbar; aus dem Context geht hervor, daß doch Schlr. selbst sich für einen nicht unterschätzbaren „**wahrhaft Frommen**" gehalten; warum begab er sich aber dann so oft in den **Cirkel** überaus geistvoller Damen aus Israel, deren Herzenskönigin die Henriette Herz gewesen, seine intimste Freundin; warum hat er selbst behauptet, bei der **Freundschaft** habe das religiöse Bekenntniß nicht in Frage zu kommen!

es handelt sich um das Sittengesetz, besonders über die Bestimmungen des Verhaltens der Juden im Verkehr mit den Christen (Gojim, Akum), um die Gesetze des Talmud, die im Schulchan aruch, dem verbindlichen Gesetzbuch, enthalten sind. Während nun Messiashoffnung und Ceremonialgesetz die Christen wenig im bürgerlichen Leben geniren, werden die Schulchangesetze durch ihre Befolgung zum Ruin und Untergang der Christen. So arbeitet nun Schleiermacher in's Blaue hinein und weiß nicht den Nagel auf den Kopf zu treffen.

Fichte, Schelling, die Schlegel, Schleiermacher waren bei der Gründung einer wissenschaftlichen Zeitschrift furchtbar übereinander gerathen; Fichte wollte allein herrschen, seine Mitarbeiter sollten sich Streichen, Aendern, Zusätze gefallen lassen, ihre Namen sollten mitunter in der Schrift nicht genannt werden. Die Herren machten sich lächerlich, auch Schleiermacher war der Satyre verfallen.

Sein Umgang mit Präsentantinnen der ästhetisch angehauchten Berliner Judengesellschaft, seine Vertheidigung der Lucinde Schlegel's regte begreiflicher Weise die Satyre auf, die in Bild und Schrift über Schleiermacher losging. Dilthey ist selbstverständlich bei seiner tiefen Verehrung vor allen Erzeugnissen der Schleiermacher'schen Muse über den „Troß von Pasquillanten" und ihre „bubenhaften Angriffe" nicht gut zu sprechen. Er berichtet (S. 531):

> „Nun geschah auch, was von solchen Gegnern zu erwarten war, Schleiermacher's eigener, dem Publikum bis dahin in Gutem und in Bösem unbekannter Name ward in den Streit gezerrt. Zuerst war es in der „Diogeneslaterne" von 1799 geschehen. Dort war als künftige Schrift (von Schleiermacher) angezeigt: „Demonstrativer Beweis, daß Fichte und Schlegel die größten Männer des Jahrhunderts sind." Diese Schrift des Charitépredigers Schleiermacher, welcher dieselbe in der literarischen Gesellschaft unter dem lauten Beifall der darin befindlichen Judenweiber vorgelesen, empfehlen wir dem Publikum zum voraus." In der „Gigantomachie" von 1800 nimmt der Titane Friedrich Schlegel in Schleiermacher verhüllt an dem Sturm auf den Olymp Theil. Ende 1880 erschien dann Falk's „Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satyre", auf dessen Titelkupfer unter anderm Schleiermacher zu sehen war, als eine kleine verwachsene Gestalt, der „Reden über Religion" aus der Tasche ragen, am Arm von Henriette Herz; die Verse und die Prosa Falk's, des Bildes

ganz würdig, beschmutzen die Reden, die Lucindenbriefe und Schleiermacher's Person. Die Literaturzeitung aber klatschte Beifall und citirte einen elenden Vers über Schleiermacher's Gott." Ein Monat darauf brachte sie in die Besprechung von Vermehrens Lucindenbriefen eine Denunciation Schleiermacher's als des Verfassers der Kritik im „Archiv", und eine Hindeutung auf ihn als den Urheber der „Vertrauten Briefe", unmittelbar dahinter eine cynische Kritik der Briefe. Schleiermacher war der einzige, welcher diesem Trosse der Pasquillanten vollkommen verachtendes Schweigen gegenübersetzte. Aber man kann denken, mit welchem Schmerz er sich in seinem Predigerberuf, der ihm theurer als jedes andere äußere Verhältniß war,[1]) durch solche bubenhafte Angriffe gehemmt und bedroht sah. Ein Zeichen der bevorstehenden Schwierigkeiten war es wohl schon, daß der Magistrat ihn bei einer Wahl für eine gar nicht bedeutende Stelle überging, welche ihm endlich eine andere Art von Wirksamkeit möglich gemacht hätte. So endete das Jahr 1800 wenig erbaulich für ihn. „„Verwirrungen in der Gesundheit, Verwirrungen im Beutel, in den bürgerlichen Verhältnissen, und wer weiß worin sonst."" — Eine weiche Schwermuth lastete auf ihm, welche er nur durch festen Willen überwand. Er war sonst am Weihnachtsabend bei Freunden gewesen; diesmal blieb er allein. In der Nacht, in welcher das neue Jahrhundert anbrach, während in Weimar die Genossen übermüthig das Hereinbrechen der neuen Zeit feierten, waren seine Gedanken besonders viel in dem fernen Schwesternhause und bei der (Herrnhuter) Gemeinde, deren von einmüthigem, tiefen religiösen Gefühl geweihte Feste aus Kindererinnerungen ihm dann vor die Seele traten. So oft die schlechten Leidenschaften der Welt, die ihm bis zur Unverständlichkeit fremdartig war, auf ihn eingedrungen sind, hat sich in Schleiermacher der Herrnhuter erhoben, die Sehnsucht nach dem Frieden der weltfremden Gemeinde." —

11. Schleiermacher und das intime Verhältniß mit der Predigerfrau Grunow. Der rührende Uebergang der Caroline von der Ehe mit Schlegel zur Ehe mit Schelling.

Alle diese Erörterungen Dilthey's soll man schweigend und bewundernd hinnehmen! Schleiermacher verläugnet

---

[1]) Herr Dilthey wußte somit nicht, daß Schleiermacher's habituelles Erscheinen in dem Cirkel von Jüdinnen, dessen Centrum die überaus geistreiche und hoch schöngeistige Henriette Herz war, den christlichen Berlinern ein Aergerniß und den andern eine

entschieden alle positiven Grundlagen des Christenthums, Gott und Unsterblichkeit, umschaukelt und umgaukelt den dürrsten Spinozismus mit einem Nebel religiös klingender Phrasen; verkündet eine Sentimental-Religion, welche weder orthodoxe noch Reform-Juden im mindesten genirt; ein Christenthum, das ihnen weder den Schulchan aruch noch die sophistischen Phrasen Mendelsohns im mindesten tangiert; und verharrt mit einer Zähigkeit bei jüdischer Frauenfreundschaft, die jedenfalls nicht geeignet ist, einem christlichen Prediger bei seiner Gemeinde besondere Vorliebe, Verehrung oder Vertrauen zu erwecken; und flüchtet sich, wenn er wegen dieser Umstände von der öffenlichen Meinung bearbeitet wird, im Geiste in die Herrenhutergemeinde zurück!!! Was soll denn das Alles heißen? Aber freilich, hier soll jede Frage und Klage verstummen; wer dieses Mixtum compositum komisch findet, der hat sich einer „schlechten Leidenschaft“, oder „bübischer Angriffe“ schuldig gemacht.

Schleiermacher verkündete eine Art Christenthum, an dem das Judenthum eine Freude haben konnte; und machte sich moralische Ehegesetze, an welchen alle Männer eine Freude haben können, die es auf verheirathete Frauen, und alle verheiratheten Frauen, die es auf andere Männer abgesehen haben.

Dilthey, der Vertheidiger Schleiermacher's, vertheidigt überhaupt bei den „Denkern und Dichtern“ den Stoffwechsel in der Ehe mit sehr viel ästhetischen Gründen. Daß sich die Frau des Wilhelm Schlegel, Caroline, in den Philosophen Schelling verliebte, den W. Schlegel sitzen ließ und den Schelling heirathet, und daß sich Friedrich Schlegel die Dorothea geb. Mendelssohn und verheirathete Frau des Bankiers Veith, welche von diesem schon einige Sprößlinge besitzt, zur Frau nimmt, daß hier die alten Ehebündnisse sehr kaltblütig gelöst,

---

Gelegenheit zum Spott und zur Satyre gewesen. Dem Schleiermacher selbst war dieser Umstand nicht verborgen; wäre ihm nun sein Predigerberuf theurer gewesen als jedes andere äußere Verhältniß, so hätte er doch gewußt, was in diesem Falle zu thun oder nicht zu thun, d. h. was zu vermeiden ist. Mit dem vollkommen verachtenden Schweigen hat er seinem Predigerberuf in diesem Falle nicht genug gethan.

und neue nicht so kaltblütig eingegangen werden; das genirt Herrn Dilthey nicht im mindesten. Er muß es schon Schleiermacher's wegen approbieren, denn findet er die Anträge und das weitere Verfahren des großen Theologen und Erfinders der patentirten Universaltheologie Schleiermacher bezüglich der Frau Grunow nach der „modernen Moral" plausibel, so kann er wegen des Umtausches und Frauenhandels der beiden Philosophen Schelling und Schlegel auch keine moralischen Raufhändel anfangen.

Wie rührend weiß Dilthey den Uebergang der Caroline von ihrem angetrauten Schlegel zu Schelling zu schildern. (S. 512):

„Von Neuem bemächtigte sich diese Zauberin (Caroline) eines bedeutenden Menschen. Leichtester Anstand, weiche Anmuth, die schönsten Gaben geistreicher Geselligkeit und enthusiastischen Verständnisses waren in ihr mit den unberechenbaren Impulsen eines unersättlichen Herzens verbunden, welches Alles hätte besitzen und zusammenbehalten mögen, ungewohnt sich einen Wunsch zu versagen. Mit raschem, begeistertem Verständniß drang sie in die geistige Welt derer ein, welche sie liebte, aber mit ihrer Neigung wechselte das Interesse für die Sachen."

12. Wie die Caroline bei Schelling „dem Heiligthum" dienen will, nachdem sie von dem alten Heiligthum, dem Wilhelm Schlegel, apostasirt ist. Wie Schelling sein neues Heiligthum in 8 Reimen ansingt. Verhimmelungen.

„Eine Aufzeichnung über Romeo und Julie von ihr an Wilhelm Schlegel ist vorhanden, aus welcher dieser die schönsten Gedanken für seine damals mit so viel Bewunderung gelesene Charakteristik schöpfte; sie nahm Antheil an seinen Arbeiten in der Literaturzeitung. Jetzt warf sie sich mit derselben Elastizität in die Ideen Schellings. Sie schmeichelte nicht, aber wenn sie sich hingab, war sie doppelt gewinnend. Du weißt, schrieb sie am 9. Juni 1800 an Schelling, ich folge dir, wohin du willst, denn dein Leben und Thun ist mir heilig, und einem Heiligthum dienen, das Gottes Heiligthum ist, heißt herrschen auf Erden." — —

In der That, es wird einem da bei dieser Declamation einer Frau, die ihren Mann verläßt, um sich einem andern in

„Wahlverwandtschaft“ anzuhängen, vor lauter „Heiligthümern“ ganz schwindelig; dieser Dame ist alles mögliche heilig gewesen, nur die Ehe nicht! Wunderbar ist die Logik der verliebten Dame. Sie erklärt Schelling's Leben und Thun für heilig; nachdem sie im kürzesten Proceß Schelling bei lebendigem Leibe heilig gesprochen hat, erklärt sie sich für eine Dienerin des Heiligthums, und erhebt ihren Heiligspruch am Schlusse zu Gottes Heiligthum, was doch unserm Herrgott vorgreifen heißt. Die Kirche sagt: Gott dienen heißt herrschen, aber nicht; den Heiligen dienen, heißt herrschen; und Caroline will mit ihrem Schellingdienst gar die Weltherrschaft an sich reißen! Das ist doch ein wenig zu viel!!

Die kath. Kirche geht bei ihren Heiligsprechungen mit der größten Vorsicht und Gewissenhaftigkeit zu Werke, die Prozesse dauern oft viele Jahre lang; diese philosophischen Herren und Damen machen dagegen einen sehr kurzen Prozeß, ein paar Blätter Briefpapier genügen in diesem Falle zur gegenseitigen Verhimmelung.

Uebrigens muß man das bei diesen verliebten Geistes-Heroën und Heroïnen nicht so genau nehmen; Schelling hat auch Caroline heiliggesprochen, und sie gab ihm nur das Compliment zurück; Schelling dichtete 1800 die Caroline zu Weihnachten an, als er ihr sein Gedicht an die Natur zueignete:

1. „Als in der ersten frühen Weihestunde,
2. Aus freiem Trieb das Heil'ge ich erwählt,
3. Hat auch ein Gott zu ewig schönem Bunde,
4. Auf ewig dich mit meinem Geist vermählt.
5. Wenn auch von unserer Lieb' die süße Kunde
6. Kein weiches Lied der künftigen Welt erzählt;
7. Doch wird aus des Gedichtes dunklen Chiffern,
8. Sie das Geheimniß unsrer Lieb' entziffern.“

Zeile 1 und 2 ist sehr bedenklich, denn freie Triebe gibt es ja nicht, was getrieben wird, ist nicht frei, und was frei ist, läßt sich nicht treiben.

Zeile 3: Schade, daß dieser Gott, welcher so gütig war die Copulation vorzunehmen, nicht seinen Namen in das Trauungsprotokoll eingetragen hat.

Zeile 4: Es ist sehr unvorsichtig von Schelling gewesen, hier von einer ewigen Geistesvermählung zu reden,

denn nach Dilthey war in Caroline „die schönste Gabe mit den unberechenbaren Impulsen eines unersättlichen Herzens verbunden.“ Schelling hätte nur bedenken sollen: eben so wenig als „mit des Geschickes Mächten“, ist auch mit unersättlichen Damen-Herzen „ein ewiger Bund zu flechten.“

Zeile 5: Ob die Kunde so im Allgemeinen Allen süß geschmeckt hat? Die meisten hat selbige weder süß noch sauer, aber den verlassenen Wilhelm Schlegel hat sie schwerlich süß afficirt.

Zeile 6: Nun bringt aber ja eben das obige Lied, der „künftigen Welt“ die beglückende Kunde, und es wird kein so hartes Herz geben, welches dem obigen Liede die außerordentliche Weichheit abdisputiren könnte.

Zeile 7 und 8: Aber wozu denn da eine Entzifferung der dunkelen Chiffren, haben doch die beiden durch ihre Vermählung die dunkelen Chiffren genug beleuchtet, und die süße Kunde an die große Glocke gehängt. — Daß es beiden nicht genügte, sich selber als Heiligthümer zu betrachten, daß noch dazu jedes in seiner Art unsern Herrgott in diesen bedenklichen „Briefsteller für Liebende“ wollte hineingebracht haben, sollte dem andächtigen Leser zur besondern Erbauung dienen. Wir möchten über diese gegenseitigen Verhimmlungen kein Wort verlieren, wenn die beiden Theile unverheirathet gewesen wären; nachdem es sich aber hier um eine nicht nur gesetzlich, sondern auch in den Umständen gar nicht zu rechtfertigende Ehescheidung handelt, erscheint doch die gegenseitige Heiligsprechung als ein sehr unglücklich gewähltes Pflaster für das moralische Bedenken; — während die gerade hier höchst unglückliche Hineinbeziehung Gottes in die verzwickte Affaire sich nur aus der damals verkündigten Schleiermacher'schen Universaltheologie erklären läßt.

13. Caroline und das Schicksal ihrer Tochter Auguste. Schelling gibt der Auguste als Dr. der Medizin ein Heilmittel. Der gleich darauffolgende Tod Augustens ein Fiasco für den Hypokrates.

Die ganze Geschichte wird dem überaus nachsichtigen Dilthey am Ende auch etwas zu bunt; er berichtet (S. 513):

„Als Friedrich im Frühjahr 1800 die Augen über das Verhältniß aufgingen, erklärte ihm Caroline die Absicht, ihre Ehe zu lösen und sich mit Schelling zu verbinden. Ich (Dilthey) will nicht in die Mysterien einer solchen Natur dringen, am wenigsten Friedrichs vom Haß eingegebene Auffassung nachsprechen. Im Lauf ihrer Neigung zu dem jüngern Mann faßte sie den Plan, ihre Tochter Auguste, an welcher sie mit zärtlicher Liebe hing, mit Schelling zu verbinden."

Heillose Verwirrungen begannen.

Wir wollen aus diesen von Dilthey mit erbaulicher Pietät reproducirten „Verwirrungen" nur die wichtigsten Pointen zur Orientirung des Lesers über die Lebenspraxis jener großen Denker hervorheben.

Caroline, die poetische Frau Wilhelm Schlegel's, hatte von diesem eine Tochter Auguste, die von ihrem Vater Wilhelm außerordentlich geliebt war.

Dilthey 525:

„Schelling verließ Ostern 1800 Jena, um in Bamberg und Wien unter der Anleitung hervorragender Physiologen und Mediziner zu arbeiten, und gleichzeitig begab sich Caroline Schlegel nach langwieriger Krankheit mit ihrer Tochter Auguste in das Bad Bocklet. Dort starb Auguste in der Blüthe der Gesundheit und des Glückes, nach einer Krankheit von wenigen Tagen im August 1806. Schelling war von Bamberg gekommen und hatte sie in den letzten Tagen mit Opium behandelt. Das an sich furchtbare Ereigniß, welches Friedrich, Tieck, Steffen's, Alle, welche dieser lebenathmenden Natur nahe gestanden, auf das tiefste erschütterte, war für die Nächstbetheiligten wie ein Verhängniß. — Mit ihr schwand aus dem Leben Wilhelm Schelgel's, das zum Lohn für unerhörte Aufopferung einer weichen Natur nun verödet und beschimpft war, das Einzige, was er ohne Bitterkeit der Empfindung hegen und lieben konnte. „Es ist, schrieb er an Tieck, als hätte ich alle meine Thränen hierauf gespart, und manchmal habe ich ein Gefühl gehabt, als sollte ich ganz in Thränen aufgelöst werden."

Das sehr intime Verhältniß Schelling's zur Frau Wilhelm Schlegel's war allgemein bekannt geworden. Aus dem Berichte Dilthey's wird ersichtlich, daß gemeine Böswilligkeit über die Behandlung der Auguste von Seite Schelling's mit Opium die ehrenrührigsten Berichte über Schelling verbreitete. Dilthey:

„Nichtsnutziger Tratsch, nichtsnutzig und ehrlos, selbst, wenn Schelling auch in der Behandlung nicht das Richtige getroffen hätte, lief über seine Verordnung an Augustens Kranken-

bette um. Er hätte ihn und Wilhelm Schlegel nicht bestimmen dürfen, sich zu vertheidigen, und so nach Jahren vor dem ganzen Publikum auf die Tage dieser Krankheit zurückzukommen. Aber auch hier hatte die Literaturzeitung ihre den Gegnern der Schule immer bereiten Spalten geöffnet, und die Genossen hatten leider das Publikum gewöhnt, auch verächtliche Gegner nicht ohne Antwort zu lassen."

„Von nun ab verlief alles, als sei es auf Wilhelms innere Zerstörung und die Zerrüttung des freundschaftlichen Kreises in Jena abgesehn. Am 1. October 1800 verließ Schlegel (Wilhelm) seine Frau, und Schelling Bamberg, wo sie seit Augustens Tod geblieben waren, in Coburg trennten sich ihre Wege, und Schlegel mit seiner Frau ging nach Braunschweig, Schelling kehrte nach Jena zurück. Ein wesentlicher Grund der Rückkehr Schelling's nach Jena war, daß Friedrich den unglückseligen (!) vergebens von Schleiermacher bekämpften Entschluß gefaßt hatte, „sich der verlassenen Transcendentalphilosophie anzunehmen.""

„Schelling hegte eine tiefe Abneigung gegen Friedrich, seitdem dieser bei Wilhelm (seinem Bruder) auf die Trennung von Caroline gedrungen, und die letzgetroffene Entscheidung mißbilligt hatte; er haßte zugleich den „poetischen und philosophischen Dilettantismus" desselben, und er konnte gleich nach einigen Vorlesungen Fichte melden, „Schlegel sei bereits todtgeschlagen und begraben." [1]) Friedrich hat nicht über dies Halbjahr hinaus gelesen. Noch verbitterter wurden die Beziehungen, als Caroline im Frühjahr 1801 von Braunschweig nach Jena zurückkehrte, während Wilhelm sich in Berlin niederließ. Nun begann auch das Verhältniß der Beiden untereinander zu leiden. Schleiermacher mahnte Friedrich und Dorothea sehr ernst, der Rücksicht nicht zu vergessen und sich in die Verhältnisse des Bruders nicht einzumischen. [2]) Erst im Frühjahr 1803 fand die Trennung statt; bald darauf Schelling's Verbindung mit

---

[1]) Es darf nicht übersehen werden, wie hier die Damen in den philosophischen Sternenhimmel eine totale Verwirrung hineinbrachten. Schelling äußert seine Freude darüber, seinen Gegner Friedrich Schlegel, der mit der Liebe seiner Schwägerin zu Schelling gar nicht einverstanden war, philosophisch todtgeschlagen zu haben, wie der Schelling es sich wenigstens einbildete. Die Zuhörer scheint Schelling allerdings in Jena dem Schlegel entzogen zu haben. An gegenseitigem Neid, Eifersucht, Gift und Galle haben es die Vertreter der höchsten Gedankenwelt im erbitterten Kampfe nicht fehlen lassen.

[2]) Das kam dem Schleiermacher sicher aus voller Seele heraus, denn ihm machte es ja auch nicht das mindeste Vergnügen, wenn andere Personen sich in seine sehr heikligen Beziehungen mit der getauften und ungetauften Damenwelt einen kritischen Einspruch gestatteten. Er mußte schon um der Selbsterhaltung willen seinen Leidensgenossen in den Damenscharmützeln mit Succurs beistehen.

Caroline. Es ist bezeichnend für Wilhelm Schlegel im Guten und Schlimmen, daß er während dieser ganzen Zeit mit Schelling auf dem gesellschaftlichen Fuß von Freunden blieb."

14. Die ethischen Kapitel im Leben der großen Philosophen. Die Unverschämtheit Fichte's im Interesse seines Systems.

Man muß nur immer bedenken, daß den Studenten die „ethischen Kapitel" aus dem Leben ihrer Herren Professoren nicht unbekannt geblieben sind; und daß eben diese Herren Studiosen ihre Glossen machten, wenn sie dann auf dem schwarzen Brett ein Privatissimum über Moralphilosophie angenagelt fanden. Man sieht, die Herren kamen nicht nur ihrer Systeme, sondern auch ihrer Frauen wegen über einander; wegen der Systeme, wenn der andere seinem System sich feindlich, und wegen der Frauen, wenn der andere seiner Frau sich freundlich gegenüberstellte.

Mit Fichte war Schleiermacher wieder des Systems wegen übereinandergekommen.

Dilthey 524:

„Auch Schleiermacher's Verhältniß zu Fichte war seit seiner Kritik immer gespannter geworden. Es lag in Fichte's Wesen oder System, oder was dasselbe ist (?) in seinem Charakter, daß er neben sich keine selbständige Forschung duldete, welche an irgend einem Punkte zu andern, als zu seinen Ergebnissen gelangte. So umgab er sich auch in Berlin mit Personen wie Bernhardi, welche nichts als die Anwendung seiner Ideen in den realen Wissenschaften für sich in Anspruch nahmen, oder wie Voltmann und Feßler, welche er als bloße Werkzeuge seiner Pläne ansehn durfte. Es war natürlich, daß diese Werkzeuge ähnlich dem Körper und den Leidenschaften in seiner Ethik, dann ihren Nebenzwecken zuweilen nachgingen, und ihm starke Enttäuschungen bereiteten. „„Fichte, (schrieb Schleiermacher an Wilhelm den 24. August 1800) hat erst hier eine ganz traurige Erfahrung davon gemacht, was dabei herauskommt, wenn man sich in etwas hineinzwängt, was von schlechten Menschen schlecht eingeleitet ist, und er hat sich von den erbärmlichsten Subjecten eine Nase müssen drehen lassen, und nun wollte er schon wieder (bei dem Plane einer Zeitschrift), eine Gelegenheit mit Voltmann benutzen, bekannte auch unverhohlen, daß dieser ein schlechter Schriftsteller sei, allein er werde ihm schon die Flügel lähmen, und mit ihm machen, was er wolle.

Sollte dieses monarchische Prinzip nicht weiter hinaus angewandt werden?““[1]) Eine deutliche und sehr scharfblickende Anspielung, wie Fichte auch die Schlegel ansah. Hatte derselbe doch im Februar an Reinhold geschrieben, daß er zwar in dem Plan einer Literaturzeitung mit den Schlegel verbunden sei, daß er sich aber „den arroganten und seichten Wilhelm vom Leibe zu halten wissen werde,“ und daß Friedrich „wohl Zucht machen werde.“

„Schleiermacher wußte genau, wie er zu ihm stand. Nachgerade mied er es als zudringlich, Fichte zu besuchen, da dieser ihn weder besuchte noch zu sich eingeladen hatte. Sein Stolz verstand diese stumme Erklärung, und sie sahen sich nur noch, wenn ein bestimmter Auftrag Wilhelms dazu nöthigte.“

Wir haben hier nur die Aufgabe, dem Leser ein kleines aber bezeichnendes Bild von den Zerwürfnissen zu geben, in denen die großen Geister von damals übereinandergeriethen, und von den außerordentlich menschlichen, nicht dem höheren Begehrungsvermögen (wie Kant gesagt hätte) entsprossenen Gründen, von denen sie sich in ihren Zänkereien bestimmen ließen. Dilthey führt derlei Streitigkeiten sehr ausführlich auf vielen Seiten an. Nur ein sehr komisches Beispiel sei erwähnt, welches uns belehrt, was Fichte für ein entsetzlicher Leibes- und Geistestyrann gewesen wäre, wenn er in einem großen Kreise eine unumschränkte Macht bekommen hätte. Er, der Philosoph, der Freimaurer, der den Studenten in seiner Weise die Grundprincipien der französischen Revolution mit philosophischen Schlittenschabraken und Phrasengeklingel vor die Ohren rasselte, so daß die Regierungen über diesen Freiheitsschwindel sehr bedenklich wurden, daß Göthe sich freute, als ihm, dem Freiheitsmann, die Studenten in Jena die Fenster mit Steinen einfeuerten, und daß der große Gotteslaugner in seiner Verzweiflung Gott anzurufen begann; er, der Freiheitsheld, entpuppte sich bei Gelegenheit, wo er nur eine kleine Macht in die Hände bekam, als den fürchterlichsten Tyrannen, der, seinem Willen nach betrachtet, fürchterlich erschien, aber zum größten Glück durch seine Ohnmacht lächerlich geworden ist.

Es handelte sich, wie wir schon früher angedeutet, um Gründung einer literarischen Zeitschrift. Dilthey berichtet, S. 526:

---

[1]) Schleiermacher an Wilhelm Schlegel, 29. August 1800, handschriftlich.

„Fichte's Entwurf war monarchisch und sollte in einer Hand die gewissermaßen willenlose Arbeit Vieler sammeln. Eine Ausführung von ihm (im Nachlasse Wilhelm Schlegel's) will er einem Redakteur und 14 Unterredakteuren übertragen: aus den eingesandten Aufsätzen der Mitarbeiter Generalübersichten zu gestalten, und zu diesem Zweck nach Willkür, ohne jede Verpflichtung der Rechenschaft zu streichen und zu verändern; kein Absatz und kein Name soll die Spur bezeichnen, wo ein solcher Beitrag beginnt und endet, dem Redakteur soll das Recht zustehn, ebenso mit den Uebersichten der Abtheilungsdirigenten zu schalten, wie diese mit den Aufsätzen der Mitarbeiter." — —

Selbst Dilthey gesteht angesichts dieser in der That kolossalen Unverschämtheit: Es wäre eine Art Strafanstalt für Schriftsteller von eigenwilligem Charakter und eigenen Ideen geworden. —

15. Wie Fichte als philosophischer Tamerlan sich lächerlich macht. Schelling und Schlegel bleiben trotz des Frauenüberganges ganz gute Freunde.

Was ist das aber für eine zahme Bemerkung gegenüber diesem philosophischen Zuchthaus, welches Fichte im Zenith seiner Systemherrschaft zu construiren die weltweise Unverfrorenheit gehabt hat? Was hätte denn Fichte antworten können, wenn ihm eines der Opfer (der Gäule, die er an seinen Triumpfwagen zu spannen beabsichtigt), einen Schreibebrief gesandt und denselben zugleich publicirt hätte, ungefähr folgenden Inhalts:

„Timur oder Tamerlan, Chan oder Sultan, Pascha oder Großvezier oder Confuzius, der sich als Beherrscher von China träumt! Halten Sie uns für Pferde, die ihre Kräfte anstrengen sollen, um Ihr Ich vorwärts zu bringen? oder für Sklaven, die an den Speichen ihres im Morast stecken gebliebenen Triumphwagens drehen und denselben heraushaspeln sollen; oder wollen Sie eine philosophische Sklavenzüchterei im Interesse ihres Systems etabliren, zuerst hätten ihre Unterredakteure von Ihnen die Vollmacht, in unserer Gedankenwelt zu sengen und zu brennen, mit der Gedanken-

guillotine alle Köpfe zu streichen, zu nivelliren, die über Ihr System hinausragen; hat einer beistimmende Gedanken, die Ihnen zur Verherrlichung ihres Systems taugen, so soll wieder kein Name die Spur bezeichnen, wo sein Beitrag beginnt, wo der Beitrag eines andern aufhört, dann kommen Sie als Oberredakteur, als Hoherpriester der Philosophie, und arbeiten mit Ihrer Censur-Zustutzscheere weiter an dem, was Ihre 14 von Ihnen bestellten Scharfrichter noch übrig gelassen haben, und das alles zur Verherrlichung Ihres Namens, Ihres Ruhmes, Ihres Systems! Es wäre die mindeste Strafe für Sie, wenn Ihre Zuhörer Sie auspfeifen und austrommeln, wenn Sie je wieder auf dem Katheder das Wort Freiheit über Ihre Lippen bringen. Sie haben mit diesem Programm der hoffärtigsten, aufgeblasensten rücksichtslosesten und selbstsüchtigsten Gedankentyrannei — gezeigt, wozu Sie im Stande wären, wenn das Geschick in Ihre Hände die Regierung von Land und Leuten gelegt hätte!!! Gott sei Dank, daß Sie ein ohnmächtiger Professor sind, daß Ihr Katheder kein Königsthron ist und daß es noch allerhand andere Philosophen gibt, die Sie aus Ihren Herrscherträumen bisweilen aufrütteln, und daß die Studenten in Jena Ihnen gezeigt haben, welche Früchte Ihre Freiheitsphrasen bringen, als Sie Ihnen die Fenster mit Steinen einwarfen, was einen Mann wie Sie, dem der mindeste Einwurf in sein System schon ein Verbrechen schien, besonders außer Rand und Band bringen mußte" u. s. w.

Wir ersuchen den Leser, die Tyrannei Fichte's ganz besonders zu beachten, seinen Entwurf wiederholt aufmerksam durchzulesen. In unseren Tagen wäre ein Philosoph, der eine ähnlich construirte Redactionsmaschine öffentlich vorzeigte, ein verlorener Mann; wohlverdientes Gelächter würde ihm von allen Seiten entgegenschallen. Nur Schopenhauer in neuester Zeit hat den Fichte an Hochmuth übertroffen; freilich hat er diesen in der prägnantesten Weise nur in seinen Briefen niedergelegt, welche von den blinden Verehrern desselben offenbar nicht zur Hervorbringung jenes Effektes publicirt worden sind, welcher dieser Publikation von unbefangenen psychologischen Lesern folgen muß.

Gegenüber der Herrschsucht und Geistestyrannei Fichte's und anderer Philosophen muß bei Schleiermacher der Wahrheit gemäß anerkannt werden, daß er einen ähnlichen Geisteszwang nicht nur nicht vertragen konnte, sondern daß er auch keinen ausüben wollte.

Dilthey bezeichnet gelegentlich auch die Herrschsucht Schelling's S. 532:

„Das Schicksal Wilhelm Schlegel's,[1]) der jetzt in Berlin lebte, erfüllte ihn (Schleiermacher) mit dem tiefsten Mitgefühl. „Wie unendlich leid," schreibt er Charlotten, „es mir mit dem Wilhelm thut, ihn in diesem Zustande zu sehen, das kann ich dir gar nicht sagen." Aber sein (Schleiermacher's) Geist mißbilligte die „übertriebene Gutmüthigkeit," in welcher dieser (Wilhelm) sich von Carolinen nicht schied, ja mit Schelling in freundschaftlicher Beziehung blieb."[2])

„Schelling's Genie und die Verwandtschaft des Standpunktes erkannte er nur zu sehr an, aber er hatte das Benehmen desselben in der gemeinsamen Angelegenheit der Zeitschrift zweideutig finden müssen, das Gewaltthätige in dieser Natur war ihm zuwider, und was vor kurzem geschehen war, mußte er streng verurtheilen."

Wir sehen hier, wie Dilthey selber die arge Gewaltthätigkeit an zweien der berühmtesten Philosophen an der Wende des Jahrhunderts bezeugt hat.

16. Die bedeutende Sentimentalität und sonstige hochromanhafte Anlagen des großen Theologen Schleiermacher. Schleiermacher's „heiligmachende Gnade" auf die Frau des Predigers Grunow wirkend, ein Dogma Schleiermacher'scher Theologie. Will in seiner Kirche der Frau Grunow die Füße waschen und sie soll ihm dafür die Stirne küssen. Ein neuer Berliner grüner Donnerstag.

Den überaus sentimentalen Seelenzustand Schlrs. bezeugt er selber in Briefen an die verheirathete Eleonore.

[1]) welchem Schelling die ohnedies wankelmüthige Caroline (Wilhelms Gattin) mit seiner ihr außerordentlich schmeichelnden Geistreicherlichkeit abgewendet und selbige am Ende zur Heirath mit ihm bestimmt hat.

[2]) Das ist etwas inconsequent. Herr von Grunow ist ja trotz des ähnlichen Verhältnisses Schleiermacher's mit Grunow's Gattin auch tolerant in einem freundlichen Verhältniß gestanden.

Als er, in eine ferne Pfarre versetzt, ihr einen Spaziergang bei Gnadenfrei, wo die Herrenhuter hausen, beschreibt, da heißt es bezüglich Eleonore (Dilthey 539):

„Was konnte ich thun als dich an meine Seite wünschen, um dir alles mitzutheilen, was meine Seele bewegte. Da geschah es denn bald, daß sich alles in zwei Gefühle zusammendrängte: ich betete an, und ich liebte, ich hätte vergehn mögen vor Andacht und Zärtlichkeit.[1]) Dich und meine gute Lotte (seine Schwester) wünschte ich an meiner Seite, Jedes seine eigene Frömmigkeit im Herzen, Jedes gleich bewegt, und alle in Liebe vereinigt und umschlungen. Das Anbeten und die Liebe blieb, aber die Geschichte der Welt hatte Platz gemacht der Geschichte meiner Seele, von den Kinderjahren bis zu meiner heiligen und heiligenden Liebe zu dir."

Was ist doch diese Weltgeschichte für eine artige, zuvorkommende Dame; sie hatte der Privat- und persönlichen Seelengeschichte Schleiermacher's Platz gemacht, und zwar schon zur Zeit seiner Kinderjahre bis zu seiner heiligen und heiligenden Liebe zur Eleonore. Aber die Liebe zu dieser Dame war nicht nur heilig, sondern sie war auch für die Eleonore heiligend.

Schleiermacher hat hier als großer Theologe noch ein neues Capitel zur „heiligmachenden Gnade" entdeckt, die zuvorkommend von seinem liebenden Herzen ausstrahlt und auf die Gemahlin des Herrn von Grunow heiligend hinabwirkt! Er fährt fort:

„Ich hatte nur den einen Wunsch, dir mein ganzes Wesen so genießen zu geben, wie ich es fühlte in diesem Augenblick. Da durchdrang er mich (der Wunsch) so, daß ich fühlte, er sei ewig und du werdest ihn genießen, aber an das Schreiben, was ich jetzt thue, dachte ich nicht. Ich glaube, ich wußte kein einziges Wort; selbst nicht deinen Namen, denn ich sah dein Bild, und deine ganze Seele." —

Schleiermacher phantasirt dann auf dem Gottesacker, in welchem die Herrenhuter Brüder und Schwestern ruhen, und schaut von der schwindelnden Höhe seiner Chimborassotheologie auf die armen Gestorbenen nieder (S. 540):

---

[1]) Nachdem Schleiermacher den persönlichen transcendenten Gott verleugnet, hätte er in diesem gefühlvollen Brief sich das „anbeten" und die „Andacht" sehr gut ersparen können und es wäre mit der Liebes- und Zärtlichkeitsversicherung für die Eleonore hinlänglich genug gewesen.

„Ich idealisirte mir die Menschen nicht, die es nun bis hierher gebracht hatten, ungebildet, beschränkt, vom Universum wenig wissend, und bei dem Aufsuchen des Göttlichen und Ungöttlichen nur in das kleinste Detail der menschlichen Seele hineingehend. So sind gewiß die meisten gewesen, aber sie trugen doch das Ewige im Herzen, sie hatten doch den Sinn, der die Welt zusammenhält, und wenn sie auch viel Gutes nicht kannten, und es vielleicht schüchtern verworfen hätten, so würden sie doch kein Böses geliebt haben. Friede mit ihnen, dachte ich, sie mögen jetzt mehr wissen und besser sein,[1]) und so ging ich zwischen den Gräbern hindurch." „Es schlug 8 Uhr, ich setzte mich auf eine Bank in der Allee, und wußte, daß Lotte jetzt mit ihrer Schwester (in der Herrnhutergemeinde) das Fußwaschen feierte. Ich dachte bei dem schönen Symbol, (in meiner Kirche dürfte es auch nicht fehlen,) an die Demuth und an Dich. Ich will Dir auch die Füße waschen, und Du sollst Dich dann herabbeugen und meine Stirne küssen." — —

17. Die Grunow, bis zu Thränen gerührt, ruft aus: Ja, das einzige Weib seines Herzens, das bin ich. Grunow und Schleiermacher arbeiten an gegenseitiger Heiligsprechung zum Trotz ihrer ganzen Umgebung, welchen diese Gattung Heiligkeit bedenklich vorkommt. Schleiermacher verfertigt einen Katechismus für „edle Frauen" seiner Bekanntschaft.

Selbstverständlich ist Eleonore über Fuß- und sonstiges Gewäsche ihres Angebeteten bis zu Thränen gerührt; sie sendet den Brief der Schwester Schleiermacher's, der Herrenhuterin, mit allen möglichen fromm und andächtig klingenden Segenswünschen:

„Wehe auch Dich, wenn du es wieder liesest, der Geist der sanften, heiligen Rührung an, der über mich gekommen ist. Auch du kannst ja dies heilige Gemüth verstehen wie ich, und liebst es, wie ich. Er ist geschieden von mir, der freundliche Schutzengel meines bessern, höhern Lebens, aber sein Geist ist übergegangen in mich. Ich fühle es, meine gute Lotte, wie Du so

[1]) Sehr vorsichtig und eifersüchtig auf seinen theologischen Scharfblick sagt er nicht dazu „als ich", sondern er meint nur: sie könnten jetzt mehr wissen als früher! Wenn es aber mit dem Menschengeist nach dem Tode aus ist, wie können dann die Verstorbenen nach dem Tode mehr wissen?

schwesterlich mich liebst, mich, den Gegenstand einer solchen Liebe; ich fasse sie kaum, aber still anbetend nehme ich sie an, aus der Hand der Vorsehung, die mich ausruhen lassen will von den Leiden meiner Jugend, die mir tausendfachen Ersatz geben will für alle mir einst verweigerte Liebe, für alle Schmerzen des Lebens. Eine schöne, stille Ruhe ist aufgegangen in mir seit der Stunde des Abschiedes, ich gehe gefaßt den Weg, auf dem mancher Dorn mich verwunden wird, aber ein inneres mildes Lächeln wird meine Thränen trocknen, jeder der Dornen erzeugt eine Rose für sein künftiges, ewiges, schöneres Leben. Das äußere Leben fühle ich, und sage es prophetisch, geben wir der Welt zum Raube; aber sie nehme es hin, mir hat nicht genügt daran, denn ich nehme Schaden an meiner Seele. Daß der arme Friedrich (Schleiermacher) das einzige Weib seines Herzens, ja das bin ich,[1]) so finden mußte, so! Aber Gott kennt die Kräfte seiner Kinder, er gab so viel hin, wo er nicht einmal so viel gewann, wie bei mir, ich bin getrost, alle Zweifel meiner Seele sind geschwunden, und welch eine schöne Welt bleibt uns noch außer uns selbst. Ihr, unsere Lieben, ich nenne sie auch mein, die ihm gehören, ihr werdet euch freuen mit uns." —

Wir wollen die Betrachtung über diese gegenseitige Heiligsprechung dem Leser überlassen. Sehr drastisch hat Schleiermacher selber eine Idee zu einem Katechismus der Vernunft „für edle Frauen" abgefaßt. Darin heißt es[2]) „Die zehn Gebote" (eigentlich sollte es heißen: Eine Parodie der 10 Gebote):

1. „Du sollst keinen Geliebten haben neben ihm, aber du sollst Freundin sein können, ohne in das Kolorit der Liebe zu spielen, und zu kokettiren oder anzubeten."

2. „Du sollst dir kein Ideal machen, weder eines Engels im Himmel noch eines Helden aus einem Gedicht oder Roman, noch eines selbstgeträumten oder phantasirten, sondern du sollst einen Mann lieben, wie er ist. Denn sie, die Natur, deine Herrin, ist eine strenge Gottheit, welche die Schwärmerei der Mädchen heimsucht an den Frauen bis ins dritte und vierte Zeitalter ihrer Gefühle."

3. „Du sollst von den Heiligthümern der Liebe auch nicht das Kleinste mißbrauchen; denn die wird ihr zartes Gefühl verlieren, die ihre Gunst entweiht und sich hingibt für Geschenke und Gaben, oder um nur in Ruhe und Frieden Mutter zu werden."

---

[1]) Es gehört nicht viel Psychologie dazu, um herauszufüblen: dieser Nothschrei ist durch das widerwärtige Andenken an die Freundschaft Schleiermacher's mit der Henriette Herz hervorgepreßt!

[2]) Dilthey. Denkmale der inneren Entwicklung Schleiermacher's. Als Anhang zu dessen Leben. S. 83.

4. „Merke auf den Sabbat deines Herzens, daß du ihn feierst, und wenn sie dich halten, so mache dich frei, oder gehe zu Grunde."

5. „Ehre die Eigenthümlichkeit und die Willkür deiner Kinder, auf daß es ihnen wohl ergehe und sie kräftig leben auf Erden."

6. „Du sollst nicht absichtlich lebendig machen."

7. „Du sollst keine Ehe schließen, die gebrochen werden muß."

8. „Du sollst nicht geliebt sein wollen, wo du nicht liebst."

9. „Du sollst nicht falsch Zeugniß ablegen für die Männer, du sollst ihre Barbarei nicht beschönigen mit Worten und Werken."

10. „Laß dich gelüsten nach der Männer Bildung, Kunst, Weisheit und Ehre."

18. Diese Parodie der 10 Gebote dürfte eher einen schwarzgelockten Ladenjüngling, als einen hochgefeierten Theologen zum Verfasser haben. Schleiermacher macht auch eine Glaubenslehre für „Damen" seiner Moral.

Wir wollen es auch hier wieder dem Leser zur Entscheidung überlassen, ob eine derartige höchst sentimentale frauenknechtlich anwidernde Parodie der 10 Gebote eines großen Theologen würdig ist und betonen nur, daß eine ähnliche Parodie ein jeder Ladenjüngling zu machen im Stande ist, der in irgend einem liberal-semitischen Blatt als Feuilletonist arbeitet. Diese gezwungene, galant sein sollende Geistreichigkeit ist zudem unendlich geziert, fade und langweilig. Auch den Glauben hat Schleiermacher für Damen präparirt (Dilthey S. 84):

„Der Glaube. 1. Ich glaube an die unendliche Menschheit, die da war, ehe sie die Hülle der Männlichkeit und Weiblichkeit annahm."

2. „Ich glaube, daß ich nicht lebe um zu gehorchen, oder um mich zu zerstreuen, sondern um zu sein und zu werden, und ich glaube an die Macht des Willens und der Bildung, mich dem Unendlichen wieder zu nähern, mich aus den Fesseln der Mißbildung zu erlösen, und mich von den Schranken des Geschlechts unabhängig zu machen."

3. „Ich glaube an Begeisterung und Tugend, an die Würde der Kunst und den Reiz der Wissenschaft, an Freundschaft der

Männer und Liebe zum Vaterlande, an vergangene Größe und künftige Veredlung."

Es läßt sich denken, wie Henriette Herz und ihr Kreis diesen 10 Geboten und diesem Glauben unendlich geistreich zugejubelt und dem größten Theologen des Jahrhunderts applaudirt haben.

Nun lassen sich aber mit dem zweiten Glaubensartikel: Ich glaube, daß ich nicht lebe, um zu gehorchen, die 10 Gebote und die Symbole Schleiermacher's wie mit einer Dynamitpatrone in die Luft sprengen. Diese 10 Gebote und dieser Glaube sind eine nichtssagende, phantastische Causerie; was soll die unendliche, geschlechtslose Menschheit heißen, die eben unendlich und geschlechtlos sein soll? Was soll der Glaube, was Sein und was Werden, was sollen wir sein? und was sollen wir werden, wie soll sich der Mensch dem Unendlichen wieder nähern? Das geht ja ganz gegen die Theorie vom Universum, wenn Gott zugleich das Universum ist und wir im Universum und Theile des Universums sind, wozu haben wir uns dann erst Gott zu nähern? wo ist er (der Schleiermacher'sche Gott)? wie nähern wir uns ihm? wie können wir uns von der Mißbildung erlösen? was ist Mißbildung? wie hat sich Schleiermacher selbst von den Schranken des Geschlechts unabhängig gemacht? — „Ich glaube an die Liebe zum Vaterlande." Das ist sehr schön, wenn aber das Vaterland zur Vertheidigung, zum Kriege ruft, so heißt es im 2. Artikel: „Ich glaube, daß ich nicht lebe, um zu gehorchen, sondern um zu sein und zu werden." Das heißt hier: um lebendig zu sein, aber nicht, um todtgeschossen zu werden. Dieses ganze Symbolum, dem Athanasianischen gegenübergestellt, verkündet uns weder einen großen noch überhaupt einen Theologen, sondern einen Artikelschreiber in einer modernen Zeitung unterm Strich. Wo gibt es in der Welt einen wahren, gelehrten Theologen, der diese Plattitude Schleiermacher's ernsthaft in Schutz nehmen und vertheidigen möchte?!

19. Wie Schleiermacher in seinen Rhapsodien eine neue Dogmenfabrik etablirt und bei seinen modernen Christinnen und Jüdinnen auf Anerkennung und Absatz hofft. Schleiermacher's Unwissenheit absichtlich oder unabsichtlich?

Wir sind nicht so thöricht, zu sagen, es seien in den philosophischen Rhapsodien Schleiermacher's nicht auch öfters gute Gedanken zu finden, besonders in jener Richtung, wo es sich um psychologische Beobachtungen handelt. Was aber an den kühn ausgesprochenen Aphorismen über Religion daran, das haben wir in vielen wörtlichen Anführungen beobachten können. Schleiermacher ist eben von seiner ihn alleweil bewundernden „philosophischen" Damengesellschaft gewohnt gewesen, immer wegen seiner präcisen Geistreichigkeit bewundert zu werden. Es war nicht klug, daß er seine Salonwitze an die Nadel gespießt und selbe dem aufmerksamen Beobachter späterer Zeiten zur Kritik anheimgestellt hat. So sagt er in seinem Tagebuch (Dilthey, Denkmale S. 100):

86. „Dogmen, selbst das ursprüngliche, entstehen nur bei Entbindungen des religiösen Sinnes, und es bleibt gewöhnlich nachher nur das caput mortuum desselben zurück."

87. „Das Christenthum ist immer nur ein relativer Begriff, wie muß man ihn also gegen die verschiedenen Parteien modifiziren."

Das ist eigentlich der Kern der Schleiermacher'schen Theologie, für ihn war dieser „Begriff" derartig relativ, daß er sein Christenthum und auch seine Moral so unter den Nullpunkt des Credo und des Dekalogs herunterzusetzen versuchte, daß der ganze jüdische Damenzirkel, in dem er sich bewegte, eine helle Freude daran haben konnte. Ihm war ja selbst die Religion zum Rechtlichsein im höchsten Grade überflüssig. Nr. 89 sagt er:

„Man kann völlig rechtlich sein ohne Religion, aber vielleicht nicht ganz moralisch[1]) denn das Entindividualisieren deutet doch zuletzt auf nie höchstes Individuum. Auch ist die Moral historisch." — —

---

[1]) Es würde viel drastischer lauten: „vielleicht auch ganz unmoralisch", denn das „vielleicht nicht ganz moralisch" ist doch

Hier noch einige „Aphorismen" über Religion.

112. „Der religiöse Sinn stirbt gewöhnlich an indirekter Schwäche."

139. „Das Judenthum war nie eine Religion, sondern ein Orden mit unbekannten Obern, auf eine Familiengeschichte gebaut."

140. „Die Geschichte der Religiösität im Individuum, verglichen mit der im Allgemeinen, als Beweis, Alles forsche nach Wahrheit in der Religion, ist blinder Glaube, denn es geht davon aus, daß geglaubt werden soll." — —

Nachdem Schleiermacher das ganze von Luther beibehaltene positive Bekenntniß total in seiner subjectiven Gefühlsduselei verflüchtigt hat, so daß selbst der Glaube an den selbstbewußten Gott und die Hoffnung auf persönliche Unsterblichkeit verdampft ist, hält er sich gerade hier an den bekannten Ausspruch Luthers:

„Daß zwei und fünf = sieben sind, kann ich fassen mit der Vernunft, wenn es aber von oben herab heißt: Nein, es sind acht, so soll ich's glauben wider meine Vernunft und fühlen. Darin geht der Teufel allein um, daß die römischen Pfaffen Gottes Willen und Werk messen mit der Vernunft."

Schleiermacher thut hier geflissentlich so, als ob er gar nicht wüßte, daß eben die Kirche vor und nach Luther, die Versöhnung von Glauben und Wissen in tausenden von Schriften der Kirchenväter und Kirchenlehrer und Kirchenschriftsteller angestrebt hat, und daß der Glaube an die ewigen Wahrheiten kein blinder sein müsse, sondern daß es eben Aufgabe der Wissenschaft sei, sich über den Grund des Glaubens Gewißheit zu verschaffen, was doch alles Luther als Vernunftfeind verwerfen wollte.

Das Verhältniß der Religion zur Moral läßt Schleiermacher keine Ruhe, er kommt in verschiedenen Wendungen darauf zurück. (So S. 106 Nr. 153):

„Daß Religion die Quelle der Moral sei, ist nicht wahr, und daß Moral die Quelle der Religion sei, ist auch nicht wahr.

---

nur ein Compliment für die Cirkel gewesen, die sich ohne positive Religion ihr völliges Rechtssystem construirt haben, welches am Ende aller Ende in der Vorsicht gipfelt, nur mit den Gesetzen des Staates unangenehme Conflikte zu vermeiden.

Wahr ist aber, daß Religiösität die Quelle der Moralität, und daß Moralität die Quelle der Religiösität ist. Hier muß also eins von den drei Hauptworten in verschiedenem Sinne genommen sein. Ist es wohl einerlei, welches man dazu wählt? Daraus folgt, daß der Doppelsinn aus dem verbindenden Wort (Quelle) hervor geht."

20. Wie Schleiermacher bisweilen selber zur Einsicht der Kernlosigkeit seiner Moral gelangt. Beständiger Universumschwindel, der Leser soll sich dabei denken, was er will. Die Blicke Schleiermacher's in's Universum reiner Humbug. Newton und Schleiermacher.

Am schönsten ist, daß Schleiermacher nach vielen Aphorismen über Moral, die sich durch ihre Nebelhaftigkeit auszeichnen, und die entschieden keinen faßbaren Gedankenkern enthalten, selber zur Einsicht seiner moralischen Kernlosigkeit kommt.

Seite 115 (Sittenlehre Nr. 18) bekennt Schleiermacher:

„Es gibt in der ethischen Welt Fixsterne, Planeten und Kometen. Ich bin ein Komet. Ob die letzten auch keinen Kern haben. Eine Hypothese ist es wenigstens auch in der moralischen."

Daß er ein ethischer Komet ohne ethischen Kern ist, sucht er durch seine Idee vom Gewissen zu erhärten. Ihm ist das Gewissen nicht die permanente Offenbarung Gottes an den Menschengeist, die Stimme des Logos, die mehr oder weniger jeden erleuchtet, der da in die Welt kommt, er versucht das Gewissen zur „Schulmeisterei zu erniedrigen."

So (S. 118) Nr. 32. 33:

„Ein kleines Bruchstück von der göttlichen Reflexion haben sie Alle, und zum Schulmeister erniedrigt nennen sie es Gewissen."

Die Lehrer der Neuschule werden über diese „Erniedrigung" von Seite des Aufklärungsapostels nicht erbaut sein; es sind in diesem Ausspruch aber die Lehrer und das Gewissen zugleich erniedrigt. Wenn das Gewissen nur ein Schulmeister ist — nun einen Schulmeister kann man schon bisweilen hinter's Licht

führen. — Wenn sich Schleiermacher in eine so arge Gedanken-confusion verwickelt, daß er sich selber nicht mehr zurecht findet, dann bekommt er immer die Marotte, sich mit der „Anschauung des Universums" vor dem Leser herauszuarbeiten. So fährt er nach seiner Schulmeisterei gewissenhaftest fort:

33. „Die Idee Gottes hat in diesem Sinn die schöne Wahrheit einer Allegorie, das reelle Thun ist ein Moment, und alles ist eigentlich Anschauung der eigenen Thätigkeit."

34. „Selbstanschauung und Anschauung des Universums sind Wechselbegriffe, darum ist jede Reflexion unendlich."

Was wir da aus den Aphorismen anführen, das hat Dilthey alles durchschossen gebracht; er ist so genügsam, diese Aussprüche für besonders werthe Gedankenperlen zu halten.

Wenn zum Beispeil Newton von der Anschauung des Universums spricht, dann glaubt man es, daß er Tiefblicke hinein gemacht, er hat es durch seine mathematisch-astronomischen Entdeckungen klar bewiesen; und der arme Mann hat die Göttlichkeit Christi und seine Offenbarung anerkannt, und hat täglich in seiner Hauskapelle gebetet; Newton hat sich jedenfalls „in der Welt der Fixsterne, Planeten und Kometen" besser ausgekannt als Schleiermacher, er hat sich dafür aber in seiner Bescheidenheit nicht für einen Kometen gehalten wie Schleiermacher, er hat sich auch nicht mit seinen Tiefblicken ins Universum geprahlt, während Schleiermacher die langjährige Gewohnheit, sich für einen der größten Selbst- und Universumsanschauer auszugeben, noch mit einer großen Zähigkeit auf seinem Sterbebette beibehalten hat. Zudem war Schleiermacher von seinem „Universal-Gott," den er aus seiner Universums-Anschauung destillirte, so sehr eingenommen, daß es ihn verdroß, wenn ein anderer zeitgenössischer Theologe ihm, dem wahren Gott- und Universumsdurchschauer nicht total beipflichtete: das bezeugt der Hieb gegen Herder.

41. „Es ist kein Wunder, daß in den jetzigen Zeitläuften, wo das allgemeine Geschrei über den Atheismus manche leise Erinnerung von ehedem aufregt, und wo zugleich Herder's Christenthum

sich so laut geltend zu machen sucht, indeß seine Natur sich gleichsam verläugnet, nach seinem Gott aus mancherlei Ursachen starke Nachfrage gewesen ist."

21. Wie Gott dem Schleiermacher ein Handelsartikel ist. Das Wesen Gottes ist ihm Phantasie. Theologie für den Salon Herz und den kleinen Levi.

Es ist interessant, wie hier der große Universaltheologe die Theologie, und den aus derselben abstrahirten Gott als einen Handelsartikel betrachtet, und wie der Fabrikant Schleiermacher mit Scheelsucht auf den Fabrikanten Herder hinüberschaut, weil „nach seinem Gott aus mancherlei Ursachen starke Nachfrage gewesen ist."

In Nr. 57 sagt Schleiermacher:

„Viele Buffos sind philosophisch, und viele Philosophen grenzen an die Buffonerie."

Warum denn nur angrenzen? — wozu diese Zaghaftigkeit und Rücksicht? Soll es nicht viel entschiedener heißen: Viele Buffos sind philosophisch, und viele Philosophen sind buffonisch?

S. 123. Im dritten Tagebuch 1. belehrt uns Schleiermacher: was ihm alles gelingt:

„Es gelingt mir noch immer, alle Systeme nicht nur zu denken, sondern auch zu empfinden. Das ist vielleicht die sicherste Probe meiner gesunden intellektuellen Reizbarkeit."

Nachdem Schleiermacher 2 Seiten hindurch die sicherste Probe seiner gesunden intellektuellen Reizbarkeit abgelegt hat, schreitet er mit dieser Reizbarkeit bewaffnet im selben Abschnitt noch eine halbe Stunde über das Vernünftigsein hinaus.

88. „Kant hat gut sagen, wer nicht vernünftig sein wolle, mit dem habe er nichts zu schaffen. Was wird er aber machen, wenn einer kommt und sagt: er wolle gern mehr als vernünftig sein."

Und schon Nr. 110, 111, 112 ist Schleiermacher mehr als vernünftig, er durchschaut mit seinem Adlerblick das Wesen Gottes und sagt:

„Das Wesen Gottes ist Phantasie. 110. Alle Pflicht-Collisionen deuten auf einen Widerspruch in dem gegebenen, von welchem die Forderungen ausgehen. (Sic!) 111. Den Widerspruch so gerade zu toleriren und zu setzen wie Schlegel, ist ein Uebermaß der Phantasie über die Vernunft. 112. Wissen vor dem Sein ist Phantasie. Das Wesen Gottes ist also Phantasie."

Wenn das Wesen Gottes Phantasie ist, was bleibt denn da für Schleiermacher's Wesen übrig, der doch noch über das Vernünftigsein Kant's hinauszugehn entschlossen ist? — Diese Philosophie und Theologie in Haselnußschalen mag genügt haben für den Salon der Henriette Herz, und für den kleinen Levi und die andern großen Talmud-Geister, die sich bewundernd um den christlichen Theologen herumdrängten, wenn er seine theologischen Knallerbsen jede mit Effekt zu Boden warf; denn diese Gesellschaft ist doch offenbar mit dem geistreichen Goy nur deßhalb gar so sehr zufrieden gewesen, weil sein Glaube an Christus, den Logos, und an die Welterlösung durch ihn sie nicht im mindesten in ihrer Mendelssohntheorie und ihrer Talmudpraxis genirt hat.

Im selben dritten Tagebuch, in welchem philosophische, theologische, moralische und politische Gedanken wie Kraut und Rüben durcheinander erscheinen, ersehen wir ganz der obigen Nr. 112 gemäß, daß Gottes Güte und der Glaube an Gottes Güte auch nur „Phantasie" sind.

131. „Gottes Güte ist die Idee von der gänzlichen Entbehrlichkeit des Angenehmen zum Guten. 127. Der Glaube an die Güte Gottes ist der Glaube an die Entbehrlichkeit des Angenehmen zu den höchsten Zwecken des Lebens."

Es muß bemerkt werden, daß bei Schleiermacher das Wort Idee nicht etwa eine geistige wesenhafte Eigenschaft, sondern, wie es aus Nr. 112 zu ersehn, auch nur eine Phantasie des Menschen dem beliebten „Universum" Schleiermacher's gegenüber bedeutet.

22. Kirche und Parochialwirken ist ihm odios, Phrasendunst, Gefühlsmauschelei. Er macht mit elendigen Versen theologischen Inhalts glänzendes Fiasco.

Nachdem bei Schleiermacher alle Religion nur in der ausschließlich subjectiven Gefühlsduselei des Individuums

gegenüber dem „Universum“ besteht, ist ihm auch das Wort „Kirche“, auf die religiöse Gemeinschaft im Protestantismus angewendet, immer ein sehr odioses Wort, welches er besonders, wenn von dem Wirken der Geistlichkeit die Rede ist, immer erbittert zu bekämpfen sucht. So im III. Tagebuch Nr. 131. 132.

131. „Im ersten theologischen Aufsatz muß das Parochialwesen nicht vergessen werden. Auch von den Parochialkleinigkeiten zu reden, jedoch mit der gehörigen Verachtung. Vielleicht könnten auch einige theils wahre, theils erfundene Anekdoten nicht schaden.“ [1])

132. „Der zweite muß die Frage so stellen: Soll bloß das kirchliche Wesen emporgebracht, oder soll wirklich auch die religiöse Gesinnung befördert werden? Von der gänzlichen Unzulänglichkeit und Unthunlichkeit des ersteren. Ironie über den Rath: das Ansehn der Geistlichkeit zu vermehren. Schwierigkeiten des letzteren. Wie die Geistlichen sein müßten. Es sollte keiner Geistlicher werden, der sich nicht schon gezeigt hätte. Daher die Nothwendigkeit der Combination mit andern Ständen. Ueber den Stand der Feder. Schluß vielleicht damit, welches das höchste Verhältniß zur Religion sei für einen negativen Staat und welches das höchste für einen positiven.“ — —

Wir finden da überall die Schleiermacher'sche Unklarheit und Phrasenmacherei. Was ist ein negativer, was ist ein positiver Staat, worin besteht die Grenzlinie zwischen beiden? Was hat der Staat gegenüber der subjectiven Gefühlsstimmung eines jeden seiner Mitbürger für Stellung zu nehmen? Kann er Gefühlsstimmungen gebieten oder verbieten. Kann der Staat, da es eine kirchliche Gemeinschaft nach System Schleiermacher gar nicht geben kann, sich da um etwas anders bekümmern, als um Haltung respective Uebertretung seiner Staatsgesetze? — Schleiermacher behauptet: das Wesen Gottes ist Phantasie, und beweist nebenbei, daß sein eigenes Wesen Phantasie sei.

[1]) Eine Vorschrift, die sich der „kleine Levi“ und mehr noch die verschiedenen größeren Levis im Salon Herz, welche als „Schornalisten“ wirkten, mit besonderer Befriedigung hinter die Ohren geschrieben haben werden. Der Hohepriester der „subjectiven Gefühlsmauschelei“ hat hiermit die erfindungsreichen „Schornalisten“ der Neuzeit bezüglich ihrer Lügenhaftigkeit dem Clerus gegenüber mit Absolution und Segen ausgestattet.

In Nr. 168 und 169, sucht Schleiermacher seine Theologie mit Hexameter und Pentameter in 2 Vierzeilen zu verdefendiren.

Verständniß:

„Wenn von dem Glauben du hörst, in der Weisheit neuerer Schulen
Unverständlich Gespräch, lerne nur dieses daraus,
Daß auch leere Vernunft doch hin zu der göttlichen Dichtung,
Lebensfülle der Kraft, aber vergebens sich sehnt."

Bescheidene Bitte:

„Schweiget und hört, ruft's dort, nichts taugt, wer mich nicht verstehet,
Auch was ich nicht versteh', Leute, bedeutet nicht viel.
O vortrefflicher Mann, wir flehen, verstehe dich selber,
Daß doch einiger Werth bleibe der kläglichen Welt."

Das Versemachen scheint aus der ungeheuren Härte des Materials für Schleiermacher eine eben so schwere als undankbare Arbeit gewesen zu sein. Man könnte ihm auf seine 2 Vierzeilen entgegnen:

Seine Phantasien sind unverständlich in Prosa,
Unverdaulicher noch in poetischer Form,
Nur für die leere Vernunft, so meint er, wäre der Glaube,
Lebensfülle der Kraft schreibt er selber sich zu.

Und da will er verklopfen auf des Pentameters Amboß,
Mit des Hexameters Wucht — Gott und den Menschen in Eins.
So hat er nun vergeblich sein ganzes Leben gehämmert,
Bis der Hammer entsinkt seiner ermattenden Hand.

Obwohl Schleiermacher's theologische Werke, besonders seine Reden, die seiner Zeit so viel Aufsehen gemacht haben (wozu ohne weiteres der Reclamesalon der „Henriette Herz" und der Chor der Geistreichen, die den Schleiermacher wegen seines Unter-Null-Christenthums besonders schätzten, das meiste beigetragen), nicht mehr gelesen werden, weil sie auch überaus langweilig sind, bemühen sich doch seine theologischen Anhänger, ihn fort und fort zu verherrlichen, was freilich nur in den engen Kreisen möglich ist, die noch in dem negativen System ein theologisches Heil für das zu finden meinen, was man im Schleiermacher'schen Sinne Kirche nennt. Wir haben uns hier mit ein paar Biographen desselben zu befassen.

23. Neue Verherrlicher Schleiermacher's. Zeller arbeitet in Lobsuperlativen, ahmt den Schleiermacher in Erzeugung von Phrasenschleiern nach.

Ueber das Buch: Leben Schleiermachers. Von Wilhelm Dilthey. Erster Band. Berlin, G. Reimer 1870 XIV. 542, bringt ein E. Zeller in Sybel's Hist. Zeitschrift. 25. Band. S. 49 eine Besprechung unter dem Titel: Schleiermacher in der ersten Hälfte seines Lebens. Da regnet es auf 16 Seiten Phrasen über Phrasen. Zeller fängt an:

„Schleiermacher's Leben zu schreiben ist eine eben so schwere als dankbare Aufgabe. Handelt es sich doch hierbei um einen Mann, welcher in die geistige Bewegung einer ungemein reichen und gehaltvollen Zeit aufs tiefste verwickelt war, welcher aus derselben die mannigfaltigsten Bildungselemente in sich aufnahm, sie zu einer ungewöhnlich selbstständigen Arbeit eigenartig verknüpfte, und welcher durch die Tiefe und Kraft seines innern Lebens in den Stand gesetzt wurde, einen weiten Kreis geistig zu beherrschen, nach allen Seiten die fruchtbarsten Keime auszustreuen, den nachhaltigsten Einfluß auszuüben." — —

Es kehren bei modernen philosophischen Schwefelrauchmachern immer gewisse Schlagworte und Phrasen wieder, „gehaltvolle Zeit" „aufs tiefste verwickelt," „Bildungselemente," „selbständige Persönlichkeit," „eigenartig," „verarbeiten und verknüpfen," „fruchtbarste Keime," „nachhaltiger Einfluß" und ferner „gereifte Individualität." —

Mit Fragen, die eine entschiedene Antwort verlangen, soll man freilich an den Phrasennebel nicht herankommen!

1. Was ist der wesentliche Inhalt der ungemein reichen und gehaltvollen Zeit?

2. Worin hat sich die ungewöhnlich selbständige Persönlichkeit Schleiermacher's ausgeprägt?

3. Was hat er eigenartig verarbeitet und verknüpft, und was hat er in dieser seiner „Verknüpfung" d. h. in seinem wissenschaftlichen Netze gefangen? lauter faule Fische!

4. Welchen Kreis hat er beherrscht?

5. Und wenn er die fruchtbarsten Keime ausgestreut hat: wo sind die Früchte, die „vielen Früchte" ersichtlich geworden?

6. Wie lange hat der Einfluß gewährt, der ein „nachhaltigster“ gewesen?

Daß Schleiermacher von einem philosophischen System zum andern herumwackelte, das berichtet auch sein Biograph, und der Kritiker seines Biographen. Sehr bezeichnend und auch etwas komisch ist der Wickelwackelgeist Schleiermacher's auch in dem überaus künstlich dargestellten (verknüpften und verarbeiteten) Verhältniß zur hoch- und feingebildeten Frauenwelt dargestellt; es spiegelt sich hier die Wandelbarkeit seiner philosophischen Gelüste getreulich ab.

„Sein Eintritt in das Dohna'sche Haus (als Hauslehrer) ist von Wichtigkeit. Hier fand er Gelegenheit, an dem innern Leben einer hochgebildeten, von dem tüchtigsten Geiste[1]) beseelten Familie den unmittelbarsten Antheil zu nehmen, hier zuerst trat ihm in der Gräfin und ihren liebenswürdigen Töchtern, von denen ihn eine mit einer tiefen, aber männlich bemeisterten Neigung erfüllte, ein Bild edler Weiblichkeit aus den höhern Kreisen der Gesellschaft entgegen, und er stand jahrelang in dem anregenden und anmuthigen Verkehr mit bedeutenden Frauen, welche seitdem eines der tiefsten und für sein Wesen bezeichnendsten Gemüthsbedürfnisse, in jener Zeit aber zugleich auch das glücklichste und wirksamste Bildungsmittel für ihn war.“ — —

Schon 2 Seiten darnach zeigt uns dieser Superlativarbeiter, daß sich diese junge liebenswürdige Gräfin auf die tiefe Neigung Schleiermacher's nicht viel einbilden durfte, er suchte sich bald wieder andere tiefste, für sein Wesen bezeichnendste, glücklichste und wirksamste Bildungsmittel im anmuthigen Verkehr mit andern „bedeutenden Frauen“. Obiger Bericht S. 57 wird durch folgenden (S. 60) in das gehörige Licht gestellt.

„In Berlin sah sich Schleiermacher in ein bewegtes, von geistigen Interessen erfülltes gesellschaftliches Leben versetzt, welches an den Fesseln des Herkommens mit jugendlicher Lust und vielfach auch mit jugendlichem Uebermuth rüttelte:[2]) er fand

---

[1]) Welcher Schwefel! Eine vom tüchtigsten Geiste beseelte Familie! — Was ist ein tüchtiger und was ist darnach gar der „tüchtigste Geist?“ — Citirt uns, Graf von Oerindur, den tüchtigsten Geist in der Natur! — Der Geist rumpelt aus der Versenkung empor und sagt: Ich bin der tüchtigste Zephises, und hab' dir sonst nichts zu sagen, als dieses.

[2]) Ein von geistigen Interessen erfülltes Leben rüttelt mit jugendlicher Lust und mit jugendlichem Uebermuth an den

hier im Verkehr mit geistvollen Männern und Frauen eine Anregung und Befriedigung, wie er sie an keinem andern Ort der Welt in einer seinem eigenthümlichen Wesen so entsprechenden Weise hätte finden können; er knüpfte mit der bezaubernden Henriette Herz eine Freundschaft fürs Leben, ein Verhältniß der seltensten Art, das bei rückhaltsloser Innigkeit doch von aller Leidenschaftlichkeit frei blieb; er fand sich zu der edlen an einen ihrer unwürdigen Gatten geketteten Eleonore Grunow so unwiderstehlich hingezogen, daß er in sie drang, durch Scheidung der freudlosen Ehe ihm selbst die Verbindung mit ihr möglich zu machen. Das sittliche Gefühl seiner Freundin bewahrte ihn vor diesem Schritte. Aber doch zeigt jene ganze in sein inneres und selbst in sein äußeres Leben tief eingreifende Verwicklung[1]) welchem fruchtbaren Boden die Anschauungen der Romantik bei ihm gefunden hatten, wie kräftig sich in ihm das Bedürfniß einer vollkommen freien individuellen Selbstbestimmung und Lebensgestaltung gegen die Strenge und Einförmigkeit der kantischen Moral auflehnte, und welche innere Kämpfe ihn nicht bloß die wissenschaftliche, sondern auch die sittliche Vermittlung und Verknüpfung dieser beiden Elemente gekostet hat.“ [2]) — —

Der Leser wird ersucht, diese Sprachverwicklung und Verknüpfung nochmals genauer durchzulesen; es wird ihm sicher dabei ganz phrasendunstig, hirngespunstig zu Muthe werden; es hat den Anschein, als ob bei den Lobrednern Schleiermacher's die „fruchtbarsten Keime“ seiner Phrasentheologie aufgegangen wären.

Fesseln des Herkommens! Ein Gymnasialprofessor von einigem Humor würde einem Schüler, der in einem Elaborat ähnliches Phrasenwerk zusammenstoppelte, sagen: Kommen Sie ein wenig in meine Nähe, mein Lieber, ich möchte meine Hand in Ihren Hauptschmuck verwickeln und verknüpfen und Ihren logikbedürftigen Kopf ein wenig durcheinander rütteln.

1) Hier wird immer überschwenglich,
Bald verwickelt, bald gerüttelt,
Bis des Lesers Kopf bedenklich,
Hin und her sich selber schüttelt.
Welch ein Wunder: wenn drei Damen
Den Schleier, in den sie verwickelt,
Nicht zornig in die Hände nahmen
Und in drei Theile ihn zerstückelt!

2) Der gute Schleiermacher hat sich in den Kämpfen für sittliche Vermittelung nicht sehr angestrengt, er vermittelt sehr leicht, er scheint auch die Knöpfe der Kantischen Moral mit großer Gewandtheit aufgeknöpft zu haben.

Zeller constatirt selber, daß die famosen Briefe über die allerfamoseste „Lucinde“ Schlegel's Schleiermacher zum Verfasser haben, der sich freilich auf dem Büchlein nicht genannt hat. Soweit hat es sobald kein Theologe gebracht, eine ähnliche Schrift über eine Mache, wie die „Lucinde“, zur Vertheidigung derselben zu schreiben!

Zeller berichtet nämlich:

„Dilthey zeigt nun sehr ausführlich, wie sich die Lebens- und Weltansicht, welche Schleiermacher gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts gewonnen hatte, in seinen Schriften aus dieser Zeit, in den Reden über die Religion (1799) der Monologe 1800, und den Briefen über Schlegel's „Lucinde“ (1800) darstellt.“ —

Daß Schleiermacher in jener Lebensperiode, in der er in Berlin am meisten Aufsehen machte, schon mit der vollendeten Läugnung des positiven Christenthums fertig gewesen ist, das gesteht Zeller wie folgt:

„Sehr beachtenswerth ist endlich im Vergleich mit den spätern Schriften die Stellung, welche er in den früheren noch zum Christenthum einnimmt. So hoch auch die Stufe ist, die er ihm in dem Reiche der positiven Religionen anweist,[1]) daß es die einzige vollkommene Religion, und aus diesem Grunde zur Alleinherrschaft in der Menschheit bestimmt sei, wird nicht bloß nicht behauptet, sondern sogar ausdrücklich geläugnet.“ —

24. Zeller ist wie Schleiermacher mit dem positiven Gehalt des Christenthums total fertig. Schleiermacher's Außenseite von Steffens geschildert.

Wie dieser Herr Zeller zum positiven Christenthum sich stellt, das ergibt sich aus einer Besprechung der Schriften über das Leben Jesu von Strauß und Renan in Sybel's Zeitschrift 12. Bd. 1864 in welcher er über Renan also schließt:

„Den Erfolg, den er unter seinen Landsleuten und überhaupt in den katholischen Ländern gehabt hat, ist kein unverdienter. Ein großer Theil dieses Erfolges rührt allerdings ohne Zweifel daher, daß sein Werk der antihierarchischen Strömung entgegen-

---

[1]) Wie gnädig von diesem großen Beherrscher des Berliner Marktes: er bestimmt die Werthe der Religionen auf der theologischen Börse wie Rothschild auf der finanziellen!

kam, welche zur Zeit in Frankreich und noch mehr in Italien so populär ist; einen andern nicht geringen hat er der ungeschickten und leidenschaftlichen Opposition des Clerus zu verdanken, nicht wenig hat ferner zu diesem Erfolge ganz sicher die gewandte, lebendige und geschmackvolle Form seiner Darstellung beigetragen, ja manches, was wir ihm als wissenschaftlichen Mangel anrechnen müssen, gereichte ihm bei der Mehrzahl seiner Leser ohne Zweifel geradehin zur Empfehlung. Aber die Bedeutung seiner Schrift wird dadurch nicht aufgehoben: das rechte Wort zur rechten Zeit in der wirkungsvollsten Form aussprechen, ist auch eine Leistung, und ein Buch, das, kaum hervorgetreten, bereits von, ich weiß nicht wie viel Bischöfen und von der römischen Kurie selbst verdammt worden ist, muß (wie Strauß sagt) nothwendig ein Buch von Verdienst sein." — —

Einerseits sehen wir aus diesem Urtheile, was wir von Zeller's Aussprüchen über die Theologie Schleiermacher's zu halten haben, und anderseits sehen wir, daß es genügt, ein Buch für lobenswerth zu halten, wenn es die Bischöfe und die Kurie verurtheilen. — Nun, da finden wir, daß alle Werke über Fleischesemancipation, ungehemmten Verkehr der Geschlechter, Mormonenthum und Aufrufe: die Welt zu einem großen B...... umzugestalten, nothwendig Bücher von Verdienst sein müssen, (nach Strauß' und Zeller'schem Urtheil) und zwar schon deßhalb, weil dieselben von der Kurie und den Bischöfen verurtheilt worden sind!

Wir wollen dem ersten Band von 700 enggedruckten Seiten (des Schleiermacherlebens) einige Aufmerksamkeit schenken, und vorerst aus dem ganzen modernen Heiligsprechungsproceß Schleiermacher's nur die Resultate seines Christenthums und seiner Moral mit seinen eigenen Worten bringen, das ist bezeichnender als alle und jede Deklamation über den confusesten Theologen, der mit dem transcendentalen Gott und mit der christlichen Sitte so gründlich aufgeräumt hat, daß er, ebenso wie Strauß, den Titel eines Atheologen mit vollstem Rechte sich verdient hat.

Schleiermacher wird von Steffens (1804) der äußeren Erscheinung nach also geschildert. (Dilthey I. 542):

„Schleiermacher war bekanntlich klein von Wuchs, etwas verwachsen, doch so, daß es ihn kaum entstellte. In allen seinen Bewegungen war er lebhaft, seine Gesichtszüge höchst bedeutend. Etwas Scharfes in seinem Blick mochte vielleicht zurückstoßend wirken. Er schien in der That einen jeden zu durchschauen. Sein

Gesicht war länglich, alle Gesichtszüge scharf bezeichnet, die Lippen streng geschlossen, das Kinn hervortretend, das Auge lebhaft und feurig, der Blick fortdauernd ernsthaft, zusammengefaßt und besonnen. Während er im lebhaftesten Gespräch begriffen war, entging ihm nichts. Er sah Alles selbst, was um ihn hervorging, er hörte Alles, selbst das leise Gespräch Anderer."

In Berlin machten sich selbst Professoren über die Gestalt Schleiermacher's vom Katheder aus lustig; mag sein, daß dieselben durch den großen zur Schau getragenen Fumus des Propheten dazu verleitet worden sind. Schopenhauer erzählte dem Frauenstädt:[1]) „Der große Philologe Wolf hat seinen Kollegen Schleiermacher, der nebenan docirt, immer den Kleinen genannt und gesagt, man merke es einem gleich am Styl an, wenn er bucklich ist." Derlei Professoreneifersüchteleien, in der verletzendsten Form auch noch dazu, sind jedenfalls nicht zu billigen.

25. Schleiermacher ist Liebling in jüdischen Damengesellschaften und sucht sich dieser Liebe immer würdiger zu machen. Die Damen erklären mittelst der Synagogentrompete Schleiermacher als den größten christlichen Theologen.

Dieser kleine, verkrümmte Mann wird als ein Liebling von jüdischen Damengesellschaften dargestellt; es wird von seinen Verehrern versichert, daß die Beziehungen zu diesen Damen im hohen Grade sittlich gewesen sind; sicher und constatirt ist, daß Schleiermacher's Christenthum den orthodoxen eben so wie den kulturangehauchten Jüdinnen sehr annehmbar erscheinen mußte, eben so wie Lessing's Christenthum den prononcirten Talmudmännern[2]) in der Mendelssohn-Gesellschaft in hohem Grade angenehm gewesen ist. Die Juden-Männlein und -Weiblein bewahrten ihre gerühmte Toleranz eben nur für solche Gojim, die sich dem Christenthum feindlich und dem Judenthum freundlich gegenüberstellten.

---

[1]) Arthur Schopenhauer. Von Frauenstädt. Berlin, Hayn 1863. S. 165.

[2]) Wir haben in „Joseph II." aus den eigenen Bekenntnißworten Mendelssohn's nachgewiesen, daß dieser „Philosoph" trotz all seiner Aufklärungsphrasen doch im Herzen ein fester Talmudist geblieben.

Wir werden bei Lessing aus seinen eigenen Worten nachweisen, daß die Geldfrage auf die Richtung seiner Literatur sehr mitbestimmend eingewirkt hat. Schleiermacher ließ sich aber nur durch eine maßlose Eitelkeit bestimmen, die immer in „Geistreichigkeit" arbeitete; er war ein perennirender Damenschmeichler und wurde gerade von diesen Kreisen, Jüdinnen und Christinnen, zum Lohn für seine Complimente als der größte Theologe aller Zeiten bewundert! —

Christliche Protestanten, ja gelehrte Prediger, auch solche, die ihm freundschaftlich näher standen, sind weder durch seine Ansichten über Lehre und Sitten des Christenthums noch durch sein beständiges Herumheucheln und Herumscherwenzeln erbaut gewesen und haben ihm wiederholt ihre Mißbilligung darüber mitgetheilt.

Freilich fand Schleiermacher schon ein religiös und sittlich sehr deprimirtes Berlin vor. Dilthey 182:

„Friedrich der Große gewährte eine Freiheit, in Rede und Schrift sich über religiöse Gegenstände zu äußern, er umgab sich mit einer Gesellschaft, so voll zugleich von Geist und Frivolität, daß nunmehr alles zu sagen und zu thun erlaubt schien, was nicht gegen den Staat ging."

Die einzige, von Friedrich noch in seinem Volke geschätzte Tugend eines Menschen war „der Gehorsam, der in den vorausgesehenen Tod geht". Seite 186:

„Friedrichs Härte lag schwer auf Handel und Finanzen. Seine Maßregeln schnitten unbarmherzig in das einfache Lebensbehagen des Bürgers; das Recht zu spotten allein ließ der König seinen Berlinern, und auch dieses beträchtlich eingeschränkt durch die Furcht vor dem alten Löwen in Sanssouci, dessen Tatzen unberechenbar waren."

26. Auch Juden die größten Lobredner Schleiermacher's. Des Predigers Sack Bedenken über das perennirende Herummauscheln des großen Theologen in jüdischen „Damensalons".

Zu beachten ist, daß dort, wo es sich um Negation christlichen Lebens unter der Firma von „Aufklärung" handelt, sogleich der Jude als gefühlvoller und aufrichtiger Mitarbeiter erscheint. S. 184:

„Der Berlinergeist fand seinen ersten gesellschaftlichen Ausdruck für die mittleren Stände in dem Montagsclub, welchen auf Anregung eines Schweizertheologen Schultheß die Dichter Friedrichs, Ramler mit Sulzer gründeten, und zu welchem alsdann Nicolai hinzutrat und Lessing. Es gesellte sich ein verschüchterter, von dem damaligen Gelehrtenthum ausgeschlossener jüdischer Kaufmann zu ihnen, Moses Mendelssohn." — —

Nach diesen Andeutungen über den in Berlin herrschenden Geist kommen wir zur Aeußerung des Predigers Sack bezüglich der Gesellschaften Schleiermacher's (Dilthey S. 370):

„Sack, dessen Vater und Schwiegervater mit Moses Mendelssohn so viel umgegangen waren, bemerkte, daß er durchaus nicht so pedantisch sei, sich gegen den Umgang mit Juden zu erklären, aber er habe doch keinen Sinn für die Gesellschaft, wie sie Madame Unger beschrieben.[1] Er fürchte, daß es auf viele Leute einen nachtheiligen Eindruck mache, wenn zu bekannt werde, wie ganz Schleiermacher unter diesen Menschen lebe, ja es sei zu besorgen, daß der Ton, den man in dieser Gesellschaft annehme, ihm mit der Zeit Gleichgültigkeit, Widerwillen gegen sein Amt (als christlicher Prediger) einflößen müsse."

„Schleiermacher's Vertheidigung war nicht im Stande, das Bedenken des würdigen Mannes (Sack's) zu beseitigen. Jetzt wurde ihm auch mit einem Schlage deutlich, welche scharfen Urtheile von angesehenster, wohlwollendster Seite her den gesellschaftlichen Kreis trafen, in dem er sich bewegte." —

Die Schwester Schleiermacher's stimmte ganz in den Ton der Besorgniß ein. Ihr entgegnete Schleiermacher:

„Du glaubst mir gewiß, auf meine bloße Versicherung, daß in meinem Verhältniß zu den Frauen nicht das geringste ist, was auch nur mit einem Anschein von Recht übel gedeutet werden könnte, du wirst in Allem, was ich über sie (die Herz) gesagt habe, nicht eine Spur von Leidenschaft angetroffen haben, und ich versichere dich, daß ich von jeder Umwandlung weit entfernt bin. Daß die Herz eine Jüdin ist, schien anfangs gar keinen nachtheiligen Eindruck auf dich zu machen, und ich glaubte, du seist mit mir überzeugt, daß, wo es auf Freundschaft ankommt, wo man ein dem seinigen ähnlich organisirtes Gemüth gefunden hat, man über solche Umstände hinweg sehen dürfte und müßte." —

Dieses „Muß" klingt von Seite eines noch christlichen Predigers außerordentlich peremtorisch. Was sich die christliche Gemeinde dabei denkt, das ist ihm ganz gleichgültig,

[1] In „Briefe einer reisenden Dame über Berlin", worin die Damen, welche Schleiermacher besuchte, etwas satyrisch durchgenommen wurden.

er bringt aus dem Zeughaus seiner Vertheidigung das „ähnlich organisirte Gemüth“ der Herz als schlagendes Argument; in der Hand eines Philosophen, mehr noch eines Theologen oder eines, der ein solcher sein soll, eine sehr komisch aussehende Waffe!

27. Dilthey nimmt Schleiermacher in Schutz, der sich seinen eigenen freien Styl des Lebens gestaltet. Diese Theorie für Vertheidiger von Zuchthäuslern sehr verwendbar.

Dilthey selbstverständlich ist für Schleiermacher, für die Herz und für das „ähnlich organisirte Gemüth“. Er sagt außerordentlich geistreich entschuldigend:

„Er (Schl.) hatte erfahren, wie schwer ein Mensch der Verkennung entgeht, der aus der Tiefe eines persönlichen Ideals einen freien und eigenen Styl des Lebens sich gestaltet; aber sein Wille stand fest, er hatte den Kampf nicht zu scheuen. Er hatte erfahren, wie gerade an den Geistlichen der Anspruch tritt, daß er auch dem Vorurtheil keinen Anstoß gebe, aber er war entschlossen mit Verzicht auf eine äußerlich glänzende Laufbahn die Idee eines wahren Geistlichen, welche er in sich trug, eben diesem Vorurtheil gegenüber zu verwirklichen und vor der Welt zur Anerkennung zu bringen. Und das Bedürfniß freiester Entwicklung, wie es sein Lebenselement war, ein herber Stolz gegenüber der Welt und den äußern Verhältnissen, der seit seinen Jünglingsjahren in ihm lebte, trieben ihn im Bewußtsein der Reinheit seines Willens und seines Lebens dem äußern Schein Trotz zu bieten, und bis an die ob auch vieldeutige Grenze dessen zu gehen, was ihm in seiner Stellung gesellschaftlich gestattet schien.“ — —

Denken wir uns einen Verbrecher, der mit dem Strafgesetze in einen acuten Konflikt gerathen ist, vor dem Gerichtshofe, und sein Vertheidiger, der ihn herauszufechten sucht, würde sprechen (wie oben): „Nur das Bedürfniß freiester Entwicklung, wie es das Lebenselement des Angeklagten ist, sein herber Stolz gegenüber der Welt hat ihn mit dem Gesetze in einen Konflikt gebracht; er hat sich aus der Tiefe eines persönlichen Ideals einen freien und eignen Styl des Lebens gestaltet und so trägt er trotz aller Klagen und Anfeindungen das Bewußtsein der Reinheit seines Willens in der Seele u. s. w.“

Der Staatsanwalt als Kläger würde erwidern: „Bei aller Anerkennung der größtmöglichen Freiheit, welche der Vertheidigung von Seite des Gesetzes gewährt ist, kann diese Freiheit doch keine grenzenlose sein, sie soll nicht über die Grenzen des gesunden Menschenverstandes hinausgehen; geht sie aber dennoch darüber hinaus, so muß es dem Gerichtshof und dem anwesenden Publikum doch mindestens gestattet sein, dem Vertheidiger durch ein lautes Gelächter oder durch ein stilles Lächeln jenen Beifall zu zollen, welchen ein humoristischer Vortrag in Anspruch zu nehmen berechtigt ist."

„Wenn Jedermann das Recht hat, sich aus der Tiefe seines persönlichen Ideals einen freien und eigenen Styl des Lebens zu gestalten, dann wäre es für den hohen Gerichtshof und für alle andern Gerichtshöfe angezeigt, die Bude zuzusperren und sich heimgeigen zu lassen. So lange aber das Gesetz noch in seiner Wirksamkeit dasteht, müssen die freien und eignen Lebensstylisten in ihren Stylübungen gehemmt und die „freien Entwickler" müssen eingesponnen werden u. s. w."

Nach dieser Nutzanwendung auf das praktische gesellschaftliche Leben und das strafgerichtliche Verfahren muß hier ganz entschieden ausgesprochen werden: Die christliche Moral ist ein Gesetz, welches durch keine „sittlichen Ideale", die von demselben abweichen, wenn selbe auch noch so sehr tief liegen, wieder alterirt werden kann. Niemand hat gegenüber diesem Gesetz das Recht, sich einen freien und eigenen Styl des Lebens zu gestalten. Auch das angebliche Bedürfniß freiester Entwicklung kann beim Abweichen von diesem Gesetze nicht als ein Entschuldigungsgrund dienen. Wozu hat denn der Mensch, der sich der Reinheit seines Willens bewußt ist, dem äußern Schein Trotz zu bieten? wozu hat er sich als Prediger und Lehrer über die Grenze des Gesetzes in ein nicht nur zwei- sondern auch vieldeutiges Gebiet hinauszuwagen? Ist es nicht seine Pflicht, auch einen sehr gravirenden Schein zu vermeiden.

28. Wie die „Reden über Religion“ nicht allgemeinen Beifall gefunden. Kann ein Prediger von Gewissen mit diesem Universaldusel noch die Kanzel besteigen?

Dilthey berichtet des weiteren, S. 443:

„Friedrich schrieb an seinen Bruder über Schleiermacher: Seine Reden geben hier ein Aergerniß, das mit dem über die „Lucinde“ fast Schritt hält. Man findet den klarsten Atheismus darin, wie natürlich, da er der Idee der Gottheit theilhaftig ist.“

„Sack, der alte Gönner Schleiermacher's, hatte die Reden zur Censur erhalten. Denn die Preßfreiheit war damals in diesen Dingen noch sehr eingeschränkt. Schleiermacher hatte ehedem wohl von ihm (Sack) vernommen, daß er den Druck eines atheistischen Buches verweigern werde, er (Schleiermacher) selbst wußte wohl, daß jenem (Sack) die „Reden“ leicht als ein solches erscheinen konnten. So hatte er allen Grund, über das Schicksal seiner Schrift besorgt zu sein. Als Sack bald den Verfasser ahnte, that dieser, was zugleich das Ehrlichste und Klügste war, und bekannte sich zu seiner Schrift. Der Censor erklärte dieselbe für „zu originell“, ließ sie aber passiren. Manches geschah damals, welches das Verhältniß zwischen beiden Männern störte. Als es endlich zu einer Erklärung kam, sprach sich Sack auch über die „Reden“ aus. Er habe zuerst gehofft, „„daß die Schrift eines Mannes von Geist, der Religion Freunde und Verehrer unter denen, die sie bloß verkennen, gewinnen würde, und daß sie in keiner Absicht, als in dieser geschrieben sei,““ in dieser Erwartung habe er dieselbe mit lebhafter Freude begrüßt.““ — Nun er sie bedachtsam durchgelesen, könne er sie leider nur als eine geistvolle Apologie des Pantheismus erklären, für eine rednerische Darstellung des pantheistischen Systems. Und dies System, welches in dem Universum die Gottheit erblickt, welches zwischen Religiösität und Moralität keine Verknüpfung kennt, welches alle aus der Religion geschöpften Beweggründe zum Gutsein verachtet, scheint ihm mit der Religion selbst ein Ende zu machen. Ein Prediger, welcher demselben angehört, ist ihm ohne Heuchelei nicht denkbar. „Lösen Sie mir das Räthsel, wie Ihnen ein Geschäft noch gefallen kann, das Ihnen doch nothwendig als Frucht und Beförderung der Albernheit und des Aberglaubens erscheinen muß, wie Sie das Beharren bei diesem Geschäft aus Convenienz mit ihrem eigenen Gefühl von Recht in Harmonie bringen können.““[1])

---

[1]) Dieses merkwürdige Urtheil Sack's (hier nur in gedrängter Kürze) bringen wir ausführlich in der Nr. 83.

Sack hatte in den schwarzen Fleck getroffen. Wie kann ein Prediger, mit diesem ewigen Universaldusel, in welchem Gott und Mensch und Welt in Eins zusammenfließen, noch eine christliche Kanzel besteigen? — Wir haben geflissentlich die Worte des Predigers Sack angeführt, der dem Schleiermacher seinen schlecht verschleierten Atheismus vorhielt.

Dilthey, der sich die Aufgabe gestellt hat, Schleiermacher durch Dick und Dünn zu folgen, ist bei der Vertheidigung gegen Sack in einiger peinlichen Verlegenheit.

29. Wie sich Schleiermacher sehr matt zu vertheidigen sucht. Furchtbar unsinnige Antwort auf die Frage: Was ist Religion?

In dieser Sackgasse gibt Dilthey dem Sack ein weniges zu, sucht sich aber im Ganzen damit zu retten, daß er dem Sack das Verständniß für die hohen Gedanken Schleiermacher's abstreitet. Er meint S. 443:

„Der Brief Sack's enthält zweifellose Wahrheiten. Insbesondere erkannte er den Grundfehler der religiösen Anschauung der Reden: daß das Band zwischen Religiösität und Moralität in ihnen nicht in seiner Wahrheit und Bedeutendheit gesehen war. Aber Sack zeigte zugleich ein nur zu begreifliches Unvermögen in die Wahrheiten der „Reden" einzugehen.[1]) Wie mochte Schleiermacher seines Vaters gedenken, dessen Bild immer vor ihm stand, als er seine Reden schrieb; dieser wäre ihm der wahre Vermittler gewesen zwischen Männern, die er auf's höchste achtete, liebte, und seinem innern Leben." —

Dilthey sagt:

„Seine (Schleiermacher's) Antwort an Sack ist vom edelsten Stolz erfüllt. Am Schlusse faßt Schleiermacher seine Vertheidigung in folgende Sätze zusammen:" (S. 444)

---

[1]) Sehr gelungen! Weil Sack, der noch auf positivem Standpunkt steht, diese Reden verurtheilen muß, besitzt er ein nur zu begreifliches Unvermögen d. h. er ist zu dumm, um in die Wahrheiten der Reden einzugehen. Den Beweis für diese Behauptung erläßt uns Dilthey. „Der Brief Sack's enthält zweifellose Wahrheiten," sagt Dilthey, „aber Sack hat ein nur zu begreifliches Unvermögen, in die Wahrheiten der Reden einzugehen. Was Sack spricht, ist wahr, aber er versteht die Wahrheiten des Schleiermacher nicht!!

„Deutlich genug habe ich gesagt, um es nicht wiederholen zu dürfen, daß ich die Religion nicht deswegen für etwas Leeres halte, weil ich erkläre, daß sie zum Dienste der Moral nicht nothwendig ist, deutlich genug, daß ich unsere kirchliche Anstalt, wie sie jetzt ist, für ein doppeltes, theils der Religion, theils der Moral gewidmetes Institut halte, und so glaube ich also weder etwas meiner Ueberzeugung Zuwiderlaufendes, noch etwas Geringes zu thun, wenn ich von der Religion zu den Menschen rede, als zu solchen, die zugleich moralisch sein sollen, und von der Moral zu solchen, die zugleich religiös zu sein behaupten, von beiden nach dem Verhältniß, welches ich jedesmal schicklich finde. Vielmehr halte ich den Stand des Predigers für den edelsten, den nur ein wahrhaft religiöses, tugendhaftes und ernsthaftes Gemüth ausfüllen kann, und nie werde ich ihn mit meinem Willen gegen einen andern vertauschen."

Nach Dilthey hat Schleiermacher dem Sack „vom edelsten Stolz erfüllt" geantwortet. Nun wäre es doch viel zweckmäßiger und die Bedenken Sack's zurückweisend gewesen, wenn Schleiermacher nur den Versuch gemacht hätte, die Grundlehren des positiven Christenthums anzuerkennen. Da erklärt aber Dilthey selber schon S. 393 ganz kalten Blutes, Schleiermacher habe gelehrt:

„Der Glaube an Gott und eine persönliche Fortdauer nach dem Tode wird gegenwärtig in der Regel als das Wesen der Religion ausmachend angesehn: er ist aber in Wirklichkeit gar kein nothwendiger Bestandtheil derselben."

Dilthey führt nun des längeren die wörtlichen Stellen aus Schleiermacher an; wir bringen hier nur die schlagendsten:

„Religion haben heißt das Universum anschauen, und auf die Art, wie Ihr es anschaut, auf dem Princip, welches Ihr in seinen Handlungen findet, beruht der Werth eurer Religion." — —

Also das Universum hat ein Princip, und es handelt, und das Princip der Handlungen des Universums sollen wir suchen, und was wir da finden, auf dem wird der Werth unserer Religion beruhen!! —

Wer nun eine Probe von einer hohen, freien, genialen, verständigen, über das Niveau des gemeinen Volkes einige Thurmhöhen hinausragenden Geistesgröße besitzen d. h. wer als Genie gelten will, der muß vor dieser Stelle bewundernd niedersinken und so thun, als ob er selbige total verstände und ob er in ihren tiefen Sinn eingedrungen wäre. Wir

meinen: diese Stelle sei ein Blödsinn mit Arroganz ausgesprochen. Zum Glück zeigt uns Herr Dilthey selber, welche Religion sich Schleiermacher aus dem Kessel des Universums abgedämpft hat.

(Dilthey 394) Schleiermacher sagt:

„Wenn ihr mit dem Universum, so viel Ihr hier davon findet, zusammengeflossen seid, und eine größere und heiligere Sehnsucht in Euch entstanden ist, dann wollen wir weiter reden über die Hoffnungen, die uns der Tod gibt, und über die Unendlichkeit, zu der wir uns durch ihn unfehlbar emporschwingen." „Mitten in der Endlichkeit eins werden mit dem Unendlichen, und ewig sein in einem Augenblick, das ist die Unsterblichkeit der Religion."

Dilthey fügt erklärend hinzu: „Deutlicher als in dieser Stelle wird die Fortdauer der gegebenen Einzelindividuen verneint":

„Geraubt hat der Mensch das Gefühl seiner Unendlichkeit und Gottähnlichkeit, wenn er nicht auch seiner Beschränktheit bewußt wird, der Zufälligkeit seiner ganzen Form, des geräuschlosen Verschwindens seines ganzen Daseins im Unermeßlichen."

Und „Monologe" 66:

„Es schlägt die Stunde, der Unendlichkeit sich wieder zu geben und in ihren Schooß zurückzukehren und der Welt."

30. Schleiermacher's Universal-Anschauung kommt zum Schluß: mit dem Lebensende des Menschen ist's mit seinem Bewußtsein aus für ewig.

Das ist also das Resultat: das sind die Hoffnungen, die uns der Tod gibt, wenn wir das Universum mit dem theologischen Fernrohre Schleiermacher's anschauen, nach dem Tode ist's aus für ewig! Wir verschwinden total, wie eine Theaterfee auf den wohlgeschmierten Rädern der Maschine sechs Schuh unter das Podium, und haben nur den Seelentrost, daß es geräuschlos geschieht.

Dilthey führt noch mehrere ähnliche trostreiche und erfreuliche Stellen über Gott, Mensch und Religion von Schleiermacher an.[1])

[1]) Denkmale der inneren Entwickelung Schleiermacher's S. 100 u. s. f.

„Das Christenthum ist immer nur ein relativer Begriff, wie muß man ihn also gegen die verschiedenen Parteien modificiren?!"

„Man kann völlig rechtlich sein ohne Religion, aber vielleicht nicht ganz moralisch, denn das Entindividualisiren deutet doch zuletzt auf ein höchstes Individuum. Auch ist die Moral historisch."

„Die Geschichte der Religiösität im Individuo verglichen mit der im Allgemeinen als Beweis: Alles Forschen nach Wahrheit in der Religion ist blinder Glaube, denn es geht davon aus, daß geglaubt werden soll."[1]) —

S. 106:

„Daß Religion die Quelle der Moral sei, ist nicht wahr, und daß Moral die Quelle der Religion sei, ist auch nicht wahr. Wahr ist aber, daß Religiösität die Quelle der Moralität, und daß Moralität die Quelle der Religösität ist. Hier muß also eins von den drei Hauptworten in verschiedenem Sinne genommen sein. Ist es nicht einerlei, welches man dazu wählt? Daraus folgt, daß der Doppelsinn aus dem verbindenden Wort (Quelle) hervorgeht." —

S. 117:

„Das Universum gleicht darin dem Menschen, daß die Thätigkeit die Hauptsache ist, die Begebenheit nur das vergängliche Resultat. Der ächte historische Sinn erhebt sich über die Geschichte. Alle Erscheinungen sind nur wie die heiligen Wunder da, um die Betrachtung zu lenken auf den Geist, der sie spielend hervorbringt."

31. Die praktische Behandlung der christlichen Ehe hält gleichen Schritt mit der theoretischen Behandlung des christlichen Dogmas. Schleiermacher als „heroische Seele" und „Eroberer" einer verheiratheten Frau!

Der Prediger Sack machte mit seinen dogmatischen und moralischen Anmerkungen zu den Schriften und dem Leben Schleiermacher's diesem letztern viele böse Stunden.

Schleiermacher verehrte zuerst eine Comtesse Dohna; er war als Hauslehrer in der Familie, trug später seine Neigung

1) Wenn der denkende Geist nach dem Grunde seines Glaubens forscht und er hat den Grund des Glaubens gefunden, d. h. er weiß um den Grund seines Glaubens, so ist das kein blinder Glaube, wie es z. B. auch kein blinder Unglaube ist, wenn wir den Sätzen Schleiermacher's nicht glauben, wir finden eben durchaus keinen Grund, weder in seinen Lehren noch in seinem Leben ihm unsern Glauben zu schenken.

auf die Jüdin Herz über und verlebte viele Zeit im Hause derselben, wo der Sammelplatz für die damaligen, versteht sich sämmtlich überaus geistreichen Judenfrauen und Judenfräulein gewesen ist; er erklärte endlich einer verheiratheten Frau seine Liebe. Eleonore von Grunow, Frau des Predigers Grunow in Berlin, lebte nicht glücklich mit ihrem Mann. Schleiermacher besuchte sie oft; diese Besuche haben das Familienglück sicher nicht gefördert. Schleiermacher rieth ihr einmal, nachdem ihr Mann sie unwürdig behandelt hatte, wie er wörtlich erzählt:

„Daß ich ihr den Rath gab, und zwar mit sehr viel Wärme, (!) sich ja je eher, je lieber von ihm zu trennen, nicht länger für nichts und wider nichts ihr ganzes Gemüth aufzuopfern, und ihre schönsten Kräfte ungenutzt zu lassen." Nach allerhand Hin- und Herreden sagte sie: „Aber was würde ich denn gewinnen, wenn ich ihn aufgäbe?"

Schleiermacher sagte wieder nach längerm Dialoge: „Ach Sie könnten meine Frau werden, und wir würden sehr glücklich sein." — —

Die Grunow traute aber dem Schleiermacher nicht recht, wie er selber sagte:

„Die Grunow, (die sich anfangs dagegen aussprach) glaubte überdies, einem allgemeinen Gerücht zufolge, daß ich eine andere Neigung hätte."

Somit hatte die gute Dame schon von früheren Neigungen und Freundschaften zu und mit Damen Kunde erhalten.

Wenn wir nun sagen würden, es sei schmählich für einen christlichen Prediger, einer verheiratheten Frau, noch dazu der Frau eines anderen Predigers, seine Hand anzutragen, sie zu einer Scheidung von ihrem Manne aufzufordern, nun, da würde uns von sehr aufgeklärten Seiten her der Vorwurf von Verfinsterung, Ultramontanismus und Fanatismus nicht ausbleiben. Wir finden im Gegentheil diese Universal-Moral ganz übereinstimmend mit der Universaltheologie Schleiermacher's; wenn sämmtliche „Individuen" geräuschlos in's Universum versinken,[1]) so wird der Gemahl der Grunow auch ge-

[1]) Es ist nur die Geduld des von Grunow zu bewundern, der die täglichen langen Besuche — ohne Murren ertragen hat; was würde denn Schleiermacher für gerichtliche Schritte gegen Grunow haben einleiten können, wenn dieser als Gatte von seinem Hausrecht Gebrauch gemacht hätte und Schleiermacher über die Stiege hinunter geräuschlos in's Parterre-Universum verschwunden wäre?

räuschlos hinabhuschen und wird ihm im Jenseits keine Vorwürfe machen können; auch der Wunsch, dieser Herr Grunow möge so bald als möglich geräuschlos in's Universum sich zurückziehen, kann bei der Universal-Moral nicht verboten sein. Es versteht sich, daß man den Schleiermacher deshalb nicht tadeln durfte, denn Herr Dilthey hat es als Schüler des Schleiermacher in der erhabenen Universal-Moral so weit gebracht, daß er bezugs dieser Verliebtheit in die verheirathete Dame die heroische Tugend Schleiermacher's bewundert, der dieselbige aus ihrer unlustigen Verbindung befreien will, um ihr in seiner Nähe bessere Tage zu bereiten.

Dilthey sagt bewundernd (den Heroismus) und bemitleidend (den schiefen Wuchs) folgendes:

„Es war dieser heroischen Seele in einem unscheinbaren Körper ganz angemessen, wenn sie durch ihre Kraft aus unwürdigen Verhältnissen die Frau sich zu erobern gedachte;[1]) von der sie (d. h. die heroische Seele) ihr Glück erwartete, den Bruch mit der öffentlichen Meinung, mit der Welt, ja mit den über den geliebten Beruf geltenden Anschauungen nicht scheuend. Aber auf diese Frau legte der Freund, ohne es zu wollen, ein neues schweres Schicksal zu dem, unter welchem sie litt. Er brachte in ihre Seele den ganzen Streit der eigenen sittlichen Gedanken mit den geltenden Grundsätzen. Schmerzen und Kämpfe begannen nunmehr, welche von da ab 5 Jahre hindurch Gemüth und Leben dieser beiden Menschen in allen Tiefen durchwühlen, Schleiermacher selber eine Zeitlang aus seiner Bahn werfen, das innere Schicksal seines Lebens ausmachen sollten."

32. Wie die Herren das Ehegesetz immer ihren frommen Bestrebungen anzupassen suchen.

Dilthey sagt weiter S. 485:

„Ich berühre, ohne der Erzählung vorzugreifen, den Ausgang dieser Kämpfe. Denn dieser und die Beweggründe, welche Eleonore leiteten, eröffnen erst den vollen Einblick in ihre

[1]) Wer das liest, könnte ganz betroffen meinen: Der kleine Schleiermacher sei mit einer eisernen Rüstung, einem gewaltigen Schwert und einem schweren Turnierspieß, einige Schildknappen hinterdrein, vor Grunow's Felsenburg gezogen und habe sich die Gemahlin des grausamen Ritters erobern wollen.

Seele. Sie empfand es als religiöse Pflicht auszuharren, ob sie gleich die Empfindung hatte, es werde ihr das Leben kosten." „„„Es hat mir weh gethan"", schreibt Schleiermacher an seinen Freund Reimer, „„„nachdem sie den, sie beide scheidenden Entschluß gefaßt, daß du von ihr schweigst. Die Schwachheit, die sie begangen hat (denn so erschien ihm (Schleiermacher) noch damals, wie sie handelte), ist die einer reinen, demüthigen, in Milde zerfließenden Seele, und sie verdient wohl, daß jeder, der ihr Schicksal und ihre That kennt, mit Liebe und Schmerz, aber noch mehr mit Liebe auf sie hinsieht."" — —

Philosophen und Dichter (oder wenn sie beides zugleich waren) aus jener Zeit bekannten sich durch ihre Praxis aus allerhand Gefühlsgründen und sonstigen ästhetischen Herzensbedrängnissen für eine außerordentlich leichte Solubilität der Ehe; nun das waren eben Philosophen und Dichter, denen, wie es Göthe auch im eigenen Interesse bei der Trauerrede um Wieland (1813) in der Loge zu Weimar ausgesprochen, schon in dieser Richtung ein eigenes Privilegium als Genies zukomme, wenn aber ein gefeierter Theologe dieser Wirthschaft noch von Salbung triefend seinen einstimmenden Segen ertheilt, so mußte das doch die Leute ein wenig nachdenklich machen. Caroline, die Frau Wilh. Schlegel's, gab den Schlegel auf und heirathete den großen Schelling. Dorothea Veith, die Tochter Mendelssohn's, gab den Bankier Veith auf und heirathete Friedrich Schlegel.

33. Wie Schleiermacher auch die verrufene „Lucinde" Schlegel's vertheidigt und wie Dilthey den Schleiermacher gegen Sack in Schutz nimmt.

Was sich Schleiermacher für Mühe gab, die Grunow von ihrem Manne mit allerhand ästhetischen, philosophischen und humanistischen Gründen abwendig zu machen, das wissen wir aus seinen eigenen Worten. Er machte dann auch in der Theorie die Ehe zu einer ästhetischen Angelegenheit; von einem kirchlichen Sakrament konnte bei seiner spinozistischen Atheologie ohnedies keine Rede mehr sein. Auch die famose „Lucinde" Schlegel's suchte er aus „Freundschaftsrücksichten" für Schlegel und aus egoistischen Gründen — bezüglich seines Verhältnisses zu der Grunow — in Briefen zu vertheidigen, scheute sich aber doch, seinen Namen auf das Büchlein zu setzen.

Dem Vorstand des reformirten Kirchenwesens und Prediger Sack, bei dem Schleiermacher ein Hausfreund war, erschienen alle diese Reden und Thaten doch gar zu bunt. Dilthey berichtet S. 535:

„Er (Schleiermacher) war von seinem Vater und Oheim her mit Sack befreundet, in dessen Hause ein gern gesehener Gast gewesen. Eine Aeußerung Sack's über Friedrich Schlegel bestimmte ihn, das Haus desselben nicht mehr zu betreten." „Nicht die Freimüthigkeit dieser Aeußerung hat mich aus Ihrem Hause entfernt, sondern die besondere Art derselben, die Ausdrücke, welche im Munde eines so feinen und besonnenen Mannes ganz darauf berechnet zu sein schienen: daß ich mich der Gefahr, sie wiederholt zu hören, nicht wieder aussetzen wollte." So sahen sie sich seit dem Anfange des Jahres 1800 nicht mehr, ja Schleiermacher hatte deutliche Spuren, daß Sack versucht habe, ihm beim Minister einen üblen Dienst zu leisten, oder wenigstens unbehutsamer Weise allerhand geredet und gethan hatte, was ihm hätte Schaden thun können. Erst die Uebersendung der Predigten im Sommer 1801 veranlaßte eine ausführliche Erklärung Sack's. „Die Anklage betraf zwei Punkte. Er fand „Schleiermacher's Geschmack an vertrauteren Verbindungen mit Personen von verdächtigen Grundsätzen und Sitten" unvereinbar mit dem, was ein Prediger sich in seinem Verhältnisse schuldig ist. Er fand Schleiermacher's Reden über Religion als eine rednerische Darstellung des pantheistischen Systems, welches die Verbindung mit dem höchsten Wesen, die aus Religion entspringenden Beweggründe der Tugend, die Gesinnungen der Dankbarkeit und des Gehorsams aufhebt, in völligem Widerspruch mit der Aufgabe des christlichen Predigers."

Dilthey gibt nun anfangs seines Schreibens dem Sack Recht:

„Ohne Frage hatte Sack mit beiden Bedenken Recht. Keine kirchliche Behörde wird anders urtheilen können als er that. Es war der Grundfehler der Reden über Religion, daß das Band zwischen dieser und der Moralität hier nicht erkannt und in Folge davon weder die Wirkungen der Religion auf das moralische Leben, noch anderseits die Bedeutung der sittlichen Thatsachen für den Aufbau der religiösen Weltansicht gewürdigt war." —

Bisher gibt Dilthey dem Sack Recht, nun kommt aber das **aber.** Der Sack sei zu beschränkten Geistes gewesen, um die Sachlage und den hohen Geistesflug Schleiermacher's zu verstehen, auf das geht die Inschutznahme des Schleiermacher hinaus. Wir aber erlauben uns noch zu bemerken, daß Dilthey auch den Schwerpunkt in den Predigten Schleiermacher's

nicht verstanden hat oder ihn nicht verstehen wollte. Der liegt in der spinozistischen Verleugnung des transcendenten, in seiner Wesensentfaltung sich selbstbewußten Gottes — und in der consequenten Verleugnung der persönlichen Fortdauer des Menschengeistes. Außer diesen zwei Momenten gibt es faktisch gar keine Religion und alles, was da über Religion und Sittlichkeit, wenn auch Bände voll, gefaselt wird, ist leere inconsequente Wortmacherei.

Dilthey spricht dem Sack das Verständniß ab:

„Aber wenn Sack Untersuchungen von so feiner Art zu verfolgen im Stande gewesen wäre, so würden gerade die Predigten, welche dieses Band herstellen, ihm gezeigt haben, wie der in den Reden wirklich vorliegende theoretische Fehler die Verknüpfung der religiösen und sittlichen Beweggründe im lebendigen Gemüth nicht ausschloß, sie hätten ihm gezeigt, daß in den Reden eine religiöse Natur von der höchsten Energie mit den wahrhaften, den Bestand des religiösen Lebens gefährdenden Schwierigkeiten der wissenschaftlichen Lage rang. Hier lag Sack's Fehler, er war nicht im Stande die ungeheuren Schwierigkeiten zu überblicken, in welche die Entwicklung der Wissenschaft und der weltlichen Moral die bisherigen Auffassungen des Christenthums gebracht hatte, und über den religiösen Tiefsinn zu urtheilen, der in den ernstesten Anstrengungen um die Fortdauer des religiösen Lebens mit den lebendigen Mächten des Zeitalters kämpfte." —

34. Wie Schleiermacher sich bestrebt, die bisherigen Auffassungen des Christenthums mit der weltlichen (seiner) Moral in Einklang zu bringen, zu deutsch: der alten christlichen Moral eine Nase auch in der Theorie zu drehen.

Es ist unglaublich, wie man Schleiermacher mit seinem ausgesprochenen Pantheismus, den er in ästhetischen Phrasen wie buntgefärbte Schmetterlinge von der Kanzel auf seine Zuhörer herunterflattern ließ, als den tiefsinnigen Retter des religiösen Lebens anpreisen kann, um dem Sack den Vorwurf machen zu können, er sei zu schwachgeistig, um den Schleiermacher zu verstehen, und kenne die Schwierigkeiten nicht u. s. w.

Der religiöse Tiefsinn kämpft bei Schleiermacher in den ernstesten Anstrengungen um die Fortdauer des religiösen Lebens gegen die Schwierigkeiten, in welche die Entwickelung der Wissenschaft und der weltlichen Moral die bisherigen Auffassungen des Christenthums gebracht hatte.

Ein äußerst zeitgemäßer Kampf „um die Fortdauer des religiösen Lebens“, mit den Waffen „des religiösen Tiefsinns“ den persönlichen Gott und die Unsterblichkeit des Menschengeistes leugnen, dazu noch, was jedenfalls unter diesem Umstande überflüssig ist, die Religion von der Moral trennen und dabei auf die Entwicklung der Wissenschaft Rücksicht nehmen! Wahr und stichhaltig bleibt nur, daß Schleiermacher auf die Entwicklung der weltlichen Moral sehr viel Rücksicht genommen hat. Daß bei Berücksichtigung dieser weltlichen Moral die Universaltheologie obenauf kommt und die Gesetztafeln mit Verleugnung des transcendenten Gottes in tausend Scherben auseinanderbrechen, das ist consequent.

Im Dekalog heißt es: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Hausfrau. Die Theologie, welche ein Reflex des Universums ist (die Universaltheologie) hingegen sagt: „Begehre sie nur, die Hausfrau des Nächsten; wenn sie mit demselben nicht glücklich lebt, wenn beide nicht zu einander passen, so hast du ja das vollkommenste Recht, sie glücklich zu machen.“

Dilthey selber macht freilich in sehr zierlichen Sprachwendungen das Geständniß, daß diese Liebe zur verheiratheten Frau, diese Aufforderung, sie solle sich scheiden lassen, um ihn, den Schleiermacher, zu heirathen, in den Rahmen des Bildes von einem wenn auch noch so freisinnigen Theologen nicht recht hineinpasse. Er sagt S. 483:

„Es war ein Ergebniß aus der schmerzlichsten Zeit seines Lebens, wenn er die religiöse Ansicht von der Unantastbarkeit der Ehe auch dem Schicksale des einzelnen gegenüber mit seiner Denkweise versöhnte. Dieser seiner späteren Einsicht haben die beiden berühmten Predigten „über die Ehe und über die Auflösung der Ehe Nachdruck und Öffentlichkeit gegeben. Die genaue Formel derselben enthält seine christliche Sittenlehre: die Ehe ist unter dem Gesichtspunkt der Kirche unauflöslich, wo eine Ehe in Schuld geschlossen ward, kann nicht erspart werden, die Buße zu tragen

vom Standpunkt des Christenthums aus, und wo der Staat eine Ehe gelöst hatte, was die Kirche zu thun sich nicht entschließen könnte, vermag diese letztere eine neue Verbindung nur zu weihen mit einem tiefen Schmerzgefühl über die Unvollkommenheit der Kirche in ihrer Erscheinung, welche eine solche Thatsache möglich macht."

Dilthey verweist auf Schleiermacher's Predigt I. S. 585, „die christliche Sitte" S. 349 u. s. w.

Wenn man diesen Passus mit Nutzanwendung auf Schleiermacher's Praxis liest, wie die Kirche nur im tiefen Schmerzgefühl über die Unvollkommenheit der Kirche eine neue Ehe weiht; so kann man durch diese Erklärung, welche die Schuld auf die Kirche schiebt, nur „zum höchsten Wonnegefühl über Vollkommenheit der Schleiermacher'schen Moral" angeregt werden.

Dreht der Moral, so wie ihr könnt, die Nase,
Jedoch vergeßt dabei nicht die Emphase,
Das dumme Publikum hängt an der Phrase.
Macht selbst Gesetze, die elastisch sind,
Lobt sie in Worten, die bombastisch sind,
Und seid gewiß, daß sie auch drastisch sind.

35. Wie die Biographen Schleiermacher's ihn von wegen der sehr unangenehmen Grunowgeschichte in verschiedener Weise herauszuputzen sich Mühe geben.

Hören wir den Bericht über diese Grunow'sche Geschichte von einem andern Lobredner Schleiermacher's, der es aber in der Schönfärberei nicht so weit gebracht hat, wie Herr Dilthey. Schenkel erzählt den Vorgang wie folgt:[1])

„Eleonore Grunow und die Monologen. — Die vertrauten Briefe (über die Lucinde) sind, wie wir bereits angedeutet, für ein Selbstbekenntniß ihres Verfassers zu betrachten. Damals, als er dieselben schrieb, war er in ein Verhältniß bereits eingesponnen, daß eine schwere Versuchung für ihn geworden, aus dem die ernstesten Verwicklungen und die heißesten Schmerzen seines

[1]) Friedrich Schleiermacher. Ein Lebens- und Charakterbild zur Erinnerung an den 21. November 1768 für das deutsche Volk bearbeitet von Dr. D. Schenkel. Elberfeld, Friedrichs 1868. S. 158.

Lebens entsprungen sind. Bis jetzt hatte ihm nur der Kranz der Freundschaft, aber nicht die Blume der Liebe geblüht. Und schon hatte er längst das dreißigste Jahr überschritten. Als die Schwester Charlotte ihm schon früher die Pflicht sich zu verheirathen ans Herz gelegt, aber dabei die Besorgniß geäußert hatte, er werde sich kaum zur Ehe entschließen können, antwortete er, was sie besorge, könne wohl wahr werden." „Wie viel ginge in mir verloren," schrieb er an sie zurück, „bei diesem Sinn für's Familienleben, wenn ich nicht heirathete, — und doch! Aber ich will mich nicht melancholisch machen, denn wenn ich bei diesem Punkt verweile, bin ich auf dem geraden Wege es zu werden." „Es waren ganz besondere Gründe vorhanden, warum er nicht zur Ehe schritt. In der ersten Hälfte des Jahres 1799 war er von einer unwiderstehlichen Leidenschaft für eine verheirathete Frau, Eleonore Grunow, ergriffen worden. Gleich die erste Begegnung mit ihr war entscheidend gewesen. Sie lebte in unglücklicher Ehe und liebte ihren Mann nicht."

„Wie Schleiermacher über solche Ehen dachte, ist bekannt: er glaubte nicht nur an die Berechtigung, ein so unwürdiges Band zu lösen, er hielt die Lösung nach Umständen auch für eine sittliche Pflicht. Geheiligte Verhältnisse, die in Wahrheit nicht bestanden, sollten nach seiner Ueberzeugung auch nicht zum Schein bestehen. Nur bei solchen Grundsätzen können wir es begreifen, daß er die erwachende Leidenschaft nicht sofort erstickte, nicht augenblicklich jedes Verhältniß mit dem Grunow'schen Hause abbrach, daß er vielmehr mit demselben unausgesetzt verkehrte, und dadurch der Gluth noch Nahrung zutrug. Damals als er die „vertrauten Briefe" schrieb, hatte sich bereits ein gegenseitiges Verhältniß bewußter Neigung zwischen ihm und Eleonore ausgebildet. Sie ist die Eleonore in den vertrauten Briefen, der 7. Brief in der Hauptsache von ihr, wenn auch von seiner Hand etwas sorgfältiger stylisirt. Sie hatte davon gehört, daß die Lucinde ein unanständiges Buch sei, Schleiermacher hatte ihr ein Exemplar verschafft, sie nennt ihn in ihrem Briefe den „bösen, geliebten Mann," und erkennt in der Schilderung des Romans „bald seine, bald ihre Gestalt," und dann auch wieder alle andern Gestalten der einen und der ewigen Liebe. Ihr Verhältniß zu Schleiermacher scheint damals schon ein sehr inniges gewesen zu sein, und er hoffte ohne Zweifel, daß die Fesseln der unglücklichen Verbindung bald sich lösen und einer Vereinigung mit ihr dann nichts mehr im Wege stehn werde. Auch sie scheint diese Hoffnung getheilt zu haben, denn ihre „schwärmerische Phantasie" trug sie in die schöne Zukunft hinein, wo sie ganz nicht nur in ihrem Geliebten, sondern auch mit ihm zu leben hoffte." —

„Das Verhältniß zu Eleonore mußte ihm in doppelter Hinsicht drückend werden: einmal weil sein Gewissen bei dem Gedanken, der Frau eines andern sein Herz geschenkt und das ihrige entgegen genommen zu haben, unmöglich ruhig bleiben konnte, so-

dann weil er die Geliebte namenlos unglücklich wußte, ohne eine bestimmte Bürgschaft dafür, daß die Stunde der Erlösung bald für sie schlagen werde, denn zu dem entscheidenden Schritte, die Trennung von ihrem Manne herbeizuführen, zeigte sie sich noch keineswegs entschlossen. Seine Gesundheit litt ernstlich unter den unaufhörlichen Gemüthsaufregungen, zumal bloßes Abwarten und Gehenlassen gegen seine Natur war. In dieser Ungewißheit war mehr als ein Jahr verflossen. Der 21. November 1800, sein Geburtstag, verging diesmal stiller und wehmüthiger als sonst, daß das Verhältniß zu Eleonore die Hauptursache dieser getrübten Stimmung war, verbarg er der Schwester nicht; er hatte von ihrer traurigen Lage und von ihrer Ehe in jenen Tagen auf's neue ein schmerzliches Bild erhalten; Fragen und Vermuthungen über seine eigene Zukunft schlossen sich daran. Es war ihm eine Erleichterung, seinen Kummer in das reine Herz seiner Schwester ausschütten zu dürfen. „Wenngleich das Vertrauen auf eine höchste Regierung bei mir ein beständiges Gefühl ist, das mich eigentlich niemals verläßt, so kann doch damit eine innige Wehmuth bei der Aussicht, daß dieser und jener geliebte Mensch zu immerwährenden Prüfungen und Leiden bestimmt ist, gar wohl bestehen." Geldverlegenheiten hatten seine üble Stimmung vermehrt. Sparsam gegen sich selbst, war er gegen Andere, zumal auch gegen die Schwester, über seine Mittel hinaus freigebig. Anstatt die angefachte Flamme zu dämpfen, fuhr er fort sie zu unterhalten, der tägliche Besuch des Grunow'schen Hauses war ihm allmählig zum Bedürfniß geworden. Jeden Vormittag sprang er ein Stündchen zu Eleonoren hinüber, des Abends war er wöchentlich wenigstens einmal da. Seine Qualen wurden dadurch nur vermehrt, ohne daß ein befriedigendes Ende in nähere Aussicht gerückt wäre. „Es gibt Uebel" schreibt er in dieser Beziehung der Schwester, der einzigen Vertrauten dieser Schmerzen, „bei denen ich gar nicht einmal Mitleiden fühle." „Aber freilich, wenn das Herz so unmittelbar angegriffen wird, wie bei der G . . ., dann befindet sich das meine auch sehr übel." — Täglich klagte ihm Eleonore ihre peinliche Lage; täglich blieb sie gleich unentschlossen. Die „erneuten und eben so wenig zu beendenden Leiden ließen ihn zu keiner Ruhe kommen. — Der Erfolg seiner Reden über Religion gewährte ihm einigen Trost. Bisweilen schwärmte er für ein häusliches Leben, bisweilen wieder nicht. Einmal schrieb er: Es ist doch Alles in der Welt eitel und Täuschung, sowohl was man genießen, als was man thun kann, nur das häusliche Leben nicht. Was man auf diesem stillen Wege Gutes wirkt, das bleibt; für die wenigen Seelen kann man wirklich etwas sein und was Bedeutendes leisten. Ein andermal preßte ihm wieder die Grunow'sche Ehe das Bekenntniß aus: Ueberhaupt ist in der Welt nichts schwierig als das Heirathen. Wenn ich alle meine Bekannte in der Nähe und Ferne betrachte, so thut mir das Herz wehe darüber, wie wenig glückliche Ehen es unter ihnen gibt."

Kirchmann (in den Monologen Schlrs. mit einer Lebensbeschreibung, Berlin 1868) schildert Seite 4 diese Grunowgeschichte kurz aber deutlicher als die vorigen Herren:

„Schleiermacher war in dieser Zeit von einer leidenschaftlichen Liebe für Eleonore Grunow erfaßt. Schlr. drang bei ihr auf Scheidung von ihrem Manne; nach langen Kämpfen gab die Frau nach, die Scheidung ward ausgesprochen, aber plötzlich brach die Frau das Verhältniß mit Schlr. ab und kehrte 1805 zu ihrem Gatten zurück.“

Somit hat sie schon eine Zeitlang von ihrem Gatten separirt gelebt, was die andern Verhimmler des Helden sehr schlau verschwiegen haben.

36. Wie der wahnsinnig in eine Frau verliebte Schleiermacher „sich in das göttliche Heiligthum seiner Persönlichkeit flüchten mußte“, und (wie Göthe zu seiner Rettung den „Werther“ losließ) seine Monologen als Heil- und Rettungsmittel seiner selbst losgelassen hat.

Was Schleiermacher für ein Mittel anwendete, um sich zu heilen, das gibt Daniel Schenkel an, S. 163:

„Nur ein heroisches Mittel konnte einer schweren Krankheitskrise vorbeugen. Eleonore half ihm nicht, er mußte sich selbst helfen. Er mußte aus seinen krankhaften Stimmungen sich auf seinen gesunden innern Kern, von seinem leidenschaftlich erregten äußern Menschen sich zurückziehen, er mußte in das göttliche Heiligthum seiner Persönlichkeit sich flüchten. Er mußte seine Monologen schreiben wie Göthe seinen Werther.“ —

Merkwürdig! So hat sich nun Göthe wie Schleiermacher in das göttliche Heiligthum seiner Persönlichkeit geflüchtet, als er seinen Werther schrieb. — Was sind das nur für dumme Teufel, die sich auf das Wertherlesen hin eine Kugel vors Hirn geknallt, die zu Selbstmördern geworden sind auf das Lesen eines Buches hin, das der Autor in seinem göttlichen Heiligthum abgefaßt hat. So schreibt Daniel Schenkel, einer der großen Propheten moderner Theologie, und macht uns damit sehr gefällig eine Klappe seines Herzens auf, um uns einen Einblick in das göttliche Heilig-

thum seiner Persönlichkeit zu gewähren, und die kostbar gefaßten Reliquien seiner Theologie darin verehren zu können. Die Herren (Göthe und Schleiermacher) haben ein neues Bußsakrament erfunden; statt in einer Beichte zu sagen: Ich armer sündiger Mensch beichte, und bekenne, — was sagen will: ich habe gesündigt, schrieben sie einen Roman in die Welt hinaus, durch welchen sie behaupteten: Ich habe Recht gethan. Also statt eines geheimen Sündenbekenntnisses eine öffentliche Proclamation das Rechtgehandelthabens.

Friedrich Schlegel fühlte sich durch die Monologen derartig gefesselt, daß er sie dreimal durchlas.

„August Schlegel bemerkte nicht ohne Bitterkeit, der Verfasser arbeite sich immer tiefer in eine Manier hinein, wo die Kraft zu sehr von der Freiheit überwogen werde. Der alte Spalding (Rationalist, dem aber die Monologen schon gar zu dick gekommen) erkannte in den Monologen sogleich den Schleiermacher „am Unglauben" und klagte (außerordentlich komisch), er (der Spalding) glaube zwar wenig, würde sich aber sehr unglücklich fühlen, wenn er nicht hundertmal mehr glaubte als der Verfasser der Monologen. Freund Brinkmann, dem Schleiermacher seine Urheberschaft (der Schrift) gestanden, und ihm das Büchlein nach Paris geschickt hatte, schalt es gar ein Freimaurerbuch, und tadelte den Styl als erkünstelt." —

Daniel Schenkel ist betrübt über diese Urtheile, er stellt sich auf die Seite der Schleiermacher'schen Universumstheologie, und sagt:

„Das Thema der Monologen ist das umgekehrte der „Reden." Dort das Universum, dessen der Mensch auf seinem individuell endlichen Standpunkt sich bemächtigt, hier das Individuum, in welchen das Allgemeine sich wie die Sonne im Thautropfen spiegelt."

37. Wie sich ein Thautropfe des ganzen Universums bemächtigt und Newton und Kepler gegenüber den großartigen Universal-Gedanken Schleiermacher's wahre Stümper sind. Wie bei Schlr. „das Handeln des Geistes sich selbst erst Zeit und Ewigkeit erschafft!" (sagt der große Schenkel).

Sonderbar, zuerst bemächtigt sich der Mensch des Universums und dann ist dieser stolze Gigante, der sich des

Universums bemächtigt, wieder ein elendiger Thautropfen, in dem sich die Sonne des Allgemeinen spiegelt. Die Sonne aber macht mit dem Thautropfen keinen langen Spaß, dieser Spiegel ist momentan aufgesaugt! — Die Herren sind in der Speculation in Philosophie und Theologie schon unglücklich genug, da versuchen sie's nun auch noch in der Poesie und wollen das in Bildern darstellen, was ihnen in der trockenen Gedankenfolge nicht gelungen ist. Wenn sich Schleiermacher so in seiner nebelhaften Theologie verirrt hat, daß er sich selber nicht mehr auskennt, dann hat er nur den Ausweg, an das Universum zu appelliren, dieses anzurufen, in dasselbe sich theils zu versenken, theils sich desselben zu bemächtigen, als ob er es in die Tasche schieben könnte.

Wenn Newton, Kepler über ihre Betrachtungen des Universums sprechen, Männer, die durch exakte Entdeckungen sich im Gebiete der Wissenschaft unsterblich gemacht haben, das hat einen Sinn, wenn Secchi durch seine Bücher über die Sonne über die Einheit der Naturkräfte, über Astronomie und in der großartigen Anschauung des Universums zu unumstößlichen wissenschaftlichen Resultaten gekommen ist, so wird der Mann exakter Wissenschaft vor diesen notorischen Größen sich beugen, die, nebenbei gesagt, eine ganz andere, eine positiv christliche Religion gehabt haben und nicht wie Schleiermacher mit dem ewig wiederkehrenden Universalphrasenschwindel ihrem „andächtigen Publikum" einen blauen Dunst vorgemacht haben. Dieser Schleiermacher'schen Religion hat Strauß durch Proklamation seines „neuen Glaubens", den er verkündigt und an den man um der Strauß-Autorität willen glauben soll, auch von radikal theologischer Seite ein Ende gemacht, indem er der verzweifelten Menschheit nicht die Monologen und Reden, und den Universal-Inhallations-Apparat Schleiermacher's anempfiehlt, sondern, was noch komischer ist, Hermann und Dorothea und Nathan den Weisen als Glaube, Hoffnung und Liebe der Zukunft proklamirt!

Schenkel fährt aber in Betrachtung der Sonnen- und Tropfentheologie, dieselbe explanirend, noch weiter fort:

„Dort (in den Monologen) ein allumfassender Gegenstand, die Religion, die Menschheit, die im Grunde in Allen dieselbe ist,

hier (in den Reden) der enge Rahmen der Sittlichkeit, der vereinzelten Persönlichkeit des Ichs, das ja in jedem Menschen eigenthümlich sich bildet und ausbildet. „Was er im Innersten des Gemüthes zu sich selbst geredet", das wollte der Verfasser den Menschen als vertrauteste Gabe bieten. Also eine Art Selbstschau, zu der man auch andere Theilnehmende einladet. Denn er hat das Bedürfniß, sich vor anderen zu erleichtern, und sich selbst auf's Neue in seinem innersten Wesen zusammenzufassen. In der ersten Betrachtung erhebt sich die Persönlichkeit sofort, in unbedingter Freiheit von der Zeit und ihrem Wechsel auf eine ideale Höhe." „Dein erfreue ich mich, erhabene Andeutung der Gottheit in mir, schöne Einladung zu einem unsterblichen Dasein außerhalb des Gebietes der Zeit, und frei von ihren harten Gesetzen. (Schleiermacher's Werke. Abth. III. Bd. 1. S. 334.) (Schenkel, S. 165.)

In dieser Weise schwefelt D. Schenkel noch 2 Seiten lang fort, steigt immer wärtser und wärtser auf der Leiter des Universums hinauf mit Schleiermacher, bis er endlich, an der allerwärtsesten Spitze angelangt, triumphierend ausruft, S. 166:

„Auf der Höhe dieses Standpunktes gibt es kein bloß vereinzeltes Handeln mehr. Ein jedes Thun führt immer auf die ganze Einheit des Wesens, der Persönlichkeit zurück, auf das Reich der Ewigkeit, das Handeln des Geistes, das keine Welt verwandeln und keine Zeit zerstören kann, das selbst erst Zeit und Welt erschafft." —

Also die Persönlichkeit des Einzelnen erschafft erst Zeit und Welt, das ist das Schleiermacher-Schenkel'sche neue Glaubensbekenntniß. Das alte christliche gehört in die Rumpelkammer.

Diese Herren machen es mit ihren theologischen Gelüsten wie die Steinröthel oder dalmatinischen Spatzen (Passer solitarius). Das christliche Symbolum, dessen erster Artikel lautet: „Ich glaube an Gott den Vater, den Schöpfer Himmels und der Erde", und dessen letzter: „und an ein ewiges Leben", das schlucken sie mit großem Plaisir in ihren Universalkropf hinunter, wie der Steinröthel einen Mehlwurm; wie aber der Steinröthel vorsichtig sehr geschwind den Kopf und das Ende des Mehlwurms zerbeißt und dann die Reptilie hinunterschluckt, so wird von diesen Herren die Schöpfung durch Gott (der persönliche Gott selbst), Anfang des Symbolums, und das ewige Leben, Ende des Symbolums, verleugnet (zerbissen) und die 10 Artikelglieder, die dazwischen sind, haben ohne Anfang und Ende ohnedies kein Leben mehr; so würgen sie

das (vermeintlich) todtgemachte christliche Glaubensbekenntniß hinunter.

Dann putzen sie sich geschäftig und geschwind den Schnabel und singen ein paar Arien von der reinen Moral. So Schenkel weiter:

„Dieses göttliche Leben möchte er (Schleiermacher) gerne immer führen, das äußere Handeln in der Welt sollte immer zugleich in ihm ein stilles Betrachten des Handelns sein. „In allem, was du thust," ist seine Regel, „schaue in dich selbst, wisse was du thust, und erkenne deines Handelns Maß und Gestalt." (Sämmtl. Werke. Abth. III. Bd. 1. S. 361.)

38. Wie Schleiermacher „das Bewußtsein der Menschheit" gefunden und ihm Schenkel für diese Erfindung das Patent auf Millionen Jahre zu verschaffen sucht.

Darin besteht ewiges Leben und zeitliche Moral nach den Entdeckungen, deren sich Schleiermacher im Universum schuldig gemacht hat. Schenkel sagt und erklärt beistimmend:

„Das ist ihm (Schl.) der Begriff der wahren Unsterblichkeit, welche die Menschen allzu genügsam erst nach der Zeit suchen, statt inner und über der Zeit, und ihre Fabeln sind weiser als sie selbst."

„Jenseits der zeitlichen Welt liegt ihnen ja die Gottheit und die Gottheit anzuschauen und zu loben, haben sie den Menschen nach dem Tode auf ewig befreit von den Schranken der Zeit: aber es schwebt schon jetzt der Geist über der zeitlichen Welt, und solches Schauen ist Ewigkeit und unsterblicher Gesänge himmlischer Genuß." Beginne darum schon jetzt dein ewiges Leben in steter Selbstbetrachtung, sorge nicht um das, was kommen wird, weine nicht um das, was vergeht: aber sorge, dich selbst nicht zu verlieren, und weine, wenn du dahin treibst im Strome der Zeit, ohne den Himmel in dir zu tragen." (A. a. A. S. 362.)

Wenn der Geist über der zeitlichen Welt schwebt, so ist solches Schauen: Ewigkeit und unsterblicher Gesänge himmlischer Genuß. —

Das sind nicht „Thautropfen" gegenüber der Sonne des Universums, das sind Seifenblasen, hohle Phrasen;

wen kann derlei total unverständlicher, mit Pathos vorgebrachter Redeschwulst im Jammer des Lebens erquicken oder auch nur beruhigen? Das erinnert sehr lebhaft an den berühmten Komiker Scholz, der das Pathos des Unsinns persiflirend zu sagen pflegte: „Des Lebens Unverstand mit Wehmuth zu vermischen ist Weisheit und Genuß.“

Das Ewige finden ist: Es gibt keinen transcendenten Gott; Mensch, betrachte dich selber, und sei mit dir zufrieden. Schenkel bewundert die stolze Freude Schleiermacher's über seine That, nachdem er das Universum entschleiert hat, und macht eine Excursion über das Gewissen. S. 167:

„Die Scheu vor der Selbsterkenntniß ist nur begreiflich aus der Besorgniß, im innern Thun die Vernunft nicht zu erkennen, und das Gewissen „dieses Bewußtsein der Menschheit,“ schwer verletzt zu sehen! „Die Menschheit in sich selbst zu betrachten, und wenn man einmal sie gefunden, nie den Blick von ihr zu verwenden.“ Dieß ist das einzige sichere Mittel aus ihrem heiligen Gebiet sich nie zu verirren, und nie das edelste Gefühl des eigenen Selbstes zu vermissen. Ein einziger freier Entschluß gehört dazu, ein Mensch zu sein, „wer denn einmal gefaßt, wird's immer bleiben; wer aufhört es zu sein, ist's nie gewesen.“ Es ist das Urbild seines Ichs (fährt Schenkel über Schleiermacher fort), das er nunmehr schildert, wenn er mit stolzer Freude der Zeit gedenkend, da er das Bewußtsein der Menschheit fand, von sich sagt: „Was sie Gewissen nennen, kenne ich nicht mehr, es straft mich kein Gefühl, es braucht mich keines zu mahnen. In stiller Ruhe, in wechselloser Einfalt fühle ich ununterbrochen das Gefühl der ganzen Menschheit in mir.“ —

Also mit stolzer Freude, sagt Schenkel, hat Schleiermacher der Zeit seines ungeheuerlichen Fundes gedacht, in welcher er das „Bewußtsein der Menschheit“ fand.

Warum wohl die Menschheit den Schleiermacher nicht der „Fundverheimlichung“ anklagt, nachdem er diesen wichtigen Fund nicht sogleich publicirt hat? Er hat das Bewußtsein der Menschheit gefunden — wir meinen: Schenkel hat das eigene Bewußtsein verloren, als er obigen sehr fraglichen Fund so hoch anzuschlagen suchte!

[1]) Sämmtliche W. a. a. O. S. 364.

39. Was Schleiermacher über seinen Fund für eine Freude hat, wie er seinen Handlungen den Stempel des Geistes eindrückt und sein harmonisches Leben einfach schöner Sitte entgegenführt!

Wir wollen nun noch ein Beispiel von der hohen Werthschätzung anführen, welcher sich Schleiermacher bezugs seines großen Fundes in der Gedankenwelt zu rühmen gewußt hat.

Er sagt von sich (Schenkel S. 169):

„Nur langsam schreite ich also fort, und langes Leben kann mir gewährt sein, ehe ich Alles in gleichem Grade umfaßt. Doch weniger als andere hab ich auch zurückzunehmen, denn was ich so aufgefaßt, ist mir auch eigen, mit meinem Stempel bezeichnet, und wie viel meinem Sinne vergönnt wird zu ergreifen von der Welt, das wird auf diesem Wege in mir durchgebildet werden, und in mein Wesen übergehn.“ —

Also patentirte Theologie, mit dem Fabriksstempel versehen; vor Nachahmern wird gewarnt, und strafgerichtlich gegen dieselben vorgegangen! Mit seinem Sinne ergreift er die Welt, er verspeist sie mit seinem kolossalen Straußengeistesmagen, bildet das Zusichgenommene durch, und es wird in sein Wesen übergehen!

Ihm ist in dem Universum der Mensch das Höchste — Gott gibt es keinen — unter den Menschen ist er wieder der allerhöchste — es geht ihm, wie es in der Folge dem Schopenhauer gegangen ist, der alle Menschen für reine Vieher (bipedes) erklärt, und sich als den einzigen und eigentlichen Denker anerkannt hat. Er, der Schleiermacher, ist der Prophet einer bessern Zukunft; betrachten wir den Phrasenzwirn, mit dem er sich seinen Prophetenmantel zusammenflickt. Schenkel beweist dies aus Schleiermacher's Monologen.

S. 172:

„Aus seinem Glauben an die Macht und Hilfe der Phantasie schöpft er einer besseren Zukunft sichere Ahndung. (Soll wahrscheinlich Ahnung heißen.) Das erhabene Reich der Bildung und der Sittlichkeit wird aus unserer „verwirrten Unbildung“ noch hervorgehn. Man muß der Welt angehören, die man machen hilft. Ergreifend wahr (so meint Schenkel) sagt er in dieser Beziehung: „„So bin ich der Denkart und dem Leben des jetzigen

Geschlechts ein Fremdling, ein prophetischer Bürger einer späteren Welt, zu ihr durch lebendige Phantasie und starken Glauben hingezogen, ihr angehörig jede That und jeder Gedanke. Gleichgültig läßt mich, was die Welt, die jetzige, thut oder leidet, tief unter mir scheint sie mir klein, und leichten Blickes übersieht das Auge die wenngleich verworrenen Kreise ihrer Bahn. Doch wo ich einen Funken des verborgenen Feuers sehe, das früh oder spät das Alte verzehren und die Welt erneuern wird, da fühl ich mich in Lieb und Hoffnung hingezogen, wie zu den geliebten Zeichen der fernen Heimath. Auch wo ich stehe, soll man in fremdem Licht die heiligen Flammen brennen sehen, den abergläubischen Knechten der Gegenwart eine schauerliche Mahnung, den Verständigen ein Zeugniß von dem Geiste, der da waltet. Es nahe sich in Liebe und Hoffnung Jeder, der wie ich der Zukunft angehört, und durch jegliche That und Rede eines Jeden schließt sich enger und erweitert sich das schöne freie Bündniß der Verschworenen für die bessere Zeit."" —

Und Schenkel kommt gleich wieder mit seinem Rauchfaß:

„Die Bessergesinnten gehen jetzt nach seiner Ueberzeugung oft unbekannt an einander vorüber; man fahre fort zu spähen, noch manchen wird man erkennen, den man vielleicht verkannte. Nur kühn den Stempel des Geistes jeder Handlung eingeprägt, damit die Nahen dich finden, nur kühn hinaus in die Welt geredet des Herzens Meinung, daß auch die Fernen dich hören. An der Sitte Beständigkeit und Ebenmaß werden die Gleichgesinnten sich erkennen, an der Harmonie der Rede. Hier muß alle noch herrschende Verwirrung schwinden." „„Harmonisch in einfacher, schöner Sitte leben kann kein anderer, als wer die abgestorbenen Formeln hassend nach eigener Bildung trachtet, und so der künftigen Welt gehört; ein wahrer Künstler der Sprache kann kein anderer werden, als wer freien Blickes sich selbst beschaut, und des innern Wesens der Menschheit sich bemächtigt hat.""

40. Was wir über die einfach schöne Sitte Schleiermacher's aus seinen eigenen Briefen und Schriften wie aus den Aufschreibungen der Grunow für vielfach unschöne Sitten erfahren.

Was Schleiermacher unter den „abergläubischen Knechten der Gegenwart," und unter den „abgestorbenen Formeln" versteht, das wissen wir; nicht nur mit dem ganzen

Christenthum, auch noch mit dem schüchternen Rationalismus, mit dem Kantischen Gott, will er gründlich aufräumen; und allen diesen „Formeln“ steht sein harmonisches Leben in einfach schöner Sitte entgegen!!!

Das ist eine saubere einfach schöne Sitte!

Wir sind weit entfernt, hier einen Tratsch, eine Verdächtigung, eine böswillige Verläumdung, überhaupt irgend ein wenn auch noch so glaubwürdiges Zeugniß eines Dritten über Schleiermacher anzuhören, sondern ihn selber, sein eigenes von ihm in Druck herausgegebenes Zeugniß über sich, und aus diesem Zeugniß auch wieder nur die allerhöchste in der theologischen und philosophischen Literatur einzig dastehende Leistung von einfach schöner Sitte betrachten.

Daß er jahrelang ein intimes Verhältniß mit der Frau des Predigers Grunow unterhalten, sucht er mit der unglücklichen Ehe zu entschuldigen, in welcher diese Dame gelebt, und in seinem Moraltraktat über die Ehe sucht er sehr schlau und rücksichtsvoll sein Moralgesetz für diesen Fall zu accomodiren, er schneidert das Gewand für den Bedarf seiner moralischen Persönlichkeit; nun, so was ist schon sehr oft dagewesen. Die Madame Dudevant hat in ihren Romanen in einem fort dort geseufzt, wo sie der Schuh drückte, und immer solche Fälle und Combinationen zusammengedichtet, in denen der Ehebruch fast eine Nothwendigkeit, und daher außerordentlich zu entschuldigen ist, — — mit dieser Geschichte der Accomodation des Moralgesetzes auf die Lebensereignisse befassen wir uns hier gar nicht, — — das neue noch nicht dagewesene Moment in dieser Begebenheit aber dürfte folgendes sein: Schleiermacher gibt zur Vertheidigung der „Lucinde“ Schlegel's eine eigene Schrift heraus, von der wir schon gesprochen.[1])

In dieser Schrift ist S. 108—121 ein Brief Leonorens (der Frau von Grunow) an Schleiermacher enthalten, den Schleiermacher nur stylistisch nachgebessert hat, in dem diese Dame sich vollkommen mit der „Lucinde“ einverstanden

---

[1]) Vertraute Briefe über Friedrich Schlegel's Lucinde. Lübeck und Leipzig, Bohn 1800.

erklärt und in der naivsten Weise Blicke in ihr Inneres in Aussicht stellt, welche wir aus Gründen hier nicht erörtern wollen. Das Unikum bei dieser Publikation besteht aber in dem Umstande, daß ein Prediger, der mit der Frau eines andern Predigers ein intimes Verhältniß gehabt hat, einen derartigen Brief von dieser besagten Frau in die Oeffentlichkeit hinauswirft und der Welt die beglückende Kunde mittheilt, wie sehr er von dieser Dame geliebt worden ist und wie weit er in seinem „moralischen Fortschreiten" bis auf die höchste Höhe seiner Moral diese Frau mit seinen Doktrinen gebracht haben mußte, daß ihm diese den Brief mit den darin enthaltenen Geständnissen übermachte und was auch noch möglich ist, ihm die Erlaubniß gab, den Brief ohne ihren Namen zu publiciren. Darnach aber noch ohne ein Bedauern darüber und ohne Bedauern über diese ganze Herausgabe der „Vertrauten Briefe" einen Moralcursus abhalten, das ist ein Unikum. —

Wir wollen als Stylprobe von dem 13 Seiten langen Brief nur die Einleitung hier anführen. 7. Brief Eleonorens an mich (Schleiermacher):

„Es ist ordentlich hart von Dir, daß Du mir so eilig und dringend Deine Lucinde abforderst, ehe ich selbst eine habe. Du weißt es wohl nicht, Du böser, geliebter Mann, wie innig wohl mir immer gewesen ist, so oft ich mich in meiner stillen Einsamkeit vor diesen reinen und schönen Spiegel der Liebe hinstellen konnte, und in den zauberischen Bildern derselben bald deine, bald meine Gestalt erblickte, und dann auch wieder alle anderen Gestalten der einen und ewigen Liebe, an denen allen ich mich herzlich erfreute, sie wenigstens in der Dichtung zu finden, da sie im Leben leider so selten erscheinen. Wenn ich dann dachte, daß auch unsere Liebe ein Stoff ist für eine solche Welt der Dichtung und auch in uns, wer es nur verstände, die ganze Liebe und das ganze Leben, ja ich darf es wohl im Stolz meines Herzens sagen, die ganze Menschheit mit ihren unendlichen Geheimnissen anschauen konnte, wenn dann meine schwärmende Phantasie mich in die schöne Zukunft hinein trug, wo ich ganz nicht nur in Dir, sondern auch mit Dir leben werde, und mein treues Gedächtniß, das mir eine ganze Welt werth ist, dir jeden kleinsten Zug aus der Geschichte unserer Liebe, jedes einzelne Begegnen unserer Geister rein und lebendig wieder geben wird, und du aus diesen Blumen einen eben so schönen Kranz winden wirst, o Friedrich, wer war seliger als ich! Und von dem geliebten Buche soll ich mich trennen!

Doch du forderst es zu einem schönen und würdigen Zweck, wie sollte ich dem nicht gern auch den liebsten Genuß aufopfern? Nimm es denn, und wenn du weiter darin liesest, so lies alle meine Gedanken und Gefühle mit heraus, die ich dir ja doch nicht sagen, und kaum an deiner liebenden Brust in abgebrochenen Worten und ergänzenden Blicken und Thränen, und Lächeln aushauchen könnte. Ob wohl Friedrich Schlegel, wenn er mich kennte, es der Mühe werth gehalten haben würde, mich eigens hinzustellen mit dem Eindruck, den sein Buch auf mich gemacht hat? Denn unter denen, die er seinen Julius aufführen läßt, bin ich nicht: ich müßte mich denn unter die allgemeine Rubrik derer stellen, die ihn hier und da besser verstehen, und, von deinem Geiste überall umgeben, durchdrungen, ohne falsche Scham und ohne ein widerstrebendes Gefühl, bis in die geheimste Mitte der Sinnlichkeit folgen, wenn sie so schön und heilig behandelt wird; auch mag ich wohl, daß davon geredet werde und warum nicht? Entzückt hat er (Schlegel) mich oft, auch ohne die schönen Beziehungen auf uns, ohnerachtet ich mich ihrer fast überall nur mit Mühe enthalten konnte, wenn ich einmal dies und jenes oder das Ganze rein für sich, wie es da ist, genießen wollte. Und eben darum hätte ich es gern noch länger behalten, um mich in jeder Stimmung damit zu beschäftigen, auch in der, wo ich am leichtesten von dir und uns abstrahiren, und mich als eine unbefangene Zuschauerin in irgend eine Welt hineinstürzen kann. Du weißt schon, wann das ist, wenn du eben von mir gegangen bist, und ich am vollsten bin von dir, freilich weiß ich sie fast auswendig, und habe schon Manchem zu seiner großen Kränkung mit langen, tüchtigen Stellen daraus gedient, aber das hilft mir alles nicht, ich muß mit den Augen darauf ruhen können, um mich bei dem festzuhalten, und es recht hin und her zu besehen, worüber ich noch so viel zu fragen habe. Dessen ist wahrlich nicht wenig, und weil du doch willst, ich soll dir etwas über das Buch ausdrücklich sagen, so möchte ich dir am liebsten das vortragen. Aufgefallen ist mir besonders das gänzliche und bestimmte Abläugnen der Möglichkeit, daß es eine reine Freundschaft geben könne zwischen Männern und Frauen. Du weißt, daß ich aus eigener Erfahrung gar nicht darüber urtheilen kann, nicht einmal eine Freundin habe ich jemals gefunden, und für alle Männer, mit denen ich in nähere und besondere Verhältnisse gekommen bin, und deren waren nicht wenige, habe ich mehr oder weniger sinnliche Gefühle gehegt, und ohnerachtet ich gerade diese mit der innigsten Natürlichkeit ihnen entgegen trug, konnte ich doch keinen ganz mit meinen innern Eigenheiten aufschließen und hingeben, nur du bist mein Alles geworden, was mein Herz verlangte, Geliebter und Freund! u. s. w."

41. Warum Schleiermacher nicht den Brief der Grunow an ihn seiner „Moral“ als Einleitung vorangesetzt hat.

Wir wollen uns über dieses apostolinische Sendschreiben (von der würdigsten Apostelin der neuen Universalmoral abgefaßt) in keine ernsthafte Betrachtung einlassen. Schleiermacher hätte diesen rührenden Brief ohne weiteres als Einleitung zu seiner Moral verwenden dürfen, es hätte dieser seine Moral nicht mehr viel beschädigt; der Brief wäre ein praktisches Beispiel der nachfolgenden Theorie gewesen. Es läßt sich denken, wie sich die Studierenden der Schleiermacher'schen Moral, denen doch die Defensio Lucindae Schlegelianae bekannt und lieber als die ganze Paragraphensammlung ihres Professors gewesen ist, in die Faust gelacht haben über den Humbug ihres Professors, der seine Geliebte, die Frau des Predigers Grunow, so weit brachte, daß sie auf den höchsten Moscheenthurm hinaufkletterte und wie ein Muezzin-Baschi (Obersänger der Serailsmoschee) mit sonorer Stimme das Glück ihrer türkischen Liebe der ganzen Welt verkündigen mußte, mit welcher sie von Schleiermacher begnadigt worden ist. Zum Glück für den Moralisten ist Herr Grunow ein außerordentlich toleranter Mann und nichts weniger als ein Mufti gewesen, sonst wäre dem Schleiermacher sein großer Kopf vor die kleinen Füße gelegt worden. —

Die Freundschaft zwischen F. Schlegel und Schleiermacher wurde trotzdem immer kühler. 9. Dec. 1805 schreibt F. Schlegel aus Köln dem Veith, ersten Mann der Tochter Mendelssohns, die dann den Friedrich Schlegel heirathete:[1])

„Daß Schleiermacher die von mir mit ihm verabredete Uebersetzung des Plato nun, ohne mich zu fragen, allein unternommen hat und fortsetzt, ist eine Perfidie, die ich ihm nicht zugetraut hätte. Freilich verfährt er aber auch in der Kritik und Anwendung ganz anders, als ich je gutheißen würde.“

---

[1]) Gallerie von Bildnissen aus Rachels Umgang. Von Varnhagen. Leipzig 1836. 1. Bd. S. 237.

42. Wie Schlegel zum Verfassen der Lucinde und wie Schleiermacher zur Vertheidigung der Lucinde gekommen ist: weil beide der Schuh an derselben Stelle gedrückt hat.

Schlegel wird noch allgemein und nicht mit Unrecht wegen des Abfassens der Lucinde verurtheilt. Die Frage, wie Schlegel, der doch früher ein so ziemlich feinfühliger Romantiker gewesen ist, zur Abfassung dieses Romans gekommen, wäre durch das Vor-, Mit- und Nachleben seines Modells zur Lucinde, der berühmten Caroline, die damals die Frau Wilhelms und die Schwägerin Friedrich Schlegel's gewesen ist, etwas aufgeklärt. Janssen gibt uns da rein historisch einen mehr als genügenden Aufschluß.[1])

Wir werden uns sehr kurz fassen. Caroline Michaelis, Tochter des geheimen Justizraths und Professors Johann David Michaelis, wurde 1762 zu Göttingen geboren. Schon in ihrem 14. Jahre hatte sie ihr erstes Verhältniß mit dem bekannten Blumenbach angesponnen. 1778 klagt sie einer Freundin, daß sie schon ihren guten Namen durch eine „Unbesonnenheit" verloren habe. Zwei Jahre später hat sie ein Verhältniß mit einem Herrn Link, aus einer Heirath aber wurde nichts, sie schreibt darüber:

„Ich bin nicht so romanhaft, zu sagen, daß ich nie einen andern heirathen wolle wie ihn, nein, ich überlasse mich so ganz mit so ruhiger Seele der Führung Gottes, daß ich unmöglich unglücklich werden kann. Was soll ich mir in der Blüthe des Lebens ängstliche Stunden machen? Ich will meinen Frühling genießen, erst 16 Jahre, und mir vor Sorgen und Kummer graue Haare wachsen lassen, das ist meine Sache nicht."

An dem Schluß dieses Programms hat die Dame mit einer unerschütterlichen Treue nicht nur im Frühling, sondern auch im Sommer ihres Lebens festgehalten, nur mit der Führung Gottes hat sie es nicht sehr genau genommen; sie gibt in ihren Aufschreibungen Kunde von dem beständigen Mondeswechsel ihrer Herzensangelegenheiten. Im Jahre 1781

[1]) Zeit- und Lebensbilder. Von Johannes Janssen. Freiburg, Herder 1875. S. 1—94. — Eine Culturdame und ihre Freunde. — Waitz: Caroline. Ihr Briefwechsel. Leipzig 1871.

hat sie sich schon wieder von einer Leidenschaft losgerissen. 1784 heirathet sie einen Med. Dr. Böhmer; sie schenkt ihrem Gatten drei Sprößlinge, 2 starben; Auguste, welche sie in der Folge Schelling anbietet, wird später besprochen. 1788 stirbt Dr. Böhmer. Nun knüpft sie eine Verbindung mit dem famosen Dichter Meyer an, der sich seiner 10,000 Geliebten rühmte und unverheirathet starb. Darauf verwickelte sie sich in ein Herzensverhältniß mit einem Herrn Tatter. 1789 lernt sie Wilhelm Schlegel kennen, auf den sie speculirt und den sie später gewinnt. Um diese Zeit schrieb sie im Rückblick auf ihr bisheriges stürmisches Leben:

„Mein Liebesmantel ist so weit, als Herz und Sinn des Schönen gehen."

Nun, Herz und Sinn des Schönen haben bei ihr bedeutende Strecken zurückgelegt und der Mantel mußte immer weiter und weiter sich dehnen, um all das Schöne ein wenig zuzudecken.

Nun hielt sie sich eine Zeit lang in Mainz auf, in jener Zeit versicherte sie in einem Briefe: „sie sei jetzt zum reineren Gottesdienste zurückgekehrt". Nach diesem Aufenthalte in Mainz schenkte sie der Welt einen neuen Bürger, über dessen Vaterschaft, Namen und auch Existenz moderne Lobredner dieser Dame ihren großen Liebesmantel breiten; denn der „reine Gottesdienst" Carolinens darf nicht gestört werden.

Sie angelt nach Wilhelm Schlegel und schreibt in dieser Richtung ihrer Schwester 1789:

„Ich habe einen Lorbeerstrauch, den ich für einen Dichter großziehe, sag das Schlegeln."

43. Geständnisse der Culturdame Caroline, — die Moralheroine im Sinne des großen Moral-Erfinders Schleiermacher.

Um diese Zeit gesteht sie in einem Briefe Folgendes:

„Unsere Familie ist zerrüttet durch Verdorbenheit, Unverstand, Schwäche und Heftigkeit der einzelnen Mitglieder; der eine betet, der andere klagt das Schicksal an; der Grund der Uebel liegt aber

nicht jenseits der Wolken. Meine Auguste hat keine großen Anlagen, sie ist leichtsinnig, aber gut wird sie werden, ächt gut, ich darf sagen, wie die Mutter."

Später schrieb sie:

„Ich habe manchen Pfad des Schauens und Glaubens und Unglaubens betreten, ehe ich zu diesem reineren Gottesdienst zurückkehrte."

Sie knüpfte nun ein vertrautes Verhältniß mit dem verheiratheten Forster an, der folgendes Programm auf seine Fahne schrieb:

„Ich hasse Alles, was der Freiheit in den Weg tritt, was einer Knospe, einem Keim verbietet, sich zu entwickeln, Blüthe und Früchte zu tragen." —

Forster erklärte sich für den Atheismus und für die Jacobinerherrschaft. Caroline intriguirte gegen Forsters Frau Therese, bis sich Therese von Forster trennte, um mit einem Herrn Huber (Dichter) sich zu verbinden. Nach Theresens Scheidung zieht sich Caroline ganz zu Forster, rühmt sich der allerfreiwilligsten, uneigennützigsten Ausdauer, bekennt aber doch, daß diese Verbindung „von der sittlichen und politischen Seite" allerdings ein verdächtiges Licht auf sie werfen könnte,

„um das ich mich zu wenig bekümmerte, weil ich selten frage: wie kann das andern erscheinen, wenn ich vor mir selbst unbefangen oder gerechtfertigt dastehe."

Forster geht 1793 nach Paris, offerirt den Franzosen Mainz und stirbt 1794 zu Paris in Elend und Noth. — Caroline wird als Revolutionärin gefangen. Humboldt weiß sie (aus Anhänglichkeit an Forster) zu befreien, Wilh. Schlegel wird nun ihr „Schutzgeist", er nimmt Theil an ihrer Rettung und heirathet sie, sie lohnt ihm seinen Edelmuth in der Folge, wie vorauszusehen war.

„Sie lernte auch Friedrich Schlegel kennen, der seiner Lucinde die Schilderung jener Frau, „die einzig war, und die seinen Geist zum ersten Male ganz und in der Mitte traf" das Bild von Caroline zu Grunde legte, wie Haym es nachgewiesen."

1796 vermählte sich Wilhelm Schlegel mit Caroline, sie lebten in Jena. Schon 1798 schrieb Caroline an ihren Schwager Friedrich Schlegel aus Berlin über Schelling,

den sie zu bewundern anfing, er sei eine rechte Urnatur, „als Minerale betrachtet, ächter Granit.“ Friedrich antwortet:

„Aber wo wird Schelling, der Granit, eine Granitin finden? Wenigstens muß sie doch von Basalt sein.“ —

44. Der Caroline Schlegel später Schelling Leistungen im Erziehungsfache an ihrer eigenen Tochter.

Anfangs hatte Caroline dem Schelling ihre Tochter Auguste zugemuthet, sie ihm anzuhängen beschlossen. Wie dieses Kind schon mit 14 Jahren im Sinne ihrer hochherzigen Mutter unterrichtet wurde, ist aus folgendem Briefe ihrer Mutter an Auguste ersichtlich.

„Jena, 21. October 1796.[1]) (Anfang fehlt). — Der Grandison ist eine kindische Lectüre, aber es kann nicht schaden, daß du ihn kennen lernst. Von dem Bullinger sprichst Du recht wie Betty. Freilich göttlich! Was geringes kann so ein Springinsfeld auch nicht sein. Du willst es gewiß machen wie dein Mütterchen, deine erste Liebe soll ein Comödiant sein. Aber bedenk, ich hatte mir doch einen ehrbaren Mann mit Frau und Kindern ausgesucht, nicht einen so herumvagabundirenden Tenoristen. Ach Gott, wenn du deine Hoffnungen auf den jungen Schelling setzest, da hast Du es freilich schlimm, da kriegst du alle Hände voll zu thun, ein rechter Bär, und spricht so schwäbisch. Er war bei uns, du kannst denken, wie er Wilhelm amüsirte. Schelling sagte, unsere Gesellschaft sei noch viel zu gut für ihn, er wollte ihn erst noch zu Niethamer schicken, da sollte er gehammert werden, nachher wollte er ihn schlegeln lassen. Wilhelm meinte, demohngeachtet möchte doch wohl kein Schelling daraus werden. Adieu Liebchen. Gott segne dich. Wilhelm hat dich sehr lieb!“

Unter „junger Schelling“ ist hier Schelling's Bruder verstanden, der damals 16 Jahre alt war. Am 28. October schrieb Caroline ihrer Auguste über ihn:

„Schelling's Bruder ist groß und stark und spricht dick und breit schwäbisch, Aehnlichkeit mit dem Bruder, aber doch nichts von dem geistreichen Trotz im Gesicht. Er ißt nicht bei uns. Schelling meint, so einem Bengel müßte es nicht gleich so übermäßig gut werden.“

Interessant ist das Urtheil, welches diese alte Schöngeistin ihrem jungen Schöngeisterchen 21. October mittheilt:

---

[1]) Caroline. Von Waitz. I. Bd. S. 273.

„Schiller's Musenkalender ist auch da; über ein Gedicht von Schiller, das Lied von der Glocke, sind wir gestern Mittag fast von den Stühlen gefallen vor Lachen, es ist à la Voß, à la Tieck, à la Teufel, wenigstens um des Teufels zu werden."

Und dieses Damenexemplar, welches in diesem Urtheil über Schiller's Glocke uns die schöngeistige Gesellschaft von Jena 1799 charakterisirt, empfiehlt Heym ganz unverfroren als Muster für deutsche Frauen.

Caroline ist diese Glockenklänge sicher nicht gewohnt gewesen. Auch die hochnasige, neidische und bissige Frau von Herder sprach sich höchst naserümpfend über Schiller's Glocke aus. Freilich wenn man denkt, daß Caroline das eigentliche Modell war, welches dem Friedrich Schlegel zu seiner Lucinde gesessen, so wird man zum Schlusse gelangen, das hohe Liebesideal, welches Schiller in seiner Glocke verherrlicht, mußte die Caroline mit ihren ebenso vielseitigen als vieldeutigen Lebens- und Liebesaffairen im hohen Grade spaßhaft vorkommen.

In dem obigen Urtheil über Schiller's Glocke hat sich diese Caroline in ihrer ganzen Lucindengestalt geoffenbart.

45. Schlegel hat in der Lucinde die Caroline gezeichnet (leider nicht ausgezeichnet). Mutter und Tochter haben die „Schlegelsucht".

In seiner Lucinde hat Schlegel, wie Haym es nachgewiesen, das Bild Carolinens seiner Schilderung der Lucinde zu Grunde gelegt in der ersten Ausgabe S. 168 und in der von 1850 S. 84.

Ueber die Auguste schreibt Friedrich Schlegel seinem Bruder Wilhelm aus Leipzig. 28. August 1793. (Auguste war damals 10 Jahre alt.)

„Das Kind machte beim ersten Anblick einen ungünstigen Eindruck auf mich, weil es schielt und ein wenig häßlich ist; das kann sich noch sehr ändern! Fast gewinne ich das kleine, einfache Wesen lieb um seiner Unverdorbenheit und guten Anlagen und Treue für die Mutter." „Einen drollichten Zug von Augusten muß ich dir doch erzählen. Sie rühmt sich sehr, daß sie der Mutter unentbehrlich sei:" „Wenn ich nicht wäre, so würdest du dich vor der Schlegelsucht gar nicht zu retten wissen." — —

Gewiß ein Zeichen von einer sehr frühreifen Psychologie dieser kleinen Dame, welche mit ihrem bösen Blick die Schwächen ihrer Mama nicht nur durchschauen, sondern auch in entschiedener Frivolität drastisch gesalzen aussprechen konnte.

Uebrigens correspondirte auch Auguste schon in ihrem zwölften Jahre mit Friedrich Schlegel in sehr lucindlichem Geschmack. 1797 schreibt ihr Schlegel auf einen Brief, in dem die 12jährige über die Berliner Frauen ihre eingängige Kritik lieferte, wie folgt:

„Gottloser Schelm, möchte ich zu dir sagen, wie Apollo zu dem kleinen Hermes. Ich habe dich lieber als du verdienst. Nun bist du schon übermüthig und trotzest. Das betrübt mich! Du hast also auch die Aehnlichkeit mit der Mutter, eine mehr als türkische Eifersucht. Wenn die Mutter etwa wissen will, was sie für eine Natur hat, so sag ihr nur: politisch-erotisch; doch möchte das Erotische wohl überwiegend sein. Ich sehe Dir schon an, daß nun auch du deine Natur wissen willst! Du hast aber noch keine, liebes Kind. Die wächst einem erst später. Doch wird sie wahrscheinlich orchastisch werden." — —

Das ist eine Correspondenz mit einem Kinde von 12 Jahren! Aber auch noch ärgeres schrieb ihr Friedrich. Man muß eben nicht alles reproduciren. Wenn Auguste nicht gestorben wäre; sie hätte nach Anlage und einer diese Anlage (wie man sieht) sorgfältig pflegenden Erziehung in der „reinen Gottesverehrung" noch viel größere Fortschritte machen können als ihre Frau Mutter.

Die Mutter schrieb 1799 ihrer Tochter:

„Diesen Abend soupiren wir 3 bei Schelling, um ihm sein neues Nest einzuweihen. Er freut sich, daß du ihn zum Bacchus gemacht hast, indem Du ihn den Geber des Weins nennst, bald wird er auch ein Geber der Freude heißen können, denn er ist sanft und liebreich und scherzhaft, und läßt dir sagen, du möchtest ihn bei seiner Wiederkunft nicht wie eine spröde Halbmamsell empfangen." Auguste sträubte sich, und die Mutter ermahnte: Was Du jetzt gegen Schelling sagtest, war gar nicht hübsch. Wenn Du dich gegen ihn so sträubst, so werde ich glauben, daß du auf dein Mütterchen eifersüchtig bist. Er ließ dir das mit der spröden Mamsell natürlich nicht sagen, das war ich, was ist denn unverständlich darin? Hast Du nicht bisweilen herbe Manieren wie ein sauerer Aepfel? Einen Beweis von Schelling's Liebenswürdigkeit muß ich Dir erzählen: er hat mir heimlich schwarze Federn auf meinen Hut kommen lassen, der mir recht wohl steht. Nun, denk, ich war ganz verblüfft." —

46. Caroline bestimmt zuerst ihre Tochter Auguste für Schelling und nachdem Auguste gestorben, bringt sie sich selbst dem Schelling als Opfer dar.

Caroline hatte somit ihre Tochter für Schelling als Frau bestimmt. Die Mutter schrieb während dieser Zeit an Schelling, mit dem sie damals schon außerordentlich liirt war:

„Du weißt, ich folge dir, wohin du willst, denn dein Thun und Leben ist mir heilig, und im Heiligthum dienen, in des Gottes Heiligthum, heißt herrschen auf Erden."

Wir haben dieses wunderlichen Gottesdienstes schon früher gedacht; aus der Feder dieser lilienreinen Seele geflossen, ist derselbige doppelt erbaulich. Und Auguste, das zarte Kind, die dem großen Philosophen bestimmte Braut, gab diesem Beweise, wie weit sie, die junge, es in Psychologie und in Menschenkenntniß (hier in Kenntniß der alten, ihrer im Heiligthum dienenden Frau Mutter) gebracht, indem sie zur selben Zeit an Schelling schrieb:

„Ich danke dir recht für das Mittel, das du mir in die Hand gegeben hast, Mütterchen zu amüsiren, es schlägt herrlich an, wenn ich auch noch so viel Narrenpossen treibe, sie (Mütterchen) zu unterhalten, und es will nicht anschlagen, so sage ich nur: wie sehr er (der Schelling) dich (das Mütterchen) liebt, und sie wird gleich muthig. Das erstemal, als ich es ihr sagte, wollte sie auch wissen, wie sehr du sie (das Mütterchen) denn liebtest, da war nun meine Weisheit aus, und ich half mir nur geschwind damit, daß ich sagte: „mehr als alles". Sie war zufrieden und ich hoffe, du wirst es auch sein."

Das ganze Verhältniß von Mutter und Tochter ist tragikomisch. — Janssen hat treffend den tragischen Theil herausgekehrt.

Er bemerkt über dieses Stadium des Brautstandes:

„Durch den unerwartet plötzlichen Tod Augustens, Juli 1800, wurde dieses widerliche Verhältniß (die Culturdame erscheint uns eigentlich nirgends widerlicher als hier) gelöst, und nun sehen wir Schritt vor Schritt die pflichtvergessene Frau den charakterlosen Philosophen in ihre Netze locken."

„Mein Herz, mein Leben," schreibt sie schon im October 1800 (3 Monate nach Augustens Tode) an Schelling, „ich liebe Dich mit meinem ganzen Wesen; zweifle nicht daran! Welch ein Blitz von Glück, wie mir Schlegel gestern Abend deinen Brief gab!" — —

47. Schelling als praktischer Arzt sehr unglücklich und in Anklagestand wegen fahrlässiger, aus Unkenntniß verursachter Tödtung.

Um zu verstehen, wie Caroline sich nach dem Tode ihrer Tochter plötzlich Schelling's zu bemächtigen suchte, ist es nothwendig, die Krankheitsgeschichte Augustens in Kürze anzuführen. (Janssen S. 63):

„Auguste starb im Bade Bocklet, wo sie sich in Begleitung ihrer Mutter aufhielt. Schelling, der wenige Tage nach Erkrankung des Mädchens dort eingetroffen war, verschrieb in Widerspruch mit dem ordinirenden Arzt Opium, „als bekanntes Heilmittel gegen die Ruhr" und ließ die Kranke davon in sehr starken Dosen nehmen. Nach dem Tode des Mädchens gaben in Bocklet und dem nahen Kissingen Aerzte wie Nichtärzte dem Philosophen die Schuld des Unfalls, und in der neuesten Zeit hat Noak in seinem neuesten Werk über Schelling und die Philosophen der Romantik S. 371, das Zeugniß des damaligen Ober-Chirurgen Büchler in Kissingen abgedruckt, daß „Schelling ohne Erfahrung in einer Wissenschaft gepfuscht, die auf Leben und Tod geht."[1]) In Berg's Nachlaß fanden sich Aufzeichnungen über Augustens Krankheit nach den Aussagen des behandelnden Arztes, und es wird darin auf die in der Kissinger Apotheke damals noch vorhandenen Recepte Schelling's verwiesen. Berg spricht von Schelling, einem Philosophen seiner Art, wie von Leuten, die vor lauter Originalität rasen, vor lauter Vernunft den Verstand verloren haben, und beim ewigen Feldgeschrei von Moralität verächtliche Menschen sind."

(Vergl. Aus Schelling's Leben. Leipzig 1876. I. 385.)

Diese traurige Krankheitsgeschichte stellt den folgenden Bericht Janssen's erst ins rechte Licht:

„Auf einen Brief, in dem Schelling in innerer Verzweiflung einmal Selbstmordgedanken geäußert zu haben scheint, antwortet Caroline völlig blasphemisch":

[1]) Schwab: Franz Berg an der Universität Würzburg. Würzburg 1869. S. 332—333.

„Ich gebe Dir den Frieden von Gott, in dem sich mein Herz aufgelöst hat, voll fester Hoffnung, daß ich ihn Dir auch mittheilen werde. Ich habe Dich innig lieb. Wenn ich Dir auch könnte lange Vorstellungen erwidern auf Deine Vorstellung und eine Menge begeisterter Vernunft gegen Deine irrigen Ansichten setzen, es wäre eine bloße Redeübung, genug daß ich meinem Freunde verspreche, daß ich leben will, ja daß ich ihm drohe, ich werde leben, wenn er so zur unwahren Stunde den Tod sucht. Du liebst mich, und sollte die Heftigkeit des sich in Dir bewegenden Wesens Dich auch einmal mit Haß täuschen, und mich damit zerreißen, Du liebst mich doch, denn ich bin es werth, und dieses ganze Universum ist ein Tand, oder wir haben uns innerlich für ewig erkannt . . . Hast Du wohl bei Deinen letzten Vorsätzen an Deinen guten Vater und die gute Mutter gedacht, die einfältig, aber ebenso kraftvoll und liebreich Dir das erste Leben gaben? O welch ein schwarzer Nebel hatte das Haupt meines Freundes umzogen . . Verlaß mich nicht, ich liebe Dich, ich wollte, ich könnte Dir sagen, wie sehr . . .“

Während diese Dame doch nach Schelling angelte (wie es aus vielen hochgradig zudringlichen Briefen in Waitzens „Caroline“ zu ersehen ist), wollte sie, weil sie ihres Erfolges nicht ganz gewiß war, doch nicht entschieden zwischen zwei Stühlen Platz nehmen, und reservirte sich für die Noth den Wilhelm Schlegel, der ihr zur selben Zeit in Briefen der „liebe Wilhelm“ und der „süße Wilhelm“ war. —

Im Dezember 1800 kam sie mit ihrem Belagerungsgeschütz der philosophischen Festung schon näher, sie fängt dem Schelling zu Ehren an, mit aus seinen Vorträgen aufgefischten Brocken herumzuwerfen, und an ihre Liebeserklärungsangel philosophisches Phrasengewürm anzuspießen:

„Die Allgegenwart, das ist die Gottheit, und meinst Du nicht, daß wir einmal allgegenwärtig werden müssen, alle einer wie der andere, ohne deswegen Eins zu sein? Denn Eins dürfen wir nicht werden, weißt Du wohl, denn dann würde das Streben sich zu Eins zu machen ja aufhören.“ — —

48. Wie Caroline sich sogar zum Betreiben der Naturphilosophie herbeiläßt, um auch mit dieser wissenschaftlichen Lockspeise den Schelling zum Anbeißen zu bringen.

Caroline theilt ihm sehr ostentativ mit, daß sie jetzt auch Naturphilosophie betreibe, und schreibt dem Schelling:

„Wenn ich Mittags mich um nähere Erläuterungen von diesem und jenem befrage, so lachen die Herren über mich, geben mir aber doch sehr ernsthaft Bescheid, und Schlegel ermangelt nicht zu bemerken, wenn ich mich doch nur jemals einer Sache so ernstlich gewidmet hätte, die seine Beschäftigungen anginge." —

Nachdem nun Caroline dem Schelling sehr deutlich zu verstehn gibt, daß Schlegel schon eifersüchtig auf die Naturphilosophie und den größten Heros derselben zu werden beginnt, fährt sie mit der kräftigsten Belagerungsbatterie auf, und denkt sich dabei: wenn das nichts nützt, dann ist alle Liebesmüh umsonst:

„Liebe mich, ich knie vor Dir nieder in Gedanken, und bitte Dich darum! — Hättest Du Dir vorzuwerfen, dann ich tausendmal mehr; aber Gott weiß, es will nicht Raum in meiner Seele finden und haften. — Ich habe Dich geliebt, es war kein frevelhafter Scherz, das spricht mich frei, dünkt mich. Wenn Du Dich von mir losmachen willst, so würdest Du mein Leben zerreißen . . O, ich habe Dich schrecklich lieb, unbegreiflich lieb, und nun wird es erst ganz an den Tag kommen . . Spotte mir nicht, Du mein Lieber, ich war doch zur Treue geboren, ich wäre treu gewesen mein Leben lang, wenn es die Götter gewollt hätten, und ungeachtet der Ahndung von Ungebundenheit, die immer in mir war, hat es mir die schrecklichste Mühe gekostet, untreu zu werden, denn innerlich bin ich es niemals gewesen. Dieses Bewußtsein eben von innerlicher Treue hat mich oft böse gemacht, hat mir erlaubt, mir wagend zu erlauben, ich kannte das ewige Gleichgewicht in meinem Herzen. Konnte mich etwas Minderes vor dem Untergange bewahren in meinem gefahrvollen Leben, so war es dieses Höchste. Und wenn ich mir Verzweiflung bereitet hätte in der Verzweiflung der von mir Geliebten, ja, ich würde im Schmerz darüber verzweifeln, im Gewissen nicht, niemals könnte ich mit Jacobi ausrufen: Verlasse Dich nicht auf Dein Herz. Ich müßte mich verlassen auf mein Herz über Noth und Tod hinaus und hätte es mich in Noth und Tod geleitet . . . Schelling, es ist unsäglich, wie Deine Wehmuth meine Brust zerreißt, ich könnte Deinen Brief nicht noch einmal lesen; er kam früher wie gewöhnlich, ich wußte kaum von mir selbst, wie ich ihn öffnete. Ich liebe Dich so, daß ich meine, ich müßte Dich heilen können. — Uebereile nichts; im Verlaufe des nächsten Monats sehe ich Dich, und bleibe den Sommer in Jena, also bitte ich Dich um meines Glückes willen auch zu bleiben." — —

49. Wie Caroline selbst ihre Unschuld dem Schelling hinaufdisputirt und den Beweis liefert, was man einem Philosophen alles beweisen kann.

In dieser ganzen Rede: „Carolina pro innocentia sua,“ ist nur der gute Wille sich reinzuwaschen, und der entschiedene Wille, die Frau des Schelling zu werden, consequent.

Sie war zur Treue geboren, und sie wäre treu gewesen ihr Leben lang, wenn es die Götter gewollt hätten! — Diese bösen Götter, wenn sie dieselben nur im Mythologischen Lexikon von Benjamin Hederich, Leipzig, Gleditsch 1770, (2500 Columnen stark) roth angestrichen hätte!!! Sie wußte in ihrer Verzweiflung kein anderes Mittel, als ihren moralbeschädigenden Krankheitsstoff auf die alte untergegangene Götterwelt abzulagern, dieser schadet es nicht, mochte sie gedacht haben! „Es hat ihr immer die schrecklichste Mühe gekostet, untreu zu werden,“ — und doch hat sie diese Mühe nie gescheut! Nur das Bewußtsein innerlicher Treue hat sie beim Brechen der äußerlichen Treue aufrecht erhalten. Sie kannte „das ewige Gleichgewicht in ihrem Herzen.“ Sie konnte nur im Schmerz, nicht im Gewissen verzweifeln! u. s. w. — Durchwegs eklatanter Unsinn! — Schleiermacher's „Reden über Religion“ hat sie eben so gewiß gekannt, als Schleiermacher's Leben und seine Herzenswahlverwandtschaften; — was dort sich confus zeigt, mußte in ihrem confusen Frauenkopf, in welchem zudem ein großer Trödelmarkt unliebsamer liebeshistorischer Erinnerungen aufgestapelt war, noch confuser werden.

Während sie nun Schelling, der durch seine starke Opiumdosis seine Braut, ihre Tochter Auguste, aus dem Leben beförderte, ihre Hand aufnöthigte, schrieb sie ihrem Manne Wilhelm Schlegel: „Sei mir gut, ich bin wahrlich recht gut.“ — Caroline brauchte nämlich Geld von ihrem Manne, zu ihrem Unterhalte, und besuchte ihn deßhalb auch 1802 in Berlin. Nebenbei bereitete sie sehr schlau ihren Mann auf die von ihr gewünschte Ehescheidung vor. Sie erzählte in einem Briefe sehr unbefangen:

„Mereaus sind geschieden . . . sie sind getrennt par le chemin de la grâce, unmittelbar vom Fürsten, bloß auf ihre gegenseitige Uebereinstimmung hin in diesem Punkte, beide können sich wieder vermählen . . .“ „Ach da muß ich Dir doch erzählen, was Ludekus in Erfurt im römischen Kaiser gehört und Louisen wieder gesagt hat. Du ständest Dich so gut mit der Unzeline, daß Du sie heirathen willst, sie ließe sich von Unzelmann scheiden, und Du Dich von mir.“ — —

Das heißt doch dem Herrn Gemahl einen sehr fühlbaren Rippenstoß beibringen. Als Friedrich Schlegel, ihr Schwager, mit der geschiedenen Dorothea Veith 1802 nach Frankreich eilte, um sich mit der Dorothea republikanisch zu vermählen, sprach die Caroline, die edle Seele, für dieses Liebespaar in einem Briefe folgenden Segenswunsch aus:

„Das Ersäufen in der Loire hieß unter Robespierre noces républicaines (republikanische Hochzeit) und der Hälfte dieses Paares möchte ich gerne solche Hochzeit gönnen.“ — —

50. Göthe bewirkt beim Herzog in Weimar die Scheidung der Caroline von Schlegel, wodurch die Wahlverwandtschaften mit einer praktischen Illustration als einem neuen Kapitel vermehrt wurden und wie die Caroline einen Brief zur Vertheidigung ihrer bisherigen Moral an eine Freundin schreibt.

1803 kam es zur Scheidung Carolinens. Göthe, dem Mademoiselle Vulpius eben eine Tochter geboren, hatte viele Sympathien für die Wahlverwandtschaften, er befürwortete das Scheidungsgesuch beim Herzog von Weimar.

Die Scheidung wurde bewilligt, und Caroline hielt sich für vollkommen gerechtfertigt, da sie Schlegel nicht aus Liebe, sondern nur deßhalb geheirathet habe, um in ihrer damals so zerrütteten Lage einen Beschützer zu erhalten, und da sie beide ihre Verbindung nie anders als wie ganz frei betrachtet hätten!!!

Nach der genialen Auffassung dieser Dame war Alles: Eherecht und Nichts: Eheunrecht!

Ein 5 Seiten langer Brief, von dem der Schluß fehlt, an ihre Freundin Julie Gotter aus Jena, 18. Februar 1803, ist deßhalb sehr merkwürdig, weil wir in demselben die

folgsame Jüngerin Schleiermacher's in vielen dem Schleiermacher nachgeschriebenen Sätzen, und in seiner Weltanschauung erkennen. — Sie hatte sowohl die „Reden“ als die „Vertrauten Briefe“ dieses „größten Theologen“ eifrig studirt, und aus diesen wie aus den moralischen Anschauungen über Ehe und den „mannigfachen Erlaubtheiten, welche sich dieser „größte Theologe“ bei verheiratheten Frauen großmüthig gestattete, hatte sie sich einen dicken Zottelpelz zusammengeflickt, mit dem sie sich bei eventuellen Gewissensschauern über ihre Wechselfähigkeit in Liebesangelegenheiten zu wärmen suchte.

Es sollen die bezeichnenden Stellen aus diesem Briefe folgen:[1])

„Es ist endlich auch nöthig, daß ich Rechenschaft von mir gebe. Im Mai oder Junius verlasse ich Jena auf lange Zeit; und gehe erstlich in ein Bad in Schwaben, dann aber im Herbst nach Italien und der Winter wird in Rom zugebracht, so Gott will. Um aber hierzu völlige Freiheit zu haben und Niemand in seiner Freiheit hinderlich zu sein, wird vorher, oder ist vielmehr schon das Band der Ehe zwischen Schlegel und mir aufgehoben, das meiner herzlichsten Freundschaft und Achtung, hoffe ich, wird für immer bestehen.“ „Indem mir das Schicksal oft meine höchsten Güter nicht versagt hat, ist es mir doch zugleich auch so schmerzlich gewesen, und hat so seinen auserlesensten Jammer über mich ergossen, daß, wer mir zusieht (?), nicht gelockt werden kann, sich durch kühne und willkürliche Handlungsweise auf unbekannten Boden zu wagen, sondern Gott um Einfachheit des Geschickes bitten muß, und sich selbst das Gelübde ablegen, nichts zu sein, um es zu verscherzen. Nicht als ob ich mich anklagte, denn, was ich jetzt zu thun genöthigt bin,[2]) ist bei mir vollkommen gerechtfertigt, nur verleiten kann das Beispiel nicht. Ich habe nun Alles verloren, mein Kleinod, das Leben meines Lebens (Auguste) ist dahin; man würde mir vielleicht verzeihen, wenn ich auch die letzte Hülle noch von mir würfe, um mich zu befreien, aber hierin bin ich gebunden; ich muß dieses Dasein fortsetzen, so lange es dem Himmel gefällt, und das einzige, was ich dafür noch Bestimmtes wünschen kann, ist Ruhe, wahrhafte Ruhe und Uebereinstimmung in meinen nächsten Umgebungen. Diese kann ich in der Verbindung mit Schlegel nicht mehr finden, mannigfache Störungen haben sich dazwischen geworfen, und mein Gemüth hat sich ganz von ihm abgewendet, das habe ich ihm vom ersten Moment an nicht verhehlt, meine Aufrichtig-

---

[1]) Waitz: Caroline. 2. Bd. S. 236 u. ff.

[2]) Von wem denn?

keit ist ohne Rückhalt gewesen. Es hätte seitdem vielleicht manches anders werden können, allein andere bemächtigten sich seiner, da ich zurücktrat, und nicht die löblichsten Menschen, wie Du weißt, und ich gewann immer mehr Ursache, mich für eine entschiedene und öffentliche Trennung zu entschließen, nicht ohne Kampf, weil es mir schrecklich war, auch noch durch dieses gehn zu müssen, das ich aber endlich durchaus für Pflicht hielt;[1]) ich konnte und wollte Schlegeln nicht mehr Alles sein, und hätte ihn nur verhindert, ihn, der in der Blüthe des Lebens steht, auf andern Wegen sein Glück zu suchen. Dazu kam, daß meine Gesundheit mir nicht die Hoffnung läßt Mutter zu werden, und so wollte ich ihn auch dessen nicht berauben, was mir ihm zu gewähren versagt war. Kinder hätten unstreitig unsere Verbindung, die wir unter uns nie anders als ganz frei betrachteten, unauflöslich gemacht. Das sind die Seiten meines Geschickes, wo das Verhängniß eintritt, und von keiner Verschuldung die Rede sein kann.[2]) Dagegen hätte ich behutsamer sein sollen, die Heirath mit ihm nicht einzugehn, zu der mich damals mehr das Drängen meiner Mutter als eigner Wille bestimmte. Schlegel hätte immer nur mein Freund sein sollen, wie er es sein Leben hindurch so redlich, oft sehr edel gewesen ist. Es ist zu entschuldigen, daß ich nicht standhafter in dieser Ueberzeugung war, und die Aengstlichkeit anderer, dann auch der Wunsch, mir und meinem Kinde in meiner damaligen zerrütteten Lage einen Beschützer zu geben, mich überredeten; allein dafür muß ich nun doch büßen. Insoweit Du Schlegel kennst, Julchen — ich muß an Dein unbefangenes Gefühl appellieren — glaubst Du, daß er der Mann war, dem sich meine Liebe unbedingt und in ihrem ganzen Umfange hingeben konnte?" —

„Unter andern Umständen hätte dieses bei einer einmal getroffenen Wahl nichts verändert, so wie sie hier indessen nach und nach stattfanden, durfte es Einfluß über mich gewinnen, besonders da Schlegel mich selbst mehrmals an die unter uns bestehende Freiheit durch Frivolitäten erinnerte, die, wenn ich auch nicht an der Fortdauer seiner Liebe zweifelte, mir doch mißfallen konnten, und wenigstens nicht dazu beitrugen, meine Liebe zu fesseln. — Jetzt, nachdem das Schicksal keines andern Wesens mehr mit mir verflochten ist, bin ich wohl berechtigt zu thun, was für mich das Rechte und Wahre ist, und auch ganz und gar nicht darnach zu fragen, wie das nach außenhin aussehen mag, was an sich gut ist. (!) Daß es so ist, darauf gedenke ich zu leben

[1]) Wörtlich die Phrasen Schleiermacher's über die Pflicht, eine Ehe zu trennen, wenn die zwei Leute finden, daß sie offenbar nicht zu einander passen.

[2]) Sie hat Schleiermacher genau studirt und bestimmt mit der größten Entschiedenheit, daß sie keine Schuld an der Trennung treffen kann!

und zu sterben. In Berlin kam der Entschluß zur Reife; ich will und darf Dir nicht sagen, wer mir in dieser Angelegenheit fast väterlich beigestanden hat (Göthe), genug, der Herzog zeigte sich geneigt, uns alle langwierigen uns widrigen Formalitäten zu ersparen, und sehr bald wird das letzte Wort darin gesprochen sein." —

„Alle Lästerungen, die es ferner nach sich ziehen möchte, gesprochene und gedruckte Pasquille, und was dahin gehört, das kann mich nicht anrühren. Ich habe nur die Meinigen gebeten, mich nicht mit Betrachtungen zu zerreißen, die aus einer andern Welt genommen sind, als in der ich existire. Von der andern begehre ich nichts, und ich kenne sie obendrein so gut, daß ich sogar weiß, es würde doch nur von mir abhängen, meine Ansprüche an sie auch wieder geltend zu machen, sobald ich es wollen könnte." „Sonderbar ist es, daß einmal in die Stürme einer großen Revolution verwickelt, mit meinen Privatbegebenheiten, ich es jetzt zum zweiten Male werde, denn die Bewegung in der literarischen Welt ist so stark und gährend, wie damals die politische."

„Von Kotzebue an, der in Berlin fast Minister geworden, ist ein göttlicher Zusammenhang der Niederträchtigkeit in der Welt, ich sage ein göttlicher, denn die Vorsehung wird sich gewiß noch verherrlichen, indem sie ihn auflöst. Schlegel ist nicht so inconsequent, daß er sich im mindesten irgend etwas von dem, was geschieht, anfechten ließe, und er hat diese Gesinnung in ihrem ganzen Nachdruck noch so eben in einem Briefe an Schelling erklärt, was mich denn vollends in meiner Ruhe befestigt. Außer den ernstesten Mittheilungen hätte ich Dir noch hundert komische Dinge zu erzählen. Es geht hier in der Societät so bunt durcheinander, daß es alle Tage neue Allianzen und neue Brüche gibt, alles steht auf dem Kopf." „Müller ist völlig verrückt geworden, was er bisher nur halb war. Hegel macht den galanten und allgemeinen Cicisbeo. Mich amüsirt es alles wie eine Comödie u. s. w." —

So brachen auch alte Ehen und schlossen sich neue, zur zeitweiligen Zufriedenheit der Getrennten und Geschlossenen.

Obiger Brief der Caroline ist vom 18. Februar 1803 und schon am 20. Mai 1803 schreibt Schelling, der künftige Gatte der Caroline, an den vergangenen Gatten Schlegel, nachdem die Scheidung in Weimar durch Göthe's Vermittlung am 17. Mai ausgesprochen war, wie folgt:

„Wir (er und Caroline) haben noch einige Tage in Weimar zugebracht, Caroline vorzüglich, um die Ausführung der Büste von Auguste zu leiten, die durch Tieck's Geduld und große Geschicklichkeit bis zu einem Punkte gelungen ist, den man hoffen durfte. Dieses Werk wird Ihnen auch in dieser Rücksicht ein unendlich werthes Denkmal sein. Caroline läßt sie noch vielmals grüßen." —

Sie stand mit Schelling schon lange früher auf einem sehr ungenirten Fuße; christliche Sitte ist ihre starke (ihre genirte) Seite nie gewesen. Mit Freuden berichtet sie Schelling (Braunschweig, Freitag, den 13. Febr. 1801) einen bekannten schändlichen Spott über Christus in der Grabschrift des frivolsten Zotenreißers unter den Epigonen der Cinquecentisten: Pietro Aretino:

„Zum Spaß zeichne ich hier eine Grabschrift des Aretino auf, die mir kürzlich vorgekommen ist.

Qui giace Aretino poeta tosco
Chi disse mal di tutti fuor di Christo
Scusando se col dir: non lo conosco.

Adieu, mein lieber Schelling. Erquicke mich durch ein freudigeres Herz.“ [1])

51. Das Finale des philosophischen Liebesbundes. Waitz und Haym verherrlichen Caroline als ein „echtes Muster“ idealer Weiblichkeit! — Ehemänner sperren das Maul auf in Furcht, daß ihre Frauen auch mit einer ähnlichen Heiligkeit behaftet werden könnten.

Das Finale des qual- und wahlverwandtschaftlichen Romans berichtet Janssen S. 76:

„Caroline, die dem Herzog (von Weimar) nur den einzigen Wunsch nach Ruhe als ein Motiv der Scheidung angegeben, reiste gleich am ersten Tage, nachdem die Scheidung ausgesprochen war, mit ihrem Freunde Schelling nach Schwaben zu dessen Eltern ab, und der Vater Schelling's, Pfarrer in Murhard, segnete kaum einen Monat später im Juni 1803 die geschiedene Ruhebedürftige zu einer neuen Ehe mit seinem Sohne ein. Die deutsche Cultur stand wirklich auf ihrer Höhe. Später war Schlegel bei seiner geschiedenen Frau auf längeren Besuch, und Caroline schrieb: Schlegel war sehr gesund und heiter, die Verhältnisse die freundlichsten und ohne alle Spannung. Er und Schelling waren unzertrennlich.“ —

Sonderbar, daß diese Dame hier wieder ihre Freude über die Unzertrennlichkeit aussprach, während sie früher alle Schritte für die Zertrennlichkeit unternommen hat.

---

[1]) Waitz, Caroline. II. 27.

Wir haben die Schicksale und Wünsche dieser Dame nur angeführt, um in einem einzigen Beispiele für viele nachzuweisen, was die Ehe-Moral des großen Theologen Schleiermacher in Deutschland für begeisterte Verehrer und Verehrerinnen gefunden hat.

Waitz hat sich 20 Jahre lang bemüht, die Briefe dieser Culturdame zu sammeln;[1]) er sagt, sie hat zu den Begabtesten ihrer Zeit gehört (I. Bd. IV):

„Als bei weitem die geistreichste Frau, die er je gekannt" bezeichnet sie Gries. „A. W. Schlegel und seine bedeutende, höchst geistreiche Frau, so wie die liebliche Tochter gehörten zu meinem liebsten Umgange," schreibt Steffens. „Einen hohen Geist fand Wilhelm von Humboldt in Briefen, die er von ihr empfangen." Wie hoch sie Friedrich Schlegel stellte, und welchen Einfluß er ihr auf sich und den Bruder beilegte, hat er wiederholt ausgesprochen. Von mehreren seiner Aufsätze bezeugt A. W. Schlegel „sie seien zum Theil von der Hand einer geistreichen Frau, welche alle Talente besaß, um als Schriftstellerin zu glänzen, deren Ehrgeiz aber nicht darauf gerichtet war." Schelling aber schreibt nach ihrem Tode: „Sie war ein eignes, einziges Wesen, man mußte sie ganz oder gar nicht lieben. Diese Gewalt, das Herz im Mittelpunkt zu treffen, behielt sie bis ans Ende. — — Wäre sie mir nicht gewesen, was sie war, ich müßte als Mensch sie beweinen, trauern, daß dies Meisterstück des Geistes nicht mehr ist, dieses seltene Weib von männlicher Seelengröße, von dem schärfsten Geist mit der Weichheit des weiblichsten, zartesten, liebevollsten Herzens vereinigt. Etwas der Art kommt nicht wieder."

Nachdem sich in den Erinnerungen Waitzens dichte Nebel aus der Biographie Carolinens aufthürmen, sucht er selbe mit dem Blasebalg von folgenden Zeilen zu zerstäuben:

„Auch minder günstige Urtheile sind über sie ausgesprochen, von Zeitgenossen, in Briefen, die später veröffentlicht sind, unrichtige zum Theil unwahre Erzählungen über sie in Umlauf gesetzt."

Außerordentlich zart!! Es sind nicht „nur minder günstige Urtheile" über sie ausgesprochen, sondern sehr ungünstige Thatsachen aus ihrem Leben berichtet worden, und wenn auch einige unrichtige und zum Theil unwahre

---

[1]) Caroline, Briefe an ihre Geschwister, ihre Tochter Auguste, die Familie Gotter, Meyer, die beiden Schlegel, Schelling u. A. Herausgegeben von G. Waitz. 2 Bände. Leipzig, Hirzel 1871.

Erzählungen über sie in Umlauf gesetzt wurden, so sind doch auch viele richtig constatirte und nicht nur zum Theil, sondern ganz wahre Momente aus ihrem bewegten Leben erzählt worden.

Daß sie sehr talentirt gewesen, daß ihr die vielbelobte Frau von Stein in Weimar, was Begabung anbelangt, nicht das Wasser reichen konnte, das geben wir gerne zu; aber die Lobsprüche auf ihren Charakter von Seite Waitzens und gar die nachfolgende Heiligsprechung, und die Aufstellung dieser Dame als Frauen-Muster von Seite Hayms gehört zu den heitersten Episoden in der Literaturgeschichte.

Er hat ihr die Krone echter Weiblichkeit aufgesetzt. Es scheint unglaublich, wie weit sich derselbe in seiner hochgradigen Begeisterung für Caroline, deren Leben ihm doch Schritt für Schritt bekannt sein mußte, hinreißen läßt. (Janssen 15):

„Für Haym ist Caroline ein einziges Wesen, ein Anblick, einzig in seiner Art, ein Genuß, keinem andern zu vergleichen, eine blühende Welt, deren Duft jetzt zum ersten Mal, auch unseren, der Nachlebenden, Sinn berührt. Haym fühlt sich berufen, die in Carolinens Briefen ausgebreitete Gemüthsgeschichte[1]) mit immer steigender, sittlicher (!) Theilnahme zu verfolgen, und empfiehlt dringend, aus Carolinens Herzensergießungen ein Brevier für edle Frauen auszuziehen, mit dessen Zartheit und Schönheit nicht viele Dichterwerke den Vergleich aushalten könnten."

52. Wir proponieren den Herren Waitz und Haym noch viel größere Lobhymnen auf die Caroline.

Wir sollen diesen Herrn Haym nur bedauern, weil er noch viel zu wenig Talent, Gemüth und Edelsinn besitzt, um diese Dame und ihr bewegtes Leben nach Verdienst würdigen zu können. Er könnte noch weit übertroffen werden und zwar durch einen Vorschlag für und eine Aufmunterung zu einem neuen Werk, z. B.:

---

[1]) Es ist ein Uebelstand, daß gewisse Aufschreibungen schmutziger Wäsche mit dem Titel Waschzettel signirt werden. Ausgebreitete Gemüthsgeschichte würde viel poetischer klingen.

„Ein Frauenideal. Lebensgeschichte der hl. Caroline, ein Vorbild für deutsche Frauen, die den Stoffwechsel lieben und Betrachtungen hassen, die „aus einer anderen Welt genommen sind“; die sich über alle Vorurtheile des dummen Volkes hinaussetzen, Liebschaften pflegen, während sie von ihren Männern Geld zu ihrer Sustentation pumpen und, um dieses zu erlangen, diesen angetrauten Männern schmeichelhafte Briefe schreiben, die es über sich bringen, sich als Mutter und die Tochter als Tochter einem Individuum zugleich als Bräute anzubieten, deren Religion darin besteht, daß sie Götter verehren, welche die Treue nicht haben wollen, während sie doch große Freundinnen der Treue wären, und denen es immer „eine schreckliche Mühe gekostet hat, untreu zu werden“ u. s. w. u. s. w. und die am Ende nach allerhand mit schrecklicher Mühe und Anstrengung begangenen Untreuen einen neuen Galan, (der von diesen duftigen Ereignissen Kunde erhalten hat) versichern, daß sie das Bewußtsein in sich tragen, die innerliche Treue doch immer aufrecht erhalten zu haben und die ferner nach einem Musterbuch Verlangen tragen, in dem freilich mit total unsinnigem Phrasenschwulst ihr thatenreiches Leben vertheidigt wird und in dem auch sie sich als echte Muster innerlicher Tugend vor die Frauen- und Männerwelt hinstellen.“ — —

Wir haben hiermit Herrn Haym sicher nicht weit und nicht viel übertroffen; denn er hat schon ohnedies in diesem Genre als beeideter Schätzmeister von Frauentugend das Höchste geleistet. Wenn es in der Literaturgeschichte noch eine Weile in diesem schon ziemlich ausgerumpelten Geleise fortgeht, so dürfte der Wagen, der schon an einem Dämpfe aushauchenden Sumpfe angelangt ist, eine Weile in demselben stecken bleiben. Wenn schon dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, so werden auch jene Lorbeerbäume, welche die moderne Literaturgeschichte angepflanzt hat, keine Ausnahme machen. Wo derlei Lorbeeren gepflanzt werden, sollte man zur Abwehr mephitischer Fieberluft auch gleich neben jedem einen Eucalyptus globulus, als den zuneuest entdeckten Luftreiniger, anpflanzen.

Nachdem wir beispielsweise derweil eine der Damen, die sich die „Reden" und zugleich das lebendige Beispiel Schleiermacher's zum Muster genommen, eben als Muster prima Sorte vorgeführt haben, kommen wir wieder auf Schleiermacher und seine „Vertrauten Briefe", die als Nachguß zur „Lucinde" mit dieser eine so segensreiche Wirksamkeit unter der gefühlvollen Damenwelt angerichtet haben, zurück.

53. Die „Vertrauten Briefe" Schleiermacher's erscheinen auch Berlinern verdächtig. Er vertheidigt auf's neue seine angegriffenen Briefe.

Die „Vertrauten Briefe" haben aber bei dem noch positiv christlichen und sittlichen Theil der Bewohner Berlins nicht den gehofften Beifall gefunden. Das muß selbst einer der größten Verehrer und begeisterten Schüler desselben, Twesten,[1]) eingestehen:

„Von der Art, wie Schleiermacher von seinen Principien aus auch bestimmte ethische Probleme zu lösen wußte, hat er uns noch ein paar lehrreiche Proben hinterlassen. Und zwar zuerst in einer Schrift, die Schleiermacher sehr verübelt worden ist, und noch vor kurzem Veranlassung gegeben hat, sein Andenken zu beflecken, ich meine die im Jahre 1800 anonym erschienenen „Vertrauten Briefe" über Schlegel's Lucinde. So wie sich viele von der Lucinde selbst keine andere Vorstellung machen als eines bis zum Uebermaß schlüpfrigen Buches, so sehn sie auch in den Briefen nur die unziemliche Lobpreisung einer Anstand und Sitte verletzenden Darstellung. So ist es aber weder mit jenen gemeint, noch mit dem, was Schleiermacher darüber geschrieben hat, vielmehr handelt es sich hierbei eben von einem ethischen Probleme, welches freilich bei Schlegel hinter der künstlerischen Absicht zurücktritt, bei Schleiermacher aber als solches, wenn auch nicht in eigentlich wissenschaftlicher, sondern in der freieren Form brieflicher Mittheilungen, zur Sprache gebracht wird; es ist dieses das Sittliche in der Geschlechtsliebe, inwiefern derselben zwar ein Naturtrieb zu Grunde liegt, der aber nicht bloß beherrscht, sondern vermenschlicht, vergeistigt, gleichsam sittlich verklärt, ethisirt werden soll." — —

---

[1]) Friedrich Schleiermacher's Grundriß der philosophischen Ethik mit einleitender Vorrede. Von Dr. A. Twesten. Berlin 1841. S. LXXVI.

Hören wir nun Schleiermacher, der in seinen „Vertrauten Briefen" S. 106 (an Eduard) sagt:

„Sie wissen ja doch von Leib und Geist, und der Identität beider,[1]) und das ist doch das ganze Geheimniß. Ist es aber nicht an der Zeit, daß dieses einmal entsiegelt werde, und daß die Widersprüche die aus unserer Einseitigkeit entspringen, ebenso gut ein Ende nehmen, als die aus Dürftigkeit und Unwürdigkeit, aus dem Einseitigen der Alten. Ja, die Religion der Liebe und ihre Vergötterung war unvollkommen, und mußte deßhalb untergehn wie jeder andere Theil der alten Religion und Bildung. Nun aber die wahre himmlische Venus entdeckt ist, sollen nicht die neuen Götter die alten verfolgen, die eben so wahr sind als sie, sonst müßten wir verderben auf eine andere Art. Vielmehr sollen wir nun erst recht verstehen die Heiligkeit der Natur und der Sinnlichkeit, deswegen sind uns die schönen Denkmäler der Alten erhalten worden, weil es soll wiederhergestellt werden in einem weit höhern Sinne als ehedem, wie es der neuern, schöneren Zeit würdig ist, die alle Lust und Freude und die Vermischung der Körper und des Lebens nicht mehr als das abgesonderte Werk einer eigenen, gewaltigen Gottheit, sondern als Eins mit dem tiefsten und heiligsten Gefühl, mit der Verschmelzung und Vereinigung der Hälfte der Menschheit zu einem mystischen Ganzen. Wer nicht so in das Innere der Gottheit und der Menschheit hineinschauen, und die Mysterien dieser Religion nicht fassen kann, der ist nicht würdig, ein Bürger der neuen Welt zu sein. Damit es aber jeder werde, der es werden kann, so lassen Sie es auch Priester und Liturgen dieser Religion geben, so bald und so viele es immer kann, und wehren sie keinem. Ich kenne keine Weisheit, wenn nicht Alles weise ist, was mit wahrer Thätigkeit auf das Gute und Schöne abzweckt. Ich weiß auch nicht, warum Sie sich haben abschrecken lassen, das Buch mit Frauen zu lesen, wenn nur keine profane und unwürdige darunter ist, und man das Buch vorher kennt, um ihm nicht Unrecht zu thun. Es ist ja alles menschlich und göttlich darin, ein magischer Duft von Heiligkeit kommt aus der innersten Tiefe desselben hervor, und durchweht den ganzen Tempel, und weiht Jeden ein, dessen Organ nicht in Verknöcherung übergegangen ist, und die Scherze, die ihn ebenfalls überall mit den zartesten Blumen der Weisheit erfüllen,

---

[1]) Sonderbar, der arme Apostel Paulus hat von dieser Entdeckung Schleiermacher's noch gar keinen Dunst gehabt, sonst hätte er, wenn er auch ein Prophet gewesen wäre, in Voraussicht der Lehre des Apostels und Propheten Schleiermacher an die Galater V. 16—18 nicht geschrieben, wie es dort heißt 17: „Denn das Fleisch gelüstet wider den Geist, der Geist aber wider das Fleisch, denn diese sind einander entgegen, so daß ihr nicht alles thut, was ihr wollet".

verkünden nur um so sicherer die Gegenwart der Göttin, deren treuer Begleiter sie sind. Und unter dieser Bürgschaft sollten Frauen sich scheuen, den Priester der Göttin anzuhören? und eine andere als nur die Ausgestoßene sollte vor Furcht zittern? Gehen Sie doch, das wäre ja unnatürlich; versuchen sie es nur auf eine würdige Art und mit Würdigen." — —

54. Schleiermacher will Erbauungsstunden geben über die „Lucinde", aber „keine profanen, nur würdige Frauen" dürfen daran theilnehmen! Tableau! Vertheidigt die „Lucinde" auch noch im „Berliner Archiv der Zeit und ihres Geschmackes".

In ähnlicher Weise hat sich Schleiermacher auf 152 Seiten der Lucinde Schlegel's angenommen. Daß weder die Lucinde noch die Vertheidigung derselben Leuten, die noch auf christliche Sitte etwas gehalten, erfreulich und lobenswerth erscheinen konnten, das ist begreiflich. Als Theolog gab er den noch gläubigen Christen ein Aergerniß, als Erscheinung in der Menschheit wurde er geradewegs ausgelacht, wenn er von der Schönheit der Denkmäler der Alten begeistert sprach. Es wäre selbstverständlich eine Roheit und eine Gemeinheit, einen Menschen wegen irgend eines körperlichen Gebrechens oder einer Mißgestaltung zu verspotten, andererseits aber setzt sich eine kleine, schiefe Gestalt, die sich so enragirt um die „Heiligkeit der Sinnlichkeit" und um die Schönheit der griechischen Göttergestalten annimmt und vor die jedenfalls sehr verdächtige Schaubude der Venus-Lucinde als Explikator und Entschuldiger hinstellt, um so mehr dem Spott und dem Gelächter aus, als man von einem christlichen Prediger gerade das Gegentheil erwarten sollte; und als die ganze Erscheinung für nichts weniger als für die eines „Priesters und Liturgen" dieser Religion, d. h. als für einen Lockvogel der Damenwelt gehalten werden konnte, wobei er nur beim Vorlesen der Lucinde die Furcht aussprach: „wenn nur keine profane und unwürdige (Dame) darunter ist."

Also nur eingeweihte und würdige Frauen dürfen an den Erbauungsstunden Theil nehmen; in denen die

Lucinde vorgelesen wird, „es ist ja alles menschlich und göttlich (!) darin, ein magischer Duft von Heiligkeit kommt aus der innersten Tiefe derselben hervor und durchweht den ganzen Tempel.“ — — Mit diesem Lobgesang auf die Lucinde schreitet Schleiermacher, ein Hoherpriester der modernsten Moral und der wunderlichsten Heiligkeit, mit Phrasengeklingel auf und ab, proklamirt die anatomische Jahrmarktsbude der „Lucinde“ für einen Tempel, aus dem magischer Duft der Heiligkeit hervorqualmt; und das andächtige Publikum verbeugt sich, betet ein „Mutter unser“ an die kotzebuesche „süße heilige Natur,“ und Schleiermacher wird als der erste Theologe des Jahrhunderts gepriesen, der es verstanden hat, die Leute, in das neue moderne Himmelreich einzuführen, das nicht (nach Matthäus XI. 12) „die Gewalt brauchen“, an sich reißen, und das keine Gewalt leidet, sondern in welches man über Teppiche aus Rosen, mit von Schleiermacher geweihten und Lucindens würdigen Damen ganz gemächlich hineintänzeln kann. Er in der Mitte mit der ästhetisch-naturalistisch-theologischen Harfe, ein moderner kleiner David; junge Damen aus dem alten Testamente accompagniren den Psalmensänger mit dem Klingelinstrument, (Schalischim genannt), die Bundeslade wird oben geöffnet; Henriette Herz, des neuen Psalmenkönigs Freundschaftslilie, steigt empor, und weiht den Sänger, welcher Judenthum, Heidenthum und Christenthum mit einigen Brocken Kopalfirniß in hochgradigem Spiritus in die doppeltraffinirten allerfeinsten Gefühle prima Sorte aufgelöst hat, zum Sänger des neuern Bundes, und drückt ihm den aus Feigenfässern gesammelten, mit Zucker versüßten Lorbeer auf die Stirne, und wie es Schleiermacher so schön und unsterblich zu sagen wußte, ein magischer Duft von Heiligkeit kommt aus der innersten Tiefe derselben (der Lucinde) hervor und durchweht den ganzen Tempel.

Schleiermacher gab sich aber nicht zufrieden, die „Lucinde“ durch seine „Vertrauten Briefe“ vertheidigt, ja verherrlicht zu haben, er fand es gut, auch im Berliner „Archiv der Zeit und ihres Geschmackes“ (von Rambach und Feßler. Jahrgang 1800. Bd. II. 37—43) ihr einen Myrthenkranz zu winden, er arbeitet sich bei der Besprechung derartig in die Schönheit und die Vorzüge der Lucinde hinein, daß er es nicht billiger thun kann,

als sich am Ende sogar zur Behauptung: die „Lucinde" sei auch religiös und moralisch, hinreißen zu lassen.

Diese Hinreißung am Schlusse des Artikels lautet also:

„Durch die Liebe eben wird das Werk nicht nur poetisch, sondern auch religiös und moralisch. Religiös, weil sie überall auf dem Standpunkte gezeigt wird, von dem sie über das Leben hinaus in das Unendliche sieht, moralisch, indem sie von der Geliebten aus sich über die ganze Welt verbreitet, und für Alle, wie für sich selbst, Freiheit von allen ungebührlichen Schranken und Vorurtheilen fordert. Wir gestehen, das Verhältniß der Poesie zur Moral nicht leicht anderswo so rein gefunden zu haben, als hier, wo keine von beiden der andern dient, aber jede in der andern lebt und sie verherrlicht!"

Also die Liebe sieht in der „Lucinde" „über das Leben hinaus ins Unendliche," und sie wird moralisch, indem sie von der Geliebten aus, sich über die ganze Welt verbreitet, und die ungebührlichen Schranken und Vorurtheile zu vernichten sucht!

Das ist sehr gut gesagt, denn wenn die Zollschranken fallen, dann gibt es keine Contrebande und keinen Schmuggel mehr, und wenn die bisherigen ungebührlichen Schranken des Dekalogs fallen, dann gibt es keine Sünde mehr.

55. Die „Lucinde" vom Churfürstl. Hannover'schen Universitäts-Curatorium aktenmäßig verurtheilt. Die Sehnsucht des Menschen nach Unsterblichkeit ist „irreligiös".

Wir müssen hier im Vorbeigehen eines Aktenstückes erwähnen, das die „Lucinde" Schlegel's und in zweiter Linie den Vertheidiger derselben offiziell verurtheilt. Es ist das Rescript des Churfürstl. Hannoverschen Universitäts-Curatoriums an den Prorector zu Göttingen vom 26. September 1800.[1])

„Wir vernehmen von mehreren Seiten, daß der Professor August Wilhelm Schlegel aus Jena mit seiner Frau, der vormaligen verwittweten Böhme geb. Michaelis, sich dort einfinden wird. Da nun bereits unterm 16. August 1794 beliebt worden,

[1]) Caroline. Herausgegeben von G. Waitz. Leipzig, Hirzel 1871. 2. Band. S. 3.

falls gedachte Professorin sich dort länger als ein paar Tage auf der Durchreise verweilen wollte, ihren Anverwandten und nöthigen Falls ihr selbst zu eröffnen, daß sie sich zu entfernen habe.“

(Bezieht sich nicht auf ihren Mann.)

Die Caroline war nämlich durch ihre faktische, erwiesene Hinneigung für die französische Revolution stark compromittirt. Das nachfolgende aber geht zunächst den Lucindeverfasser wegen seiner sittenverderblichen Schrift an:

„Sollte aber der Bruder des Professors, der durch seine sittenverderblichen Schriften berüchtigte Friedrich Schlegel sich dort einfinden, sich einige Zeit daselbst aufzuhalten, so ist selbigem gleichfalls solches nicht zu erlauben, sondern ihm die Bedeutung zu thun, daß er Göttingen zu verlassen habe.“

Diese Verurtheilung, von einem protestantischen Universitätscuratorium ausgegangen, ist wohl zu beachten. Schleiermacher (Schleiermacher's Leben in Briefen IV. 540) pries die Lucinde nicht nur als poetisch, sondern auch als „religiös und moralisch“, und das Curatorium nennt das Buch sittenverderblich und den Autor desselben berüchtigt. Hätte nun Schleiermacher nach Abfassung seiner „Vertrauten Briefe“ nach Göttingen kommen wollen, so wäre ihm consequenter Weise dieselbige Ausjagung widerfahren.

Seither ist fast ein Jahrhundert vorübergeflogen. Heute wird Schleiermacher mit seinen „Reden an Gebildete“ weder ein Publikum zum Anhören, noch Käufer zum Lesen finden, dieser Versuch einer atheistischen Salbung ist ein überwundener Standpunkt.

Wir betonen es zeitweilig geflissentlich und schieben geflissentlich zwischen das religiös klingende Phrasengewölke Schleiermacher's seinen entschieden ausgesprochenen Unglauben an den persönlichen Gott und die Fortdauer des Menschen, an die persönliche Unsterblichkeit hinein; um nachzuweisen, daß die ganze Theologie und Moral Schleiermacher's das positive Christenthum und die positive christliche Moral verläugnet, und daß er an die Stelle derselben seine subjective Gefühlsduselei, seine Phrasenwolken, seine aphoristischen Monologe, sein Alleinssein mit dem und Verschweben in sein beliebtes Universum zu setzen gedenkt.

Das sagt er oft deutlich genug und seine Schüler und Verehrer bestätigen es zwar auch, wollen es aber rechtfertigen und suchen selber dafür einzustehen.

So Dilthey 394 u. s. f., wo er über Schleiermacher's Verhältniß zum persönlichen Gott und zur Unsterblichkeit spricht. Da sagt Dilthey im Sinne Schleiermacher's:

„Geradezu irreligiös aber ist die Sehnsucht der meisten Menschen nach Unsterblichkeit.[1]) Die Religion möchte aufgehen in das Unendliche; sie aber sträuben sich gegen dasselbe, wollen nichts anders sein, als sie selber. Die Religion ist auf ein Universum jenseits und über der Menschheit gerichtet; sie aber möchten ihre Menschheit über diese Welt hinaus mitnehmen, und streben höchstens nach schärferen Augen und besseren Gliedmaßen.[2]) Ueber die Sucht nach einer Unsterblichkeit, die keine ist(!), verlieren sie die, welche sie haben könnten, und das sterbliche Leben dazu mit Gedanken, die sie vergeblich ängstigen und quälen."

Und nun führt Dilthey Schleiermacher's beliebten Zusammenfluß mit dem Universum, den er in allen möglichen Sprachwendungen wiederholt hat, an:

„Wenn Ihr mit dem Universum, so viel ihr hier davon findet, zusammengeflossen seid, und eine größere und heiligere Sehnsucht in Euch entstanden ist, dann wollen wir weiter reden über die Hoffnungen, die uns der Tod gibt, und über die Unendlichkeit, zu der wir uns durch ihn unfehlbar emporschwingen." „Mitten in der Endlichkeit eins werden mit dem Unendlichen und ewig sein in einem Augenblick, das ist die Unsterblichkeit der Religion." —

Das geht ganz auf die bestimmteren Worte Schleiermacher's hinaus, die wir früher citirt haben: „Geraubt hat der Mensch das Gefühl seiner Unendlichkeit und Gottähnlichkeit, wenn er nicht auch seiner Beschränktheit sich bewußt wird, der Zufälligkeit seiner ganzen Form,[3]) des geräuschlosen Verschwindens seines ganzen Daseins im Unermeßlichen.

[1]) Das ist eine schöne Aussicht für die Kranken, Leidenden, Verfolgten, Verläumdeten, unschuldig Gemarterten, Gefangenen, für alle, die in Elend, Noth und Jammer dahinleben oder dahinsiechen: denen muß doch das ganze Gewäsche von der Verschwebung in's Universum, und ganz mit Recht, als ein purer Schwindel erscheinen.

[2]) Dieser Hohn trifft das Wort des Herrn: „Ich bin die Auferstehung und das Leben" und St. Pauli ausgesprochene Zuversicht auf einen unverweslichen und verklärten Leib.

[3]) Der Mensch, der sich für ein Geschöpf und Ebenbild Gottes hält, ist also ein Räuber, der das Gefühl seiner Gottähnlichkeit geraubt hat.

56. Die Form des Menschen ist zufällig, er hätte ebenso gut ein Pavian werden können! Die Caroline Schelling erbaut ihren Gattenwechsel auf Schleiermacher's Moral. Humboldt's „Moral", von Varnhagen gezeichnet.

Die ganze Form des Menschen ist zufällig, er hätte eben so gut ein Pavian werden können, und wie der Pavian für immer in's Universum geräuschlos verschwindet, so auch der Mensch.

S. 396 sagt Dilthey in der Weiterentwickelung seiner Universumreligion:

„Die Religion entsteht in der Berührung des Sinns mit dem Universum."

Die Religion, welche Dilthey-Schleiermacher verkünden, scheint aber, „in der Berührung des Unsinns mit dem Universum zu bestehen."

Als er seine „Reden über Religion" schrieb, erklärte er wörtlich, er wolle in der an den Bankier Herz verheiratheten Jüdin Henriette Herz, bei welcher er allbekannter Hausfreund war, das Universum schauen. Janssen hat in seinen „Zeit- und Lebensbildern" S. 44 Schleiermacher's Verhältnisse mit vier verheiratheten Frauen aus brieflichen Geständnissen Schleiermacher's geschildert; es ist interessant, auf den Gefühlsdusel von Religion und Moral in der Theorie Schleiermacher's seine Praxis präcis kennen zu lernen.

Auch Caroline (Böhmer, Schlegel, Schelling ꝛc. ꝛc.) wurde von Schleiermacher verehrt. In dem Werke: „Aus Schleiermacher's Leben und Briefen, 1860" finden sich Materialien über Schleiermacher's Verhältnisse. Caroline erbaute sich an der „Lucinde", an der Ehe-Moral Schleiermacher's und folgte als getreue Schülerin den Principien, welche Schleiermacher bezugs Ehe und Ehescheidung ausgesprochen. Auch war diese famose Caroline mit Schleiermacher's Ansicht von der „Immoralität aller Moral" vollkommen einverstanden.

Janssen:

„Auf theologischem Gebiete machte sich Schleiermacher damals durch seine „Reden über die Religion", seine „Monologe" und die

erste Sammlung seiner Predigten als einen der „originellsten und feinfühligsten Gottesgelehrten“ bekannt, verherrlichte aber gleichzeitig die schon erwähnte, berüchtigte „Lucinde“, über deren ersten Theil er sich nicht entblödete die Worte niederzuschreiben: Durch die Liebe wird das Werk nicht nur poetisch u. s. w. wie früher S. 198. (Aus Schleiermacher's Leben I. 540.)

„Weil sich Schleiermacher gerade durch seine Erhabenheit über alle in der Liebe ungebührlichen Schranken und Vorurtheile“ bei Carolinen wohl am besten in Gunst setzte, so fragen wir passend zunächst, was der Berliner Theologe unter diesen ungebührlichen Schranken und Vorurtheilen verstand. Es ist im Wesentlichen dasselbe, was Alexander von Humboldt ausdrücken wollte, als er im Alter von 88 Jahren in einem Briefe an Varnhagen über die „Gefühlsplagen“ klagte, welche „die edelsten und gebildetsten Menschen sich aufzuerlegen wissen, über halbdogmatische Leidenschaften, zu deren Befriedigung das schwierige Institut der offiziellen Ehe kein Mittel ist. (Briefe an Varnhagen 375.) Schleiermacher bezeichnet dieselben Dinge „als unglückliche Verwicklungen, die aus den Widersprüchen in unsern Gesetzen und unsern Sitten entspringen, und denen oft die besten Menschen nicht entsprechen können.“

„Es macht mir oft (sagt Schleiermacher) ein trauriges Vergnügen, zu denken, welche Menschen zusammengepaßt haben würden, indem oft, wenn man drei oder vier Paare zusammennimmt, recht gute Ehen entstehen könnten, wenn sie tauschen dürften.“ (Er führt nun einige unglückliche Ehen aus seinem Lebenskreise an.)

Nach diesen Schleiermacher'schen Grundsätzen wäre jedes bisher bestehendes Eherecht ein Eheunrecht, jede alte Ehe könnte nach Belieben gelöst, jede neue nach Belieben geschlossen werden. Mit Einführung von derlei Ehehindernissen oder besser Scheidungsgründen würde die Ehe-Auflösung normal werden und die völlige Auflösung aller gesellschaftlichen Bande müßte nachfolgen. Dem Theologen ist bei der Moral-Construktion aus seinem Leben heraus das Verständniß für die socialen Folgen seiner Projecte verloren gegangen.

57. Wie Schleiermacher eine „unglückliche Gattin“ für sich zu gewinnen sucht, diese aber vor der von ihm verlangten Ehescheidung doch zur Besinnung kommt.

Janssen fährt fort:

„Eine solche in Schleiermacher's Augen unglückliche Ehe war die seiner Berliner Freundin Eleonore Grunow, die in einer kinderlosen Ehe in einer Verbindung lebte, welche nach seinem

Urtheile „keine Ehe zu sein verdiente, weil ihr die wesentlichen Bedingungen einer wahren Ehe fehlten.“ Er ging darauf aus, dieses „innerlich unwahre Verhältniß aufzulösen, und dann nach geschehener Scheidung Eleonore selbst zu heirathen. Er bereitete der Frau einen langen, schmerzlichen Kampf, drang in sie, daß sie auf Scheidung von ihrem Manne antragen sollte, und schrieb ihr glühende Liebesbriefe. Als die unglückliche Frau endlich nach vielfachem Schwanken zwischen verschiedenen Entschlüssen, die dem Theologen als Aeußerungen trauriger Schwäche erschienen, zur Entscheidung kam, daß sie ihrem angetrauten Manne treu bleiben wollte, und allen Verkehr mit Schleiermacher abbrach, schrieb dieser an seine Freundin Henriette, die Frau des jüdischen Bankiers Herz (eine der Berliner weiblichen Genialitäten): Es ist geschehen, liebe Jette, sie hat mich aufgegeben, sie hat gethan wie du dachtest, und wie ich nach allen ihren Aeußerungen, die später waren, nicht erwarten konnte. Es ist recht gut, daß ich ihr diesen Brief, den Du ihr schicken wirst, in der ersten Milde geschrieben habe. Jetzt bin ich nicht mehr so. Gestern Abend stand ich ganz ausgekleidet im Begriff schlafen zu gehen, mit den Armen auf den Tisch gestützt, zwei Stunden lang; da überfiel es mich mit seiner ganzen Bitterkeit und Herbe. Aber die Unglückliche, sie wird doch auch das hören müssen. Sie fühlt schon, daß es ihr das Leben kostet, und sie wird auch bald sterben. Ich kann ordentlich wünschen, daß sie eher stürbe als ich, denn wenn sie meinen Tod erlebte, würde sie wieder eine andere Reue anfallen. Sie mag sich sputen, denn Gram und Anstrengung werden auch mir bald zu Gift werden. Noch habe ich wenig an mich gedacht, aber wenn es kommt, überfällt mich ein kaltes Grausen. Was soll hier aus mir werden?“ (Aus Schleiermacher's Leben 1. 164, 195, 285, 367.)

Psychologisch ist es nicht schwer zu finden, wie die arme, beschwätzte Grunow, als die Scheidung ernst werden sollte, zur Besinnung kam.

Der wortreiche Theologe war unansehnlich und höckerig; das wäre noch zu übersehen gewesen, er stand aber von jeher auch nicht im Rufe der Treue, er war in seinen Neigungen und Freundschaften sehr unzuverläßlich; er war auch sehr nervös aufgereizt; die Grunow mochte zur Besinnung gekommen sein und ganz kühl gedacht haben: ich komme hier vom Regen in die Traufe; was er, der Moralist, von der ehelichen Treue hielt, das wußte sie nur zu gut. – Nach seinen wankenden Principien hätte in kurzer Zeit auch sie nicht mehr in seine Universalkomödie hineingetaugt, und wenn er eine neue Lösung beabsichtigte — das wußte sie auch wieder nur zu genau – da war er um

Gründe nicht verlegen; mit dem Gewissen (dem alten Schulmeister, wie er es nannte) war er auch bald fertig.

58. Wie Schleiermacher in seiner eigenen hohen Werthschätzung die Grunow für unendlich unglücklich hält, weil sie den großen Geist in der unansehnlichen Schaale nicht bekommt!

Für komische Momente in derlei Affairen sorgte er selbst, ohne es zu wollen. Es ist doch sicher sehr komisch, wenn er die Grunow für eine Unglückliche hält, der das Scheiden von ihm (von dieser Perle des Universums) das Leben kosten wird. — Und das alles schreibt er der Jüdin, die mit ihm auch wieder in den intimsten Beziehungen gestanden. Es läßt sich denken, wie ein höhnisches Lächeln in ihren Mundwinkeln lauerte, wenn ihr der galante Ritter von der traurigen Gestalt sein Lamento auf der Herzensmandoline vorzitterte.

Dann wünscht er, die Grunow möge eher sterben als er, denn wenn sie seinen Tod erlebte, würde sie wieder eine andere Reue anfallen. Man sieht, Schleiermacher setzt ganz kühn voraus: sein Verlust müsse der armen Grunow als Verlust des Universums gelten!

Und alles das einer Frau zu schreiben, mit welcher er selber so lange in herzinnigster Freundschaft gestanden. Janssen zeichnet die Herz mit Belegen:

„Mit der genannten Jüdin Herz war der Charité-Prediger in Berlin ein Herz und eine Seele. „„Wenn ich je die Herz,““ (schreibt er seiner herrenhuterischen Schwester, die wegen seiner Verbindung mit Henriette (Herz) in großen Sorgen war) „„hätte heirathen können, ich glaube, das hätte eine capitale Ehe werden müssen, es müßte denn sein, daß sie gar zu einträchtig geworden wäre.““ „„Daß junge Gelehrte und Elegants, (so beruhigt er die Schwester) die hiesigen großen jüdischen Häuser gern besuchen, ist sehr natürlich, denn es sind bei weitem die reichsten bürgerlichen Familien hier, fast die einzigen, die ein offenes Haus halten, und bei denen man, wegen ihrer ausgebreiteten Verbindungen in allen Ländern Fremde von allen Ständen antrifft. Wer also auf eine recht ungenirte Art gute Gesellschaft sehen will, läßt sich in solchen Häusern einführen, wo natürlich jeder Mensch von Talenten, wenn es auch nur gesellige Talente sind, gern gesehen wird, und sich auch gewiß amüsirt, weil die jüdischen Frauen — die Männer werden zu früh in den Handel gestürzt (!) — sehr gebildet sind,

von allem zu sprechen wissen, und gewöhnlich die eine oder die andere schöne Kunst in einem hohen Grade besitzen. „Am meisten" (heißt es in einem Brief an die Schwester (30. Mai 1798) lebe ich jetzt mit der Herz; sie wohnt den Sommer über in einem niedlichen kleinen Hause im Thiergarten, wo sie wenig Menschen sieht, und ich sie also recht genießen kann. Ich pflege jede Woche wenigstens einmal einen ganzen Tag bei ihr zuzubringen. Ich konnte das bei wenig Menschen, aber in einer Abwechselung von Beschäftigungen und Vergnügungen geht mir dieser Tag sehr angenehm mit ihr hin. Sie hat mich italienisch gelehrt, oder thut es vielmehr noch, wir lesen Shakespeare zusammen, wir beschäftigen uns mit Physik, ich theile ihr etwas von meiner Naturkenntniß mit, wir lesen bald dies, bald jenes aus einem guten deutschen Buch, dazwischen gehen wir in den schönsten Stunden spazieren und reden recht aus dem Innersten des Gemüths mit einander über die wichtigsten Dinge. So haben wir es seit dem Anfang des Frühlings getrieben und Niemand hat uns gestört. Herz schätzt mich und liebt mich, so sehr wir auch von einander unterschieden sind. Der Herz ihre Schwestern, ein paar liebe Mädchen, freuen sich, so oft ich komme, und sogar ihre Mutter, eine verdrießliche und strenge Frau, hat mich in Affektion genommen." — —

59. Wie der große Theologe auch zugleich in die Jüdin Herz verliebt ist und ihr seinen Liebesgram vorwinselt. Die große Passion des großen Theologen für verheirathete Frauen.

Janssen 49:

„Das eigentliche Verhältniß des berühmten Theologen zu der Frau Herz ergibt sich unter anderm aus folgenden Aeußerungen in seinen Briefen: „Ach, liebe Jette, thun Sie Gutes an mir und schreiben Sie mir fleißig, das muß mein Leben erhalten, welches schlechterdings in der Einsamkeit nicht gedeihen kann. Wahrlich ich bin das allerabhängigste und unselbstständigste Wesen auf der Erde. Ich zweifle sogar, ob ich ein Individuum bin. Ich strecke alle meine Wurzeln und Blätter aus nach Liebe, ich muß sie unmittelbar berühren, und wenn ich sie nicht in vollen Zügen in mich schlürfen kann, bin ich gleich trocken und welk. Das ist meine innerste Natur, es gibt kein Mittel dagegen, und ich möchte auch keins . . . Führen Sie mich doch ein in die Mysterien ihrer unbefriedigten Wünsche. Wir müssen wirklich etwas erfinden, damit sich diese Elektricität nicht häuft, und uns irgendwo einschlägt. Ach Liebe, meine Saat steht so schön, meine Wohnungen sind alle so friedlich und heimisch, daß mir wohl vor dem kleinsten Wölkchen bange sein darf, das irgendwo aufsteigt, und gar in Ihnen. Ich will einmal eine

kalte und fühllose Seite herauskehren und Ihnen sagen, daß ich gar nicht begreife, daß und wie's Ihnen das Land thut, sind wir etwa nicht mit in der großen Thätigkeit? Eigentlich gibt es doch keinen größern Gegenstand des Wirkens, als das Gemüth, ja überhaupt keinen andern; wirken Sie etwa da nicht? O Sie Fruchtbare, Sie viel Wirkende, eine wahre Ceres sind Sie für die innere Natur, und legen einen so großen Accent in die Thätigkeit der Außenwelt, die so durchaus nur Mittel ist, wo der Mensch in dem allgemeinen Mechanismus sich verliert, von der so wenig bis zum eigentlichen Zweck und Ziel alles Thuns hingedeiht, und immer tausendmal so viel unterwegs verloren geht! Und jenes Thun und Treiben, wobei sich der Mensch müht und schwitzt, was er doch eigentlich nie thun sollte, ist es nicht lärmend und tobend, gegen unsere stille Thätigkeit. Wer vernimmt etwas von uns? was weiß die Welt von unserer inneren Natur und ihren Bewegungen, ist ihr nicht Alles Geheimniß? Sehen Sie nur, was Sie gelesen haben und noch thun werden, und gestehen Sie, daß dieses Thun und Bilden unendlich mehr ist als Alles was der Mensch über das große Chaos, welches er sich zurecht machen soll, gewinnen kann."[1])

„Ja, Sie sind doch eigentlich meine nächste verwandte Substanz, ich weiß so weiter keine, und keine kann mich von Ihnen trennen. „Wir sind alle Opfer unserer Zeit, und das ist jeder Mensch in irgend einem Sinne, wenn wir nur leben und sind und lieben, dies Eine ist die Hauptsache."

In ähnlicher Weise schwindelt er ihr noch 16 Zeilen von seiner Liebe und ihrer Unentbehrlichkeit für ihn vor und malt ihr entsetzlich seinen Zustand, wenn sie sterben würde:

„Aber, sterben Sie mir, nun dann werde ich mich nicht leiblich, aber geistig tödten, ich werde so fortleben, ohne Ich zu sein, und meine Grabschrift wird auf meiner Stirne stehen."

---

[1]) Wie Don Quixote mit den Windmühlen, so kämpft der große Theologe, wenn er für seine verheiratheten Dulcineen die Feder ergreift, mit Universum und Chaos; billiger geht es nicht ab. Wie oft will er in das Universum eindringen, hier will er sich wieder des Chaos bemächtigen, in dasselbe Ordnung bringen — und es gewinnen! Und der Lohn dafür ist nicht ausgeblieben. Die geniale Herz, sein zeitweiliges Universum, ruft aus: Gott über die Welt, was ist er für ein Philosoph! und dabei der größte Theologe des Universums. Riesengedanke! Wie der Balletmeister tritt er hinein mitten in's Chaos und wird er es sortiren und ordnen und die Sterne wie Ballerinen durcheinander treiben! Was für Riesengedanken! hoch poetisch! Und seine Sonne bin ich, bin ich, bin ich; die Jette, die Jette, die Jette. Was für ein Triumph für ein stolzes Frauenherz, es zum Universum gebracht zu haben!

Also ein sehr vorsichtiger Werther: leiblich wird er sich nicht todtschießen, das bei Leibe nicht, sondern geistig; nun das ist billig, er wird es versuchen, ohne Ich zu leben, auch das geht, man muß nur den ernstlichen Willen haben, aus einer schlechten Gesellschaft zu kommen; mit der Grabschrift auf der Stirne hat es einen Haken, denn in Marmor eingemeißelt, das geht nicht, in Eisen gegraben, das ginge eher, aber — die Stirne ist ja nicht einmal aus Eisen, es ist ja alles nur Pappenstyl, die Versicherungen, der Todesschmerz, die Stirne und die Liebe!

Schwindel in der Theologie, Schwindel in der Liebe, Schwindel in allen Ecken! Auch bei der Grunow malt er seinen Todesschmerz über die Trennung! Revolvertheologie, er droht mit dem Geschoß, aber — er drückt es niemals los.

Janssen:

„Als Schleiermacher mit seinen „Reden über die Religion" beschäftigt war, schrieb er der Herz, daß „er schon aus Religion, um der Religion willen, zu ihr kommen müsse." Aus Religion sagt er, denn wahrlich ich will das Universum in Ihnen schauen!"

Es ist nicht leicht, diese Art Lehrmittel gerathen zu finden, die sich der größte Theologe des Jahrhunderts ausgesucht hat, um einen Einblick in's Universum zu gewinnen. Dazu brauchte er eine verheirathete Jüdin; das ist auf die Art, wie man in Rom alte Jüdinnen zum Artischockenbraten verwendet, weil diese Damen in diesem Geheimniß der Bratkunst die größte Vollkommenheit erreicht haben.

60. Die Herz von Friedrich Schlegel geschildert. — Schleiermacher ist ihr fünfter Anbeter und wird in Berlin zum komischen Subject.

Friedrich Schlegel sagt zur Zeit, in welcher Schleiermacher den damals sehr lasciven Schlegel über alles schätzte (Aus Schleiermacher's Leben 1. 170 u. s. f.) und in welcher der große Theologe vor der noch größeren Theologin (Talmud superieur nach Mendelsson) Herz horchend auf dem Schemel

zu ihren Füßen kauerte, in einem Briefe an seine Frau Caroline (Dezember 1798) Folgendes:

„Schleiermacher verdirbt durch den Umgang mit der Herz an sich, und auch für mich und die Freundschaft. Die Weiblichkeit dieser Frau ist doch wirklich so gemein, daß sie selbst diesen fünften Mann am Wagen allein besitzen muß, wenn es ihr Freude machen soll. Sie machen sich einander eitel; es ist kein großer Stolz, sondern ein alberner Dampf wie ein barbarischer Punsch. Jede noch so lausige Tugendübung rechnen sie sich hoch an. Schleiermacher's Geist kriecht (schrumpft) ein, er verliert den Sinn für das Große. Kurz, ich möchte rasend werden über die verdammten und winzigen Gemüthereien.“ (Caroline I. 232.)

Wenn Schleiermacher in Henriette das Universum schauen wollte, so meinte Friedrich in einem andern Briefe an Caroline über Schleiermacher's Reden:

„Derselbe schleicht umher wie ein Dachs, um an allen Subjecten das Universum zu riechen.“

Wir ersehen, wie der mehr possirliche als tragische Schleiermacher durch den theoretischen Humbug mit seinem Universum und sein praktisches Universumstudieren auch in seinen nächsten Freundeskreisen ein Gegenstand des Gelächters geworden.

Caroline, die Frau Wilhelm Schlegel's, war über Schleiermacher günstiger gestimmt als ihr Gemahl, denn er (Schleiermacher) war auch an diesem Stück Universum nicht theilnahmslos vorübergegangen, das schmeichelte der Caroline; die religiösen „Reden“ Schleiermacher's erschienen ihr ganz mundgerecht, von Buße, Sinnes-, Lebensänderung und derlei „mittelalterlichen Dummheiten“ kam darin nichts vor, man konnte sie lesen und brauchte deshalb allen strömenden Quellen des Genusses im Universum nicht aus dem Wege zu gehen. Mit Einem Wort, die „Reden“ enthalten eine annehmbare Theologie für den Hausgebrauch der Caroline. Aus diesen Gründen nannte Caroline Schleiermacher's „Reden“ ein gewaltiges Buch, sie ließ sich diese Religion und das Universum gar sehr gefallen, zudem war sie auf ihn (als einen jedenfalls interessanten Mann) „sehr erpicht“ und lud ihn, „während sie sonst,“ wie sie schrieb, „gar keinen Geistlichen brauchen konnte“, nach

Jena ein, wo sie ihm „ein Plätzchen im Hause bereiten“ und sich mit ihm philosophisch unterhalten wolle! —

Somit hatte Schleiermacher mit seinen „Reden“ und mit seiner Moral Gnade vor Carolinen gefunden und die aufrichtige Verehrerin der „unterhaltlichen Philosophie“ wollte sich auch mit ihm philosophisch unterhalten. Dieser Philosophie ist sie beim sonstigen Systemwechsel immer angehangen. Praktisch, wie sie immer war, wechselte sie lieber gleich mit den Trägern der Systeme: Wilhelm Schlegel mußte der Naturphilosophie Schelling's weichen.

Wenn es nach dem Kopfe Haym's ginge, der Carolinen so hoch hält, so müßte ihre Biographie und ihr Briefwechsel in Töchter-Instituten und Mädchen-Pensionaten vorgelesen werden; jedenfalls würden die jungen Damen diese Lehrstunden sehr amüsant finden und Auszüge darüber niederschreiben, die sie in der Folge zur Freude ihrer Gemahle im ehelichen Leben praktisch verwerthen könnten.

61. Wie die Verehrer Schleiermacher's durch die Publicirung seiner Correspondenz ihn selber gründlich ruinirten.

Die Verehrer Schleiermacher's, welche gar so viele auf das Leben und Wirken dieses Herrn bezügliche Correspondenzen und Aufschreibungen dem Druck überlieferten, haben ihn auch so ziemlich gründlich ruinirt; denn der „große Theologe“ entpuppt sich in diesen Aufschreibungen als ein echter Don Juan, der übrigens von Glück sagen konnte, daß er bei all seinen gefährlichen Unternehmungen, Kreuz- und Querzügen in der getauften und ungetauften Frauenwelt niemals über eine Stiege „geräuschlos in's Universum hinabverschwunden“ worden ist, ein Umstand, dem er nur der weitgehenden Toleranz der bezüglichen Ehemänner zu verdanken hatte, die offenbar der Ansicht waren, es lohne sich nicht der Mühe, für die Tugend ihrer Frauen einzustehen, und es sei eben sehr wenig geholfen, wenn nur der eine oder der andere ihrer Verehrer im Vertrauen auf die Anziehungskraft der Erde zum zwangsweisen Flug über die Treppe verurtheilt würde. Schlegel

deutet an, diese Dame habe bei ihrem Kartenspiel nicht, wie üblich, nur einen Herzkönig, sondern fünf Herzkönige oder auch Herzbuben zum Ausspielen in Händen gehabt.

Bettina Brentano, verheirathete von Arnim, wurde ebenfalls zeitweilig von Schleiermacher in Betracht gezogen. Auch sie war eine Verehrerin der Schleiermacher'schen „Reden", seiner „Monologe", und mehr noch seiner „Dialoge". Sie wollte nach dem Tode Schleiermacher's ihren theologischen Freund beim abgehausten, grundliederlichen Fürsten Pückler-Muskau zu Ehren (d. h. zu jenen Ehren, denen Pückler sein ganzes Leben nachgestrebt hat) bringen und schrieb folgende Hymnen über ihn (Janssen 143):

„Schleiermacher hat nicht geirrt, er hat nicht falsch gesprochen, er hat die Quelle der Wahrheit in sich gehabt, er war ein Fürst unter den Geistern, dem alle unterthan sein mußten."

Wie streng diese Gebieterin im Geistereich sich gebärdet! Alle mußten diesem Fürsten der Geister unterthan sein! — Was diese Schreibdamen der ganzen Welt für Zumuthungen machen, wenn sie guter Laue sind und einen verhimmeln wollen, der ihnen die Cour gemacht hat!

Was in so einem alten poetischen Leierkasten für ein Hochmuth, für eine Selbstüberhebung und für eine Herrschsucht drinnen steckt!

Nach dieser geisterfürstlichen Extase erzählt sie dem Fürsten Pückler, mit dem sie auch in sehr intimen Beziehungen stand, Begebenheiten, die jedenfalls mehr leiberfürstlich als geisterfürstlich erscheinen:

„Schleiermacher's Seele war oft durstig nach mir, und er hat es verschmerzen müssen, daß ich eine Zeitlang so ganz auf Sie (Pückler) gerichtet war, daß ich ihn vernachlässigte. Er hat mich oft traurig darum angesehn, doch gab er mir Recht, als ich ihm sagte: Ich habe eine Ehrfurcht vor solchen Menschen, an denen die Sünde offenbar wird. Er sagte oft zu mir, wenn ich so recht übermüthig war: Gott hat dich in seiner besten Laune geschaffen, und da freute er sich meiner und segnete mich. Einmal fragte er mich: „Ich habe das göttliche Feld der Sünde nur durch dich kennen gelernt, und dafür kann ich dir nicht genug danken, es ist mein bester Tummelplatz. O wie freudig war er da, er liebte mich, er küßte mich, er segnete mich. Er sagte oft: Die Dummheit allein ist

Sünde. Einmal sagte er zu jener Frau, die über Jemand schmähte, daß er den Fehler der Heftigkeit nicht abgelegt habe: O schweige; hast du je erfahren und hast du an dir erlebt, daß man einen Fehler ablegen kann? Es ist genügend, daß man in der Erkenntniß das Gute von dem Bösen in sich scheiden lerne." — —

In der That ein Ausspruch aus dem Munde eines Moralprofessors, dem die Bewohner sämmtlicher Criminal- und Zuchthäuser ein donnerndes Evviva zurufen könnten. Auch Bettina's abgemüdetes Herz ließ sich zu einem Jubelschrei über dieses Schleiermacher'sche Moralprinzip verleiten, und Pückler-Muskau hat bei all seinem ingrimmigen Haß gegen sämmtliche Pfaffen diesem scharfsinnigen Theologen die Lorberkrone echter Weisheit zuerkannt.

„Nicht wahr" fragt Bettina den Pückler, „das ist alles schön und brauchbar, und unserer Natur angemessen!! — Ob andere so viel sündigen als Sie, das geht Sie nichts an."

Pückler antwortet:

„Es wird mir immer deutlicher, daß Schleiermacher gerade der Mann war, der mir hätte über den Berg helfen können." —

Wir wollen diese frivole Abhandlung über die Sünde nicht vom Standpunkte der Blasphemie betrachten, und nicht (wie man uns verlogener Weise schon öfter vorgeworfen, um von der Lectüre unserer Schriften abzuhalten,) „in sittlicher Entrüstung" die so billig ist, arbeiten, sondern die große Dummheit beleuchten, die hinter derlei Frivolitäten versteckt ist, an's Tageslicht bringen. Diese Dummheit aber besteht darin, daß die Aussprecher und Gutheißer von derlei Mono- und Dialogen nicht der nothwendigen Consequenzen gedenken, die in der Gesellschaft nachfolgen müssen, wenn obige Schleiermacherisch-Bettinaisch-Pückler-Muskauischen Principien allgemeine Verbreitung fänden. Wir finden in dem sehr erklärlichen Uebereinstimmen der beiden Gutedel Pückler und Bettina mit der Schleiermacher'schen Theologie sehr komische Momente. Beide zeigen der Welt den höchst bedenklichen Inhalt ihrer eben so unromantisch verschlungenen als außerordentlich abgebrauchten Herzen.

Pückler und Bettina jubeln,
Daß von des Gewissens Trubeln
Und von allem, was sie reute,
Sie der „Geistesfürst“ befreite;
Heil dem großen Schleiermacher,
Der erlegt den Widersacher!
Unsern schwächlichen Naturen
Helfen dieses Doktors Kuren.
Frei macht uns vom Dekaloge
Dieser große Theologe;
Was wir treiben, gut und recht ist's:
Ob wir zehnmal wissen: schlecht ist's.
Nicht das Böse zu vermeiden,
Gut und Böses unterscheiden,
Und den Unterschied zu wissen,
Ist der Seele Ruhekissen!
Die Moral, die ist uns recht,
Nichts ist uns zu thun zu schlecht!
Diesen Wahlspruch auserkiesen,
Haben wir genug bewiesen.
In der Sünde ohne Reue,
Sind zufrieden alle dreie;
Pückler=Fürst und „Fürst des Geistes“
Und Bettina auch beweist es;
Das befolgte ohne Schande
Diese ganze Schwefelbande.

62. Wie trotz dieses Moralprincips und der standhaften Befolgung desselben von Seite Schleiermacher's und seines freundschaftlichen Apostolats Professor Schenkel den heroischen Muth besitzt, den Schleiermacher als sittlichen Heros zu proklamiren.

Wie wird es dem Leser, der soeben diese von Freundes= (Pückler) und Freundinnen= (Bettina) Hand erzählten Tugendübungen Schleiermacher's eingesehen hat, vorkommen, wenn Schenkel als theologischer Kathederbesitzer so unverfroren ist, Schleiermacher's „Sitte, Beständigkeit und Ebenmaß“ anzuerkennen. Wir bringen wiederholt eine hierher passende Stelle. (Schenkel S. 173):

„Die Bessergesinnten gehen jetzt nach seiner (Schl.) Ueberzeugung oft unbekannt an einander vorüber; man fahre fort zu spähen, noch manchen wird man erkennen, den man vielleicht verkannt. „Nur kühn den Stempel das Geistes jeder Handlung ein=

geprägt, damit die Nahen sich finden, nur kühn hinaus in die Welt geredet, des Herzens Meinung, daß auch die Fernen dich hören." — An der Sitte, Beständigkeit und Ebenmaß werden die Gleichgesinnten sich erkennen, an der Harmonie der Rede. Hier muß alle noch herrschende Verwirrung schwinden. „Harmonisch in schöner einfacher Sitte leben, kann kein anderer, als wer die abgestorbenen Formeln hassend, nach eigener Bildung trachtet, und so der künftigen Welt gehört; ein wahrer Künstler der Sprache kann kein anderer werden, als wer freien Blickes sich selbst beschaut, und des innern Wesens der Menschheit sich bemächtigt hat. In dieser Weise muß das freie Handeln helfen, die Menschheit fortbewegen auf der rechten Bahn zu ihrem Ziel." —

Der Lichtpunkt, in diesem Monologen-Nebel, das Endziel, auf das die ganze Schleiermacher-Theologie trotz aller Verhüllungen mit biblischem Laubwerke hinausgeht ist: „das Hassen der abgestorbenen Formeln" d. h. der positiven Religion und des positiven Sittengesetzes; darin stimmten mit Schleiermacher die Herz, die Grunow, die Bettina und selbstverständlich auch die Caroline überein. Auch die Caroline erfreute sich an der „Sitte, Beständigkeit und dem Ebenmaß," sie war eine der aufrichtigsten Schülerinnen der Schleiermacher'schen Moral; sie war hingebend und hergebend, sie beglückte alle 4 Facultäten, Theologen, Philosophen, Mediziner und Juristen, sie heirathete Böhmer-Schlegel-Schelling, die letzten drei beglückte sie vor dem Altar, ungezählt die andern, die sie mit dem aufrichtigsten „Haß der abgestorbenen Formeln" nach System Schleiermacher zu beglücken gesucht hätte. — Das geht prächtig. „Nur kühn den Stempel des Geistes jeder Handlung eingeprägt" ruft Schleiermacher; mit diesem Fabriksstempel empfiehlt er seine Waare „der künftigen Welt." —

Eitel war er zum Schlagtreffen, vor dem Geist anderer hatte er keinen Respekt. Er schrieb:

„Des Geistes wegen liebe ich Niemanden. Schelling und Göthe sind zwei mächtige Geister, aber ich werde nie in Versuchung gerathen sie zu lieben, gewiß aber es auch mir nicht einbilden. Schlegel ist aber eine hohe sittliche Natur, ein Mann, der die ganze Welt, und zwar mit Liebe, in seinem Herzen trägt." — (Dilthey I. 259.)

Wenn Schleiermacher behauptet, er habe freien Blickes sich selbst beschaut, und des innern Wesens der Menschheit sich bemächtigt, so vergißt er, daß auch andere ihn be- und durchschaut haben, und von seinem innern Wesen keineswegs

so erbaut worden sind, wie er angeblich sich an sich und über sich selber erbaut hat.

Und Schenkel gibt dem dahineilenden Phrasengewölke, den bombastischen Seglern der Lüfte immer noch seinen beistimmenden Segen mit neuen Phrasen, welche noch die Schleiermacher'schen übertrumpfen sollen:

„In dieser Weise muß das freie Handeln helfen, die Menschheit fortbewegen auf der rechten Bahn zu ihrem Ziel."

63. Wie die Bettina über ihre mit Schleiermacher gepflogenen erbaulichen Gespräche des weiteren berichtet.

Hören wir die Bettina weiter erzählen, wie Schleiermacher in seiner Weise die Menschheit fortbewegt hat, (auf der rechten Bahn auch noch dazu) zu ihrem Ziel:

„Manchmal warf ich ihm etwas vor, was mir in seiner Rede auf der Kanzel mißfallen. Darauf ging er ein in Gegenwart und zum Erstaunen der Andern und gab mir Recht. Er sagte mir, daß wir im Geist miteinander verwandt seien. Er predigte uns nicht das Christenthum, sondern sagte: er begreife sehr gut, wie ich ein Heide sei. Vor mehreren Jahren sagte er zu mir: Du bist durch und durch sinnlich, aber deine Sinnlichkeit concentrirt sich nie, und das ist gerade das Schöne davon." „Einmal traf ich ihn in der Akademie bei den Gypsabgüssen der Antiken, ich führte ihn vor einen Jupiterskopf, taufte diesen in seiner Gegenwart: Im Namen Gott des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und sagte: Schleiermacher, Sie sind Zeuge und wird es nichts mehr gelten, daß dieser sollte den Frommen zu lieb in der Rumpelkammer abgedankter Götter bleiben . . Gib mir die Hand darauf, daß dieser zwischen uns beiden ein Göttlicher ist." Er gab sie mir. Dergleichen regte ihn tief an, und der edelste Geist sprach sich drinnen aus. Immer mehr verwandelte sich in ihm alles in Liebe und Genuß. Ob ich ihm sagte: dein Geist entzückt mich, oder: dein Auge hat alle Seligkeit des Geistes in sich, das war ihm beides rührend lieb, er liebte, er küßte mich, er bat mich, ihm zu versprechen, daß ich ihn lieben wolle."

Auf diese hier angeführten Stoffe aus der reichen Mustermappe des Schleiermacherlebens hinauf sind einige Bemerkungen über Schleiermacher als Moralprofessor ebenso

angezeigt als für den Leser unterhaltlich. Dr. Twesten gab Schleiermacher's „Moral“ heraus.[1])

64. Was dem Herausgeber der „Moral“ Schleiermacher's die „Vertrauten Briefe“ über die „Lucinde“ für Kummer verursachen und was für sehr vergebliche Anstrengungen er macht, um zwischen den streitenden Parteien (Moral und „Briefe“) einen Ausgleich zu Wege zu bringen.

Schleiermacher scheint die komische Situation gefühlt zu haben, in welche er durch Herausgabe seiner „Moral“ mit den früher anonym erschienenen Briefen über die „Lucinde“ gerathen würde, nachdem er als Verfasser dieser Briefe gegen seinen Willen bekannt geworden war. Er gab die Moral nicht heraus, sondern sein Schüler Dr. Twesten, erst 7 Jahre nach Schleiermacher's Tode:

Dr. Twesten fühlte es in allen Gliedern, daß diese Vertheidigung der „Lucinde,“ für einen Moralprofessor eine sehr verdächtige Einleitung zu seiner Moral abgebe, und in diesem Gefühl sucht er diese Briefe zu vertheidigen, den widerwärtigen Eindruck, den sie hervorbringen, abzuschwächen, „es habe durch diese Briefe das Sittliche in der Geschlechtsliebe vermenschlicht, vergeistigt, gleichsam sittlich verklärt (ethisirt sagt bisweilen Schleiermacher) werden sollen.“ —

Der Leser möge den Anfang des Briefes der Eleonore an Schleiermacher aus den „Vertrauten Briefen“ (Nr. 40, S. 263—264) durchlesen; — dann wird er von dieser sittlichen Verklärung der Geschlechtsliebe einen Begriff bekommen. Das schreibt eine an einen Prediger verheirathete Frau an Schleiermacher, und Schleiermacher ist so unverfroren, diesen Brief in die Oeffentlichkeit hinauszuwerfen, und Twesten ist wieder so unverfroren, bei derlei Thatsachen und Umständen etwas von sittlicher Verklärung daherzustammeln. Um

[1]) Friedrich Schleiermacher's Grundriß der philosophischen Ethik mit einleitender Vorrede. Von Dr. A. Twesten. Berlin, Reimer 1841. S. LXXII. u. s. f.

Schleiermacher aber noch einen Succurs zu bringen, schreibt Twesten über die Auffassung der Ehe in der katholischen Kirche einen derartig verlogenen Unsinn nieder, daß man nicht weiß, soll man seine Ignoranz und Beschränktheit bedauern, oder seiner Böswilligkeit die ihr gebührende Werthschätzung zukommen lassen. Er sagt:

„Wir rühmen es von der Reformation, daß sie uns von den Verirrungen befreit hat, worin die Moral des Mittelalters in dieser Hinsicht gerathen war; Verirrungen, unter welchen nicht bloß diejenigen litten, die den falschen Grundsätzen einer mönchischen Ascetik das Glück[1]) zum Opfer brachten, welches sie in den Verhältnissen von Gatten, Vätern, Müttern hätten finden mögen: sondern auch diese Verhältnisse selbst, inwiefern sie denen, die in denselben lebten, doch mehr oder weniger als etwas Unheiliges, der vollkommenen Geister Unwürdiges, als eine erlaubte Art der Hurerei erscheinen mußten."

Und das nennt sich einen Dr. und Professor der Theologie! Der gute Mann weiß nicht, daß die Ehe ein Sakrament, ein Gnaden- und Heiligungsmittel in der Kirche ist, er weiß nicht, daß die Kirche Ehefrauen, die ihrem Berufe als Frauen und Mütter treu gelebt, als Heilige, als Muster der Nachahmung erklärt hat, also hat die Kirche (nach der Ansicht dieses kenntnißreichen Theologen) die „erlaubte Hurerei" als heilig erklärt. Ist Twesten so kolossal unwissend oder ist er so sittlich herunter, daß er auf die Unwissenheit seines Lesepublikums speculirt hat!? Das letztere ist eine unmoralische und unehrenhafte Handlung, die so wenig in die Einleitung einer Moral taugt, als die ganze Moral Schleiermacher's etwas taugt, die also mit der Moral Schleiermacher's auf gleicher Höhe steht.

65. Wie Schleiermacher über seine geistlichen Kollegen schimpft, statt sich selber bei der Nase zu nehmen.

Charakteristisch ist, wie überaus strenge Schleiermacher seine Collegen im geistlichen Stande während seiner Anstellung in Stolpe beurtheilte:

[1]) Ob Twesten dabei an das Glück der Herren Schlegel, Herz Arnim, Grunow und ähnlicher Herren Gemähler gedacht,

Schenkel berichtet (S. 198):

„Wie wenig fühlte er sich doch zu seinen geistlichen Amtsbrüdern hingezogen! Man erschrickt, wenn man die Schilderung liest, die er von seinen damaligen Pommer'schen Collegen entwirft. „Ach, liebe Freundin (Grunow), schreibt er, in Folge seiner Theilnahme an einer Synode der Diöcesanen, wenn man so unter 35 Geistlichen ist — ich habe mich erst geschämt einer zu sein, aber von ganzem Herzen habe ich mich hineingesehnt und hineingedacht in die hoffentlich nicht mehr ferne Zeit, wo das nicht mehr so wird sein können. Erleben werde ich sie nicht, aber könnte ich irgend etwas beitragen sie herbeizuführen! Von den offenbar Infamen will ich gar nicht reden, auch wollte ich mir gerne gefallen lassen, daß einige dergleichen unter einer solchen Anzahl wären, besonders so lange die Pfarren noch 1000 Reichsthaler eintragen, aber die allgemeine Herabwürdigung, die gänzliche Verschlossenheit für alles Höhere, die ganz niedere, sinnliche Denkungsart, — sehen Sie, ich bin gewiß der Einzige, der in seinem Herzen geseufzt hat, gewiß, denn ich habe so viel angeklopft und versucht, daß ich sicher den zweiten gefunden hätte."

Wir erlauben uns hier eine Bemerkung über klerikale Verächter und Schmäher ihrer Umgebung, welche die andern herabdrücken, um sich als die Einzigen auf dem Leuchter um so bemerkbarer zu machen.

Eine unleugbare Erfahrung bestätigt, daß die Schmäher und Herabwürdiger ihrer geistlichen Umgebung in der Regel viel besser thäten, wenn sie in ihrem eigenen Gewissen eine unparteiische, von Eigenliebe nicht beeinflußte Rundschau anstellen würden. Hätte sich Schleiermacher selber coram genommen, hätte er seine Verhältnisse mit verheiratheten Frauen zu würdigen oder abzuwürdigen versucht, hätte er den Ruf erwogen, in welchen er sich selbst bei wohlwollenden Freunden durch seine eigenthümliche Anschauung von Ehe — Trennung der Ehe, Liebschaften mit verehelichten Damen — gebracht hat; hätte er ferner erwogen, daß seine verheiratheten Collegen mit Familien — zu thun hatten, um das Nothwendige für Haushalt und Erziehung zusammenzuhalten und auf Bücherkauf, der damals noch sehr kostspielig war, fast gar nichts verwenden

deren Gattinnen Schleiermacher beglückt hat? Gerade bei einer Vorrede zu einer Schleiermacher'schen Moral wäre es angezeigt gewesen, über das „Glück" in der Ehe den Mund recht fest zuzuschließen, ein Akt der Bescheidenheit, den das gemeine Volk „das Maul halten" benennt!

konnten, er würde nicht so abfällig über dieselben geurtheilt, dieselben nicht zu einem Piedestal gemacht haben, auf das er als der Einzige in seiner Glorie sich postiren konnte.

Man muß noch bedenken, daß er diese Schmähungen einer verheiratheten Frau schreibt, der Frau eines Predigers, mit welcher er in Beziehungen stand, die sie (im 7. Briefe seiner „Vertrauten Briefe" über die Lucinde S. 109 bis 121) mit einer ausführlichen Deutlichkeit bloß gelegt hat, welche in dieser Richtung nichts zu wünschen übrig läßt, und dann wird man zum Schluß gelangen: Schleiermacher hätte Ursache gehabt, mit seinen Mitbrüdern im geistlichen Stande einige Nachsicht zu haben und nicht eine Rücksichtslosigkeit zur Schau zu tragen, welche, an ihm selber angewendet, für ihn nicht sehr erfreulich ausgefallen wäre.

Wir haben uns hier nur die Aufgabe gestellt, nachzuweisen, daß Schleiermacher entschieden und wörtlich den transcendenten Gott und die persönliche Unsterblichkeit des Menschen geleugnet hat und daß seine Moral im Schreiben und mehr noch im Leben diese Verleugnung bestätigt. Seine Gefühlsreligion hat keinen Boden und keinen Gott, sie kann nichts anders sein als Faselei und Wortschwall.

66. Wie Schleiermacher ein Begründer häuslichen Glückes im eigenen Hause zu werden wünscht, nachdem er in fremden Häusern das Umgekehrte zu Wege gebracht hat.

Wir wollen aus Schenkel's Buch über Schleiermacher einige Beziehungen auf Religion und einige Züge zur Charakteristik Schleiermacher's vernehmen.

Schenkel beginnt (S. 329):

„Wir hatten dem Vereinsamten ein häusliches Glück gewünscht.[1]) Auf einer Reise nach Rügen, Kopf und Herz mit patriotischen Gedanken und Unternehmungen erfüllt, fand er die treue Gefährtin seines künftigen Lebens in der Freundin, die ihn längst bewundert und geliebt, aber nicht zu träumen gewagt hatte,

[1]) Er war 41 Jahre alt, seither hatte er sich als Beförderer häuslichen Glückes in fremden Häusern einen sehr bedenklichen Ruf erworben. Er sorgte nach seinen eigenen Worten immer dafür, daß er nicht vereinsamt war.

daß der große Denker und Gelehrte sie, die anspruchslose Witwe, an sein starkes Herz heranziehen werde.[1]) Er warb um die Hand der hinterlassenen Gattin seines Freundes Ehrenfried, zu welcher er, seit er auf Eleonore verzichtet, sich immer inniger hingezogen fühlte. Auch Henriette von Willich brachte ihm ein warmes Herz voll Verehrung, Dankbarkeit und Liebe, zu einem Gefühle verschmolzen, entgegen."

„O Gott," schrieb sie ihm in dem ersten Briefe nach der auf Rügen, ihrem damaligen Wohnsitze, gefeierten Verlobung „mir ist es oft, als könne ich es kaum tragen, daß ich es bin, der du dein Leben, deine heilige Liebe weihen willst." Zwar lebte das Bild ihres geliebten Ehrenfrieds noch mit frischen Farben in ihrer Seele. Ob es auch recht sei, fragte sie sich, so jugendlich frisch aus dem Witwenstand wieder ins Leben zu treten, und ihr der Freude entwöhntes Herz dieser wieder ganz zu öffnen. „Bete für mich", so schloß sie ihren Brief, „daß Gott mein Herz segne,[2]) und es reich mache an Liebe und Frömmigkeit, an allen Gaben, ohne welche ich Dich nicht glücklich machen kann." „Gott sei Dank", schrieb er ihr zurück, „der mir Dich gegeben hat, und die Hoffnung auf das schöne Leben, das wir uns noch bereiten wollen, und die herrliche Ruhe, die unsern Bund hält, und die Sicherheit, daß es das Schönste und Beste ist, was sich so rein und gleichmäßig in uns gebildet hat. Laß dich umarmen, recht zärtlich und dankbar, und hoffe auf schöne Erfüllung ohne Furcht oder Sorge, denn es wird Alles gut gehn." —

„Wie bin ich," schrieb er der Geliebten, „doch eigentlich innerlich froh." Ich habe den köstlichsten Schatz gefunden, und ich möchte eben alles hingeben und die ganze Welt zu Gaste laden auf das herrliche Leben." Eine Art von kleinem Paradiese" möchte er sich mit seinem Weibchen bauen, er der nun Vierzigjährige mit der kaum Einundzwanzigjährigen."

67. Wie Schleiermacher zu seiner Hochzeit und zur Betrachtung seines köstlichen Schatzes das ganze Universum einladen will. Wie sich Schleiermacher das Entstehen des Glaubens an wunderthätige Bilder vorstellt.

Ohne Universum geht es bei Schleiermacher nicht ab; jetzt will er wieder das ganze Universum einladen zur

---

[1]) Ein starkes Herz!! Gewöhnlich pflegt man ein Herz, das wiederholt mit verschiedenen andern bankerotten Herzen auch wieder bankerott geworden ist, ein schwaches Herz zu nennen; aber von Dr. Schenkel hat man immer etwas Starkes zu erwarten.

[2]) Diese arme Person hatte in dem verworrenen Phrasengespunst der Schleiermacher'schen Briefe noch nicht herausgefunden, daß

Hochzeit, zur Betrachtung seines köstlichen Schatzes; — wenn nun das Universum (die ganze Welt) auf einmal daher gestiefelt gekommen wäre, welches Gaudium für die Berliner; dasselbige Universum, das er ihnen so oft in seinen Universalspiegelfechtereien von der Kanzel verkündigt hatte; in Berlin, um seine Braut zu bewundern, die verwittwete Henriette von Willich, die es kaum tragen konnte, daß er ihr seine heilige Liebe weihen will.

Schenkel ist mit dem bei den Haaren herbeigezogenen Universum bei der Hochzeit nicht zufrieden; die ganze göttliche Offenbarung wird auch noch requirirt. Er schreibt (S. 331):

„Darüber, daß sie beide zusammen gehörten, stieg kein Zweifel mehr in seiner Seele auf. Er wußte dies so fest, wie aus göttlicher Offenbarung, aus dem innersten seines Wesens heraus, und durch seine höchste Natur.“[1])

Auch zur Predigerkritik will er seine Braut heranbilden:

„Wie prächtig sollte Alles sein, wenn sie nur erst vereinigt wären! Eben so fromm als heiter sollte die Ehe werden. Erst jetzt sollte in seine Predigten die rechte Begeisterung kommen, wenn die Gemeinschaft mit der Gattin ihn beseelte; daß sie ihm immer ein Wort darüber sagen müsse, was ihr daran gefallen und was nicht, verstand sich von selbst. Wenn er gar kein Urtheil hörte, glaubte er gar zur leicht, daß er unerträglich schlecht gepredigt.“[2])

Schenkel 342:

„In der Verbindung mit Allem, was es Großes gibt in der Welt, schien ihm die Liebe erst jetzt verherrlicht. Wie köstlich wußte er auch über das Kleinste zu scherzen! Als die Geliebte,

---

für Schleiermacher das Beten eine unmögliche Aufgabe gewesen; zu wem hätte er denn beten sollen? zum Universum! Einige Jahre früher hatte er die Jette Herz für sein Universum erklärt, da hätte er nun die Universal-Jette anbeten müssen.

[1]) Sonderbar, bei der Grunow sagte ihm diese „göttliche Offenbarung“ dasselbe, er (der Schleiermacher) irrte nie, er war ein „beständiger Charakter“, da bleibt nun der göttlichen Offenbarung nichts übrig, als ihren Irrthum einzugestehen und mea culpa zu sagen. Sonderbar bleibt es immer, daß die beiden Herren jetzt auf einmal so fest offenbarungsgläubig werden, was man ihnen sonst nicht nachsagen konnte.

[2]) Das hat dieser entschieden und ausgesprochen eitle Mann nie geglaubt.

der er sein Bild geschenkt, seiner „himmlischen Augen liebevollen Blick“ etwas schwärmerisch pries, verspottete er diese Abgötterei, die sie mit ihm treibe, und wollte nicht zugeben, daß er schön sei. „Meine Stirne,“ schrieb er zurück, „hat wohl etwas Eigenthümliches und Charaktristisches, aber hübsch ist sie ganz und gar nicht, und auf meine Augen hat der Zeichner ebenso wenig etwas Gutes zu sagen gewußt als ich. Du weißt, wie ich immer klage über ihr unbewegliches, gläsernes Wesen und glaube, daß sie mehr Jalousien sind vor meiner Seele als Fenster, und mich ärgere, daß so wenig in ihnen zu lesen ist von dem, was in mir vorgeht.“ Die Entstehung des Glaubens an wunderthätige Bilder meinte er bei dieser Veranlassung aus einer ähnlichen Andacht erklären zu müssen, wie die, welche seine Henriette zu seinem Bilde zeigte.“

Man sieht, daß das Compliment seiner Gattin auf seine wunderbar schönen Jalousien nicht ohne Eindruck geblieben ist; er selber stellte die Macht seines Blickes den wunderbaren Madonnenbildern an die Seite!

Der Schreiber dieses hat die Madonnenbilder in Rimini und Vicovaro (Mittewegs zwischen Tivoli und Subiaco) gesehen, denen eine Bewegung der Augen zugeschrieben wurde. Selbstverständlich ist die Nachricht hierüber kein Glaubensartikel; Kunstwerke können diese Bilder nicht genannt werden, aber mit dem Porträt Schleiermacher's können dieselben, was Schönheit anbelangt, immer noch die Concurrenz aushalten.

68. Wie vorsichtig Schleiermacher seine Braut über das jenseitige Leben belehrt und wie er meint, sie könne schon mit ihm, ihrem Schatz, im Diesseits zufrieden sein.

Interessant ist, was für eine Anschauung und Lehre Schleiermacher seiner jungen Wittwe über das jenseitige Leben aufwickelt.

Sehr rührend erzählt uns das Schenkel (S. 309):

„Es war in den Märztagen des Jahres 1807, als die erschütternde Nachricht unsern Schleiermacher ereilte, daß sein Freund E. von Willich auf Rügen unerwartet schnell gestorben sei. In den schmerzlichsten Klageergüssen theilte ihm die junge, von dem Schlage fast zerschmetterte Wittwe die entsetzliche Nachricht mit. Nie zeigte sich Schleiermacher's Gemüth reicher und schöner, als wenn er Freunde in ihrer Noth aufzu-

richten und zu trösten hatte. Wer wird den Trostbrief an die gebeugte Freundin ohne die tiefste Bewegung lesen? „Mein armes Kind, könnte ich nun dich Weinende an mein Herz drücken? Ich weine selbst bittere, heiße Thränen; wir wollen sie vermischen.“ Aber die Ruhe und Besonnenheit der Weisen mildert seinen Schmerz und macht es ihm möglich wahren Trost zu spenden. Wie ist doch in seinen Trostgründen so gar nichts von jenen landläufigen Redensarten, mit denen sich die Bequemlichkeit die schwere Pflicht des Tröstens leicht zu machen pflegt. Er ermahnt die Betroffene vor Allem, sich der ewigen und heiligen Ordnung Gottes still und wehmüthig zu fügen.“ Bange Zweifel durchfurchten ihre Seele, ob der Tod ein solches Band, wie das zwischen ihr und dem verstorbenen Gatten geknüpfte, zerreiße, ob die Geister der Verstorbenen die auf der Erde zurückgelassenen Lieben noch sichtbar umschweben, ob es ein Sichwiederfinden in einer andern Welt gebe. Er erklärt diese Zweifel für Bilder der schmerzlich gebärenden Phantasie, welche die vom Schmerz betroffene Freundin befestigt wünsche. Ueber dieses Leben hinaus ist, nach seiner Ueberzeugung, für die Phantasie „die alles in bestimmten Bildern vor sich sehen will“ keine Gewißheit gegeben, „aber sonst ist es die größte Gewißheit, und es wäre nichts gewiß, wenn es das nicht wäre, daß es keinen Tod gibt, keinen Untergang für den Geist.“

Schleiermacher als dogmatischer Eskamoteur versteht hier offenbar wieder seinen Universumsgeist, was gleich darnach Schenkel ebenfalls wieder sehr rührend betont und „jeder Leser wird folgenden Trost Schleiermacher's nicht ohne die tiefste Bewegung lesen?“ Das hat Herr Dr. Schenkel seinen Lesern befohlen und er thut's nicht anders. Wir sind nicht so grausam, wir legen unsern Lesern gar keine Gefühle auf. Der Leser wird schon selber so gescheidt sein und sich seinen Theil dabei denken. Schenkel fährt nun fort:

„Wie verhält es sich denn nun mit dem Glauben an die Fortdauer der Persönlichkeit in dem Leben nach dem Tode? Das war doch eigentlich der Zweifel, der die junge Vereinsamte quälte, und für Schleiermacher war die Zweifelsfrage eine Probe: ob es auf dem Standpunkt der „Reden“ für ein zerrissenes Herz über dem offenen Grabe eines geliebten Todten wahren Trost gebe. „Das persönliche Leben“, schrieb er in dieser Beziehung, „ist nicht das Wesen des Geistes, es ist nur eine Erscheinung. Wie sich diese wiederholt, das wissen wir nicht, wir können nichts darüber erkennen, sondern nur dichten.“ In dieser Hinsicht möge die Trauernde ihrer Phantasie, wenn es ihr zum Troste gereiche, immerhin ungehinderten Lauf lassen. „Laß in Deinem heiligen Schmerz Deine liebende, fromme

Phantasie dichten nach allen Seiten hin, und wehre ihr nicht. Sie ist ja fromm, sie kann ja nichts wünschen, was gegen die ewige Ordnung Gottes wäre, und so wird ja alles wahr sein, was sie dichtet, wenn du sie nur ruhig gewähren läßt. Und so kann ich dich versichern, daß deine Liebe immer ewig alles haben wird, was sie wünscht.“ — —

„Heiliger Schmerz,“ „fromme Phantasie“ „das persönliche Leben ist nicht das Wesen des Geistes, es ist nur eine Erscheinung.“ — — Wenn es mit der Persönlichkeit des Geistes nach dem Tode aus ist, soll ein großer Theologe, wenn er ehrlich und nicht ein Schwindler ist, die theologische Bude zuklappen, denn da gibt ihm kein vernünftiger Mensch für seine ganze Theologie einen Pfennig. Wenn der Glaube an die persönliche Fortdauer nur eine Dichtung ist, wie kommt der Schleiermacher dazu, uns seinen Universalgeist als etwas Wirkliches hinaufdisputiren zu wollen; wir halten seinen Universalgeist so oder so in jedem Falle für eine Dichtung und zwar eine sehr verdächtige auch noch dazu. Er selber hat ja bekannt, daß er um das Universum zu studiren, zur Henriette Herz gegangen sei, und Friedrich Schlegel berichtet, daß außer ihm auch noch vier andere Studirende sich von diesem Sonnenspiegel des Universums anscheinen ließen, obwohl er die Marotte besaß, der alleinige Angespiegelte sein zu wollen.

69. Wie Schleiermacher kurz nach dem Tode seines Freundes bei dessen Wittwe mit dem bräutigamlichen Belagerungsgeschütz herangerasselt kommt.

Als Schleiermacher der „Wittwe“ diese trostlosen, aber doch „tief rührenden Tröstungen“ zusendete, war er ja eben schon gewillt, selber als der Spiritus Consolator, der Tröster, zu erscheinen, er begann auch sehr bald nach dem Tode seines Freundes mit bräutigämlichen Batterien aufzufahren; und in dem jedes Trostes baaren Herzen mit klingendem Spiel (d. h. mit seinem gewohnten Phrasengeklingel) Einzug zu halten.

Sehr philosophisch belehrend in dieser Richtnng wird dem Leser der folgende Bericht erscheinen.

Schenkel salbt weiter (S. 310):

„Aber Eins kann, darf sie allerdings nicht mehr wünschen. Auf den irdischen Besitz, der nun einmal von ihr genommen ist, muß sie unbedingt verzichten.[1])

„„Du kannst doch jetzt nicht wünschen, daß er wiederkehre in dieses Leben zurück, weil es der ewigen Ordnung zuwider wäre, die jeder mehr liebt, als irgend einen einzelnen Wunsch,““ für dieses Leben soll ihre Liebe nicht mehr begehren, als ihn im Herzen zu tragen, sein Andenken, sein Bild unauslöschlich als das Lebendigste um sich zu haben, ihn in ihr wieder zu erwecken, und in ihren Kindern wieder zu beleben. Die jenseitige Ordnung kennt sie nicht, worin ihr dort Genüge werden könnte, weiß sie nicht. Wenn sie dieselbe kennen wird, dann wird sie auch nichts begehren, was ihr zuwider wäre, und eben so sicher selige volle Genüge haben.“ — —

Nachdem der Tröster die individuelle und selbstsüchtige, auf den erneueten sinnlichen Besitz der Geliebten gerichteten Wünsche der jungen Wittwe in seiner Art auf ihr gerechtes Maß zurückgeführt hatte, machte er den Versuch, sie auf den Standpunkt seiner eigenen Anschauung zu erheben.

„„Wenn dir deine Phantasie ein Verschmolzensein in das große All zeigt, liebes Kind, so laß Dich dabei keinen bittern, herben Schmerz ergreifen, denke es Dir nur nicht todt, sondern lebendig, und als das höchste Leben.““ — —

Das ist der Standpunkt seiner Anschauung, zu dem er sie erheben will! — Jetzt ist ihm das Universum wieder ein großer Schmelzkessel, eine Art Braupfanne, und der Mensch, ob er nun Hopfen oder Malz ist, soll zufrieden sein, wenn er in diesen Kessel, in das All versotten, verschmolzen wird; von ihrer, von seiner Persönlichkeit, von seinem Selbstbewußtsein wird freilich keine Spur mehr übrig sein, und was seine Hoffnung auf persönliche Fortdauer anbelangt, da ist bei dieser Universalschmelzkesseltheorie freilich die unsterbliche Seele wie Hopfen und Malz verloren! — — Nun, dieser Trost hatte seine Folgen, die arme Seele

---

[1]) Das ist geradewegs eine sehr abgeschmackte Bemerkung. Sie war ja doch nicht so blöde zu verlangen, ihr Gatte solle wieder in's Leben zurückkehren; sie wollte nur über Fortdauer des Geistes und einstiges Wiedersehen belehrt werden.

klammerte sich in ihrer Verzweiflung an ihren Tröster an, wie es sehr schön Schenkel weiter berichtet, der seinen Lesern die Worte Schleiermacher's immer noch in einer Exegese breit zu treten sucht (Schenkel 311):

„„Nur in dem Ganzen zu leben, den Schein, als ob wir etwas besonderes wären und sein könnten, von uns zu thun, das ist es ja, wonach wir in diesem Leben alle trachten, ohne es zu erreichen. Den Geliebten ewig zu lieben in Gott, so wie Gott in ihm erkannt und geliebt wird; ob denn etwas Herrlicheres und Schöneres denkbar sei? Ob das nicht das höchste Ziel der Liebe sei, wogegen Alles, was nur an dem persönlichen Leben hängt und nur aus ihm hervorgeht, nichts ist. Sich nun Erscheinungen in der andern Welt zu denken, ähnlich diesen des jetzigen Lebens, das sei ein Gespenst, das man meiden müsse."

Wie kann man denn irgendwen lieben in Gott, wenn Gott gar nicht existirt, und wenn die, welche den Geliebten in Gott lieben soll, eben so wenig fortexistirt als der Geliebte, wenn also Gott, Geliebte und Liebende alle drei Nichts sind. Hier haben wir den Witz, der so nahe liegt, und den Schleiermacher über Fichte gemacht hat, gegen Schleiermacher selber gewendet. Doch machen wir diesem wirklich abgeschmackten, phrasenreichen, inhaltslosen, die Verzweiflung und den Schmerz auch nicht um einen Grad lindern könnenden Gewäsche ein Ende. Der Tröster erreichte sein Ziel, seines Trostes Lohn ward ihm zu Theil, so sagt Schenkel selber:

„Daß Schleiermacher den rechten Ton getroffen, beweist der Eindruck auf das Gemüth der Trauernden. Einer starken Stütze bedürftig, lehnte sie sich mit vollen Vertrauen an ihren Tröster." —

70. Wie Schleiermacher seine Frau auf's neue über den Tod ihres ersten Mannes tröstet und vermeint, sie könne zufrieden sein, wenn sie ihn, diesen kleinen Schatz, umarmen kann.

Wir erlauben uns nun die Frage zu stellen: Wie hätte Schleiermacher eine Dame getröstet, die statt 20 Jahre 60 Jahre alt, und mit keiner Spur von Schönheit begabt, dennoch ein edles, trauerndes Herz besessen hätte? Ob er auch

diese Dame hätte dahin zu bringen gesucht, daß sie sich an ihren Tröster angelehnt hätte, ob er auch ihr versprochen hätte, die Thränen aus ihren Augen zu küssen u. s. w. Ob er sich auch bei dieser Mühe gegeben hätte sie zu seiner Universumsanschauung, auf die schwindelnde Höhe heraufzuheben?

Als echter Theologe hätte er ja den gleichen Trost haben sollen für alle, die mühselig und beladen mit der Bedrängniß des Lebens zu ihm kamen. — Der Verehrer der Herz, der Grunow, der Bettina &c. &c., jetzt der Villich war jedenfalls in seinem Tröstmaterial etwas wählerisch. Daß die Villich sehr oft noch an ihre „Religion" dachte und mit der Schleiermacher'schen Universumsmedicin sich nicht trösten wollte, das machte ihm einiges Kopfzerbrechen. Er war schon mit ihr verheirathet, als sie auf's neue ihre Lamentos über ihren ersten Gemahl zu erheben anfing.

Die Tröstung im Brautstande ist nicht nachhaltig genug gewesen. Schenkel erzählt (S. 345):

„Die junge Frau hatte noch eine Sorge zu überwinden. Sie hatte ihren ersten Mann zärtlich geliebt, und sie fragte sich nun, in wie weit sie im neuen Herzensbunde ihm noch angehören, und das Verhältniß zu ihm über die Schranken des irdischen Daseins hinaus fortsetzen könne." „Darüber war sie von Schleiermacher widerholt zur Ruhe verwiesen." „Gehe nicht über das hinaus," rief er ihr zu, „was uns Gott bestimmt hat, und wünsche nicht, daß Ehrenfried noch ein anderes Zeichen geben könnte, als das herrliche in unsern Gemüthern, daß unsere Liebe und sein Andenken sich so herrlich in uns einige in einerlei Freude und Thränen, und daß, wenn du so ohne Worte an den Tagen seines Todes in meinem Arm ruhst, und ich dir die wehmüthig feuchten Augen küsse, dies beides so ganz eins sein wird, und das eben so herrliche außer uns, daß wir sein Ebenbild haben in unsern Kindern, und daß es unser erster Wunsch ist, sie seiner würdig zu bilden." — —

Die Arme hatte vom „größten Theologen" wenigstens einen Hoffnungsschimmer auf ein jenseitiges Wiedersehen erwartet und er wußte für sie keinen andern Trost, als den der Göthe'schen Elegien; den Trost, ihn, diesen Schatz, zu besitzen, in seinen Armen (am Todestage des Seligen auch noch dazu) zu ruhen, sich von ihm die wehmüthig feuchten Augen küssen zu lassen!!! was verlangst du noch mehr, du arme Seele!

Laß ruhen deinen Mann in Frieden,
Das höchste Glück ist dir beschieden.
Er mußte von der Erde wandern,
Dafür hast du nun — einen andern.

Es ist schon viel über den Todtendienst bei den heidnischen Völkern geschrieben worden; der Herausgeber Dieses hat auch[1]) Einiges darüber veröffentlicht, aber ein Todtencultus wie dieser ist ihm noch nicht untergekommen. Sie wünscht vom Theologen einen wohlorganisirten theologischen Trost, und er tröstet sie mit seinem verschrobenen anthropologischen Trost!!

Sie ruht in seinen Armen,
Ein Trost zum Gotterbarmen;
Vom Wiedersehen keine Spur
Im Universum der Natur!

Statt eines „Requiem" ein „Requietorium", ein Ruheplatz in den Armen des neuen Gemahls. In einem Roman von Kramer, Lafontaine, Clauren könnte man einen Trostversuch wie diesen hingehen lassen, aber von Seite eines großen Theologen, eines Geistesfürsten, wie ihn die Bettina nannte, eines Propheten der Zukunft, für den er sich in gehobener Stimmung selber ausgab, sollte man derlei Trostgründe nicht erwarten. Wenn er noch ein Apollo an Schönheit, Wuchs, Kraft und Jugend gewesen wäre, so könnte man diesen Trost dem Selbstgefühl seiner herrlichen körperlichen Eigenschaften zuschreiben, daß aber dieser in mancher Beziehung bemitleidenswerthe Mann sich in einem selbstgeschriebenen Briefe für einen trostreichen Thränenaufsauger erklärt, das muß doch jeden Leser (Schenkel ausgenommen) zu einem stillen Lächeln bewegen.

71. Wie Schleiermacher den Fichte wegen seines Atheismus und seines Nihilismus attaquirt, was allgemeine Heiterkeit hervorruft. Kant, Fichte, Schelling und Schleiermacher alle übereinander.

Auf alle diese Bekenntnisse schöner Seelen hinauf ist es interessant, wenn Schleiermacher dem Fichte gegenüber diesen

[1]) Paulus in Athen. Von S. Brunner. Wien, Braumüller. 3. Aufl.

wegen seines Atheismus und seines Nichtbiblischseins angreift! Heiterkeit erregt es, wenn Schenkel meint, Schleiermacher habe durch seinen Witz und Scharfsinn Fichte zermalmt!! Fichte war so gut oder so schlimm Atheist wie Schleiermacher. Der letztere war empört, daß Fichte es wagte, in einer andern Form und Norm Atheist zu sein als jener, die er (Schlr.) für seine patentirte Erfindung gehalten.

Fichte hatte eine Schrift: „Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“ herausgegeben, durch welche sich Schleiermacher tief verletzt fühlte, weil Fichte mit souveräner Verachtung den Religionsbegriff Schleiermacher's behandelte. Schenkel sagt: In der That kannte auch der kecke Trotz Fichte's damals keine Schranken. Er fand an Schleiermacher seinen Meister.

Ach, was konnte ihm Schleiermacher anhaben? Sein Atheismus ist eben so wenig consequent als der Fichte's. Nach Fichte's Meinung fand sich die Gegenwart eben in der schlimmsten sündhaften Epoche der Weltgeschichte. Da Fichte die Sünde jedoch als einen Wahn, als ein Nichts bezeichnete, und den Menschen, der sich mit der Gottheit entzweit wähnte, auch als ein Nichts, so hielt Schleiermacher sich berechtigt, ihn für einen Künstler zu erklären, dem man die Kunst abstehlen könne: Nichts mit Nichts aus Nichts zu malen.

In dieser unglücklichen Genremalerei ist aber Schleiermacher selber ein Meister gewesen. Ihm war der transcendente Gott Nichts, ihm war die persönliche Unsterblichkeit Nichts und die Sünde war ihm auch Nichts. Sein Ausspruch: „Es ist genügend, daß man in der Erkenntniß das Gute von dem Bösen in sich scheiden lerne.“ (Janssen, Charakterbilder, 144) bezeugt dies. Wenn aber die Sünde Nichts ist und Gott und Unsterblichkeit auch Nichts, wer soll dann durch die Sünde beleidigt werden? Das Universum? Was Schleiermacher über das Universum zusammengeredet hat, ist eben auch Nichts. Es ist daher auch Nichts, wenn Schleiermacher über die Art, wie Fichte das biblische Christenthum und die Reformation behandelt hat, „wahrhaft entrüstet geworden war“.

Fichte war etwas decidirter, er hatte etwas Grobschmiedartiges (oder -unartiges). Er kam mit Brechstange und Hammer

gegen das positive Christenthum; Schleiermacher aber schlich auch hier (nach Schlegel) wie ein Dachs herum, um das Universum zu riechen.

Schenkel berichtet über Schleiermacher's Entrüstung (302):

„Wahrhaft entrüstet war aber Schleiermacher über die Behandlung, welche dem biblischen Christenthum und der Reformation durch Fichte zu Theil geworden war. Fichte war damals in die Periode seines Johanneischen Christenthums eingetreten, wie denn Schleiermacher bemerkt, es gebe gar viel Christenthum in seinem Buche. Nach Fichte's Vermuthung war das Christenthum durch den Apostel Paulus verderbt worden, und sollte sich jetzt, wie Schleiermacher spottet, nach seiner Meinung an dem eigenen Schopf aus dem Sumpfe des Verderbens wieder empor ziehen. Auch von der Reformation hatte Fichte nicht ohne Wegwerfung geredet, was Schleiermacher in einem Zeitpunkte, in welchem er den Protestantismus in Deutschland durch die Napoleonische Herrschaft bedroht glaubte, für einen halben Verrath hielt. Hatte Fichte nun auch noch dem Christenthum die Absicht untergeschoben, schöpferisches und leitendes Prinzip eines neuen Staates zu werden, und sogar das Papstthum und die politische Gewalt der Kirche für ein Mittel erklärt, um den Staat gegen schädlichen Einfluß zu schützen: so fühlte Schleiermacher durch solche Behauptungen sich in seinen innersten Ueberzeugungen verletzt. War er doch längst von dem Glauben erfüllt, daß der Religion und der christlichen Kirche das Heil nur kommen könne von der Errettung aus der fesselnden Umarmung des Staates. Wenn Fichte dem Christenthum eine staaterbauende Kraft zutraute, so führte Schleiermacher dagegen aus, daß er nach Fichte's Darstellung nur Mißbräuche in den Staat hineinbringe, die mit großer Anstrengung wieder müßten heraus gebracht werden. Und im Unwillen erhob er sogar gegen jenen den unverdient harten (sagt Schenkel selbst) Vorwurf: daß er ein frevelhaftes Spiel mit dem Heiligen treibe, und ein Schattenbild von Wahrheit aufführe auf einem Grunde, dessen Unhaltbarkeit ihm nicht entgangen sein könne."

Fichte hatte mitunter schon lichte Gedanken; wenn er dem Christenthum eine staatenbildende Kraft zutraute, so zeigte er nur, daß ihm die Geschichte des Mittelalters mit ihren Thatsachen imponirte; wenn er auch das Papstthum und die politische Gewalt der Kirche als ein Mittel erkannte, um den Staat gegen schändlichen Einfluß zu schützen, so zeigte Fichte, daß er vor den Thatsachen seiner Gegenwart die Augen nicht verschlossen und mit den vorhandenen Factoren zu rechnen

wußte, während Schleiermacher sich und seinen Universumschwindel für das einzige Mittel hielt, die Gesellschaft zu regeneriren. Das, meinte er, sei sein privilegirtes Metier, er haßte Jeden, der ihm „in's Handwerk pfuschte".

Fichte's System ist so spurlos verschwunden, wie heutzutage die ganze Schleiermacherei. Schenkel mit seinem Volksbuch über Schleiermacher hat nicht einmal ein Fiasco gemacht; Niemand kümmert sich darum, als einige Anhänger Schenkel's, und unsere Wenigkeit, wir freilich nicht als Anhänger, aber auch nicht als Anfänger. Fichte's Hauptbedeutung liegt nach seiner eigenen Schätzung in seinem Berufe als Philosoph und Lehrer der Philosophie. Er hat aber nichts ausgerichtet. Sein eigener Sohn gesteht in der Biographie seines Vaters (I. 315), daß er wohl Schüler bildete, aber keine Anhänger hinterließ. Als die Mainzer Centralbehörde bei ihren Untersuchungen der demagogischen Umtriebe in Deutschland auch Fichte's „Reden an die deutsche Nation" für gefährlich hielt, schrieb selbst die „Allgemeine Zeitung" 19. September 1822:

„Fichte ist der erste, der die stets fortschreitende Sich-Perfectionirung, nicht nur Perfectibilität, des Menschengeschlechtes mit apodictischer Beweiskraft dargethan hat. Daß er aber dies bewiesen, wissen und glauben nicht 50 Menschen in ganz Deutschland, so wie er überhaupt nicht 50 Jünger gehabt hat, und nie faktisch gewirkt hat, es auch nicht wollte."

In dem letzten „nicht wollte" ist der Bescheidenheit Fichte's gar zu nahe getreten. Er wollte schon, aber es ging nicht. Er meinte die ganze Menschheit umgestalten zu können. Hat er doch das selber gesagt (Fichte's Leben II. 190):

„Das Leben ist Zweck, keineswegs das Speculiren. Das letztere ist nur Mittel. Und es ist nicht einmal Mittel das Leben zu bilden, denn es liegt in einer ganz andern Welt. Es ist nur ein Mittel das Leben zu erkennen . . . Leben ist ganz eigentlich Nichtphilosophiren. Philosophiren ist ganz eigentlich Nichtleben, und ich kenne keine treffendere Bestimmung beider Begriffe als diese."

Es hat ihn nach seinem eigenen Bekenntnisse keiner seiner Zeitgenossen verstanden.

In seiner Einleitung in die Wissenschaftslehre 1813 im letzten Semester seiner Thätigkeit als Universitätslehrer sagt er:

„Die Lehre, in welche ich hiermit eine Einleitung eröffne, und welche Kant in den Kritiken, ich nach ihm unter dem Namen der Wissenschaftslehre vorgetragen habe, ist seit den 3 Jahrzehnten ihrer Erscheinung fast so gut als gar nicht verstanden worden. Die philosophischen Schriftsteller der Zeit, von welchen als von öffentlichen Erscheinungen zu reden ist, haben vergessen oder nie gewußt, wovon die Rede war, sind fester gerannt und leidenschaftlicher besessen, denn je zuvor, von dem Grundirrthum, der widerlegt ist.“ —

Fichte gibt aber auch den Grund dieses Nichtverstehens selber an (Fichte's nachgelassene Werke. I. S. 3):

„Diese Lehre (d. h. seine — Fichte's — Wissenschaftslehre) setzt voraus ein ganz neues inneres Sinneswerkzeug, durch welches eine neue Welt gegeben wird, die für den gewöhnlichen Menschen gar nicht vorhanden ist.“ — —

Wenn nun der gewöhnliche Mensch sich für einen ungewöhnlichen Menschen halten würde, und sich das ganz neue innere Sinneswerkzeug für die neue Welt des Fichte anschaffen wollte, so sagt diesem strebsamen Käufer — Kant: „Ach geben Sie kein Geld aus, dieses ganze innere Sinneswerkzeug Fichte's ist purer Schwindel!“ Das sagt Kant, aber noch viel derber (Intelligenzblatt der Allgem. Literaturzeitung 1799 Nr. 109; daselbst erklärt Kant mit Namensunterschrift Folgendes):

„Auf die feierliche, im Namen des Publikums an mich ergangene Aufforderung in der Erlangerischen Literaturzeitung erkläre ich hiermit, daß ich Fichte's Wissenschaftslehre für ein gänzlich unhaltbares System halte.“ —

Schelling warf dem Fichte wieder vor, daß dessen neue Theorie der Wissenschaftslehre nur ein Plagiat, ein gelehrter Diebstahl der Schelling'schen Naturphilosophie sei. Auch Fichte hat mit Schleiermacher gemein gehabt, daß ungeachtet der prätendirten Uebereinstimmung seines Systems mit dem Christenthum, es doch im vollsten Widerspruche mit demselben steht. In späteren Jahren hat Fichte seine Lehre über Gott modificirt, und doch über einen persönlichen, lebendigen wenn auch unbegreiflichen Gott hin und her geredet, während Schleiermacher sich immer mehr und mehr in den pantheistischen Schwefeläther eingehüllt, und nur immer mit seinem unausbleiblichen und unvermeidlichen Fortleben des Geistes

im Universum seine Schüler und seine Umgebung angeschwefelt hat.

Bei dieser Gelegenheit erlauben wir uns eine Episode aus der Zeit der Fichtefeier (1862) einzuschalten, welche uns den „Erfinder des ganz neuen Sinneswerkzeuges“ als einen großen Gegner anderer Erfindungen, z. B. des Schießpulvers, demonstrirt. Fichte ist wegen seiner Tapferkeit und Kampfesmuth athmenden Reden für Deutschland und das deutsche Volk gegenüber der französischen Gewaltherrschaft viel gerühmt, auch sind diese Reden bei der Fichtefeier 1862 sehr herausgestrichen worden.

Da konnte nun selbst die Augsb. „Allgem. Ztg.“ nicht umhin, die komischen Momente in der Fichtefeier zu betonen. Sie brachte aus Berlin folgende Correspondenz:

„Bei der großen Anzahl unserer Turner- und Handwerkervereine gelangt Fichte's Name und Bedeutung auch in die unteren Schichten. Leicht ist es nicht, den Bestrebungen des großen Mannes gerecht zu werden, ohne in Schönrednerei zu verfallen. Vielleicht die anziehendste Gabe bildet der Farbendruck einer bisher in Schadow'schen Mappen vergrabenen Handzeichnung: „Fichte als Landsturmmann“, wozu die ergänzende Bemerkung gehört, daß dieser Professoren-Landsturm in seiner wunderlichen Ausrüstung beim Patrouilliren nach dem nahen Schöneberg mit äußerster Geschwindigkeit den Rückzug antrat, als es hieß: die Franzosen kommen. Honny soit, qui mal y pense.“ —

So weit die „Allgemeine“ über die deutschen Katheder-helden von damals. Wir setzen 1887 noch hinzu:

„Tapfer sprach ein Jeder
Oben auf dem Katheder,
Aber beim ersten Knalle,
Liefen davon sie alle.
Da verging ihnen gleich der Zoren,
Den guten Herr'n Professoren!“

Noch eine Episode aus der Zeit der Fichtefeier: Im Jahre 1862 war Dr. Giskra noch Advokat und Abgeordneter im Oesterreichischen Parlamente. Er wurde in der Folge Minister, und zwar mit dem stolzen Namen: Chef des Bürgerministeriums. Es gab viele Gerüchte über die Geldbedürftigkeit dieses Volksmannes, der keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, die Religion mit seinem Hohne zu bedenken. Seit

er nach seinem Ministerium, in öffentlicher Gerichtsverhandlung einen Empfang von 100,000 Fl. als Geschenk einer galizischen Bahn für geleistete Gefälligkeiten nicht abstreiten konnte, und sich mit der Ausrede helfen wollte: auch Minister nehmen, wie Kellner, Trinkgelder an, seit dieser Zeit, war er gebrochen. —

Dieser Giskra sprach nun 1862 bezugs der Fichtefeier im Parlament: „Der Beweis, daß die Bestrebungen der deutschen Nation höher ständen als die der böhmischen, bestehe darin, daß jene ihren Fichte feiere, diese hingegen einen heiligen Wenzel anrufe." — Allgemeiner Jubel. Die Verwaltungsräthe und Volkesausbeuterpartei hatte eben die Majorität. — Wir gaben damals dem freilich für gute Lehren minder als mehr und sehr für gute Trinkgelder empfänglichen Herrn öffentlich Folgendes zu bedenken: „Herrn Giskra geht es gut, das Naturleben wuchert; er hat eine reiche Praxis als Advokat, wir beneiden ihn nicht um seine 10 Gulden täglich, die er als Abgeordneter bezieht, aber es ist Factum, daß er sie hat, und daß er sie einsteckt; nun möge aber der Herr Dr. Giskra denken, daß in Böhmen viele Familien froh wären, wenn sie monatlich auf 10 sichere Gulden rechnen könnten; mit einem guten Einkommen ist es, so lange man gesund ist, sehr leicht, Gott, Religion, Erlösung, Jenseits, die Kirche und die Heiligen zu verhöhnen. Dem armen Menschen, der hungert, friert, der krank und leidend ist, der mit seiner Familie darbt, dem ist mit dem Fichtecultus durchaus nicht geholfen, der ruft Gott und seine Heiligen an! Herr Giskra, denken Sie ein wenig nach, auch Ihnen wird die Stunde schlagen, in denen Ihnen Fichte mindestens gleichgültig sein wird, und in der sie es vorzögen, Gott und seine Heiligen anrufen zu können, und in der es Ihnen lieber wäre, die Heiligen nicht verhöhnt zu haben. — Sie werden im heitern Freundeskreise über diesen „ultramontanen Unsinn" sich lustig machen. Gut, denken Sie aber an das sociale Problem: daß Atheismus und Irreligiösität die Massen der Armen vergiften. Diese Massen werden die Consequenzen der atheistischen Theologie geschwind ziehen, sie werden denen, die etwas besitzen, wenn sie das Ihrige nicht freiwillig hergeben, die Schädel einschlagen, dann kommt an Sie, mein Herr, und an Ihre Genossen die Zeit, Gott und alle

Heiligen anzurufen, und ich bitte Sie, diese Zeit ja nicht in so unerreichbare Ferne zu stellen, daß sie von Ihnen durchaus nicht mehr zu erleben wäre" u. s. w.

Diese Zeit hat er wohl nicht mehr erlebt, aber über seine bürgerministerielle Ehre wurde das Leichentuch noch zu seinen Lebzeiten ausgebreitet. Von dieser furchtbaren Stunde des Gerichtes an war sein notorischer Hochmuth eingebrochen, und er selber hat seinen Stammesgenossen in Böhmen und Mähren den Beweis geliefert, daß es besser und vernünftiger ist, den heiligen Wenzel, als den Dr. Fichte zu verehren.

72. Wie beim Geburtstag Schleiermacher's „Eine feste Burg ist unser Gott" gesungen worden ist.

In sämmtlichen Detaillebensschilderungen, die Schenkel über Schleiermacher vorführt, wird dem sentimentalen Pantheismus gehuldigt, dieser als der eigentliche Verklärer des Menschenlebens gepriesen. So bringt Schenkel eine Geburtstagsfeier Schleiermacher's. Die Frau Schleiermacher schreibt dem abwesenden Sohne:

„Es war ein Tag voll Freude und Herzensbewegung, ein solches Drängen lieber Menschen, um Deinem Vater die innigste Anhänglichkeit auszusprechen. Früh Morgens um ½8 Uhr sangen wir Vatern einen Choral, und die Kinder umschlangen ihn mit einem Moos- und Epheukranz. Dann ging er in's Collegium und las bis 10 Uhr. Während dieser Zeit wurde in der großen Stube vor dem Spiegel eine Blumenlaube gebaut, Geschenke auf dem Tische unter Blumen ausgebreitet. Freunde, Bekannte, junge von ihm unterrichtete Mädchen versammelten sich und brachten ihm Glückwünsche. Des Abends zogen die Studenten mit einem Feuermeer von Fackeln den langen Gang im Garten hinauf, von Blasinstrumenten begleitet. Sie sangen unter dem Fenster: „Eine feste Burg ist unser Gott",[1] und der Sprecher konnte vor Rührung nicht viel vorbringen." — —

---

[1] Diese „feste Burg" hatte ja die Speculation Schleiermacher's längst in die Luft gesprengt; sie war nach seiner Weltanschauung in die Atome des Universums aufgelöst. Freilich läßt dies alles den wahren, lebendigen, transcendenten Gott unberührt, wir wollen hier nur constatiren, daß die Absingung dieses Lutherliedes mit dem positiven Glauben an Gott, die feste Burg, bei Schleiermacher ein reiner Unsinn und gar nicht am Platze war.

Schenkel macht über diese Feier seine Betrachtung, in welcher er aber auch sogleich entschieden gegen die feste Burg des persönlichen Gottes mit seinem zwar harten, aber doch noch zerbrechlichen Schädel losrennt, um ja dem Leser beizubringen, wie es der Schleiermacher in seiner Weltanschauung mit dieser festen Burg gehalten habe.

Schenkel sagt über das Fest (S. 580):

„Wie spiegelt sich in dieser Schilderung des herrlichen Mannes häusliches Glück so einfach und wahr! Mit demselben Sinne, mit welchem er das Nächste und Kleinste umfaßte, umfaßte er auch das Entlegenste und Größte. Dieser Sinn wurzelte in seiner besonderen Art der Frömmigkeit, die sich überall in seinem Wirken als Lehrer und Schriftsteller, als Prediger und Patriot, als Vorsitzender in kirchlichen Versammlungen, und als Bürger des Staates spiegelt. Von einer großen Idee war in seinem innern und äußern Leben alles getragen, daß Göttliches und Menschliches nirgends getrennt sein dürften, daß Unendliches und Endliches im ewigen Grunde Eins sind und es im Leben immer mehr und mehr werden sollen, daß Natur und Welt nur ein Abbild und Werkzeug sein sollen des ewigen, lebendig in ihnen waltenden Geistes." — —

Also „Göttliches und Menschliches dürften nirgends getrennt werden" sagt Schenkel! Was wird er uns denn anhaben, wenn wir den Schöpfer und die Creatur doch wesentlich von einander getrennt halten, wenn wir Endliches und Unendliches nicht für Alles Eins halten, wenn wir den Wunsch, wir sollten im Leben immer mehr und mehr als Unendliches und Endliches eins werden, für einen eklatanten Unsinn halten? — Denn wenn Göttliches und Menschliches, Unendliches und Endliches ohnehin Eins sind, wozu brauchen wir dann zu streben, daß wir noch einser mit dem ewigen Grunde werden sollen, wenn wir es ohnehin sein müssen, und wenn Göttliches und Menschliches gar nicht getrennt werden darf!! Was ist das für eine Beweisführung, die jeder halbwegs mit Logik vertraute Gymnasialschüler auf Charpie zerzupfen kann!

73. Schenkel (als Joh. Baptista) preist trotzalledem den Schleiermacher als den neuen Messias und strengt sich an, ihm auch noch die Frömmigkeit hinaufzudisputiren, welche „die schärfsten Argumente der Vernunft“ nicht zu fürchten hat und im Gegentheil eine fürchterliche Frömmigkeit ist.

So wird uns nun Schleiermacher als neuer Messias gepriesen. Hören wir den Propheten (aber nicht Vorläufer Johannes, sondern Nachläufer Daniel Schenkel), wie er seinen Heiland der Zukunft preist, welcher der streitenden Wissenschaft und der bedrängten Menschheit die endliche Erlösung gebracht (S. 581):

„Nach einer langen Pause in der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes hat er (Schleiermacher) die fast aufgegebene Arbeit früherer Jahrhunderte wieder aufgenommen, eine Weltanschauung zu begründen, in welcher Philosophie und Religion, Wissen und Glauben, Menschenbildung und Frömmigkeit in einer höheren Einheit sich zusammenfinden. Aufs neue hatte entweder die Wissenschaft das Christenthum als widervernünftig verworfen, oder das Christenthum die Wissenschaft als gottlos verurtheilt.[1]) Es waren wohl zwischen diesen feindlichen Brüdern auch Scheinverträge abgeschlossen worden, wodurch bald die Wissenschaft an die Autorität der Religion verrathen, bald die Religion von der Wissenschaft um ihren ewigen Inhalt betrogen worden war. Schleiermacher hatte die Selbstständigkeit beider, wie wir gesehn,[2]) anerkannt und öffentlich vertheidigt. Die Frömmigkeit hatte auf seinem Standpunkte die schärfsten Argumente der Vernunft nicht zu fürchten, die Vernunft die gefühlvollste Wärme der Frömmigkeit nicht zu scheuen; der Friede, die Seligkeit hatte eben dann in den Herzen Wohnung gemacht, wenn alles Denken religiös, und alle Religion gedankenvoll geworden war.“

Die Frömmigkeit hatte auf seinem Standpunkte die schärfsten Argumente der Vernunft nicht zu fürchten. —

---

[1]) Das ist doch ein vages Geschwätz. Was ist Wissenschaft und was ist Christenthum? Diese beiden Faktoren hier so als Gegensätze hinstellen, deren Inhalt und Wesen von der ganzen wissenschaftlichen Welt als etwas Fixirtes, Bekanntes, allgemein Gültiges anerkannt wird, das ist kein wissenschaftliches Verfahren und Gebahren, das ist hohle Phrase.

[2]) Wir — wir bitten, diesen Pluralis majestaticus ein wenig einzudämmen. — Wir (Schenkel) haben es gesehen, wir andern haben es nicht gesehen.

Die Frömmigkeit (und auch sogar die Heiligkeit), welche Schleiermacher in seinen „Vertrauten Briefen“ über die „Lucinde“ verkündigt, hat eigentlich gar nichts zu fürchten; wenn schon Gott und Mensch Eins sind, wenn es einen Schöpfer und ein Geschöpf nicht gibt, wenn die Alleinslehre consequent durchgeführt wird, dann sind gut und böse nur Erscheinungsformen und im Wesen eins und dasselbe, dann ist Tugend und Laster aber auch im Wesen eins und dasselbe, und dann gibt es auch keinen wesentlichen Unterschied zwischen Frömmigkeit und Unverschämtheit, wie dies so eklatant in der „Lucind,“ und mit allerhand wissenschaftlichem Kraftaufwand in den „Vertrauten Briefen“ über die „Lucinde“ zu finden ist.

Schleiermacher hat in seiner Moral, in seinen Anschauungen über die Ehe, sehr vorsichtig so ungeheuer weite Kreise gezogen, daß seine Frauengestalten diese Eheweiber und sein Verhältniß zu diesen noch einen großen Tummelplatz frei erhalten haben. Die Biographen mit ihrer Verhimmlungssucht haben sehr oft die Schuld, daß sie ihre Pflegebefohlenen rein der Lächerlichkeit preisgeben; dem Schleiermacher auch noch die Frömmgkeit anheften zu wollen, das fordert doch in unverantwortlicher Weise die allgemeine Heiterkeit heraus. Eleonore und weit drastischer noch die vielseitig verwendbare Bettina Arnim haben schon in ihren Enthüllungen, welche an sentimentaler Unverschämtheit nichts zu wünschen übrig lassen, über „die gefühlvollste Wärme der Frömmigkeit“ Schleiermacher's Beiträge gebracht, daß man Schleiermacher's Frömmigkeit nicht vom gewöhnlichen, sondern von seinem Standpunkte aus betrachten muß, wie es der sehr vorsichtige Schenkel verlangt, freilich die Frömmigkeit (von seinem Standpunkte) hat auch die schärfsten Argumente der Vernunft (von seinem Standpunkte) nicht zu fürchten. —

Das erinnert total an Johannes Scherr, der geschrieben hat, man müsse, um die „Pucelle“ Voltaires zu beurtheilen, sich auf Voltaires Standpunkt stellen. Dann kann man es allerdings so weit bringen, daß man dieselbe auch noch sittlich findet, und bei der „Lucinde“ und deren Vertheidiger muß man sich auf den Standpunkt Schlegel's und Schleiermacher's

stellen, dann kann man die Liebesschilderungen Schlegel's als Akte der Heiligkeit bewundern.

Willst du beim Moralisiren
Sicher sein und niemals irren,
Mußt für Tugenden und Sünden
Du den rechten Standpunkt finden;
Hast du diesen erst gefunden,
Dann ist alles überwunden!

Erst wenn alles Denken religiös, und alle Religion gedankenvoll geworden war, dann wird der Friede, die Seligkeit in den Herzen Wohnung nehmen, verkündet Schenkel, — das erwartet er, wenn der mit Phrasen verhangene Nihilismus zum Siege kommen würde.

74. Wie Schleiermacher (nach Schenkel) die Frömmigkeit wieder in die Mitte aller Herzens- und Lebenserfahrungen gerückt hat, was eine Leistung von unermeßlicher Tragweite ist. Die Frömmigkeit, mit dem Probirstein geprüft: erwiesener Schwindel.

Schenkel fährt aber bezugs Schleiermacher fort:

„Er hat die unermeßliche Arbeit nicht erledigt. Sie ist nicht das Werk eines Einzelnen, auch nicht des Größten; sie ist das Ziel der ganzen künftigen, religiösen und sittlichen Entwicklung der Menschheit. Wenn er seine Dialektik und Ethik nicht selbst druckfertig ausgearbeitet, so hatte er wohl das Gefühl, daß es ihm noch nicht völlig gelungen, sie in wissenschaftlicher Kunstform zum allgemeinen Bewußtsein zu bringen, was ihm als innere Erfahrungsthatsache einer täglich erlebten Wahrheit im Wissen und Leben unzweifelhaft feststand. Aber die Aufgabe selbst so klar erkannt und an ihre Ausführung ein so reiches und arbeitsvolles Leben mit dem Aufwand so vieler Kraft gesetzt zu haben, ist an sich schon ein unsterbliches Verdienst. Daß durch ihn die Frömmigkeit wieder in die Mitte aller Herzens- und Lebenserfahrung, die Kirche in die Fortschrittslinie aller Völker- und Weltentwicklung gerückt worden ist, muß schon als eine Leistung von unermeßlicher Tragweite gelten.“ —

Jetzt haben wir's: die Frömmigkeit ist in die Mitte aller Herzen und aller Lebenserfahrung gerückt worden; die Frömmigkeit gerückt, in die Mitte der Erfahrung ge-

rückt, — und die Kirche in die Fortschrittslinie aller Völker- und Weltentwicklung gerückt!! Nun, mag sein! denn diese Frömmigkeit ist so gut wie diese Kirche sehr verrückt. Was ist Frömmigkeit? was ist Kirche? Frömmigkeit der subjektive Gefühlsschwindel, den sich jeder nach seinem moralischen Bedürfniß einrichten kann — für den Menschenfresser ist das Menschenfressen Frömmigkeit! Und was ist Kirche? Verkündigung des Atheismus mit frommen Mienen, und überzukkerte Universumsphrasen, in ein mit Bibelversen bedrucktes Luxuspapier eingewickelt.

Diese ganze Lehre konnte Anfangs des Jahrhunderts in jüdischen Salons zu Berlin den geist- und liebereichen Jüdinnen jung und alt und einem blasirten Publikum, das sich nicht zu gestehen wagte, es wisse nicht, wo denn der da droben mit seiner Frömmigkeit hinaus wolle, dann bei einigen Studirenden, um der Opposition gegen die alte Orthodoxie und um der Mode willen, Interesse finden; aber wo ist der Mann zu finden, der mit dieser Lehre zu den wilden Völkern geht, um sie zu bekehren, der mit dieser Lehre in Strafhäusern und Criminalgebäuden bei den Bewohnern eine Veränderung der Gesinnung und der Handlungsweise — eine Bekehrung hervorbringt; wo ist der Mann, der von diesem Alleinsschwindel so überzeugt ist, daß er dafür den Martyrertod zu erleiden entschlossen wäre? Wo ist der Mann, der mit dieser Lehre ein Hospital von Barmherzigen Schwestern zusammenbringt, die mit Aufopferung ihres Lebens, mit jeder Entsagung Kranke und Sterbende pflegen? Das ist ein Probirstein, — aber nicht die Bewunderung von Seite der Grunow's, der Charlotten, der Bettinen und des Herz'schen, stark nach Schleiermacher's Moral duftenden Damensalons!

Es soll heute ein Prediger die Kanzel besteigen und Schleiermacher's „Reden" vortragen, und er kann versichert sein, daß das Gefühl der Langeweile, der Abgeschmacktheit keinem Zuhörer über eine Viertelstunde gestatten wird, zuzuhören; wo ist der, auf den die darin enthaltene Gefühlsduselei irgend einen religiösen Eindruck hervorbringen könnte? wo ist der, welcher dies Buch voller lauen Gefühlsspülichtwassers genießen könnte? Die Hand auf's Herz vor einer Antwort! — Bei der Alleinslehre, bei der mit Phrasen überschleierten

nackten Gottlosigkeit, bei der Lehre, der Mensch verschwinde seinem Leibe nach in die Erde, seinem Geiste nach in's Universum zurück, von einer persönlichen Fortdauer nach dem Tode, von einer Ausgleichung, von einem Wiedersehen keine Spur, in keiner Form, nur Alles Verschwebung, Verduselung, Verdunstung in das Universum retour; bei dieser Lehre von einer Kirche, von ihrem Fortschritt, von einer Frömmigkeit zu reden, das — kann man Niemand wehren, weil jeder das Recht hat, seinen Unsinn auszukramen, aber es ist geradewegs erfahrungsgemäß der entgegengesetzte Pol der Weisheit.

75. Wie Schenkel's Logik dem logischen Denkgesetz und der Gewissensfreiheit einen Faustschlag zu appliciren versucht.

Nach einem Exkurs über die verwunderliche Logik Schenkel's, mit welcher er die Schleiermacher'sche Universums-Einheit dem Leser plausibel machen will, sagt Schenkel über Schleiermacher (S. 582):

„Seine Weltanschauung ist in der That eine durchaus religiöse. Eine Trennung zwischen dem Gottesbewußtsein und dem Weltbewußtsein, wodurch dem letzteren ohne das erstere eine Stelle lediglich für sich eingeräumt wäre, würde die Einheit des Bewußtseins spalten, auf welche er so unbedingtes Gewicht legt, die ihm eben so sehr eine Forderung der Wissenschaft als ein Bedürfniß des Glaubens ist." — —

1. Also wehe dem, der sich denkt, eine Trennung zwischen dem Gottesbewußtsein und dem Weltbewußtsein ist eine nothwendige Bedingung aller Religion; denn wenn alles, was ich denke, zugleich ein Gedanke Gottes ist, dann gibt es keine Sünde, wie es auch Schleiermacher für Bettina sehr schön und tauglich (für ihren engelreinen Wandel) zu ihr öfter gesagt hat: „Die Dummheit allein ist Sünde" — und so ist ihm auch die Sünde nur eine Dummheit gewesen.

2. Ferner wehe dem, welcher auf die Schleiermacher'sche Einheit des Bewußtseins gar kein Gewicht legt, dem diese

Einheit weder eine Forderung der Wissenschaft noch des Glaubens ist, sondern der auf wissenschaftliche Forschung hin zum Glauben gelangt, Geschöpf und Schöpfer seien kein confuses Bewußtsein, Gott habe in sich als Creator eine eigene Wesensentfaltung mit göttlichem Bewußtsein, wie der Mensch auch ein eigenes Bewußtsein, eine eigene Wesensentfaltung in sich habe! Man müßte also nach Schenkel dem Geisterfürsten (Schleiermacher) sein prophetisches Glaubensbekenntniß nachbeten oder man ist ein Rebell gegen den Schleiermacher'schen Universalbräukessel, in dem alles zusammen in Einem Bräu von ihm wissenschaftlich und im Glauben auch noch verkocht worden ist.

3. Im Namen der Gewissensfreiheit, der Freiheit der Wissenschaft, des logischen Denkgesetzes protestiren wir gegen die Zumuthung, die Aussprüche Schleiermacher's als eine Forderung der Wissenschaft anzuerkennen, sein Bedürfniß des Glaubens auch uns als unser Glaubensbedürfniß oktroyiren zu lassen.

4. Hegel, Schelling, Schopenhauer, Fichte, Schleiermacher haben sich ihre Principien gegenseitig mitunter mit der größten Erbitterung bestritten; einer hat den andern des Unverstandes, der Denkunfähigkeit, falscher Voraussetzungen und unlogischer Consequenzen beschuldigt, und wir sollen nun dem Schleiermacher allein als dem Unfehlbaren uns unterordnen, nur ihm allein glauben, nur sein Princip der Weltanschauung als das einzig wahre anerkennen! Wir glauben den Vorwürfen eines jeden, die er dem andern gemacht hat, und glauben somit keinem — und dem Schleiermacher schon gar nicht, der schlau „wie ein Dachs um's Universum herumschleicht" und in religiösen Phrasen und religiös scheinenden Handlungen seinen completen Atheismus zu verstecken sucht. — Hegel, Schopenhauer und Fichte haben wenigstens nicht in religiösen Phrasen und subjectiver Gefühlsduselei gearbeitet! Sie sind nicht als theologische Dachse um den philosophischen Nihilismus (das Universum) herumgeschlichen.

Was nun Schenkel ferner von der hohen Bedeutung der Schleiermacher'schen Weltanschauung sagt, das hat für uns

den gleichen Werth d. h. Unwerth wie die früheren kühnen Behauptungen.

Schenkel meint ferner (S. 582):

„Gerade darin liegt die hohe Bedeutung seiner Weltanschauung, daß es auf ihrem Standpunkte kein Wissen und Thun gibt, welches nicht in seinem letzten Ausgangspunkte auf das Gottesbewußtsein zurückbezogen werden müßte. Seine Dialektik, wie seine Ethik führen mit ihren Wurzeln auf Gott zurück, seinen Ausführungen in diesen beiden großen Zweigen der Wissenschaft der Welt liegt die Voraussetzung zu Grunde, die er schon in seinen „Reden“ den gebildeten Religionsverächtern kühn entgegengehalten hat, daß jeder Mensch religiös ist vor allem andern, und daß, wenn auch einer von der Gottheit lassen möchte, die Gottheit doch nicht lassen würde von ihm.“

Wir aber sagen: Gerade darin liegt die Unbedeutendheit seiner Weltanschauung, daß diese auf einer von ihm gemachten Voraussetzung beruht, die wir ohne weiteres als richtig annehmen sollen, weil er sie schon in seinen „Reden“ den gebildeten Religionsverächtern kühn entgegengehalten hat!!! Also weil er so kühn war, diese Voraussetzung seinen Zuhörern entgegenzuhalten, sollen wir von ihm dieselbe gläubig entgegennehmen! Auch ein logischer Schluß wie die Voraussetzung des Schleiermacher'schen Credo: „Jeder Mensch ist religiös vor allem andern; wenn auch einer von der Gottheit lassen wollte, die Gottheit würde doch nicht von ihm lassen.“ —

76. Wie sich Schenkel vor einem Menschenfresser mit seiner Theologie nicht vertheidigen könnte. Die falschen Perlen für die Braut.

Wir wissen nicht, ob Herr Schenkel irgend einem Menschenfresser als ein schmackhafterer Bissen erscheinen würde, als es Schleiermacher war; wenn aber nun z. B. einer dieser zwei Herren oder beide zugleich in die Hände eines Menschenfressers fielen und dieser seine Opfer abschlachten wollte, wogegen diese beiden selbstverständlich einen Protest einlegen würden, so könnte ihnen der Menschenfresser sagen: „Meine Herren, ich bin vor allem andern religiös, die Gottheit läßt nicht von mir, sie ist in mir, wie Sie es selber

lehren; es kann Ihnen doch nur eine Freude machen, wenn Ihre Gottheit mit meiner Gottheit in so innige Beziehung kommen kann! Sie können doch nichts entgegen haben, wenn ich als ein Verehrer der „hohen Bedeutung" Ihrer Weltanschauung Ihnen ein Collegium practicum darüber zum Besten gebe; mit der Versicherung, daß ich Ihre Weltanschauung mit allem, was drum und dran, außerordentlich schmackhaft finde." — Und wenn Schenkel in seiner Bedrängniß alle Mittel seiner Redekunst aufbieten würde, um den Beweis zu liefern, daß er weitaus nicht so wohlschmeckend sei, als der Menschenfresser behauptet, er würde nach Schleiermacher's Theorie zugeben müssen, daß der Menschenfresser religiös ist vor allem andern und daß er gegen die Praxis, sich als Braten verwendet zu sehen, keinen Gegenbeweis aufbringen kann.

Wir erlauben uns auf Grund der proklamirten Gewissens- und der Denkfreiheit die Weltanschauung Schleiermacher's gerade von der drolligen Seite zu betrachten, und daß dieselbe nicht nur eine, sondern viele drollige Seiten besitzt, das wird jeder logische Kopf — wenn am Ende auch dabei achselzuckend — doch nicht abstreiten können.

Wir erlauben uns auszusprechen, daß wir die Perlen der Weltanschauung Schleiermacher's durchwegs für unecht halten, für so unecht als die geblasenen Perlen (wie er es selber eingestanden), die er seiner Künftigen als Brautschmuck verehrt hat.

Schenkel S. 346:

„Als er seiner Henriette den Brautschmuck von Perlen schickte, fügte er hinzu: Perlen sind der Schmuck, den ich am meisten liebe. Freilich wünschte ich, ich hätte dir echte schicken können, denn echt soll so viel wie möglich alles in unserm Leben sein. Glaube nur nicht, daß Perlen Thränen bedeuten, denn das gilt nur im Traum. Sie bedeuten das Edelste, was im Verborgenen eines stillen, unscheinbaren Lebens bereitet wird." — —

Also aufgeblasene Glasscherben mit Wachs und Quecksilber im Innern beklebt und in einem talmi-goldenen Phrasenschließer zusammengehalten!

77. Wie Schleiermacher, die „Lucinde" vertheidigend, Vorschläge zu einer neuen Kirchenverfassung machen soll. Schleiermacher auch als Sittenreformator. Tableau!

Und dieser selbige Schleiermacher, der mit allen bisher geltenden Fundamentalgrundlehren der Kirche und des positiven Christenthums total fertig geworden war, der keinen andern Gott kannte als jenen, welcher als Geist durch das Menschengeschlecht durchströmt, die Persönlichkeiten zerstörend, in seinem Geistwesen flüssig, als Gott in der Menschheit fortwaltend, dieser Mann erhielt den Auftrag vom Minister Stein, Vorschläge zu einer neuen Kirchenverfassung zu machen. Schenkel erzählt uns darüber sehr vieles, wir wollen nur vom Interessantesten daraus etwas anführen (S. 347):

„Mit Freude hatte er sich dieser wichtigen Arbeit unterzogen. Er war dabei von der Voraussetzung ausgegangen, daß das protestantische Kirchenwesen sich im Zustande eines tiefen Verfalles befinde. Das Bild, das er in seinem Gutachten (1808) entwirft, ist in der That traurig genug. Der lebendige Antheil an der öffentlichen Gottesverehrung und den heiligen Gebräuchen war nach seiner Ansicht fast verschwunden, der Einfluß religiöser Gesinnungen auf die Sitten und auf deren Beurtheilung kaum noch wahrzunehmen, das lebendige Verhältniß zwischen den Predigern und ihrer Gemeinde so gut als aufgelöst, und Kirchenzucht und Disciplin völlig untergegangen, der gesammte geistliche Stand in Absicht auf seine Würde in einem beständigen Sinken begriffen, in Absicht auf seinen eigentlichen Zweck von einer gefährlichen Lethargie befallen. Den Grund dieser Uebel glaubte er in einigen seit der Reformation begangenen Fehlern zu finden. Hatte die vorreformatorische Kirche sich von dem Staate emancipirt, ja über ihn erhoben, so war sie seither dem Staate zu sehr untergeordnet, und die Vorstellung, als ob sie nur ein Institut des Staats zu bestimmten Zwecken wäre, hatte seitdem immer mehr überhand genommen." — —

Schenkel bewundert den Freimuth Schleiermacher's in seinem Gutachten. Wir auch, aber nicht aus der gleichen Ursache; Schenkel bewundert seinen Freimuth, weil er auf die Bevormundung der Kirche durch den Staat hingewiesen, wir bewundern seinen — Freimuth, weil er vom verschwundenen Einfluß religiöser Gesinnungen auf die Sitten u. s. w. spricht. Der gute Mann hat also wirklich gemeint,

seine Gefühlsreligion, die Gott und Mensch im Herzen verschmilzt, außer dem Menschen keinen Gott anerkennt, die Fortdauer der Persönlichkeit, Gericht, Ausgleichung verleugnet, könne einen Einfluß auf die Sitten ausüben! und er vergißt auch ganz, daß er in seinem Leben von derlei Einflüssen seiner religiösen Gesinnungen auf seine Sitten nicht nur nichts verspüren ließ, sondern daß die gedruckten, theils von ihm theils von seinen intimen Freundinnen herausgegebenen Zeugnisse über sein sittliches Wohlverhalten jeden, der dieselben kennt, zur Frage drängen: Aber um Gotteswillen, wie kommt der Mann dazu, die protestantische Geistlichkeit reformiren zu wollen, über den Verfall der Sitten, der Kirchenzucht und Disciplin zu klagen, von einer gefährlichen Lethargie zu sprechen und am Schluß sehr schlau und unbefangen die ganze Schuld auf einige „seit der Reformation begangene Fehler" zu schieben?

78. Wie sich jetzt nach 80 Jahren die Vorschläge Schleiermacher's als vollkommen nutz- und haltloses Geschwätz herausstellen.

Was hat da der Entwerfer für höchst sonderbare Entwürfe zusammengeworfen! Jetzt nach circa 80 Jahren zeigt sich so recht, nach vielen Erfahrungen, wie hohl, wie nichtssagend, nichts bezweckend, sich gegenseitig aufhebend alle seine Vorschläge gewesen sind.

„Die Kirche soll vom Staate getrennt werden, aber nicht ganz; er wollte der Staatsgewalt auch fernerhin die Controle über das ordnungsmäßige Verfahren in der Kirche und die unmittelbare Aufsicht auf die Kirchengüter einräumen, die als von ihm herrührend und abhängig auch ins künftige sollten angesehen werden." — —

Da springt der hochphilosophische Reformator über geschichtliche Thatsachen mit einem Saltomortale hinüber. Das Kirchengut ist ein Aggregat von frommen Stiftungen, welche der Kirche gegeben worden sind, sie rühren nicht vom Staate her, abhängig vom Staate sind sie jetzt freilich, eben so wie das Geld eines dritten, das der „Entfremder" jetzt in seiner Tasche hat, auch von diesem abhängig ist.

Er folgert ferner:

„Da aber die protestantische Kirche in Preußen zum Zwecke einer unabhängigen Stellung nothwendig auch einer stärkeren Dotation als bisher bedurfte, so forderte er, daß sie wieder in den Besitz eines Theils ihrer ehemaligen Güter, welche der Staat mit der Kirchenverwaltung an sich genommen hatte, gesetzt werden möge.“ — —

Sonderbare Sprünge über Thatsachen: Das Kirchengut in Preußen rührt durchwegs aus der katholischen Zeit her; die Fürsten haben sich desselben als Oberherren der neuen Kirche bemächtigt, und durch 300 Jahre wagte Niemand, diesen Besitz ihnen streitig zu machen; von jener Genossenschaft, die Schleiermacher jetzt in seinem Sinne mit dem Namen Kirche bezeichnet, rühren die Kirchengüter nicht her.

Aus dem Wust von höchst vager Paragraphenformation nur noch einiges zur Orientirung:

„Die Kirchenzucht, „die als etwas schlechthin freiwilliges der bürgerlichen Freiheit oder Ehre keinen Eintrag thun darf,“ soll von der Versammlung der Communikanten ausgeübt werden, und zwar an solchen Gemeindegliedern, welche eines bürgerlichen Verbrechens überwiesen worden, oder ein offenkundiges, ungebürliches Leben führen: Wegen abweichender Lehre oder sogenannter „Ketzerei“ sollte jedoch kein Gemeindeglied zur Verantwortung gezogen werden.“ — —

„Auf Synoden stimmfähige Prediger sollten unbeschränkte Freiheit im Gebrauche von Kirchenbüchern (Agenden) genießen.“ „Nach Ablauf von je 10 Jahren sollte eine allgemeine Revision des Cultus von dem Kapitel vorgenommen werden, hie und da eingerissene, oder längst bestandene abergläubische oder abfallende Gebräuche sollten bei dieser Veranlassung abgestellt, die Form des Gottesdienstes für die nächsten 18 Jahre in der von jüngern Predigern (!) besetzten Kirche geordnet, die Synode, welche die meisten Fortschritte im gottesdienstlichen Leben gemacht, ausgezeichnet, und die Gegenstände angegeben werden, welche noch der Verbesserung bedürften. Auf die wissenschaftliche Ausrüstung und Fortbildung der Candidaten der Theologie sollten die Capitel vorzugsweise ihre Aufmerksamkeit richten. Die Oberaufsicht über das gesammte Kirchenwesen wünschte er einstweilen noch in den Händen der Staatsregierung zu lassen. Diese sollte dieselbe durch einen aus Geistlichen, Gelehrten und Finanzbeamten der katholischen und der protestantischen Confession bestehenden Kirchenrath ausüben. „Aus einem Vorschlage von drei qualificirbaren Subjecten von Seiten der Capitel“ hätte der König die Bischöfe zu er-

wählen. Zu befehlen hätte die Staatsregierung denselben nichts, jedoch sie zu „erinnern."

Wer wird hier nicht zwischen den Zeilen eine Erinnerung mit Frakturbuchstaben finden: die deutlich besagt, wo das allerqualificirbarste Subjekt im Kapitel zum Vorschlag und für den König zur Ernennung zu finden wäre?

Wir fragen hier nicht vielleicht Katholiken, sondern protestantische Prediger, die sich aber zum positiven Christenthum bekennen, was sie von diesen Schleiermacher'schen Reorganisations-Entwürfen halten. — Schenkel selbstverständlich zollt auch diesem Entwurf alle Theilnahme und Anerkennung. Er sagt darüber:

„Als ein Versuch in der einflußreichsten deutsch-protestantischen Landeskirche einen verfassungsmäßigen Zustand anzubahnen, verdient der Schleiermacher'sche Kirchenverfassungsentwurf alle Theilnahme und Anerkennung." — —

Wir sind auch da wieder so ungefällig, unsern Lesern wohl Theilnahme aber nicht Anerkennung vorschreiben zu lassen, Theilnahme aber nur insofern, als jeder Leser seinen Theil darüber denken kann.

79. Selbst Schenkel erkennt den Schleiermacher'schen Entwurf von der „Höhe der Idee" aus als mangelhaft. Schenkel steht immer auf der Höhe der Idee, er thut's nicht anders. Nebelwolken statt Grundsteine.

Freilich muß man anerkennen, daß Schenkel seine Anerkennung auf Seite 351 schon Seite 352 selber wieder zurücknimmt und zwar nachdem er sich „auf die Höhe der Idee" gestellt hat. S. 351 ist er eben noch in den flachen Ebenen oder in der ebenen Flachheit gestanden. Er sagt also S. 351 corrigirend S. 352:

„Ist der Schleiermacher'sche Kirchenverfassungsentwurf, von 1808 von der Höhe der Idee aus betrachtet, noch sehr mangelhaft, schon deßhalb, weil er der Gemeinde nur auf der untersten, nicht aber auf den obern Stufen des Verfassungslebens eine Mitwirkung neben der Geistlichkeit und neben der Staatsgewalt einräumt: so hat er doch auch wieder ganz vortreffliche Grundsätze in sich aufgenommen, die noch heute ihrer Verwirklichung im Leben der meisten deutschen protestantischen Landkreise entgegenharren. Wir (Schenkel) zählen dahin namentlich die gesetzliche

Anerkennung unbedingter Lehrfreiheit, die Allgemeinverbindlichkeit der bürgerlichen Eheschließung und die Selbstständigkeit der Verwaltung in allen innern Angelegenheiten. Die beiden letzten Grundsätze trafen denn auch bei den Rathgebern Friedrich Wilhelms auf entschiedenen Widerspruch. Der Entwurf wurde zurückgelegt, bei der fortdauernden Unsicherheit der politischen Lage traten die kirchlichen Interessen überhaupt in den Hintergrund. Er blieb bis auf den heutigen Tag „schätzbares Material.“ —

Ein schätzbares Material jener Gattung, betreffs welcher man dem Lieferanten des Materials höflichkeitshalber sagt: Mein Schätzbarster, Ihr Material wäre außerordentlich schätzbar, aber wir können es nicht brauchen, wir haben schon genug mit unserer politischen Confusion und wollen sie auf andern Gebieten nicht auch noch in Scene setzen!

Hören wir noch einiges aus dem „schätzbaren Material“. Die Versammlung der Communicanten soll Gemeindemitglieder, welche u. s. w. (wie oben) von der Communion ausschließen. Wir verweisen auf den Bericht über das Abendmahl bei Schleiermacher's Tode; er trank ein Glas Wasser und forderte die Umgebung auf, Wein zu trinken.[1]) Wozu soll bei den Ansichten Schleiermacher's über Gott, Unsterblichkeit, Erlösung eine Communion gefeiert werden? Wer wird denn da zu einer Communion gehen? Warum und wozu soll er eine solche empfangen? Unter diesen Umständen läßt sich ja ohnedies Niemand bei der Communionbank sehen. Um so weniger noch werden Verbrecher oder skandalöse Lebensläufler sich zur Communionbank drängen, das sieht diesem Geschlecht, auch wenn eine Communion für noch gläubige Christen gefeiert würde, gar nicht gleich! Gesetzt aber den Fall, trotz dieses prononcirten Atheismus, es kämen Gemeindemitglieder zur Communion, denen ein Verbrechen oder ein skandalöses Leben nicht vorgeworfen werden kann und es kommen auch andere, denen diese Vorwürfe mit Recht gemacht werden können, sollen nun die ersteren mit den

[1]) Wir werden später nachweisen, wie sich Schenkel bei Erwähnung dieses letzten Abendmahles insofern eine Fälschung zu Schulden kommen ließ, als er einen ihm unliebsamen Theil des Berichtes von der Wittwe Schleiermacher's ausgelassen hat.

letzteren einen Raufhandel anfangen? Und um dieser Communion willen auch noch dazu, welche Schleiermacher noch auf seinem Todtenbette zu einer Sentimentalitätsposse herabgedrückt hat?!

Wie nun Schleiermacher's Gottes-, Unsterblichkeits- und Abendmahlslehre nur Dunst und Nebel ist, so auch alle seine Vorschläge für Hebung des kirchlichen Lebens in den Gemeinden.

Er behaut Steine, brennt Ziegel, löscht Kalk, macht Mörtel, schafft Bauholz herbei, und fragt man ihn, wo er den Grundstein und einen Grund hat, auf dem er sein Gebäude aufführen will, so zeigt er dann die Nebelwolken seiner Universumstheorie; auf diesen Grund will er seine neue Kirche bauen und gibt sich eigenschriftlich für einen „prophetischen Bürger einer spätern Zeit" aus!!

Setzen wir den Fall, heute würde ein Prediger in Berlin die „Reden", welche Anno dazumal durch die Reclame des jüdischen Damensalons so viel Aufsehen gemacht haben, von der Kanzel herab halten und sie im Druck publiciren, wie viele Zuhörer würde er finden? Die Geister haben sich mehr und mehr geschieden, diese Gattung Religion hat sich ausgelebt, durch süße Phrasen und Gefühlsduselei läßt sich Niemand mehr gewinnen. Durch den Ausspruch an einen Trostbedürftigen, der einen Hoffnungsstrahl vom jenseitigen Leben, einen Glauben an die persönliche Unsterblichkeit des Menschen haben will: „Es ist die größte Gewißheit und es wäre nichts gewiß, wenn das nicht wäre, daß es keinen Tod gibt, keinen Untergang für den Geist," [1]) wodurch Schleiermacher besagen will: der Geist im Großen wird nun fortexistiren, freilich für deinen Geist, für deine Persönlichkeit gibt es keine Fortdauer, dein Geist verschwindet im großen Geisterkessel des Universums; durch diesen Ausspruch hat ein Menschengeist in seiner Noth und Bedrängniß gerade denselben Trost und dieselbe Erquickung, welche der Leib eines Menschen haben würde, der am Hungertuche nagt und dem Verhungern nahe ist und dem der Tröster sagen würde: Es wird immer Lebensmittel genug geben, die Erde wird fortfahren, solche in Masse zu produciren, es wird

[1]) Schenkel. Schleiermacher's Trost an seine Braut. S. 310.

an Nahrung nie ein Mangel sein, das sei dein Trost, mein lieber Hungriger; es ist die größte Gewißheit, daß auf der Erde immer genug zu essen da sein wird, freilich so selbstsüchtig darfst du nicht sein, für deinen Leib immer was zu bekommen; im Universaldepot, in der Vorrathskammer des Universums wird es immer Nahrungsmittel geben, das sei dir genug und damit Gott befohlen.

80. Wie Schleiermacher selber sein Kanzelpublikum satyrisch geschildert hat. Das Abendmahl auf dem Todtenbette. Rühmt sich vor dem Sterben seiner höchsten Erhebungen und tiefsten Combinationen.

Wohl hat Schleiermacher sein Publikum, welches unter seiner Kanzel gestanden, selber etwas satyrisch geschildert. (Schleiermacher's Leben, IV. Bd. S. 156):

„Bunter (schreibt er im März 1808 an Brinkmann) ist überhaupt wohl kein Fischzug als mein kirchliches Auditorium: Herrnhuter, Juden, getaufte und ungetaufte, junge Philosophen und Philologen, elegante Damen, und das schöne Bild vom heiligen Antonius (der den Fischen gepredigt) muß einem immer vorschweben." —

Es war eben Modesache, Schleiermacher zu hören. Der Zuhörer, welcher seinen „guten Geschmack" und sein Verständniß für „Geistreichthum" zeigen wollte, mußte die Stunde aushalten; wer ungefähr wissen will, was sich diese Leute im Innersten ihres Herzens dachten, der lese die „Reden" durch: sie waren, sind und werden sein langweilig, und können nur Ein Gefühl: das der Langeweile zum Durchbruch bringen.

Schleiermacher's letztes Abendmahl: Die Umstände beim Tode Schleiermacher's variiren bezüglich der Darstellung der Geschehnisse und bezüglich der gesprochenen Worte.

Es wird gewöhnlich gemeldet: er habe das Abendmahl genommen und es auch den Umstehenden gespendet, so wird es auch in einem Artikel des Herder'schen „Kathol. Conversationslexikon" nacherzählt und beigefügt:

„Merkwürdig und bezeichnend sind die Worte, womit er seine Gattin über den bevorstehenden Verlust zu trösten suchte: „Sterben

muß ich", sagte er, „darum laß es dir zur Beruhigung gereichen, daß ich gern sterbe. Sieh, die höchsten religiösen Erhebungen und die tiefsten philosophischen Combinationen leben in mir, und sie sagen mir ein und dasselbe.[1]) Es ist hell in mir." — —

Der nachdenkende Leser wird es sehr bedenklich finden, wie jetzt im Sterben bei ihm die tiefsten philosophischen Combinationen mit den höchsten, religiösen Erhebungen zu Einem Ziele gelangen konnten, nachdem sie in seinen Schriften zumeist in Zwietracht einander gegenübergestanden sind; aber nicht nur in seinen Schriften, sondern auch sehr in seinem Leben. Zu einem Defensor matrimonii bei einem geistlichen Ehegericht hat er das Zeug nicht gehabt, sich auch nicht dazu berufen gefühlt. Sein Leben in dieser Richtung hat auch seine Moral in dieser Richtung in sehr verdächtige Zwangslagen hineingebracht; die moralischen Combinationen haben mit seinen höchsten religiösen Erhebungen durchaus nicht Schritt gehalten. Ein Wort der Reue über sein Vorleben suchen wir vergebens in den Berichten über seine Todesumstände, wir finden dagegen den Gelehrtenhochmuth im höchsten Grade; er hat das Universum durchschaut wie keiner, und durchfühlt wie keiner! Die hochmüthige Phrase beherrscht ihn bis zum letzten Augenblicke, in dem der gläubige Christ seine arme Seele der Barmherzigkeit des ewigen Richters empfiehlt. Diesen kennt er nicht, er ist ihm kein Richter, es gibt für ihn keinen. — Nach dem Tode ist's mit der Persönlichkeit des Geistes aus, nur der Universalgeist lebt ewig fort, der persönliche wird von den Wogen des Universums verschlungen auf ewige Zeiten.

81. Schenkel macht über Schleiermacher's letzte Tage einen andern Bericht, läßt verschiedene Momente aus.

Hören wir nun den Bericht Schenkel's (S. 603):

„Der 12. Juli 1834 war sein Todestag. Seine Gattin hat uns wenige inhaltsreiche Worte aufbewahrt, die er in seinen letzten Stunden gesprochen. Von sich selbst sagt er: „Ich bin doch eigentlich

[1]) Die Berichterstatter sagen nicht ein und dasselbe, wie wir gleich weiter nachweisen werden.

in einem Zustande, der zwischen Bewußtsein und Bewußtlosigkeit schwanket . . . aber in meinem Innern erlebe ich die göttlichen Momente, ich muß die tiefsten speculativen Gedanken denken und die sind mir völlig eins mit den innigsten religiösen Empfindungen.“ Den Kindern hinterließ er den Johanneischen Spruch: „Liebet Euch unter einander.“ Seiner Frau gab er den Auftrag alle Freunde zu grüßen, ihnen zu sagen, wie innig lieb er sie gehabt habe. Er wäre noch gerne bei seinen lieben Angehörigen geblieben, aber als die Gattin die Hoffnung, daß er bleiben werde, aussprach, sagte er zu ihr: „Täusche dich nicht, liebes Herz, es ist noch viel Schweres zu überstehen.“ Gerne hätte er die Kinder gesehen; an dem Gedanken, daß die Freunde im Nebenzimmer mit den Kindern im stillen Gebet vereinigt seien, schien er sich besonders zu erfreuen. Als am letzten Morgen seine Leiden stiegen, der innere Brand überhand nahm, drang auch der Klagelaut aus seiner Brust: Herr, ich leide viel. Schon hatten die Todeszüge sich eingestellt, das Auge war gebrochen, der schwere Kampf vorüber, da legte er, nach dem Bericht der Gattin, die beiden Vorderfinger an das linke Auge, wie er that, wenn er tief nachdachte, und fing an zu sprechen: „Herr, ich habe nie am todten Buchstaben gehangen, und wir haben den Versöhnungstod Jesu Christi, seinen Leib und sein Blut. Ich habe aber immer geglaubt und glaube auch jetzt noch, daß der Herr Jesus das Abendmahl in Wasser und Wein gegeben hat.“ Er hatte sich unterdessen aufgerichtet, seine Züge hatten sich belebt, seine Stimme war rein und laut geworden. Er fragte in feierlichem Tone: Seid ihr auch eins mit mir in diesem Glauben, daß der Herr Jesus auch das Wasser in dem Wein gesegnet hat? Auf das Ja der Umstehenden fuhr er fort: So lasset uns das Abendmahl nehmen, Euch den Wein, und mir das Wasser. Es stoße sich keiner an der Form. Bei den Einsetzungsworten sagte er: Auf diesen Worten der Schrift beharre ich, sie sind das Fundament meines Glaubens.“ Nach der erschütternden Handlung sprach er noch den Segen: mit voller Liebe wandten sich seine Augen nochmals nach seiner treuen Lebensgefährtin. Seine letzten hörbaren Worte waren: „In dieser Liebe und Gemeinschaft bleiben wir eins.“ Wenige Minuten noch, und er hatte ausgelitten.“

Schenkel hat in diesem seinen Sterbeberichte wesentliche Momente auszulassen für gut befunden. Man muß den Herren auf die Finger schauen. Wir haben in die Quelle Einsicht genommen, welche Schenkel benützte, und werden den Bericht über Abendmahl und Tod ungeschmälert bringen, um dem Leser zu zeigen, wie schlau Herr Dr. Schenkel ist, und wie er alles zu vermeiden sucht, was nur im mindesten den Anschein haben könnte, als ob Schleiermacher sich

auch nur formell zu dem verhaßten „Buchstabenglauben" bekehrt hätte. Der Leser möge dann selber urtheilen.

82. Was die Wittwe Schleiermacher's über dessen Tod berichtet.

Der Originalbericht aus der Feder der Wittwe lautet:[1])

„Schon seit 12 Tagen litt der geliebte Vater an großer Heiserkeit und Husten, sah freilich heiter und klar, aber sehr blaß aus. So sehr wir uns beunruhigten und baten, mehr Rücksicht auf seine Gesundheit zu nehmen, so wies er doch alles mit der Versicherung zurück, daß er sich vollkommen wohl fühle, daß dies nur äußere Leiden seien, die auf sein inneres Befinden gar keinen Einfluß hätten."

„Am Donnerstag den 6. Februar 1834 war der letzte Abend, der still und heiter im Familienkreise verlebt wurde. In der Nacht zum Freitag begann die Krankheit durch einen fürchterlichen Anfall von Schmerzen im ganzen Körper (einen vorübergehenden der Art hatte er schon in der vorigen Nacht gehabt, aber nichts davon erwähnt), so daß der liebe Vater aussprach, er könne nicht sagen, wo er Schmerzen habe, sondern nur, daß keine Faser in ihm sei, die nicht von Schmerzen zerrissen würde. Sein Aussehn war wie eines Sterbenden, und er sprach sehr bestimmt seine Todesahnung aus. Ich hatte sogleich nach dem Arzt geschickt, der den Zufall sehr gefährlich fand, durch dessen Hülfe jedoch dieser Zustand in wenigen Stunden beseitigt war, und er ruhig und schmerzlos in seinem Bette lag."

„Am Sonntag war eine Consultation von 4 Aerzten. Die Entzündung hatte sich an diesem Tage mit Rapididät in wenig Stunden zum höchsten Grade entwickelt. Zwei Aderlässe wurden an einem Tage angewandt, von den Aerzten zwar noch Hoffnung gegeben, aber auf eine Weise, daß die Umstehenden wohl nicht im Zweifel bleiben konnten, wie die Sachen standen. Ich kam nicht von seinem Bette. Die im anstoßenden Zimmer auf meinen Wink wartenden Kinder und Freunde besorgten Alles, zur persönlichen Pflege war ich hinreichend, und die höchste Stille mir geboten."

„Ich habe sie so gewissenhaft gehalten, daß ich ihn zu keinen einzigen theuern Wort veranlaßt habe."

„Er versicherte oft, er leide nicht so viel als es wohl scheine. Seine Stimmung war während der ganzen Krankheit klare, milde Ruhe, pünktlicher Gehorsam gegen jede Anwendung, nie ein Laut der Klage oder Unzufriedenheit, immer gleich freundlich

---

[1]) Aus Schleiermacher's Leben. In Briefen. 2. Band. 2. Auflage. Berlin, Rainer 1876. S. 510—513.

und geduldig, wenn gleich ernst und nach innen gezogen. Am Montag früh fand der Arzt den Puls und die Zunge eines Sterbenden. Hier folgen aus meiner Erinnerung die wenigen theuren Worte, die ich habe festhalten können. Einmal rief er mich an sein Bett und sagte: „Ich bin doch eigentlich in einem Zustand, der zwischen Bewußtsein und Bewußtlosigkeit schwanket, (er hatte nämlich Opium bekommen, das ihn viel schlimmer machte), aber in meinem Innern verlebe ich die göttlichsten Momente, ich muß die tiefsten speculativen Gedanken denken, und die sind mir völlig eins mit den innigsten religiösen Empfindungen.[1]" Einmal hob er die Hand auf und sagte sehr feierlich: „Hier zünde eine Opferflamme an." Ein anderes Mal: Den Kindern hinterlasse ich den Johanneischen Spruch: „Liebet euch unter einander." Wieder ein anderes Mal: „Die guten Kinder, welch ein Segen Gottes sind sie uns!" Ferner: „Ich trage dir auch auf, alle meine Freunde zu grüßen und ihnen zu sagen, wie innig lieb ich sie gehabt habe." „Wie freue ich mich auf die schönen Tage unserer silbernen Hochzeit, Hildchens Hochzeit, ich durchlebe sie jetzt schon ganz." „Ich wäre so gern noch bei dir und den Kindern geblieben." Und als ich meine Hoffnung aussprach: „Täusche dich nicht, liebes Herz (mit der höchsten Innigkeit), es ist noch viel Schweres zu überstehen." Auch verlangte er die Kinder zu sehen, doch als ich ihn bat, ja alles Bewegende zu vermeiden, stand er gleich davon ab und war damit zufrieden, daß jedes nur einmal in das Zimmer kommen sollte, etwas zu bringen. Er fragte einige Male, wer im Nebenzimmer sei, und als ich ihm die lieben Freunde nannte und sagte: sie sind mit den Kindern in stillem Gebet vereinigt, schien er sich daran zu freuen."

„Am letzten Morgen stieg sein Leiden sichtbar. Er klagte über heftigen inneren Brand, und der erste und letzte Klagelaut drang aus seiner Brust: „Ach Herr ich leide viel!" Die vollen Todeszüge stellten sich ein, das Auge war gebrochen, sein Todeskampf gekämpfet. Da legte er die beiden Vorderfinger an das rechte Auge, wie er that, wenn er tief nachdachte und fing an zu sprechen:

„Ich habe nie am todten Buchstaben gehangen, und wir haben den Versöhnungstod Jesu Christi, sein Leib und sein Blut.

---

[1]) Hier wird Jeder, der Sterbende in der Qual der Lungenentzündung und in der Opiumbetäubung zu beobachten Gelegenheit gehabt, es außerordentlich bedenklich finden, daß ein Mensch in dieser Lage gestimmt ist, die tiefsten speculativen Gedanken zu denken, die bei Schleiermacher noch dazu nach seinem System in Atheismus und Vernichtung des persönlichen Geistes sich ausgliedern und wie er in Uebereinstimmung mit diesem Speculationsergebniß zu den innigsten religiösen Empfindungen gelangen konnte!

Ich habe aber immer geglaubt und glaube auch jetzt noch, daß der Herr Jesus das Abendmahl in Wasser und Wein gegeben hat." [1])

„Während dessen hatte er sich aufgerichtet, seine Züge fingen an sich zu beleben, seine Stimme ward rein und stark. Er fragte mit priesterlicher Feierlichkeit: „seid ihr auch eins mir mir in diesem Glauben, daß der Herr Jesus auch das Wasser in dem Wein gesegnet hat?" – worauf wir ein lautes Ja antworteten. „So lasset uns das Abendmahl nehmen, Euch den Wein und mir das Wasser! sagte er feierlich, aber von G. (dem Küster) kann nicht die Rede sein. Es stoße sich keiner an der Form." Nachdem das Nöthige herbeigeholt war, während wir in feierlicher Stille mit ihm gewartet hatten, fing er an mit verklärten Zügen und Augen, in die ein wunderbarer Glanz, ja eine höhere Liebesgluth, mit der er uns anblickte, zurückgekehrt war, einige betende, einleitende Worte zu der feierlichen Handlung zu sprechen. — Darauf gab er zuerst mir, dann jedem Anwesenden, und zuletzt sich selbst das Brod, indem er bei Jedem die Einsetzungsworte laut sprach: Nehmet hin und esset u. s. w., ja so laut sprach er, daß alle Kinder, die horchend an der Thür des Nebenzimmers knieten, es deutlich hörten."

„Ebenso reichte er den Wein mit den vollständig ausgesprochenen Einsetzungsworten, und zuletzt nachdem er auch sich selbst wieder die Einsetzungsworte geredet hatte, das Wasser.[2]) Dann: „Auf diesen Worten der Schrift beharre ich, sie sind das Fundament meines Glaubens." Nachdem er den Segen gesprochen, wandten sich seine Augen nochmal mit voller Liebe zu uns, dann: „in dieser Liebe und Gemeinschaft sind und bleiben wir eins." Er legte sich auf das Kissen zurück. Noch ruhte die Verklärung auf ihm. Nach einigen Minuten sagte er: „Nun kann ich auch nicht mehr hier aushalten," und dann: „gebt mir eine andere Lage." Wir legten ihn auf die Seite. Er athmete einige Male auf; das Leben stand still. Unterdessen waren alle Kinder hineingetreten und umgaben knieend das Bett. Sein Auge schloß sich allmählich. — Wie schwach reicht jetzt selbst die Erinnerung an die Wirklichkeit dieser ungeheuren Augenblicke." —

---

[1]) Im Berichte steht hier folgende Note: „Ihm war Wein ausdrücklich verboten worden und bei Juden wurde bekanntlich, wie im ganzen Alterthum, der Wein nur vermischt mit Wasser getrunken."

[2]) Das „aber von G. (dem Küster)" an bis hierher hat Schenkel in seinem Berichte ausgelassen, warum? darum!

83. Bedenken über die verschiedenen Todesberichte. Dem Schenkel ist der ganze Abendmahlbericht höchlich zuwider. Die Fanfare, welche Schenkel dem Schleiermacher in's Grab nachbläst.

So schließt der Bericht der Wittwe. Schenkel hat den Umstand, daß Schleiermacher, die Einsetzungsworte Christi sprechend, seiner Umgebung das Brot ausgetheilt, und gesagt hat: „Auf diesem Wort der Schrift beharre ich, sie sind das Fundament meines Glaubens", ausgelassen!! Warum er das gethan, das erklärt er uns wohl am besten sogleich aus seiner Bemerkung, die er seinem Bericht vom Abendmahl in Wasser und Wein hinzufügt, auch das könnte, meint Schenkel, doch schon als zu unangenehme Rückkehr zum Buchstabenglauben angesehen werden. Er sagt (S. 640):

„Man hat in Beziehung auf dieses Sterben gesagt, daß der Tod ihn in der Weise abgeholt, die ihm die entsprechendste gewesen war; und selbst der Verdacht einer zu berechnenden Wirkung[1]) ja der Vorwurf einer sklavischen Befangenheit in Buchstaben und Ueberlieferung[2]) ist nicht unausgesprochen geblieben."

Schleiermacher hat es mit den Verläugnern des Gottessohnes und des dreieinigen Gottes noch auf seinem Todtenbette sehr verdorben; er, der philosophisch immerfort das Christenthum, den transcendentalen Gott und alle Grundlagen des positiven Christenthums verläugnete, spricht auf seinem Sterbebette wieder von den Einsetzungsworten der Schrift, als von dem Fundament seines Glaubens!! Schenkel will seinen Lesern keinen Zweifel am System Schleiermacher's aufsteigen lassen, und darum theilt er ihnen diese Begebenheit nicht mit und streicht sie als Censor aus seinem Berichte, die Leser brauchen nicht alles zu wissen. Schenkel schreibt auf den Titel seines Buches: „für das deutsche Volk," und hat sich in Anbetracht vieler Momente aus dem Leben Schleiermacher's, die er sehr schlau nicht

---

[1]) Strauß, Charakteristiken und Kritiken. S. 211. Note.

[2]) H. Lang, Religiöse Charaktere. S. 398.

gebracht hat, wahrscheinlich gedacht: man muß diesem dummen deutschen Volk nicht Alles auf die Nase binden.

Selbst vom Verdacht eines letzten wieder angefachten Glaubensfunkens sucht er Schleiermacher durch seine Schlußbetrachtung zu befreien:

„Aber wie uns der ganze Lebensgang des einzigen Mannes als der wahrste und lauterste Ausdruck eines von Frömmigkeit innig durchdrungenen Gemüthes erscheint, so ist auch der Ausgang der würdigste Abschluß eines solchen Lebens. Das innige Verlangen, mit dem Zeichen heiliger Liebe des Erlösers sich zu stärken, gepaart mit dem eben so innigen Wunsche, bei der äußern Formlosigkeit der Handlung nichts zu versäumen, was nach dem Willen des Stifters zum Wesen derselben gehört, die in Thränen aufgelöste Umgebung von Gattin, Kindern und Freunden; der Blick der letzten Liebe von dem Male der himmlischen Gemeinschaft auf die geliebten irdischen Angehörigen, und dann das Licht seliger Verklärung auf dem Angesichte des Ueberwinders: das alles vereinigt sich zu einem ebenso tief ergreifenden, als wunderbar erhebenden Bild. Das ist nicht Täuschung. Er hatte an seiner letzten Geburtstagsfeier vor seinen Zuhörenden den Wunsch ausgesprochen, daß Gott ihn von hier abrufen möge, bevor seine Wirksamkeit gelähmt werde. Dieser sein Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Er ist geschieden; bis auf die letzte kurze Krankheit mit dem silberweißen Haupt noch ein Jüngling an Feuer und Kraft; aus dem umfassendsten und reichgesegnetsten Wirkungskreise, wie er nur selten einem Menschen zu Theil wird, von den Anhängern des Buchstabens gefürchtet, ein lebendiger Zeuge des christlichen Geistes unter einem der Kirche fremd gewordenen Geschlecht, von wenigen ganz verstanden, von vielen geehrt und geliebt, ein Hort der freien Wissenschaft, und der Stolz des deutschen Protestantismus. Auch auf solche, die ihm ferner standen, machte sein Tod einen tiefen Eindruck. Tausende drängten sich zu seinem Begräbnisse. An manchem reich geschmückten Grabe können wir sagen: „Lasset die Todten ihre Todten begraben." Wenn wir am 21. November 1868 am Grabe dieses Todten unsere Erinnerungskränze niederlegen, dann möchten wir, daß wir das Gedächtniß eines ewig Lebendigen feiern." —

84. Was in dem Trauermarsch, von Schenkel geblasen, für Disharmonien verlautbar werden.

Wir haben geflissentlich die ganze Fanfare gebracht, welche Schenkel in der Meinung, es sei ein Trauermarsch, über das Grab Schleiermacher's hingeblasen.

Uns imponiren und täuschen nicht die Phrasen: das „mit Frömmigkeit durchdrungene Gemüth," das „innige Verlangen, sich mit dem Zeichen der heiligen Liebe des Erlösers zu stärken," „die selige Verklärung auf dem Angesicht des Ueberwinders," das „wunderbar erhebende Bild." — Es wird dem Schenkel selber angst und bange, den Leser dürfte doch am Ende, wenn er den eklatant ausgesprochenen Atheismus Schleiermacher's mit obigem positiv-christlich klingenden Wortschwall zusammengestellt, der Verdacht aufsteigen: Das ist ja doch lauter reiner Humbug; und da ruft er auf einmal nach seiner salbungsvollen Ekstase aus: „Das ist nicht Täuschung!"

Es ist vielleicht deßwegen nicht Täuschung, weil sich Niemand täuschen läßt; aber es ist beabsichtigte Täuschung. Sehr vorsichtig sagt Schenkel: „Er hat an seiner letzten Geburtstagsfeier den Wunsch ausgesprochen, daß Gott ihn abberufen möge u. s. w." „Dieser sein Wunsch ist in Erfüllung gegangen." — —

Ein Gebet zum Universum gibt es nicht, das Universum kümmert sich „einen blauen Plunder" um diese Erdwürmer. Also ein Wunsch: und dieser Wunsch ist in Erfüllung gegangen; es war sehr vorsichtig, daß Schenkel nicht gesagt hat, wer den Wunsch erfüllt hat; das kann sich jeder Leser selber zurecht legen.

Das kolossalste Kunststück aber ist es: den Schleiermacher „einen lebendigen Zeugen des christlichen Geistes unter einem der Kirche fremd gewordenen Geschlecht" zu nennen. — —

Wo ist auch nur Einer zu finden in dem ganzen der Kirche fremd gewordenen Geschlecht, den Schleiermacher aus der Fremde in die Heimath der Kirche zurückgeführt hat?

Wenn Schenkel den Schleiermacher einen Hort der freien Wissenschaft und den Stolz des deutschen Protestantismus nennt, so werden sich alle Protestanten, die noch an dem positiven christlichen Bekenntniß festhalten wollen, zu diesem Stolze nicht verleiten lassen: und in der freien Wissenschaft, die ihre Freiheit in der vollen Läugnung des christlichen Glaubensinhaltes, von Gott dem Schöpfer an, bis

zum 12. Artikel: das ewige Leben, gesucht hat; in dieser freien Wissenschaft ist Schleiermacher seither längst überflügelt worden. Strauß u. Comp. sind viel weiter gegangen, Strauß stellt uns das alles vernichtende Chaos in Aussicht, in dem die Planeten, die Erde, die geistigen Arbeiten des Menschen, die einzelnen wie das ganze Geschlecht und seine Geschichte in das pure Nichts retour kehren; er ist einerseits so aufrichtig, nicht mit christlich-klingenden, hohlen Phrasen seine Leser beschwindeln zu wollen, und hat nur die Marotte, den Leuten für das aus den Händen gewundene Evangelium, „Hermann und Dorothea“ und „Nathan den Weisen“ als Erbauungsbücher, als Remplacanten der Bibel anzurathen.

Schon im Psalm 52 heißt es: „Es spricht der Thor in seinem Herzen: es ist kein Gott;“ somit ist diese Atheologie auch schon uralt, und keine neue Erfindung. Der Universalgeist Schleiermacher's ist nicht der Gott der Bibel, weder des alten noch des neuen Testamentes, der Schleiermacher'sche Gott ist der Universalbandwurm, der die einzelnen Ringe seiner Göttlichkeit abstreift, sie dem ewigen Tode anheim gibt, während ihm an der andern Seite der Zukunft neue Glieder anwachsen, so windet er sich durch die Menschheit durch, und das ist seine Ewigkeit. — Für einen solchen Gott bedanken wir uns, der auf einige Jahr bei uns einkehrt, dann die alte Hütte in Brand steckt, sie zu Staub und Asche macht, und sich ins Unendliche fort wieder neue Hütten baut, um auch diese wieder zu zerstören.

Der atheologische Schwindel, der sich mit theologischen Phrasen aufputzt, ist in Deutschland ein überwundener Standpunkt, mit der Schleiermacherei ist es aus! — An ihm hat sich erfüllt, was der protestantische Theologe Samuel Werenfels, eine seiner Zeit gerühmte Celebrität, in seine Bibel geschrieben hat:

Hic liber est, in quo sua quaerit dogmata quisque,
Invenit et pariter dogmata quisque sua.

Deutsch frei:

In diesem Buch sucht sich Jeder heraus seine Lehre
Und er findet sie auch — für seinen Hausgebrauch.

85. Was bedeutende protestantische Theologen über den Theologen Schleiermacher sagen. Hofprediger Sack.

Wir wollen hier nur zwei Zeugen anführen, einen von circa 1802, den andern von 1877.

Hofprediger Sack schrieb an Schleiermacher, nachdem desselben „Reden" erschienen waren, unter anderm:[1])

„Den Geschmack, den Sie an vertrauteren Verbindungen mit Personen von verdächtigen Grundsätzen und Sitten zu finden scheinen, konnte ich mit meinen Vorstellungen von dem, was ein Prediger sich und seinen Verhältnissen schuldig ist, nicht vereinen."

„Als ich einen Theil der ersten Rede im Manuscript gelesen hatte, machte ich mir die angenehme Vorstellung, daß die Schrift eines Mannes von Geist der Religion Freunde und Verehrer unter denen, die sie bloß verkennen, gewinnen würde, und daß sie in keiner andern Absicht als in dieser geschrieben sei. Sie erinnern sich ohne Zweifel, mit welcher Lebhaftigkeit ich Ihnen meine Freude und meine Hoffnung zu erkennen gegeben habe. Die Folge hat mich inzwischen zu bald gelehrt, wie gröblich ich mich getäuscht hatte. Ich kann das Buch, nachdem ich es bedachtsam durchgelesen habe, leider für nichts weiter erkennen als für eine geistvolle Apologie des Pantheismus, für eine rednerische Darstellung des Spinozistischen Systems. Da gestehe ich Ihnen nun ganz freimüthig, daß dieses System mit alledem, was mir bisher Religion geheißen hat und gewesen ist, ein Ende zu machen scheint, und ich die dabei zu Grunde liegende Theorie für die trostloseste sowohl als verderblichste halte, und sie auf keine Art und Weise, sowohl mit dem gesunden Verstande, noch mit der moralischen Natur des Menschen in irgend eine Art von Vereinigung zu bringen weiß. Eben so wenig begreife ich, wie ein Mann, der einem solchen Systeme anhängt, ein redlicher Lehrer des Christenthums sein könne, denn keine Kunst der Sophistik und der Beredsamkeit wird irgend einen vernünftigen Menschen jemals überzeugen können, daß der Spinozismus und christliche Religion mit einander bestehen könnten. Ich bin zwar überzeugt, daß Sie als Prediger die Grundsätze und Meinungen nicht vortragen werden, die Sie als die wahren und richtigen mit so wegwerfender Verachtung der ihnen entgegenstehenden in Ihrem Werke darzustellen gesucht haben. Sie werden ferner bei den gemeinen Begriffen der Abhängigkeit des Menschen von Gott, von der Verbindung, in der wir mit dem höchsten Wesen stehn, und von

---

[1]) Aus Schleiermacher's „Reden" in Briefen. 3. Bd. Berlin 1861. S. 275.

den Gesinnungen der Anbetung, der Dankbarkeit, des Gehorsams und des Vertrauens, die daraus fließen, in einer verständlichen und vielleicht auch biblischen Sprache reden; aber sie werden es als ein Mann thun, der von diesem allem in seinem Herzen nichts glaubt, der sich nur zu den Irrthümern und Aberglauben des undenkenden Pöbels herabläßt, und, um nicht anstößig zu werden, noch Redensarten gebraucht, die bei ihm selbst gar keinen, oder nur einen verschwindenden Werth haben. Was ist ein Prediger, der das Universum für die Gottheit hält, dem Religion nichts weiter ist als eine Anschauung des Universums, der zwischen Religiösität und Moralität durchaus keine Verknüpfung erkennt, der alle Motive zum Gutsein, die aus Religionsbegriffen hergenommen sind, verachtet und verhöhnt, der an keine Dankbarkeit gegen einen unsichtbaren, ewiglebenden Wohlthäter etwas wissen will, was ist ein solcher Prediger für ein bedauernswürdiger Mensch! Wie muß ihn bei jedem Wort, das er auf der Kanzel sagt, sein Herz des Doppelsinns, der Heuchelei und des Verfälschens der Wahrheit aus lohnsüchtigem Eigennutz, oder aus niedriger Menschenfurcht oder Menschengefälligkeit bezüchtigen! Lösen Sie mir das Räthsel, wie Ihnen ein Geschäft noch gefallen kann, das Ihnen doch nothwendig als Frucht und als Beförderung der Albernheit und des Aberglaubens erscheinen muß, wie Sie das Beharren bei diesem Geschäft aus Convenienz mit Ihrem eigenen Gefühl von Recht in Harmonie bringen können? Ich kann mir denken, daß ein Spinoza in sich selbst ruhig und vielleicht auch glücklich gewesen sei; aber daß er es als ein bestellter Lehrer der christlichen Religion, und wenn er öffentlich gerade das Gegentheil von seiner Philosophie hätte lehren müssen, gewesen sein würde, daran zweifle ich. Ehre macht es ihm daher, daß er, seiner Armuth ungeachtet, den ihm angebotenen Lehrstuhl in Heidelberg ausschlug. Doch vielleicht haben Sie sich darüber einen mir unbekannten Grundsatz gemacht, und halten es nicht für unrecht, die religiöse Gegenstände bezeichnenden Worte zu gebrauchen, obgleich Sie den Sinn, der nach dem allgemeinen Sprachgebrauche damit verbunden ist, für einen Unsinn halten. Nach der Klugheit einiger neuen Philosophen ist es erlaubt und rathsam, den Wörtern Gott, Religion, Vorsehung, künftiges Leben noch eine Zeitlang ihren Platz zu gönnen, und ihnen nach und nach andere Begriffe unterzulegen, bis man sie nicht mehr nöthig haben wird, und sie ohne alle Gefahr weglassen kann." —

„Meiner Ansicht der Sache nach hat Sie, mein theuerster Herr Prediger, das Verlangen, sich einen neuen Weg zu bahnen, und die Scheu vor dem, was gemein ist, verbunden mit speculativem Scharfsinn und blühender Einbildungskraft, auf einen Abweg, und meiner innersten Ueberzeugung nach, auf einen unglücklichen Abweg verleitet. Es von Ihnen zu denken, ohne es Ihnen zu sagen, scheint mir der Pflicht der Freundschaft und dem, was ich sonst Ihnen und mir schuldig bin, entgegen. Ich weiß sehr wohl, daß diese Erklärung meine Uebereinstimmung mit Ihnen in dem, was

ich für das heiligste und angelegentlichste des Menschen erkenne, gar Nichts dazu beitragen kann, Ihre Meinung und Gedanken irgend etwas zu verändern. Ich weiß auch, daß in dem Zirkel, in welchem Sie leben, Männer wie ich für Schwachsinnige gehalten werden, deren Urtheil gegen die Kraft und Machtsprüche solcher, die selbst auf einen Leibniz, Locke, Garve, Engel u. s. w. als auf arm-selige Halbköpfe herabschauen, gar kein Gewicht hat. Aber der Himmel weiß, daß ich auch dieses nicht schreibe, um Sie zu einer andern Meinung zu bringen, sondern nur um Sie nicht in Un-gewißheit zu lassen, welches die meinige ist. Ich will durchaus Niemanden verachten, verketzern oder verdammen, aber ich ver-achte, verketzere und verdamme unverhohlen die nach meinen Ein-sichten verabscheuungswerthe (sogenannte) Philosophie, die an der Spitze des Universums kein sich selbst bewußtes, weises und gütiges Wesen anerkennt, die mich zu dem Geschöpf einer All-macht und Weisheit macht, die nirgends ist und überall; die mir die edle Freude, das unvertilgbare, süße Bedürfniß rauben möchte, meine Augen dankbar zu einem Wohlthäter aufzuheben, die unter meinen Leiden mir den Trost grausam entzieht, daß ein Zeuge meiner schmerzhaften Gefühle da sei. und ich unter der Regierung einer auch auf mein Wohl bedachten Güte leide. Ich verachte und verdamme die gleißende Toleranz, die der Abgötterei, der Schwär-merei, der Lasterhaftigkeit das Thor zum Tempel der Religion nicht minder freundlich aufmacht, als den Weisen und Guten, die nach Wahrheit und Tugend streben. Aeußerst empörend und ver-derblich erscheint mir die revolutionäre neue Schule, die mit frevelhafter Hand Alles umstürzt und niederreißt, die aus dem schönsten, fruchtbarsten Felde des menschlichen Denkens und Glaubens eine traurige und öde Wüste macht, in der auch nicht ein Baum mehr Schatten gibt, nicht ein Halm mehr wächst, nicht eine Quelle mehr rieselt. Eben so empörend ist mir die revolutionäre neue Sprache, die der ersten Regel alles vernünftigen Redens und Be-lehrens (der Verständlichkeit) zum Trotz, immer mit falscher Münze zahlt, sich in räthselhaftes Dunkel hüllt, und aus Furcht sich ge-mein auszudrücken schwülstig wird; gerade wie ein Mensch, der um nur größer als andere zu scheinen, auf Stelzen einhergeht. Ein mit der edlen Einfalt der Griechen so vertrauter Mann, wie Sie, sollte wenigstens diese pomphafte und geschmacklose Schreib-art verschmähen, und sie den Schwärmern und poetisirenden Witzlingen überlassen, die sich mit dem Anstaunen und dem Lobe der empfindelnden gelehrt sein wollenden Weiblein begnügen. Auch ist das schneidige Absprechen in Sachen dieser Art gewiß so wenig ein nothwendiges Erforderniß, als eine Empfehlung eines ächten Philosophen. Wer Paradoxien vorträgt, hat meiner Meinung nach doppelt nöthig, sich in den Grenzen der Bescheidenheit zu halten" u. s. w. — —

86. Wie sich Schleiermacher bezugs seiner schadhaften Theologie und verdächtigen Moral heraus zu putzen sucht.

Schleiermacher suchte sich in einem 6 Seiten langen Brief zu rechtfertigen. Wir werden daraus nur ein paar Muster bringen, um zu zeigen, wie auch diese Entschuldigung ganz schleiermacherisch ausgefallen ist.

Zuerst rechtfertigt sich Schleiermacher wegen des vertrauten Umgangs mit Personen von verdächtigen Grundsätzen und Sitten, und spricht hier nur von Schlegel. Sack hatte aber doch auch die Damengesellschaften, besonders das vertrauliche Verhältniß mit der Herz im Auge. Aus der Note (Aus Schleiermacher's Leben. 3. Bd. 275) ist zu ersehen, daß der Sohn des obigen Sack, der (1850 in „Theol. Studien und Kritiken") diese Briefe Sack's und Schleiermacher's veröffentlicht hat, zwei nur auf Personalien sich beziehende Stellen aus Schleiermacher's Briefe weggelassen hat. Mag wohl sein, daß er sich darin auch wegen der Herz und Grunow zu entschuldigen gesucht hat.

Die Entschuldigung seiner „Reden über die Religion" beginnt er also:

„Hier muß ich zuerst auf's Ernstlichste gegen Ihre Ansicht von diesem Buche protestiren. Es sollte eine Apologie des Pantheismus, eine Darstellung der spinozistischen Philosophie sein? Etwas, wovon nur beiläufig auf wenigen Seiten die Rede war, sollte die Hauptsache sein? und die ganze erste Rede, worin Sie selbst nichts dergleichen finden, und ein großer Theil der 2. und die 3., 4. u. 5., in welchen allen von ganz andern Dingen die Rede ist, kurz fast das ganze Buch sollte nur eine müßige Zugabe zu diesen wenigen Seiten sein? Sie sagen, ich sei ein Pantheist, diesem Systeme sei die Religion ganz entgegengesetzt, und zugleich sagen Sie, ich rede von den entgegengesetzten Vorstellungsarten mit wegwerfender Verachtung! Habe ich denn von der Religion, in welchem Sinne Sie das Wort auch nehmen, habe ich von dem Glauben an einen persönlichen Gott mit Verachtung geredet? Gewiß nirgend. Ich habe nur gesagt, daß die Religion davon nicht abhange, ob man im abstrakten Denken der unendlichen, übersinnlichen Ursache der Welt das Prädikat der Persönlichkeit beilege oder nicht. Hiervon habe ich, obgleich so wenig als irgend Jemand ein Spinozist (!), den Spinoza als Beispiel angeführt,

weil in seiner Ethik durchaus eine Gesinnung herrscht, die man nicht anders als Frömmigkeit nennen kann. Von dem Faktum, daß einige Menschen (!) Gott die Persönlichkeit beilegen, andere nicht, habe ich den Grund in einer verschiedenen Richtung des Gemüths aufgezeigt und zugleich, daß keine von beiden die Religion hindert" u. s. w. „Der jetzt gewöhnliche Begriff von Gott ist zusammengesetzt aus den Merkmalen der Außerweltlichkeit der Persönlichkeit und der Unendlichkeit, und er wird zerstört, sobald eins von diesen fehlt. Ob nun diese schon damals gebildet sein mögen? Und wenn man manche Christen genannt hat, welche die Unendlichkeit Gottes aufhoben, ob man nicht noch ein Christ sein könnte, wenn man in seiner Philosophie eins von den anderen Beiden aufhebt." u. s. w.

Diese Vertheidigung ist außerordentlich kläglich, es wird kein Vorwurf als unbegründet zurückgewiesen, sondern nur in Redefiguren ohne Logik operirt.

Weil vom Spinozismus nur auf wenig Seiten die Rede war, sollte er die Hauptsache sein? fragt er gleich anfangs. Als ob es nicht vollkommen genug wäre, wenn er auch nur auf wenig Seiten denselben als seine Weltanschauung ausgegeben hat. Wir überlassen es dem Leser, die (gegen Sack's Anschuldigung) gar nichts beweisenden Fragefiguren Schleiermacher's sich nach den Citaten aus seinen Reden, die wir gebracht haben, selber zu beantworten.

87. Wie der protestantische Kirchenhistoriker Baur die Schleiermacher'sche Theologie als vollendete Heuchelei darstellt.

Weitaus schärfer, eingängiger und weitläufiger finden wir die echte Zweizüngigkeit, Verschleierung, und (sagen wir's mit dem Namen heraus, wie es Baur selber darstellt) Heuchelei dargestellt in dem Werke eines neuern, in der protestantischen Welt einen Ruf als Professor genießenden Autors, der in einer langen Abhandlung über Schleiermacher und seine Theologie das gründlich nachweist, was Sack 77 Jahre früher dem Schleiermacher vorgehalten hat, des Professors Baur.[1])

[1]) Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts. Von Dr. Ferd. Christian Baur. Nach des Verfassers Tod herausgegeben von Eduard Zeller. 2. Aufl. Leipzig, Fues 1877. (Der Kirchengeschichte 5. Bd.) S. 190 u. s. f.

Wir wollen nur einige besonders wichtige und hierher gehörige Aussprüche Baur's anführen (S. 194):

„Der Pantheismus Schleiermacher's ist zwar eine sehr bestrittene Sache, und Schleiermacher selbst hat gegen den immer wieder gemachten Vorwurf des Pantheismus sehr ernstlich protestirt. Wenn aber jede Ansicht, die das Verhältniß Gottes zur Welt als ein immanentes bestimmt mit Recht pantheistisch genannt werden kann, so muß sich auch die Schleiermacher'sche Glaubenslehre diese Bezeichnung gefallen lassen."

(Wird von Baur des Weiteren durchgeführt). S. 196:

„Von den Thatsachen der Auferstehung und Himmelfahrt Christi, so wie von der Vorhersagung seiner Wiederkunft zum Gericht behauptet Schleiermacher: „„sie können nicht als eigentliche Bestandtheile der Lehre von seiner Person aufgestellt werden. Die Jünger haben in ihm den Sohn Gottes erkannt, ohne etwas von seiner Auferstehung und Himmelfahrt zu ahnen, und dasselbe können wir auch von uns sagen."" — „Schon hier zeigt sich uns die ganze Zweideutigkeit und sophistisch-dialektische Kunst der Schleiermacher'schen Glaubenslehre. Schleiermacher kann alle jene Momente des Lebens Jesu nicht für wirkliche Wunder halten, weil es überhaupt für ihn auf seinem Standpunkt keine Wunder gibt. Warum sagt er aber dieses nicht geradezu, warum gibt er sich den Schein, wie wenn er die thatsächliche Realität dieser wundervollen Begebenheiten nicht in Frage stelle, wie, wenn es sich nicht um die Thatsachen, sondern nur um ihre Bedeutung handle? Und mit welchem Rechte kann Schleiermacher behaupten, daß alle jene Wunder, von welchen ja auch er als von Thatsachen spricht, die Bedeutung für die Person des Erlösers gar nicht haben, die man ihnen gewöhnlich beilegt?"

Nachdem nun Baur des Weiteren nachweist, wie Schleiermacher schlau und auch geradwegs perfid die wunderbaren Begebenheiten im Leben Jesu behandelt, dieselben faktisch verläugnet, und scheinbar wieder sich nicht dagegen äußert, kommt er zum Schluß über die Glaubenslehre Schleiermacher's (S. 198):

„Keine andere Glaubenslehre hat theils durch ihre allgemeinen Principien, theils durch die kritischen Analysen, die sie bei den einzelnen Lehrsätzen gibt, den Boden der orthodoxen Ansicht vom Christenthum so methodisch aufgelockert und unterwühlt, wie die Schleiermacher'sche, und keine will es so wenig gestehn, und es zum offenen Bruch mit der kirchlichen Lehre kommen lassen. Wer sich durch diese orthodoxe Außenseite, und das künstliche Spiel mit kirchlich lautenden, aber immer wieder in einem andern Sinn ge-

nommenen Ausdrücken und Formeln nicht täuschen läßt, sieht deutlich genug, daß sich hier alles ganz anders verhält, als es zu sein scheint. Diesen eigentlichen Charakter der Schleiermacher'schen Glaubenslehre, dieses künstliche Bestreben, die moderne philosophische Ansicht unter der Hülle des alten orthodoxen Glaubens zu verstecken, muß man kennen, um sie als das Produkt einer Zeit aufzufassen, die es sich zu ihrer höchsten Aufgabe machte, die Gegensätze, die einmal da waren, und anders nicht vermittelt werden konnten, auf diese äußerlich scheinbare Weise zu vereinigen."

Nachdem Baur von S. 198 bis 205 das beständige Gaukeln und Schaukeln, das Ueberkleiden des pantheistischen Skeletts mit farbenschimmernden orthodoxen Phrasen nachgewiesen, sagt er (S. 205):

„Und doch ist uns jetzt noch das Hauptstück der Schleiermacher'schen Glaubenslehre zu analysiren übrig, die Christologie, welche in dem Hauptsatze besteht, daß Christus als Erlöser eben so urbildlich als geschichtlich sei. Mit diesem Satze sagt sich die Schleiermacher'sche Glaubenslehre auf's Entschiedenste von allem Rationalistischen los, um sich rein und unbedingt dem kirchlichen Glauben hinzugeben und in die Arme zu werfen; so fein aber auch die Fäden gesponnen sind, aus welchen das künstliche Gewebe dieser Glaubenslehre besteht, so können sie doch die Täuschung nicht verhüllen, die dabei zu Grunde liegt."

Da wir hier nicht für Theologen, sondern für gebildete Leser aus allen Ständen schreiben, können wir um der Kürze willen nur die jeweiligen Resultate der Untersuchungen Baur's bringen; wer sich eingängig darüber instruiren will, der möge im Werke Baur's selber nachlesen.

S. 216 sagt Baur, nachdem er gerade die Verläugnung der Persönlichkeit Gottes durch Schleiermacher nachgewiesen:

„Während Schleiermacher sich alle Mühe gab, seine wahre Meinung zu verhüllen und künstlich zu verschleiern, als unwesentlich darzustellen, was doch für sein System die höchste Bedeutung hatte, können wir nur darauf ausgehn, diesen Schein zu zerstören, und die hinter ihm liegende Wahrheit in ihrer nackten Gestalt ans Licht zu ziehen."

Man wollte es eben nicht zu einem offenen Bruch kommen lassen. Das lag in der Zeit. Schleiermacher steht mit dieser Schwindelei nicht allein da, auch bei de Wette ist das Streben charakteristisch, dem kirchlichen Dogma auf der einen Seite seine

rationelle Berechtigung abzusprechen, auf der andern aber es unter dem täuschenden Schein einer künstlich erdachten Theorie aufrecht zu erhalten. Auch de Wette ist Gefühlskünstler, hier reichen sich die negativen Theologen die Hände. De Wette unterscheidet in der Religion zwei Elemente, die Wahrheit und die Schönheit, oder Glaube und Gefühl, eine dogmatische und eine ästhetische Seite. — Wenn aber die Wahrheit und die Schönheit in Conflikt begriffen sind, da kann man mit vollstem Rechte sagen: Nun das wäre eine schöne Wahrheit! De Wette ist aber jedenfalls offener gewesen, er hat offen und ehrlich gestanden, daß bei ihm das philosophische und religiöse Interesse nicht zusammenstimmen, während Schleiermacher dieses selbige Nichtzusammenstimmen in seinem „Systeme" mit künstlich gewebten Phrasenschleiern immerfort zu verhüllen gesucht hat.

88. Noch andere Stimmen über Schleiermacher's Schmuggel in der Theologie.

Auch die „Neue Evangelische Kirchenzeitung" von Meßner Nr. 25. S. 349. bespricht Schenkel-Schleiermacher im selben Sinne:

„Ueber die Tendenz Schenkel's kann kein Zweifel sein. Schleiermacher muß als Vorläufer des Protestantenvereins figuriren. Schleiermacher ist der Schenkel der Vergangenheit, und darum Schenkel der Schleiermacher der Gegenwart. Schleiermacher „hat das Centrum der Kirchenlehre durchbrochen," und die Sünde in ein ganz neues viel milderes Licht gestellt, als dies in den herkömmlichen Lehren der Fall ist.[1] Den Hauptaccent legt Schenkel immer auf das Durchbrechen der Kirchenlehre. Aus diesem Grunde ist ihm Schleiermacher's Geist, der Geist Luther's, vermählt mit der Cultur des 19. Jahrhunderts, darum sind in ihm „Religion und Cultur harmonisch verschlungen." —

[1]) Im Herz-Salon hat er es mit dem alten,
Bei der Grunow und Arnim mit dem neuen Testament gehalten,
Und daß in einem milden Licht erscheinen alle Sünden,
Ließ er die Lampen unter das Podium der Moral verschwinden.
Dadurch hat er gewonnen eine Menge Herren und Frauen,
Die nach seiner Manier — das Universum anschauen.

Dr. Bach, Professor in München, bemerkt (Bonner Theol. Literaturblatt 9. November 1868) über Schenkel-Schleiermacher:

„Die katholische Kirche kommt verhältnißmäßig diesmal leidlich durch, sie wird nicht mit den Abfällen der Gasse beworfen, sondern nur mit majestätischer Verachtung gestraft. Sie ist schon nicht mehr der Altar des Teufels, vor dem „leider" noch so Viele die Kniee beugen, sondern sie ist ihm lediglich ein unausgeschiedener Rest, der als Krankheitsstoff die gesunde Blutbewegung unseres Völkerlebens hindert."

Schenkel verschimpft aber auch die positiv gläubigen protestantischen Theologen von den Ruinen des Heidelberger Schlosses herunter, die er sehr freundlich und liebevoll als Heuschrecken bezeichnet,

„die aus den Larven gekrochen sind, und kein grünes Blatt an der Cultur der Gegenwart lassen. Daß der echte „Protestantismus und die Bildung" bei Schenkel zu finden seien, versteht sich von selbst, und ist S. 3 ausdrücklich zu lesen, denn gerade mit diesem Buche will er dem deutschen Volke dadurch zum Sieg in der Weltgeschichte verhelfen, daß er ihm das Licht anzündet, damit es doch einmal sehe, welches „die Idee des Protestantismus" und was „Bildung" sei." — —

Kurz, darin stimmen alle protestantischen positiven Theologen überein: Schleiermacher's Glaubenslehre ist keine Glaubenslehre des Christenthums, sondern persönliche Gefühlsduselei Schleiermacher's.

Es ist, wie es Baur in Tübingen wissenschaftlich und klar nachgewiesen, Schmuggel; Schleiermacher suchte seinen Spinozismus mit biblischen Etiketten beklebt einzuschmuggeln, er will dem Leser etwas vormachen, was es nicht ist, und ihnen unter der echten Firma des positiven Christenthums seinen desperaten Atheismus beibringen.

Aber auch Atheisten wie Humboldt haben sich über die Gleißnerei des Schleiermacher ausgesprochen. Humboldt schreibt an Varnhagen:

„Ich gebe Ihnen das merkwürdige Buch (Strauß' Glaubenslehre) mit vielem Dank zurück, die Methodik darin ist vortrefflich, auch lernt man die ganze Glaubensgeschichte der Zeit kennen, in der man gelebt, besonders die pfäffische List, in der nach Schleiermacher'scher Weise man sich äußerlich zu allen Formen der christlichen Mythen bekennt, sich Anders-

denkenden aneignet, den „Kelch getrunken“ in Begleitung von Hofequipagen verscharren läßt.“[1])

Dem Schleiermacher geschieht mit diesem Urtheile vollkommen Recht; aber Humboldt hat es mit seiner heuchlerischen List gegenüber dem König und der königlichen Familie in Berlin noch weitaus erbärmlicher gemacht, er, der alle Wohlthaten und Ehren von Seiten des Hofes gebeugt in Empfang genommen und in der niedrigsten Weise sich hinterm Rücken in Briefen gegenüber seinem Gesinnungs- und Charakterlosigkeits-Genossen Varnhagen nur in eklem Spott über den König ergangen, sich selber damit aber das Brandmal des abscheulichsten, ekelhaftesten Undankes in den Nacken geprägt hat.

Diese dem Humboldt seit der Publikation der Varnhagen-Correspondenz schon öfter nachgesagte Beschuldigung hat noch keiner der Bundesgenossen des alten Maurer-Großmeisters zurückzuweisen auch nur einen Versuch gemacht.

89. Was an den vielgerühmten „Monologen“ Schleiermacher's daran und darum ist.

Die „Monologen“ gelten als die ersten Monumentalsäulen des Schleiermacher'schen Ruhmes. Sie sind neu 1868 erschienen.[2]) Wir finden in der vorausgehenden Lebensskizze eine Resignation Schleiermacher's auf eine Kirchenfürstenwürde, die mit Vorsicht aufgenommen werden muß; es heißt (S. 9):

„Als in Schlesien in Folge der Einführung der Agende und Union sich eine separirte lutherische Kirche gebildet hatte, wollte die Regierung Schleiermacher zum Generalsuperintendenten für diese Provinz ernennen. Schleiermacher lehnte es jedoch ab, „die Rolle eines Kirchenfürsten zu spielen.“

Diese Ablehnung war für Schleiermacher ein von der gewöhnlichen Klugheit dictirter kategorischer Imperativ.

---

[1]) Humboldt spielt auf die Abendmahlsscene an, welche Schleiermacher noch auf seinem Sterbebette aufgeführt und legt ihm statt eines Lorbeerkranzes einen Kranz aus Fuchsschwanz und Natternzungen auf den Sarg, die schwarze Kranzschleife mit der goldenen Inschrift „pfäffische List“ decorirt.

[2]) Friedrich Schleiermacher's Monologen. Herausgegeben und erläutert und mit einer Lebensbeschreibung Schleiermacher's versehen von J. H. von Kirchmann. Berlin, Heimann 1868. 100 Seiten.

Er hatte ja gegen die Union sich sonderbar gestellt. Kirchmann selber berichtet (S. 7):

„Als bei Gelegenheit der Union die Regierung die Einführung einer neuen Liturgie durch die Agende erstrebte, trat auch hier Schleiermacher jedem Versuch der Einführung durch Zwangsmittel mit Energie entgegen; Schleiermacher kämpfte hier Jahre hindurch, indeß vermochte er es nicht, seinen Widerstand glücklich durchzuführen. Als das Consistorium am 12. April 1829 die Einführung der Agende ihm und einigen andern renitenten Geistlichen Berlins befahl, gab Schleiermacher nach, und verlangte nur Dispensation vom Kreuzschlagen und von der der Gemeinde abgewandten Stellung am Altar. Schleiermacher rechtfertigte sein Nachgeben damit, daß jeder größere Widerstand die Union selbst gefährdet haben würde, und daß, wenn er aus der Kirche ausgetreten wäre, sein Austritt nur Wenige nachgezogen haben würde; ohne ein breites Fundament würde aber ein solcher Schritt nur ein sträflicher Vorwitz gewesen sein.“ — —

Somit ist einmal sein Anhang nach eigenem Geständniß sehr unbedeutend gewesen. Als Generalsuperintendent für Schlesien zum Behufe der Einführung der Union und Agende hätte er sich ja nicht 8 Tage halten können. Die Altlutheraner, bekanntlich über die staatliche Vergewaltigung schon seit Jahren höchst erbittert, hätten ihn mit seinen früher gedruckten bekannten Anschauungen über Union und Agende moralisch todtgeschlagen; somit muß man den Satz: „er lehnte es ab, die Rolle eines Kirchenfürsten zu spielen“ dahin berichtigen: er hatte sich schon früher für eine solche Rolle total unmöglich gemacht; somit nicht: er wollte nicht, sondern: er konnte nicht!

Kirchmann setzt das Schleiermacher'sche System S. 10—17 präcis zusammen und schließt mit den merkwürdigen Worten:

„So ist schon gegenwärtig, nach einem halben Jahrhundert, seit dem Erscheinen der Glaubenslehre Schleiermacher's es höchst zweifelhaft, ob das heutige fromme Gefühl der gebildeten Gemeindemitglieder noch mit Nothwendigkeit die Lehrsätze fordert, welche Schleiermacher über die Person Christi und die Erlösung der Menschen in seiner Glaubenslehre als die Grundwahrheiten der christlichen Religion hingestellt, und aus dem Abhängigkeitsgefühl „der Frommen“ seiner Zeit abgeleitet hat. Fordert das heutige fromme Gefühl, wie kaum zu bezweifeln ist, diese Sätze nicht mehr, so zeigt sich damit klar und deutlich das Unhaltbare des ganzen Fundaments, auf dem Schleiermacher den Inhalt der Religion errichtet hat.“ — —

90. Die Langweiligkeit, Fadaise, Geschraubtheit und Ungenießbarkeit der „Monologen".

Die „Monologen" Schleiermacher's! man hört sie rühmen an allen Ecken und Enden! Wer aber hat sie durchgelesen, wer kann das Gefühl der fürchterlichsten Fadaise und Langweiligkeit überwinden, wenn er sie durchliest, und wer kann präcise sagen, was er davon weiß, wenn er sie durchgelesen hat? — Das Alles finden wir in den Erläuterungen Kirchmann's, des Herausgebers der „Monologen", beantwortet. Kirchmann ist nämlich ein wirklich selbstdenkender Mann, der nicht dem Usus gewöhnlicher Herausgeber folgt, die das Buch, welches sie wieder neu herausgeben, mit einer unbedingten Lobeshymne bevorworten und mit Feuerwerk und Trompetenklang abschließen. Kirchmann sagt in seinen Erläuterungen über die Einleitung („Darbietung" genannt):

„Das Auffallendste an ihr ist der Styl, er streift an das Gesuchte und Affektirte, die Wortfolge in den Perioden ist unnatürlich verstellt, und ungewöhnliche Ausdrücke werden herbeigeholt. Dies setzt sich auch in den Monologen fort."

Ueber den ersten Monolog (Betrachtung) sagt Kirchmann:

„Indem in diesem Monolog alles Thatsächliche in Nebel zerfließt, verlangt um so mehr nach Bestimmtheit und Schärfe im Allgemeinen, was Schleiermacher dafür bietet. Der Leser von heute wird sich hier bitter enttäuscht fühlen, und schwerer Tadel wäre gegen Schleiermacher sicher begründet, wenn man diesen Monolog als eine feste, abgeschlossene Lehre nehmen wollte, die Schleiermacher seinen Lesern böte." „Man halte sich außerdem gegenwärtig, daß jene Zeit (1800) dies Spielen mit Gedanken, dies Rütteln am Althergebrachten, dies Haschen nach Originalität liebte, und dabei doch von dem Ernst strengerer Untersuchung zurückwich. Das Genie sollte alles vollendet in Gedankenblitzen aussprühen. Schleiermacher mußte auch hierin seiner Zeit den Tribut zahlen."

Die Erläuterung des zweiten Monologs (Prüfung) schließt:

„So kommt der Leser an das Ende und hat weder eine Bereicherung seiner Erkenntniß gewonnen, noch ist er durch den Genuß eines dichterisch Schönen dafür entschädigt."

Die Erklärung des dritten Monologs (Weltansicht) schließt:

„Diesem Monolog gegenüber lernt man den Werth des Ausspruches schätzen, mit dem Hegel bald darauf diesen süßlichen Selbst-

vergötterern entgegentrat, und ihnen zurief: Alles Vernünftige ist wirklich und alles Wirkliche ist vernünftig."

Die Erklärung über den vierten Monolog (Aussicht) schließt:

„Die Betrachtungen über den Tod am Schlusse dieses Monologs sind glänzend und geistreich, wie sie jene Zeit liebte. Schleiermacher glaubte nicht an persönliche Unsterblichkeit und hat dieses Dogma selbst in seiner christlichen Glaubenslehre in Zweifel gelassen; allein statt bescheiden anzuerkennen, daß die Scheu vor dem Tode und dem Nichtsein der menschlichen Natur angeboren und untrennbar von ihr ist, wird lieber der Begriff des Todes in geistreicher Weise verdreht und damit ein Verlangen nach dem Tode erkünstelt, dessen Sophistik so durchsichtig ist, daß die Furcht vor dem Tode überall durchleuchtet."

Diese Beobachtung Kirchmann's ist durchschlagend!! Kirchmann zerreißt damit im eigentlichen Sinne den Schleier, mit dem Schleiermacher seine Todesfurcht zu verhüllen sucht.

Die Erklärung des letzten Monologs (Jugend und Alter) schließt Kirchmann:

„Wir sehen hier einen zweiten „Werther" entstehn, und können nur denken, daß Schleiermacher wie Göthe nicht die Macht besaß, durch eine vollendete Dichtung die verführerische Kraft solcher Lehren bis zu dem Ansteckenden zu steigern. Die späteren Handlungen Schleiermacher's zeigen zur Beruhigung aller Verehrer dieses bedeutenden Mannes, daß er mit diesen Monologen einen gleichen Befreiungsproceß an sich selbst vollzogen hat, wie es Göthe mit seinem „Werther" gethan hat, obgleich Schleiermacher selbst in der Vorrede zur zweiten Auflage dies nicht eingestehen will."

Daß Kirchmann am Ende ein klein wenig zu Gunsten Schleiermacher's einlenkt, das muß man bei dem Herausgeber der „Monologen" sehr begreiflich finden. Es ist anerkennenswerth, daß er die Ungenießbarkeit, Unbrauchbarkeit und auch noch Unverständlichkeit dieser Monologen für unsere Zeit constatirt hat.

91. Wie Schleiermacher in den Monologen die Welt mit seinem verliebten Naturell auf eine Heiterkeit erregende Weise bekannt macht.

Die „Monologen" enthalten aber auch einige sehr komische Piecen. Die maßlose Eitelkeit des großen Theologen erscheint

um so lächerlicher, weil der Autor voraussetzt, seine Erscheinung schon sei geeignet, die Frauenwelt in einen unwiderstehlichen Liebeszauber zu verstricken. Das Liebeslamento im langbeinigen, metrisch dahertrabenden Giraffengange, oder kürzer in klappernder Prosa im 4. Monolog (Aussicht), versetzt den Leser in eine heitere Stimmung, die der eitle Autor gerade hier sicher nicht anregen wollte. Man könnte diesen Monolog das hohe Lied Schleiermacher's nennen, in dem er mehr oder weniger bestimmt von jener Glücklichen spricht, welche die Ehre haben wird, ihm sein künftiges Leben zu verschönern. Er will eigentlich durch die Monologen seine Leser erbauen, und dazu soll außer der perennirenden Sprachverrenkung noch seine Promenade in einer langen Liebesseufzer-Allee mithelfen. Eigentlich ist dieser Monolog ein poetisches, etwas langgestrecktes Zeitungsinserat, und der wesentliche, prosaische Inhalt desselben könnte lauten: „Heirathsantrag. Ein Mann in den besten Jahren von angenehmem Aeußern sucht eine Gemahlin. Für Gemüth und anständige Behandlung wird gebürgt, dasselbe aber auch verlangt. Adresse in der Buchhandlung X. zu Berlin zu erfragen. Mit Ausschluß von Unterhändlern."

Schleiermacher benöthigt nicht weniger als volle acht Seiten, um seiner Zukünftigen die Wonne und das Glück zu schildern, was dieselbe in der Nähe dieses liebenswürdigen Phänomens auszustehen haben wird. Erst recht pikant wird dieser schwungvolle Heirathsantrag durch den Umstand gemacht, daß der von und über sich über die Maßen begeisterte Antragsteller ein Theologieprofessor, und ein hochberühmter auch noch dazu, ist. Der große Theologe bearbeitet vor dem Fenster seiner Zukünftigen die Mandoline wie folgt (S. 75):

„Doch diese Welt nur zu erhalten und immer genauer zu verbinden, ist nicht das Einzige, was ich fordere: ich sehne mich nach einer neuen Welt.[1]) Manch neues Bündniß ist noch zu knüpfen, mancher noch unbekannten Liebe neu Gesetz[2]) muß mir das Herz bewegen, daß sich zeige, wie sich dies in meinem Wesen jenem andern fügt. In Freundschaft jeder Art hab ich gelebt, der Liebe süßes Glück hab ich mit heiligen Lippen gekostet, ich weiß, was mir in beiden ziemt, ich kenne meiner Schicklichkeit Gesetz,[3]) noch aber muß die heiligste Verbindung auf eine neue Stufe des Lebens mich erheben, verschmelzen muß ich mich zu einem Wesen mit einer geliebten Seele, daß auch auf die schönste Weise meine

Menschheit auf Menschheit wirke, daß ich wisse, wie das höher verklärte Leben nach der Auferstehung der Freiheit sich in mir bildet, wie erneut der neue Mensch die neue Welt beginnt[4]) In Vaterrechte und -Pflichten muß ich mich einweihen, daß auch die höchste Kraft, die gegen freie Wesen Freiheit übt, nicht in mir schlummere, daß ich zeige, wie, wer an Freiheit glaubt, die junge Vernunft bewehrt[5]) und schützt, und wie in diesem großen Problem die schönste Verwirrung des Eigenen und Fremden der klare Geist zu lösen weiß."[6])

Wir wollen hier dieses Capitel aus dem Buche der Weisheit Schleiermacher's unterbrechen, um unsere Betrachtung darüber anzustellen.

1) Ueber diese hier offen ausgesprochene Sehnsucht nach einer „neuen Welt" dürften die alten Welten Schleiermacher's (die Herz, Grunow, Bettina) nicht sonderlich erbaut gewesen sein.

2) Ein außerordentlich unzuverlässiger Solon! er fabricirt sich selber für jede neue noch unbekannte Liebe ein neues noch unbekanntes Gesetz!

3) Hier hat der kleine Moses als Gesetzgeber des allerneuesten Bundes schon wieder ein neues Gesetz erfunden, das Schicklichkeitsgesetz!

4) Der neue Mensch beginnt in einem höheren, verklärten Leben erneut eine neue Welt. — Wenn das eine junge sentimentale Dame liest, so muß sie einen unbändigen Respekt bekommen, der selbstverständlich in eine unbezwingliche Liebe zu diesem Schöpfer ihr Finale findet.

5) Der Autor sieht es selber ein, daß mit dieser neuen Welt und ihrem neuen Gesetze auch nur eine neue (junge) Vernunft sich zurecht finden kann, denn eine alte praktische Vernunft wird sich mit diesem neuen Weltschöpfungs- und Gesetzesfabrikationsschwindel unmöglich einverstanden erklären.

6) Es ist doch sehr problematisch, ob der klare Geist im großen Problem die schönste Verwirrung lösen wird!

Von „der schönsten Verwirrung" im Kopfe dieses vom Gesetzgebungs- (Legislatur-)triebe beherrschten Theologen hat er selber den unumstößlichsten Beweis durch seine Monologen geliefert, vom klaren Geist, der die großen Probleme zu lösen weiß, ist schon weniger zu finden. Er hat aber so gewaltige Schutzmauern und Festungsbauten von Selbstlob um sich her

aufgerichtet, daß man ihm gar nicht beikommen kann. Nur das Lachen ist erlaubt, weil das Lachen von keinem, auch von diesem neuen klaren, neue Welten schöpfenden strengen Gesetzgeber nicht verhindert werden kann. Polonius machte dem Hamlet noch eine Art Compliment mit den Worten:

„Ist es auch Wahnsinn, so hat es doch Methode (Though this be madness, yet there's method in it)."

Indem nun der „Theologe" von der „schönsten Verwirrung", die der klare Geist zu lösen weiß, spricht, könnte er das Compliment des Polonius auch für sich in Anspruch nehmen: Ist es auch Größenwahn, so hat es doch Methode; ob aber der Leser in dieser Selbstvergötterungs- und Selbstverherrlichungs-Mono-Theo-Logie eine oder keine Methode finden will, das ist eben des Lesers Sache.

Schleiermacher fährt fort und kommt in allerhand Bedenken hinein:

„Wird mich nicht hier gerade beim liebsten Wunsch des Herzens das Schicksal ergreifen? Wird sich hier die Welt nicht rächen für den Trotz der Freiheit, für das übermüthige Verschmähen ihrer Macht? Wo mag sie wohnen, mit der das Band des Lebens zu knüpfen mir ziemt? Wer mag mir sagen, wohin ich wandern soll, um sie zu suchen? Denn solch hohes Gut zu gewinnen ist kein Opfer zu theuer, keine Anstrengung zu groß! Und ob ich sie nun finde frei, oder wenn unter fremdem Gesetz, das sie mir weigert, ob ich vermögen werde, sie mir zu lösen?[1] Und wenn ich sie gewonnen, — spielt etwa nicht oft das Unbegreifliche auch mit der süßesten, treusten Liebe und wehrt, daß nicht dem Gattenrecht der süße Vatername sich beigeselle? Hier steht endlich jeder an der Grenze der Willkür und der Mysterien der Natur, über die wir auch nicht wünschen dürfen die Willkür zu erheben." „Doch wenn nun Hoffen und Bestreben vergeblich ist, wenn Alles sich mir weigert, bin ich dann vom Schicksal hier besiegt? Hat es denn wirklich der Erhöhung meines innern Lebens sich widersetzt, und meine Bildung zu beschränken vermocht durch seinen Eigensinn? Es hindert nicht der äußern That Unmöglichkeit das innere Handeln, und mehr als mich und sie würde ich die Welt bedauern, die Welt, die wohl ein seltenes Beispiel mehr verlöre, eine von den Erscheinungen, aus tugendlicher Vorzeit oder aus der bessern Zukunft hierher verirrt, an der sie ihre todten Begriffe erwärmen oder beleben könnte."

---

[1]) Hier ist der Grunow gedacht.

92. Wie der kleine Prophet sich seiner Studien bei Frauen rühmt, um die rechte zu finden. Wie Schleiermacher in sich selbst und in seine Vorzüge so verliebt ist, daß er dieselben der Welt ohne Scheu mitzutheilen keinen Anstand nimmt.

Was für ein Unglück für die ganze Welt, wenn ihr das Schicksal nicht vergönnt, ein Eheglück, „eine von den Erscheinungen aus tugendlicher Vorzeit oder aus der bessern Zukunft" hierher verirrt zu sehen, an der „sie (diese miserable, niederträchtige und dumme Welt) ihre todten Begriffe erwärmen oder beleben könnte." — Was können sich die Herz, die Grunow, die Bettina bei den hochfahrenden Ansprüchen dieses vielgeprüften Don Juan gedacht haben, der dem Liebesglück in drei Ehegehegen durch seine liebenswürdige Erscheinung so oft hat nachhelfen wollen? Oben ruft er wörtlich aus: „Wird sich hier die Welt nicht rächen für den Trotz der Freiheit, für das übermüthige Verschmähen ihrer Macht?"

Der Habakuk setzt hier sehr bescheiden voraus, es werde sich „die ganze Welt um seine Heirathsangelegenheiten kümmern und an ihm rächen." Als ob die Welt nichts anders zu thun hätte, als Rache spinnen gegen „den klaren Geist und großen Mann, der ihr in Freiheit trotzt mit des Verschmähens Uebermuth?" — So überpurzelt sich im Jambenton mit Wortverdrehung stets und Satzverrenkung der Eitelkeit und Hoffarth unerträglich Uebermaß! Die Zwerggedanken schreiten stolz daher auf Stelzen, sie hängen das Cäsarenkleid um ihre Schultern und trippeln klappernd hin und her auf dem Cothurn! —

Es blickt der Blödsinn doch aus jeder Phrase;
Man soll nicht tragen gar so hoch die Nase;
Die Welt ist nicht geneigt sich hier zu rächen,
Viel eher — in Gelächter auszubrechen!

Weil er nun von der Marotte befallen wird, selber zu heirathen, wird er auf einmal zu einem Vertheidiger des Ehebandes, und zwar mit einem Eifer, dessen man ihn in seiner seitherigen Praxis nicht beschuldigen kann.

Er arbeitet, ein Cicero pro domo sua, fort in hohenliedlichem Schwung:

„Nicht vergeblich habe ich mancherlei Gestalten des weiblichen Gemüths gesehn und ihres stillen Lebens schöne Weisen mir bekannt gemacht. Je weiter ich noch selbst von seinen Grenzen stand, desto sorgsamer nur habe ich der Ehe heiliges Gebiet erforscht; ich weiß, was Recht dort ist, was nicht, und alle Gestalten des Schicklichen habe ich mir ausgebildet, wie erst die späte freie Zukunft sie zeigen wird, und welche mir darunter ziemt, weiß ich genau.“

Jetzt wird er gar ein Verfasser eines neuen poetischen Eherechts, jetzt weiß er auf einmal, was dort Recht ist und was nicht! — In Erinnerung seiner vielen Besuche bei den drei verheiratheten Grazien und des Bestürmens der Grunow, sie solle sich von ihrem Manne scheiden lassen, setzt er diesem neuen Eherecht sehr schlau hinzu, er habe sich die Gestalten des Schicklichen ausgebildet, wie erst die späte Zukunft sie (diese Gestalten) zeigen wird.

Er will also auch bezüglich des Eherechtes ein Prophet der Zukunft sein, denn mit dem gegenwärtigen Eherecht hat er sich in sehr bedenkliche Situationen verwickelt. Während der auch in Berlin mit vielen Glossen geschmückten Besuchszeit der Herz, Grunow, Bettina hätte ihm ein wohlmeinender, um seine geraden Glieder besorgter Freund rathen können: Mein lieber Herr Professor, sind Sie auf der Hut, daß Sie mit Ihrem Eherecht in der Tasche nicht in die Fangeisen eines Polizisten hineingeworfen werden. Ihre Praxis ist vorderhand, ehe Sie mit Ihrem neuen Eherecht durchgedrungen sind, schon deshalb sehr bedenklich, weil doch noch viele Ehemänner an den Ruinen des alten Eherechts festhalten, es könnte sonst mit starken Fäusten ein sehr eindringliches Spottgedicht auf ihren Rücken geschrieben werden, welches der ganzen frommen Stadt Berlin sicher mehr Unterhaltung machen würde, als die Ausbrüche des Größenwahns, deren Sie sich in Ihren langweiligen Monologen schuldig gemacht haben. —

Der Prophet arbeitet noch volle zwei Seiten fort, die Welt mit seinen Liebes- und Heirathsgedanken zu behelligen, da fällt es ihm aber doch auf einmal ein, daß es besser gewesen wäre, sich mit seiner Gestalt im Vorhof des ehelichen Glückstempels in kein gefährliches Gedränge einzulassen; er weiß aber auch

sogleich seine Skrupel und auch die Bedenken des Lesers mit dem Anrühmen seiner hohen geistigen Eigenschaften zu beruhigen:

„Mir ist nicht schöne Gestalt, noch was sonst im ersten Anblick das Herz des Menschen fängt, verliehen, doch webt auch Jeder, der mein Inneres nicht durchschaut, solchen Schein. Da wird an mir ein gutes Herz geliebt, wie ich es nicht möchte, ein bescheidenes Wesen,[1]) was ganz anders in mir ist als sie meinen, ja Klugheit auch, die ich vom Herzen verachte. Darum hat auch solche Liebe mich schon oft verlassen, auch gehört sie nicht zu jener Habe, die mir theuer ist." — —

„Die aber sind mir sicher, die wirklich mich, mein inneres Wesen, lieben wollen, und fest umschlingt sie das Gemüth und wird sie nimmer lassen. Sie haben mich erkannt, sie schauen den Geist, und die ihn einmal lieben wie er ist, die müssen ihn immer treuer und immer inniger lieben, je mehr er sich vor ihnen entwickelt und immer fester gestaltet." —

In dieser Weise gackelt und orakelt Schleiermacher fort und fort, er ist für sich und für andere das Centrum des Universums! Wir fragen jeden Leser auf sein Gewissen, ob ihm denn schon eine Selbstvergötterung in Permanenz, wie diese, vorgekommen ist? Schleiermacher ist vor lauter Bewunderung über die Klarheit seines Geistes, über seine Einsicht, über seine Fernsicht, über seine zu den allerhöchsten Tugenden aufgebauschten Eigenschaften, über seine innerliche siegreiche Liebenswürdigkeit beständig in einer derartigen Extase, daß man unwillkürlich darüber zum psychologischen Schluß kommt: dieser Mann in seiner Selbstvergötterung, der konnte einen persönlichen selbstbewußten Gott, ein Wesen außer ihm und über ihm nicht dulden, er läuft in seinen Monologen ohne Unterlaß an den Mauern jener Behausung herum, innerhalb welcher die Psychiatrie in die Ausübung ihrer Pflichten eintritt. Die deutsche Literatur hat wenig ähnliche Beweise von Druckbogenlang perennirender Selbstüberschätzung, Selbstberäucherung, Selbstlobhudelei aufzuweisen, wie jenen, der in diesen Monologen enthalten ist, und wir sprechen ein kleines Wort gelassen aus: Wenn in unserer Zeit ein Gelehrter diese Monologen herausgeben würde, der dürfte sich weniger auf Bewunderung seines Genies als auf allseitiges Gelächter

[1]) Bisher hat sich noch kein Columbus gefunden, der bei dem Monologenverfertiger diesen dunkelen Welttheil entdeckt hätte.

über seine karrikirte Eitelkeit gefaßt machen. — Es ist ein auffallendes Zeichen für die Bildungszustände im Anfang des 19. Jahrhunderts, daß es zu jener Zeit sonst noch als gescheit gerühmte Leute geben konnte, die in diesen Monologen etwas Tiefes und Großes vermuthet haben. Graf Platen hat es auch an enormer Selbstüberschätzung nicht fehlen lassen, aber seine Paroxismen in dieser Richtung sind immer in einigen Reimen abgesponnen, während Schleiermacher gar nicht an's Ende denkt, wenn ihn die Drehkrankheit der Monomanie einmal in ihren Kreis hineingezogen hat.

93. Wie Schleiermacher sich selber mit allen möglichen Tugendgerüchen parfürmirt.

In demselben Sprit der Selbstparfümirung redet der vierte Monolog:

„Es ist das höchste, für ein Wesen wie meines, daß die innere Bildung auch übergehe in äußere Darstellung, denn durch Vollendung nähert jede Natur sich ihrem Gegensatz. Der Gedanke, in einem Werke der Kunst mein inneres Wesen, und mit ihm die ganze Ansicht, die mir die Menschheit gab, zurückzulassen, ist mir wie die Ahnung des Todes. Wie ich mir der vollen Blüthe des Lebens bewußt zu werden anfing, keimte er auf, jetzt wächst er in mir täglich und nähert sich der Bestimmtheit. Unreif, ich weiß es, werde ich ihn aus freiem Entschluß aus meinem Innern lösen, ehe das Feuer des Lebens ausgebrannt ist; ließe ich ihn aber reifen, und vollkommen werden das Werk, so müßte dann, so wie das treue Ebenbild erschiene in der Welt, mein Wesen selbst vergehen, es wäre vollendet."

Wir zweifeln gar nicht daran, daß geistesscharfe Leser (wie ohne weiteres Dr. Schenkel einer ist) den obigen Periodenschwung verstehen, geistesschwache Leser werden sich fragen: Ja, was will er denn, was soll denn diese ganze Deklamation heißen? Und zu diesen bornirten Lesern gehört auch der Schreiber dieses.

Aber der Schleiermacher hat diesen Schleier gewoben
Und nur von Genies kann er werden weggehoben;
Wer aber Schwachkopf ist, dem erscheint das Mysterium
Als ein confuses Lirum, Larum, Lerium!

Schon im Jahre 1845, 11 Jahre nach Schleiermacher's Tode hat der Herausgeber dieses die widerwärtige Gleißnerei und Verlogenheit Schleiermacher's apostrophirt:[1])

„Wenn ihr euern Gott in's Grab gelegt,
Was soll das Gebet euch nützen?
Wenn ihr keine Schädel am Rumpfe trägt,
So braucht ihr auch keine Mützen.

Keinen Halm hat der alte Pan,
Wie die Kinder, unter den Nasen,
Daß er die Seelchen damit fabricirt,
Wie die schimmernden Seifenblasen,

Um sie nach einem kurzen Glanz,
Im fröhlichen Licht der Sonnen,
Mit seinem Odem zurückzuziehn,
Daß sie die Brust ihm wieder durchwohnen.

Pan denkt nimmer den Menschengeist
Als ein erwärmendes Feuer,
Als befruchtende Woge des Nils,
Als wüstendurchirrendes Ungeheuer!

Weg mit alle dem Floskelzeug,
Nach Seelenwand'rung riechend,
Weg mit dieser Allgötterei,
Noch am Gottesgedanken siechend.

Heraus mit der scharfen Consequenz:
Nach dem Tod' ist's aus für immer,
Eure Unsterblichkeit ist ja nur
Phosphorescirender Leichenschimmer.

Stellt euch gegen das Christenthum auf
Als offene Widersacher,
Hängt keine Drap'rien über's Skelett,
Seid keine Schleiermacher" u. s. w.

94. Was die Frauen (und was für Frauen!) auf die Theologie und Moral Schleiermacher's für einen bedeutenden Einfluß ausgeübt haben.

Wir sind weit entfernt, diese obige Kapitelaufschrift durch irgend eine Beweisführung von unsrer Seite rechtfertigen

[1]) Der Nebeljungen Lied. Von S. Brunner. Regensburg, Manz 1845. S. 147 u. f. f.

zu wollen, wir werden die vierbändige Schrift „Aus Schleiermacher's Leben in Briefen", Berlin, Reimer 1860. 2. Aufl. zu Rathe ziehen und die Bandzahl mit römischen, die Seitenzahl mit arabischen Ziffern bezeichnen. I. Vorwort III.:

„Es war ihm (Schleiermacher) in einer frühen Periode seines Lebens, so lange er noch allein in der Welt stand, ein entschiedenes Herzensbedürfniß, sich in den vertrautesten Mittheilungen an Freunde und Freundinnen über das, was sein innerstes Leben bewegte, ausführlich und fortgesetzt auszusprechen. Dies sagt er selbst in vielen Stellen seiner Briefe: So unter dem 5. Februar 1799. „Ich strecke alle meine Wurzeln und Blätter aus nach Liebe; ich muß sie unmittelbar berühren, und wenn ich sie nicht in vollen Zügen in mich schlürfen kann, bin ich gleich trocken und welk. Das ist meine innerste Natur, es gibt kein Mittel dagegen und ich möchte auch keins."

„In solchen Verbindungen vertrauter Freundschaft finden wir Schleiermacher mehr noch mit Frauen, als mit Männern. Er schreibt hierüber selbst in einem Briefe an seine Schwester vom 23. März 1799, daß auch dies wiederum sehr tief in seiner Natur läge, weil so vieles in seinem Gemüth sei, was die Männer selten verstehen."

Im Briefe vom 23. März 1799 an seine Schwester heißt es (I. 206):

„Der Herz ihr Leben ist freilich ganz anders, still und ruhig, ohne solche Angst vor Schiffbruch wie der B.(ettina) ihres, und ich kann also auch nicht solche Verdienste um sie haben; auch ist ihr Gemüth und ihr Charakter in sich viel fester, so daß sie sich auf sich selbst verlassen kann, und meiner nicht bedarf. Ich gehöre aber doch in anderer Rücksicht wesentlich zu ihrer Existenz, ich kann ihre Einsichten, ihre Ansichten, ihr Gemüth auf mancher Seite ergänzen, und so thut sie mir auch. Etwas Leidenschaftliches wird zwischen uns nicht vorkommen, und da sind wir wohl in Beziehung aufeinander über die entscheidendsten Proben hinweg." „Es liegt sehr tief in meiner Natur, liebe Lotte, daß ich mich immer genauer an Frauen anschließen werde als an Männer, denn es ist so vieles in meinem Gemüth, was diese selten verstehn. Ich muß also, wenn ich nicht auf unsere Freundschaft Verzicht thun will, auf diesem sonst so gefährlichen Standpunkt stehen bleiben, der aber deswegen, weil ich so darauf stehe, nicht so gefährlich ist. Dessen will ich mich aber nicht überheben, sondern immer auf meiner Hut sein. Du meinst, eben diese Verhältnisse wären wohl auch meinen Berufspflichten im Wege, und setzten mich wenigstens dem bösen Schein aus. Was das erste betrifft, da mußt du dich nun lediglich auf mein Wort verlassen, daß es nicht so ist. Ich verrichte alles, was mir obliegt, sehr pünktlich

und genau, aber darauf würde ich, wie du denken kannst, gar keinen Werth legen, wenn ich nicht auch wirklich mit ganzem Herzen dabei wäre, eine Sache, die wenige von meinen Freunden wohl verstehn, und die nur die Herz sich eigentlich reimen kann.[1]) Was aber den Schein betrifft, so habe ich darüber meine eigenen Grundsätze; ich glaube, daß es meinem Stande geradezu obliegt, ihn zu verachten, ich meine nicht aus leidigem Uebermuth Dinge zu thun, die man sonst nicht thun würde, nur um zu zeigen, daß man sich aus der gemeinen Meinung nichts macht, sondern das, daß so oft es hinreichende Gründe gibt, etwas zu thun, man nach dem Schein dabei nichts fragen müsse. Das ist, wie mir scheint, sehr nöthig und ganz eigentlich Pflicht.[2]) Daß ein Mann mit einer rechtlichen Frau allein ist, Stunden und halbe Tage lang, ist wohl gar nichts auffallendes in der Welt und Niemand sucht einen bösen Schein dahinter.[3]) Eine Frau eigentlich zur Freundin haben ist schon übler, und daß die Herz gerade eine Jüdin ist, gereicht gewiß vielen zum Anstoß; aber das ist eben eins von den jämmerlichsten Vorurtheilen. Der Hauptpunkt aber und der eigentliche Unterschied unserer Denkungsart über diese Dinge liegt darin, daß du überhaupt dagegen bist, sich in vieles einzumischen, an vielem theilzunehmen, und in vielerlei Verbindungen mit Menschen zu leben, und ich bin gerade dafür. Sage mir, Liebe, gehest du nicht zu sehr von dem System des geselligen Lebens aus, welches in der Gemeine das herrschende ist, und bringst du nicht den Unterschied zwischen Gemeine und Welt zu wenig in Anschlag?" —

Charlotte war Herrnhuterin; Schleiermacher arbeitet noch auf 3 Seiten fort, um ihr zu beweisen, sie verstehe die Welt nicht, sie könne von ihrem kleinen Standpunkt das Leben in der Welt nicht beurtheilen und das sei Schuld an ihren Skrupeln über seine Connexion mit der Jüdin! Wir finden dasselbe System bei Schleiermacher in seiner Glaubenslehre, in seiner Sittenlehre und in seinen Briefen; wenn er in der Klemme ist, so schwatzt er eine Stunde lang

---

[1]) Es ist interessant zu erfahren, daß eine Jüdin des christlichen Predigers Berufspflichten am besten versteht! wie wenigstens der Prediger sagt.

[2]) Der kleine Ethiker führt hier seiner Schwester den Beweis, daß er die Besuche bei der Herz aus Gründen mache, die ihm die Pflicht auferlege, sich um das Gerede nicht zu kümmern.

[3]) Die Behauptungen Schleiermacher's sind jedenfalls weitaus kräftiger und stärker als seine Menschenkenntniß; er behauptet oft gerade das Gegentheil von der Meinung der Leute. Diese obige Behauptung zeigt, daß ihm bei seinem Aufschnuppern des Universums auch jede Spur von praktischer Menschenkenntniß verloren gegangen ist.

oder schreibt ein paar Bogen voll von lauter Verdrehungen, Sophismen, Behauptungen, Trugschlüssen, und er findet kein Ende.

Daß der Prediger geschlagene Tage lang bei der verheiratheten Jüdin sitzt und in „Geistreicherei" macht, das wollte den Leuten einmal durchaus nicht gefallen, und die Leute hatten so sicher Recht, als Schleiermacher Unrecht hatte, wenn er sein Recht vertheidigen wollte. Das beständige Herumkollern in den Salons und den Kabinetten der Damen, von unentschiedenem Ruf auch noch dazu, verschaffte ihm nicht jene Achtung, die er seiner Stellung nach anzustreben verpflichtet war, es machte ihn boshafter Weise auch noch zur komischen Figur. Er wurde als Seladon mit der Herz als Carrikatur gezeichnet, weil er selbst sagte, er besuche die Herz, um bei ihr „das Universum" d. h. seine Theologie zu studieren. Wir werden aus seinen Briefen ersehen, daß er sich richtig und in Wahrheit bei seinen Reden an die „Christen" um das Urtheil der Jüdin kümmerte! Nun, gegen diese Gattung Christenthum und Moral, die Schleiermacher lehrte, wollte die mit Culturlack bestrichene und auf den Glanz hergestellte Talmudistin sicher keine Einwendung machen!

95. Wie die Herz=Dame bei den theologischen Werken Schleiermacher's als Jüdin mitmauschelt; ein Beweis für die Weit=Herzinnigkeit der Theologie Schleiermacher's.

Schleiermacher an die Herz, 3. Sept. 1798 (I. 190):

„Gestern habe ich gepredigt zur großen Freude der Cousine, ob auch der andern Menschen, weiß ich nicht, denn ich habe es ganz ohne gute Lebensart betrieben und ihnen eine Lection gegeben, von der ich wußte, daß sie sie gar wohl brauchen könnten."

Schleiermacher an die Herz, Potsdam, 15. Febr. 1799 (I. 196):

„Ich habe einen Dialog im „Platon" gelesen, ich habe ein kleines Stück Religion gemacht, ich habe Briefe geschrieben. Vergessen Sie nicht, mich in jedem Brief um die Religion zu mahnen, damit sie mir nicht in's Stocken geräth. Berichten will ich Ihnen neulich, wie weit ich bin, aber Handschrift schicke ich wohl nicht eher,

und so hoffe ich denn doch etwas zu bringen.“ „Heute ist meines alten Onkels Geburtstag, 61 Jahre hat er nun die Welt gesehen und sie kommt ihm gewiß recht alt vor. Er unterrichtet noch junge Mädchen. Ihm bekommt es herrlich und er macht's im schönsten Sinne wahr, daß die Nähe der jugendlichen Weiblichkeit das Alter wärmt und neu belebt. Wenn mir der Doktor nicht geweissagt hätte, daß ich nur beiläufig 50 Jahre alt werde, so möchte ich wohl die Frage aufwerfen, ob auch mich zwischen 50 und 70 Jahren die Mädchen noch lieben werden. Was meinen Sie?“

Schleiermacher an die Herz, 16. März 1799 (III. 106):

„Ueber die theologische Frage etwas zu schreiben, ist mir gar nicht so unangenehm, als Sie denken, nur jetzt kommt mir's sehr fatal.“

20. März 1799:

„Sack hat mir gesagt, daß er die dritte Rede gehabt hat; er scheint nicht sonderlich davon erbaut. Mein Begriff von Religion scheint ihm sehr unbestimmt (mißverstanden hat er noch, daß ich das Kunstgefühl selbst für Religion hielte) und auf jeden Fall wären in dieser Rede zu viel Bilder, so daß es der Deutlichkeit schade. Das bin ich mir nun gar nicht bewußt und verstehe nicht, was er meint. Er suspendirte dann immer sehr bescheiden sein Urtheil, bis er das Ganze kenne, ich aber provocirte auf die beiden ersten Reden und versicherte ihn, er würde nichts finden, was nicht mehr oder weniger in diesen stünde. Das Ende der zweiten hat er gewiß nicht gehabt oder nicht gelesen.“

96. Wie Schleiermacher bei Abfassung seiner Predigten die Jüdin förmlich consultirt, was nicht wenig zur apostolischen Salbung seiner Reden beiträgt.

Schleiermacher an die Herz, 28. März 1799 (III. 110):

„Wüßte ich nur erst Ihre und Schlegel's Meinung über die vierte Rede und hätte ich nur erst eine genaue Idee davon, wie weit der Druck ist.“ (Fernere Consultationen über die vierte Rede.)

Schleiermacher an die Herz, Potsdam, 8. April 1799:

„Gestern Abend, als ich nach Hause kam, fand ich erst Ihre Sendung, die mir viel Vergnügen gemacht hat, aber auch unangenehme Sensationen. Diese Bogen sind leicht das beste in der ganzen „Religion“ und besonders in Rücksicht auf das Mahnen habe ich mich in Vergleichung mit Ihnen geärgert, über eine Portion Dialektik in der fünften Rede, die mir in Vergleich mit der in der zweiten gewaltig trocken gerathen ist. Ich habe des-

wegen, nachdem ich mich an dem Aushängebogen ergötzt habe, noch ein paar Mal die fünfte Rede, so weit sie ist, durchgelesen und durchgedacht, aber es ist mir keine Inspiration gekommen, wie es besser gemacht werden könnte. Vielleicht kommt es noch, Zeit will ich nicht schonen und Eile soll mich nicht verführen.

Die Inspiration ist mir gekommen über dem wiederholten Lesen, aber ist es nicht hart, daß ich mehr als einen gedruckten Bogen, gut den dritten Theil der Rede, halb umarbeiten und ganz umschreiben soll? Ach und die Messe, an die ich so ehrerbietig glaubte! und was eigentlich das Fundament davon war, mein gegebenes Wort, fertig zu werden, wo wird das bleiben? Meine „Religion" kommt mir vor, wie so ein kurzer Cursus der Schriftstellerei, wie ich mir einmal einen der Weiblichkeit gewünscht habe; es ist alles darin, was so vorzufallen pflegt, nun kommt auch noch das Vernichten, was noch gefehlt hatte."

Schleiermacher an die Herz, 9. April 1799 (III. 112):

„Ich bin nun mit der fünften Rede glücklich bis an das Schöne und freue mich an mein morgendes Stück Arbeit. Wenn ich nur einen heiteren Tag habe. Mein Dythyramb auf Christum soll kein übles Stück werden, hoffe ich." —

Es ist nicht zu übersehen, wie der christlich sein sollende Prediger hier der Jüdin und ihrem Salon zu Gefallen Christum seiner Gottheit entkleidet und, mit dem Spottmantel hohler Phrasen umhangen, förmlich überliefert. Mit diesem Verfahren war die ganze aufgeklärte Berliner Judenschaft vollkommen zufrieden.

Schleiermacher an die Herz, Berlin, 2. Juli 1800 (III. 194):

„Denken Sie sich, liebe Freundin, da habe ich gestern in einem theologischen Journal die erste Recension von den „Reden" gefunden. Der Mann nennt es eine der originellsten, geistreichsten und anziehendsten Schriften, die er je über diesen Gegenstand gelesen, ohnerachtet sie wohl nicht nach Jedermanns Geschmack sein dürfte, wie er denn auch mit dem Verfasser nicht durchaus einverstanden wäre, was aber bei einem solchen Gegenstande nicht anders der Fall sein könnte. Denn, meint er, eines Auszuges sei die Schrift durchaus nicht fähig, er glaube aber ihren Geist, der in einem Mysticismus von der reinsten, liberalsten und erhabensten Art bestehe, nicht besser darstellen zu können, als durch einige Stellen aus der zweiten Rede, die jeden Leser, der nur einiges Interesse für Religion habe, gewiß zum baldigen Genuß des Ganzen einladen würde. Dann kommen einige Stellen über den Unterschied zwischen Religion und Metaphysik und Moral, über Gott und Unsterblichkeit, über den Spinoza und zuletzt über die Toleranz, von der er wünscht, daß

sie mir auch zu gute kommen möge. Das nennen nun die Leute recensiren und dieser meint gewiß, er habe es recht ordentlich gemacht."

Das Lob war dem eiteln Atheologen noch viel zu wenig und viel zu unklar; sehr heiterkeiterregend ist der Wunsch des Recensenten, es möge dem Schleiermacher die Toleranz zu gute kommen, mit dem gleich darnachfolgenden Passus des Schleiermacher gegen Fichte verglichen:

„Triumph! In diesem Augenblicke ist der „Fichte" (eine Gegenschrift) fertig, aber auch ganz fertig, durchgesehn, corrigirt, paginirt und das heillose Buch, das ich nicht genug verfluchen kann, (!!) schon an seinen alten Ort gestellt. Gott wird mich bewahren, für's erste wieder hineinzusehen. Auch meine Notiz will ich nicht mehr ansehen, damit sie mir nicht, wie zu geschehen pflegt, schlecht vorkomme." —

Sonderbar! er, der größte Theologe verlangt Toleranz für den Atheismus in seiner verkleideten Form, aber über das Buch eines andern, der die Karten ehrlich, ohne Mauschelei ausspielt, kann er nicht genug Flüche auftreiben. In seinem Zorn ruft er sogar wieder Gott um Hülfe an, daß er ihn bewahre, in dieses „verfluchte Buch" hineinzuschauen. Das thut aber nichts zur Sache, wie ein springgiftiges Alräunchen fährt er umher, wenn einer nicht akkurat auf seinen Atheismus schwört; deswegen bleibt er doch der größte Theologe; im Judensalon wurde er als solcher proklamirt und die blöden Gojim haben die Pflicht, es nachzubeten.

Wir haben hier weitaus nicht alle Berathungsbriefe Schleiermacher's an die Herz bezugs seiner „Religion", sondern nur Muster gebracht; wir fürchten mit Recht, daß diese Muster ihrer Langeweile und Gleichförmigkeit wegen dem geduldigen Leser schon zu viel geworden sind.

97. Wie selbst der außerordentlich freisinnigen Caroline Schlegel-Schelling das Juden-(Jüdinnen-)Regime bei der Theologie Schleiermacher's gar zu arg und komisch erscheint. Der Bankier Herz stirbt, sicher mit Segenswünschen über seinen frommen Hausfreund.

Dieses Berathen der Jüdin in theologicis und ihr feines, echtes, geistreiches Urtheil in demüthiger Galanterie

zu verehren, ist nachgerade dem noch etwas christlich fühlenden Kreise Schleiermacher's doch zu ekelig geworden. Caroline Schlegel war schon ihrer Anlage und ihrem Vorleben nach gewiß für die weitausgreifendste Toleranz begeistert, aber dieses Judenregieren, dem sich der große Theologe fügte, ward ihr doch schon zu bunt. Sie schrieb an Schleiermacher (III. 215):

„Dafür sei Gott gedankt, daß Sie sich endlich nicht mehr von Herz einen Maulkorb anlegen lassen, es war sündlich, daß Sie es bisher litten. Es muß nichts in der Welt geben, um das man sich den Despotismus gefallen läßt. Man kann nicht von den Leuten verlangen, sie sollen verständig sein, aber warum jene das Gegentheil von andern sollten verlangen können dürfen, ist doch auch nicht abzusehen." „Wahrhaftig, Sie sollten doch einmal Herz unter der Hand fragen, ob er[1]) verlangt, daß Sie pour l'amour de ses beaux yeux mit dem Engel mehr Umstände machen sollten, als Sie sich selbst mit Fichte erlaubt haben."

1803 starb der Gemahl der Herz, Bankier Herz. Spalding schreibt über diesen Tod an Schleiermacher, 27. Febr. 1803 (III. 333):

„Herz ist unterdeß gestorben. Es wird Sie für seine Wittwe erschüttert haben. — Ich habe sie gesehen und ich glaube, sie wird die Verminderung des Glanzes in ihrer Lage mit Würde tragen. Anerbietungen von der Levi hier und der Arnstein in Wien, bei ihnen zu leben, soll sie ausgeschlagen haben, der Unabhängigkeit wegen, welches mir sehr gefällt. Das Gerücht, sie sei Erzieherin der jüngsten Prinzessin von Kurland geworden, machte mir Freude, als ich es für wahr hielt. Nun verwandelte es sich in eine englische Lehrstunde, bezahlt, wie sie mir sagte, wie jede andere. Diese Bezahlung, über die ich auch besser unterrichtet bin, schwellt das Gerücht an mit aller Gewalt. Herzlich wünsche ich, daß die Frau wenigstens nicht Nahrungssorgen empfinde."

Der Tod des Herz machte auch Schleiermacher Sorgen. Er schreibt darüber an Reimer (III. 335):

„Wenn nicht Herz gestorben wäre und ich in Sorgen lebte um Eleonoren, so würde ich weiter sein. Mein Gemüth ist auf mannigfache Art sehr bewegt und es gibt viele Stunden, wo ich nicht arbeiten kann. Hoffentlich wird alles dieses glücklich vorüber gehen; es ist eine schwere Zeit für mich, lieber Freund! Laß Dir noch einmal Leonoren empfohlen sein. Sie ist nun noch mehr

---

[1]) Caroline Schlegel nimmt aus Vorsicht immer das er statt dem sie.

verlassen, da die Herz in eigenen Verwirrungen lebt und ihr weniger wird hülfreich sein können. Lebe wohl, theurer Freund, und habe einiges Mitleid mit mir, ich bedarf dessen."

Im Jahre 1804 bekam Schleiermacher als Prediger in Stolpe einen Ruf von der Churfürstlich baierischen Regierung nach Würzburg, als Professor 1804 der theologischen Sittenlehre mit 1650 Gulden Rheinisch. Graf von Thürheim schrieb ihm, 4. April 1804, (III. 387):

„Ueberdies wird sich Euer Wohlgeboren durch die Theilnahme an den sogenannten Vormittagspredigten bei dem protestantischen Cultus eine schöne Gelegenheit eröffnen, auf einen großen Theil des Publikums auf das Vortheilhafteste zu wirken."

Nun ließ man ihn aber aus Preußen nicht fort und ernannte ihn zum Professor in Halle. —

Wir wollten hier durch Auszüge aus der Correspondenz Schleiermacher-Herz nur den einzigen Umstand registriren, daß ein christlicher Prediger über Herausgabe, Inhalt und Anordnung seiner theologischen Schriften und Predigten mit einer Jüdin Berathungen pflegt. Gewiß ein Fall, der sich sehr selten ereignen wird.

Im ersten Corintherbrief I. 23, 24 heißt es: „Wir hingegen predigen Christum den Gekreuzigten, den Juden zwar ein Aergerniß und den Heiden eine Thorheit, den Berufenen aber sowohl aus Juden als aus den Heiden Christum als Gottes Kraft und Gottes Weisheit." —

Nun, der Christus, den Schleiermacher predigte, erschien der Jüdin und ihrem Salon, den Juden und Heiden weder als Aergerniß noch als Thorheit, dieser Christus diente der ganzen Berliner Judenschaft zur vollkommensten Befriedigung. Die Juden proklamirten Schleiermacher als den größten Theologen und unwissende oder in moralischer Bedrängniß lebende Getaufte haben das Salonorakel demüthig nachgebetet.

98. Wie es Schleiermacher irritirt, wenn seine gläubige Frau in ihren Briefen vom „Heiland" redet, von dem er sagt, „daß er aus der Natur zu uns spricht" u. s. w. Die Frau Schleiermacher geht zu positiv-christlichen Predigern.

Auffallend, freilich auch erklärlich ist es, wie dem Schleiermacher die Betonung der Gottheit Christi immer ärgerlich war.

Noch 1832, zwei Jahre vor seinem Tode, schreibt er aus Berlin, 4. August, seiner im Bade weilenden Frau:

„Ueber Deinen Brief an Hildchen, liebe Mutter, habe ich etwas auf dem Herzen. Du kommst auch ganz in die Sprache hinein, immer vom Heilande zu reden und Gott ganz in den Hintergrund zu stellen. Wenn auch schon der Heiland es ist, der aus der Natur(?) zu uns spricht, so muß wohl ein unmittelbares Verhältniß mit Gott gar nicht mehr stattfinden. Und doch rühmt er selbst sich am meisten dessen, daß wir durch ihn zum Vater kommen und daß der Vater Wohnung bei uns macht. Die wahre Einfalt des Christenthums geht auf diese Weise in einem ganz selbstgemachten Wesen unter, was Christus selbst nicht würde gebilligt haben." „Liebstes Herz, halte doch fest daran, mit Christo und durch ihn Dich recht Gottes, unseres und seines Vaters, frisch und fröhlich zu freuen."

Wie väterlich sich hier Schleiermacher wieder um Gott Vater annimmt, nachdem er doch in seinem System den selbstbewußten Gott ganz trocken verleugnet. Da kommt er daher und sagt: Und doch rühmt er sich selbst am meisten dessen, daß wir durch ihn zum Vater kommen." Er fälscht hier die Schrift, denn es heißt Johann. XIV. 6: „Jesus sprach zu ihm: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater außer durch mich." Also nicht „durch ihn", wie Schleiermacher sagt, sondern „nur durch ihn", wie Christus sagt. „Nemo venit ad Patrem nisi per me" heißt es in der Vulgata; dieses nisi (nur) ist eben das wahre nisi, welches den Schleiermacher in seiner negirenden Christologie so genirt, daß er es seiner noch gläubigen Frau mitzutheilen nicht für gut findet, sondern es ausläßt.

Und wieder heißt es bei Johannes XIV. 10 und 11: „Glaubt ihr nicht, daß ich im Vater bin und der Vater in

mir ist?" und 23: „Wenn mich Jemand liebt, so wird er mein Wort halten nnd mein Vater wird ihn lieben: wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm nehmen"; und Schleiermacher sagt: „und daß der Vater Wohnung bei uns macht", und bei Johannes heißt es: „wir (der Vater und ich) werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm nehmen." —

Ein Beispiel, wie der Theologe, über den Glauben seiner Frau an die Gottheit Christi in seinem Concept unangenehm berührt, die Schrift behandelt! —

Die Frau Schleiermacher's ließ sich aber durch die Briefe ihres theologischen Gemahls nicht stören. Sie schreibt im folgenden Jahre (Mai 1833) an ihren Sohn in Arnheim (II. 477):

„Hast Du auch Deinen Herrn und Heiland nicht vergessen und versäumt in dem bunten oberflächlichen Getreibe der Welt? O laß die mütterliche Frage mit sanfter Gewalt bis an Dein Herz dringen, fertige sie nicht kurz mit dem Verstande ab; es gibt keine süßeren Thränen, als die des Wiederfindens, wenn man sich getrennt fühlte. Laß nicht die Stimme der Verführung unter schmeichelnder Gestalt Dir die Grundsätze Deiner Jugend wankend machen. Was das einfältige, wahrhafte Kinderherz als unrecht, als gemein erkannte, o das bleibt es, wie erfinderisch der Mensch, der viele Künste sucht, der die erste Einfalt nicht wiederfinden kann, auch sein mag: das Kreuz Christi als Thorheit zu demonstriren. — Eins steht Dir zur Seite, das treue Gebet Deiner Mutter."

In Beziehung auf das Verhältniß Schleiermacher's zu seiner Frau in Fragen des religiösen Bekenntnisses gibt uns die biographische Skizze Kirchmann's einen interessanten Aufschluß:[1])

„In persönlichem Umgang war Schleiermacher liebevoll und herzlich, in der Freundschaft treu, in gesellschaftlichem Verkehr voll unerschöpflichen Humors und Witzes. Den Fremden gegenüber war er zurückhaltend. In jedem Menschen achtete er die Eigenthümlichkeit; er hatte nichts dagegen, daß seine eigene Frau ihre religiöse Erbauung nicht in seinen Predigten suchte, sondern regelmäßig die Kirche des streng rechtgläubigen Predigers Goßner besuchte."

---

[1]) Schleiermacher's Monologen. Herausgegeben und erläutert von J. G. von Kirchmann. Berlin, Heimann 1868. S. 8.

Das stimmt ganz mit dem obigen Schreiben an ihren Sohn überein. Der subjective Gemüthsdusel ihres Gemahls konnte sie nicht erbauen, sie war einer objectiven Wahrheit bedürftig und suchte selbe, so gut sie dieselbe suchen und finden konnte, und eben dadurch lieferte sie einen Beweis für die Unbrauchbarkeit des ganzen Systems, welches ihr Gemahl ersonnen, und das, als er bemerkte, es wolle in der Gegenwart nicht Wurzel schlagen, er prophetisch der Zukunft zum Wachsen und Früchtebringen anzuvertrauen, sich bemüßigt fand. Merkwürdig ist es sicher, daß er nicht einmal inner seinen vier Pfählen die Leute zum Glauben und Vertrauen gebracht hat, trotz der apodiktischen Erklärung des harmonischen Zusammenlebens mit seiner „Künftigen", wie er es mit kühn umgeworfenem Prophetenmantel in den Monologen vorausgesagt hat!

99. Wie 1833 Schleiermacher nach Schweden reist und die „Kopenhagener Post" denselben in Verdacht hat: in ihm habe das verkannte Christenthum einen begeisterten Verkündiger gefunden.

Im Jahre 1833 machte Schleiermacher noch eine Reise nach Schweden. Er wurde allenthalben mit großer Aufmerksamkeit empfangen; der Ruf des „größten freisinnigsten Theologen" genügte, um alles, was unter der Fahne des „Freisinns" stolz einherschritt, zusammenzuthun, um ihm Ovationen zu bereiten. Die „Kopenhagener Post" (dänisch) vom 28. September 1833 brachte einen langen Bericht über die Feierlichkeiten, die dort für Schleiermacher veranstaltet wurden, darin wird unter Anderm gesagt:

„In einer Zeit des Unglaubens und der Zweifelsucht habe das verkannte Christenthum in ihm einen begeisterten Verkündiger gefunden, aber nicht minder auch die Geistesfreiheit gegenüber dem Aberglauben, der Schwärmerei und der Buchstabenautorität!!"

Also nach 2000 Jahren ist endlich der wahre Retter erschienen, der den Glauben an den transcendenten Gott, an Christus, den Gottes- und Menschensohn, als Aberglauben und Schwärmerei für Buchstaben-Autorität erklärt, und

dadurch das verkannte Christenthum die Welt recht kennen gelehrt und die Zeit des Unglaubens und der Zweifelsucht überwunden hat! Wann ist mit der Sprache je ein ärgerer Humbug getrieben worden?! Doch was kann man von einer politischen Zeitung im Jahre 1833 verlangen? Die Zeitungen werden auch in unsern Tagen mit der gleichen Wahrheitsliebe, Wissenschaft, Logik und Ehrenhaftigkeit größtentheils so redigirt, wie vor 50 Jahren.

Dieses Kunststück kann man wagen,
Solchen Unsinn kann man sagen,
Ueber hohe Lebensfragen
In der Stadt zu Kopenhagen!

Die Studenten von Kopenhagen fertigten eine Cantate in deuscher Sprache an, und Schleiermacher wurde mit derselben angesungen. Hören wir nur Eine Strophe davon:

„Er hat in den stürmenden Zeiten
Das Heiligthum tapfer gewehrt,
Und ritterlich braucht er im Streiten
Sein gutes zweischneidiges Schwert.
Da mußte wohl zagen und schwanken
Der Feinde verbündetes Heer,
Es flogen die trüben Gedanken
Wie Wolken die Kreuz und die Quer."

Dieselbige Confusion macht sich im Kopfe des unglücklichen Dichters kund; da fliegen auch die trüben Gedanken wie Wolken die Kreuz und die Quer herum.

Die Poesie hat keine Schranken
Und zu verstehen ist sie schwer,
Und die betrüblichsten Gedanken,
Die fliegen darin hin und her.
Der Leser fängt schon an zu wanken
Und wankt herum „die Kreuz, die Quer",
Von dem Gedicht zu Grund gerichtet,
Der Dichter hat ihn hingedichtet;
So wird des Dichterrosses Lenker,
An jedem Leser — zu einem Henker.

Ein Mahl wurde gefeiert, dann kamen anderthalb hundert Studenten verschiedener Facultäten und Couleurs mit Musik und Fackeln und sangen ein dänisches Lied, dessen Schlußstrophe lautet:

„Unter uns, die wir hier vor Dir stehn, ist Keiner,
Der nicht weiß, daß Du einer von den kühnen Kämpfern bist,
Der für die Wahrheit streitet und der auf dem festen Eckstein baut.
Darum lausche unserm Lied und Du wirst erfahren,
Daß wir auch Deine Stimme vernommen haben.
Und daß uns jungen Dänen nicht bloß Dein Name
Eingeprägt ist in unserer Brust.“

Nach diesem Liede haben alle diese jungen Herren Juristen, Mediziner und Philosophen (denn die Theologen sangen schon früher) die 30 Bände Schleiermacher's eifrig durchstudirt; der Beweis dafür ist das Lied, was sie gesungen, denn im Liede heißt es: „Darum lausche unserm Lied und Du wirst erfahren, daß wir“ u. s. w.

Das ist wieder eine ganz neue Beweisart, gereimt beim ersten Anblick und ungereimt bei jedem folgenden Anblick.

100. Die schwedischen Studenten singen den Schleiermacher an und sind für seine Theologie begeistert.

Es ist überhaupt sehr komisch, wenn sich Studenten als Kenner und Richter in den höchsten Lebensfragen, in Religion und Politik bemerkbar machen; ach Gott, wie gut könnten sie in der Folge, wenn sie im Staatsdienste stehen, gute Gedanken brauchen, aber dann ist es im Kopf oft so wüst und leer; das kommt eben daher, weil sie den geringen Vorrath an kleiner Münze schon bei den Demonstrationen in ihren Studentenjahren hinausgeworfen haben! Arme Jungen, sie würden es anders machen, wenn sie wüßten, daß sie oft nur als Marionetten gebraucht werden, aber das glauben sie Keinem, der es ihnen sagt, das beleidigt sie. Der jeweilige Marionetten-Entrepreneur der schmeichelt ihnen, knüpft ihnen die Zwirnfäden um den Hals, die Hände und die Füße und läßt sie auf der Bühne mit großer Fingergelenkigkeit hin und her baumeln und zappeln. Sie wissen so wenig vom Zweck und Endziel des ganzen Spiels, als die Marionetten etwas davon wissen, und geben sich der süßen Täuschung hin, sie seien alle zusammen ein Conglomerat von jungen Genies, berufen beim Karren der Weltgeschichte theils vorne zu ziehen und theils hinten anzutauchen. Man muß das nur alles so miterlebt und selber

beobachtet, und gesehen haben, wie dann schlaue Gauner, welche die Jugend benützten, oben auf kommen und sich über die Dummheit der Jungen in die Faust lachen.

101. Schleiermacher gibt den Studenten seinen Universalsegen; ohne Universum geht es bei ihm niemals ab.

Schleiermacher versäumte nicht, sich den jungen Herren in Kopenhagen für die Ovation dankbar zu bezeigen; er beglückte sie mit der Fülle seines Universalsegens, den ihnen der Universalgeist spenden wolle. Den „göttlichen Geist", nannte er ihn, der allein das Bleibende im Laufe der Zeit sei und der den Herren genügen soll, daß sie ja nicht Anspruch erheben an einen persönlichen Gott und ja keine Hoffnung nähren auf die persönliche Fortdauer, sondern „mit Treue und Hingebung" wirken, nicht für Gott, nicht um des Heiles ihrer Seelen willen, sondern nur „für die Zeit".

Das war so Sitte und Herkommen bei Schleiermacher; er trug seinen Universalgeist stets in einem Fläschchen bei sich wie Hirschhorngeist oder Hoffmann'sche Tropfen; es war seine concentrirte Systemsäure, die er bei jeder Gelegenheit zum Riechen herumreichte, denn wie er selber nach Schlegel's, seines Freundes, Worten immer wie ein Dachs herumschlich, um überall das Universum zu riechen, so suchte er dafür wieder aus Dankbarkeit den Universumsgeruch allenthalben zu verbreiten. Der Berichterstatter über die Kopenhagener Studentenhuldigung sagt (II. 505):

„In seiner Antwort bezeugte Schleiermacher seinen jungen Freunden seinen herzlichen Dank, legte ihnen an's Herz, festzuhalten an dem Gedanken, daß des Menschen Name zwar eine zeitlang Geltung haben kann, insofern er mit Treue und Hingebung für seine Zeit wirkt, daß aber das Bleibende in der Zeiten Lauf der göttliche Geist sei, und er fügte den Wunsch hinzu, daß auch auf ihnen dieser Geist ruhen und so ihr Wirken für künftige Zeiten fruchtbar sein möge. Dann unterhielt er sich noch eine zeitlang in ungezwungener, jugendlicher Lebhaftigkeit mit mehreren Studenten. Diese erboten sich, nochmals ein Lied zu singen und brachten dem verehrten Manne ein Hoch aus, in das die ganze Versammlung einstimmte."

Sie sollen festhalten am Gedanken, daß des Menschen Name nur eine zeitlang Geltung haben kann; der Name des Menschen lebt kurze Zeit, noch kürzer lebt der Mensch selbst, nur der göttliche Geist ist das Bleibende und dieser Geist soll auf ihnen ruhen. In der That eine außerordentlich unruhige Ruhestätte, welche nur von so kurzer Dauer ist und so bald wieder zurücksinkt in's Universum!

Es war dem Schleiermacher nur darum zu thun, sein Desperationssystem auch der Jugend einzuimpfen, ihm, dem Propheten der Zukunft, wie er sich selber sehr bescheiden genannt hat. Aber die Jugend muß doch durch ihre Lehrer schon vorbereitet, der Boden muß für diesen Wurmsamen des Spinozismus schon aufgelockert gewesen sein. Auffallend und nicht zu übersehen ist, wie Schleiermacher hier total von seiner Gewohnheit Umgang nimmt, wie er hier nicht mehr den Pantheismus mit Bibelsätzen zu verhüllen sucht, sondern wie er ihn hier als Gerippe unverhüllt darstellt!

In Berlin pflegte er sich sehr vorsichtig der duftigen biblischen Blumensprache zu bedienen, hier in Kopenhagen reichte er den Universalgeist in seiner Elixirflasche ohne die pietistische Etikette herum.

Hat es denn auch nicht Ein Lehrer, nicht Ein Schüler gewagt, dem Propheten der Zukunft die Propheten der Vergangenheit, den Geist der apostolischen Lehre entgegenzustellen?!

Aber diese Herren haben ja sicher die Tragweite und das Ende der spinozistisch verquickten Religion gar nicht abgesehen, der Ruhm, das Geschrei über den größten Theologen hat sie geblendet.

102. Der Preisgesang an Schleiermacher mit einer kleinen Correctur.

Der geistreiche Ausbruch aus dem Kreuz- und Querkopf-Dichter zum Lobe Schleiermacher's hätte ein wenig nachgebessert — lauten sollen wie folgt:

Der Du hast den Geist gerochen,
Der im Universum schwebt,
Der alleine ungebrochen
Und unsterblich fürder lebt;

Der Du uns hast angewiesen,
Nur zu leben in der Zeit
Und mit Hohn hast angepriesen,
Deine Art: Unsterblichkeit;

Wir sind nicht geneigt zu dienen
Deinem hohlen Christenthum;
Gehe — wie Du kamst von hinnen,
Such' wo anders Deinen Ruhm.
Der Du in Berliner Kreisen,
Die Deborahs hast entzückt,
Die in Dir den größten Weisen,
Den neuen Salomo erblickt;
Wir sind einmal nicht gewilligt
Nachzubeten diesem Chor,
Der mit Jubel hat gebilligt,
Was Du ihm geschwefelt vor.
Wir steh'n noch auf eig'nen Füßen,
Brauchen Deinen Stützpunkt nicht,
Unser Grund ist das Gewissen,
Dein Gefühlesdusel nicht.
Denn der Strauß, der ging viel weiter,
Weiter als Du es gebracht;
Dieser große Lichtverbreiter
Stürzt uns in die volle Nacht!
Denn die Leiber und die Geister,
So verheißt es uns sein Mund —
(Und er ist der höchste Meister) —
Alles, Alles geht zu Grund!

Auch der Geist von Deinem Traume,
Auch der Weltgeist wird caput,
Wenn er in dem Weltenraume
Eingeschlossen ewig ruht.
Alles, was der Mensch ersonnen,
Was die Geister je erdacht,
Alles bleibt in Nichts zerronnen,
Alles stürzt in Tod und Nacht!
So hat auch der Strauß bezwungen
Deines Fortschritts End und Ziel;
Das Welten-Epos ist verklungen,
Es war ja nur ein Zufallsspiel.
Nicht zum letzten Ziele gehst Du
In negativer Wissenschaft;
Zagend auf dem Wege stehst Du,
Wenn vor Dir der Abgrund klafft.
Strauß bereitet Dir das Ende,
Des maskirten Hegelthums,
Und nimmt siegreich in die Hände
Die Fetzen des zerriss'nen Ruhms.
Was Du einstens aufgeblasen
Hast gesprochen als Prophet,
Ist ein Traumbild hohler Phrasen,
Das vom Sturme wird verweht!

Wenn Schleiermacher noch am Leben wäre (wir können aus Polemiken nachweisen, daß wir uns auch vor noch lebendigen Autoren dieser Richtung nie gefürchtet haben), so hätten wir uns auf einige eckige Witze aus der Feder dieser Größe gefaßt gemacht. Er wollte den Atheismus nur in seiner verschleierten Weise, mit seinem Weltgeist- und Universumstheaterkostüm umhüllt, an den Mann bringen, und wer ihm dies auf Täuschung berechnete Spiel demaskirte, den haßte er. Als Fichte *seinen Atheismus* schleierlos proklamirte, da wußte sich Schleiermacher im Aerger über *seine* von Fichte angegriffene Philosophie nur mit einem Nothschrei zu helfen, indem er die bezügliche Schrift Fichte's „*ein verfluchtes Buch*“ nannte!

So ist der attackirte Größenwahn des Monologenverfertigers immer gleich aus dem Häuschen gekommen, wenn er sich in seiner Propheten-Eitelkeit angegriffen fühlte.

103. Wie die Moral Schleiermacher's von Freundeshand geschildert wird.

Die Herren pflegen ihre theoretische Moral gewöhnlich auf der Basis ihrer praktischen aufzubauen, alles so, wie man's gerade für's Haus braucht. Störungen der Praxis durch die Theorie werden nicht geduldet. Die Theorie muß sich nach der Praxis fügen. Diese Schilderung kann uns zugleich einen Schlüssel zur ganzen Schleiermacher-Theologie in die Hand geben. Es heißt da wörtlich:[1])

„In diesen Zeitraum (1794—1802) fällt ferner Schleiermacher's Verhältniß zu Eleonore G.,[2]) die definitive Auflösung desselben aber erst ein Jahr später. Eleonore G. lebte in einer kinderlosen Ehe in einer Verbindung, welche nach Schleiermacher's Urtheil (!!) keine Ehe zu sein verdiente, weil ihr die wesentlichsten inneren Bedingungen einer wahren Ehe fehlten. Er glaubte (!!) daß ihr inneres Leben in jener Verbindung, wenn sie fortdauere, zu Grunde gehen müsse, und seine Ansicht war damals (!!) die, worüber er sich anderweitig wiederholt ausgesprochen hat, daß die Auflösung eines solchen innerlich unwahren Verhältnisses, wenn es die bürgerlichen Einrichtungen, die er dabei in ihrem vollen Umfang respektirt wissen wollte, möglich machen: eine sittliche Pflicht sei, indem er das äußerlich bestehende als ein unsittliches ansah, welches niemals hätte eingegangen werden sollen."

Mit dieser sehr merkwürdigen Anschauung von der Ehe könnte man von hundert Ehen fünfundneunzig auflösen und dürfte eine solche Trennung nicht einmal für eine Sünde, sondern für Erfüllung einer sittlichen Pflicht halten. Der Prophet der Zukunft schneidert sich seine Theologie und seine Moral auf seinen Leib, wie Dichter mitunter Rollen

---

[1]) Aus Schleiermacher's Leben. 2. Auflage. Berlin, Reimer 1866. Erster Band. S. 138—139.

[2]) Der Verfasser des Obigen bringt nur immer den ersten Buchstaben aus Schonung für die Familie; da aber der ausgeschriebene Name auch in vielen Schleiermacher verherrlichenden Schriften erschienen ist, so finden wir diese schonende Vorsicht überflüssig. Die den Namen der Grunow vollkommen bringenden Biographen sind nämlich von der Ansicht geleitet worden, daß sich diese Familie Grunow eine Ehre daraus machen werde, daß ein Schleiermacher neben einer Herz, neben einer Arnim u. dgl. sie seiner „Liebe" gewürdigt und ihr hierdurch einen Ehrenplatz in seiner sehr praktischen Universal-Moral angewiesen hat.

auf die Eigenthümlichkeiten eines Schauspielers oder einer Schauspielerin hinaufschreiben. Diese ganze moralisch-kirchenrechtliche Enquete macht sich durch einen hochmüthigen Saltomortale lächerlich, indem sie diese Trennung nicht vielleicht als eine Concession an die menschliche Schwäche (fragilitas humana), sondern auch noch dazu als einen Akt wahrer Frömmigkeit, als eine sittliche Pflichterfüllung proklamirt. — Auch ist nur von einer Hemmniß bürgerlicher Einrichtungen die Rede, was sehr consequent genannt werden muß; denn wenn kein Gott ist, so kann auch die Ehe nicht als ein von Gott eingesetztes Sakrament behandelt werden, sondern nur als eine Staatsinstitution gelten.

Der Lobredner Schleiermacher's versucht es nun, den widerwärtigen Riß, der durch die Schleiermacher'sche Moral wie durch einen Bau von oben bis unten klafft, zu verputzen und die Ansicht Schleiermacher's auf seine Zeit zu schieben. Wie sich aber einer einen Propheten der Zukunft nennen kann, der schon in den strömenden Wogen seiner Zeit untergegangen ist und sich da nicht über den Wassern halten konnte, das wäre ein Räthsel, wenn die Lösung nicht in der ausgeprägtesten Eitelkeit und Selbstüberschätzung offen am Tage liegen würde.

104. Wie der Freund den klaffenden Riß durch den Moralbau Schleiermacher's zu verputzen sucht.

Hören wir den Rißverputzer:

„Diese Ansicht, die wohl mit seiner damaligen Anschauungsweise überhaupt, aus derjenigen geistigen Richtung jener Zeit, in welcher er sich damals bewegte, sehr eng zusammenhing, und schon deßhalb wenigstens gewiß nicht erst durch seine persönliche Stellung zu diesem Fall entstand,[1] traf indessen bei Schleiermacher mit der innigsten Zuneigung zu Eleonore G. zusammen, und wiewohl er die Trennung ihrer Ehe auch an und für sich für sittlich geboten hielt, und deßhalb schlechterdings nicht von irgend einer Eventualität abhängig gemacht wissen wollte,

---

[1]) Es wäre interessant, wenn der Verputzer uns die Quelle seiner Gewißheit angegeben hätte, um so mehr, da er seinen Namen gar nicht genannt hat. Leere Behauptungen sind bei historischen Schriften sehr verdächtige, ja unbrauchbare Möbel.

so war es doch ausgesprochen, daß er später, wenn er frei sein würde, sich mit ihr verbinden werde. Eleonore G. konnte aber niemals mit voller Zustimmung ihrer Ueberzeugung auf diese Ansicht eingehn, und nach einem langen Kampf und vielfachem Schwanken zwischen verschiedenen Entschlüssen, was Schleiermacher als eine Schwäche erschien, siegte endlich ein entschiedener Entschluß der Entsagung (Herbst 1805) und von da ab brachen beide auch den Verkehr der Freundschaft völlig und für immer ab. Das freiwillige Exil in Stolpe, wohin Schleiermacher, Berlin verlassend, sich begeben hatte, war durch dieses Verhältniß veranlaßt gewesen. 14 Jahre später (1819), so erzählt eine noch lebende Augenzeugin, als Schleiermacher in einer größeren Gesellschaft mit Eleonore G. zufällig zusammentraf, hat er sich ihr genähert, ihr die Hand gereicht und die Worte zu ihr gesagt: liebe Eleonore, Gott hat es doch gut mit uns gemacht."[1]) — —

Jetzt beginnt eine Verlegenheit des Verputzers, aus welcher er sich aber sehr fein herauszuwickeln weiß. Die Correspondenz mit der Eleonore hat sehr starke Schlagschatten, wie schon aus dem einen (7. Brief) in den von Schleiermacher herausgegebenen „Vertrauten Briefen" über die Lucinde zu ersehen ist. Der Verputzer fährt fort:

„Von den Briefen Schleiermacher's an Eleonore G., deren eine größere Anzahl noch vorhanden ist, sind zwar auch Auszüge in diese Sammlung aufgenommen worden, welche davon zeugen, wie hoch sie von Schleiermacher geschätzt, und wie innig von ihm geliebt wurde. Dagegen hat man sich nicht entschließen können, diese Briefe vollständiger zu geben, namentlich die spätern nicht aus der Periode des Kampfes, die vorzugsweise das persönliche Verhältniß betreffen, mit allem dem Detail dieser Angelegenheit, weil ein solches Eingehen auf diesen für Schleiermacher so schmerzreichen Kampf, bei einem Verhältniß, bei welchem denn doch von seiner Seite ein großer Irrthum zu Grunde lag, in einer für die Oeffentlichkeit bestimmten Sammlung dem Gefühl der Seinigen zu entschieden widerstrebte, und weil auch diese größere Vollständigkeit zum Verständniß der damaligen Stimmungen Schleiermacher's und des Zusammenhanges in denselben nicht wesentlich nöthig erschien, da seine innere Stellung in dieser Beziehung und das tiefe Seelenleiden, das ihm darum auf längere Zeit entstehen sollte, auch in andern Briefen erkennbar genug

[1]) Merkwürdig! Trennung war nach Schleiermacher eine sittliche Pflicht und jetzt hat es Gott wieder gut gemacht; also hat Gott selber mitgeholfen, daß die Eleonore eine sittliche Pflicht vernachlässigt hat. Wir hoffen, daß unser Herrgott mit dem Schleiermacher nicht so rücksichtslos verfahren wird, wie Schleiermacher hier mit unserm Herrgott verfahren ist.

hervortreten. Dazu kommt: daß, um das vollständiger hier geben zu können, nothwendig gewesen wäre, in die innersten und verborgensten Verhältnisse einer ganz fremden Familie einzugehn, wogegen man, ungeachtet es jetzt bereits einer ferneren Vergangenheit angehört, doch eine Scheu empfand, die man nicht als Schwäche behandeln zu dürfen glaubte, sondern auf einer inneren Berechtigung beruhend ansah."

105. Ein Glück für Schleiermacher's Andenken, daß seine Briefe an die Frau Grunow nicht bekannt gemacht worden sind, man kann schon an den Briefen der Grunow an ihn genug haben.

Der kurze Sinn aller dieser Entschuldigungen, Verwahrungen, Rücksichten, Verklausulirungen, verborgener Verhältnisse und Berechtigungen liegt in den wenigen Worten: Die Herausgabe dieser Briefe wäre für Schleiermacher eine Blamage mehr; es ist für Schleiermacher sehr gut, daß sie nicht herausgegeben worden sind.

Dies unser Urtheil ruht auf einem Grundstein, den Schleiermacher selber durch die Herausgabe des Briefes (Nr. 7) der Grunow in seinen „Vertrauten Briefen" gelegt hat. Es mangelt uns das Wort, jene Eigenschaft zu bezeichnen, welche Schleiermacher ermuthigt hat, einen Brief dieses Inhalts, von einer verheiratheten Frau an ihn geschrieben, der Oeffentlichkeit zu übergeben. Es ist kaum zu denken, daß die Herausgabe der Briefe an diese Frau — diesen einen an Blamagegehalt (für Männlein und Weiblein) hätte überbieten können.

Wir bringen hier die gerade hierher passende Deklamation Schenkel's über Schleiermacher und Schleiermacher's über sich selbst, im Hochgefühle seiner Prophetenwürde ausgesprochen:[1])

„Aus seinem Glauben an die Hülfe und Macht der Phantasie, schöpft er einer besseren Zukunft sichere Ahndung. (!) Das erhabene Reich der Bildung und der Sittlichkeit wird aus unserer verwirrten Unbildung noch hervorgehn.[2]) Man muß der Welt

---

[1]) Schenkel: Friedrich Schleiermacher. Elberfeld 1868. S. 172.

[2]) Warum nicht: aus unsern verwirrten Köpfen, das würde auf Schenkel und Schleiermacher viel besser passen.

angehören, die man machen hilft.[1]) Ergreifend wahr sagte er (Schleiermacher) in dieser Beziehung:[2]) „„So bin ich der Denkart und dem Leben des jetzigen Geschlechts ein Fremdling, ein prophetischer Bürger einer späteren Welt, zu ihr durch lebendige Phantasie und starken Glauben hingezogen, ihr angehörig jeder That und jeder Gedanke. Gleichgültig läßt mich was die Welt, die jetzige, thut und leidet, tief unter mir scheint sie mir klein, und leichten Blickes übersieht das Auge die wenngleich verworrenen Kreise ihrer Bahn.““

Nach gegenwärtiger Ansicht von Psychiatern läuft ein Mensch, der einen solchen hochmuthdampfenden Schwefel über die kleine, tief unter ihm liegende Welt mit ernster Miene losläßt, Gefahr, in das Beobachtungszimmer eines Irrenhauses gesteckt zu werden. Das geht ja doch alles schon über 3/4 auf 12 auf die rechte Mittagszeit der Monomanie de grandeur los!

106. Der Größenwahn Schleiermacher's von ihm selbst bewiesen.

Man kann nicht deutlich genug auf die Ausbrüche des Größenwahns aufmerksam machen, welche merkwürdiger Weise Schenkel ganz in der Ordnung (normalmäßig) findet. Schenkel selber führt die weiteren Seherworte Schleiermacher's an:

„Doch wo ich einen Funken des verborgenen Feuers sehe, das früh oder spät das alte verzehren und die Welt erneuern wird, so fühl ich mich in Lieb und Hoffnung hingezogen wie zu dem geliebten Zeichen der fernen Heimath. Auch wo ich stehe, soll man in fremdem Licht die heiligen Flammen brennen sehen, den abergläubischen Knechten der Gegenwart eine schauerliche Mahnung, dem Verständigen ein Zeugniß von dem Geiste, der da waltet. Es nahe sich in Liebe und Hoffnung jeder, der wie ich der Zukunft angehört, und durch jegliche That und Rede eines Jeden schließt sich enger und erweitert sich das schöne freie Bündniß der Verschworenen für eine bessere Zeit.“

Das ist ja ganz à la Berliner Guckkästner: „Nanu heran, meine Herrschaften, ein anderes Bild! Hier präsentirt

[1]) Also nicht mehr Schleiermacher, sondern Weltmacher oder besser noch Weltschleiermacher!

[2]) Wir protestiren im Namen des freien, selbstständigen Urtheils gegen dies Ergriffensein und mehr noch gegen diese Wahrheit.

sich Ihnen der Berliner Gemüsemarkt in 100 Jahren, wo ein Jeder, der einen Sack Kartoffel zum Geschenke annimmt, noch 10 Mark Prämie dazu bekommt." —

Die Verschworenen einer bessern Zeit nach den Consequenzen der Glaubens- und der Sittenlehre des „Verschwörers für eine bessere Zeit" fangen schon allenthalben an zu arbeiten; das schöne freie Bündniß ist aber mit dem Schwefeldampf Schleiermacher's nicht zufrieden, es arbeitet in Dynamit! Schleiermacher, der mit seiner Moral im Leben und darnach in der Lehre die Grundfesten der Familie untergraben hat, ist ein echter Apostel und Verschworener, aber nicht für seine geschwollene Phrasenzukunft, sondern für den nackten Socialismus der schlimmsten Sorte.

Wer sind nun die „abergläubischen Knechte", von denen Schleiermacher in seiner Exaltation redet? Er verstand darunter alle jene Pastoren, die am positiven Bekenntniß festhielten, die sich von dem ewig fortschreitenden, mit Elefantenfüßen alle geistigen Geschöpfe zermalmenden Universalgeist nicht niederstampfen lassen wollten, die, bei der Wahl zwischen den Aposteln, Evangelisten, Kirchenlehrern auf der einen und dem theologischen Davidel des 19. Jahrhunderts auf der andern Seite, es für gut fanden, den alten, durch ihr Blut und Leben erprobten Autoritäten mehr Glauben zu schenken, als dem Charitéprediger, Theologie- und besonders Moral-Professor, der seine Moral zuerst lebte und dann die gelebte auf dem Katheder vortrug wie Cicero die oratio pro domo, der den besten Witz über sich selber zu Stande brachte, als er die Jüdin mit den Gaben des heiligen Geistes belohnte, sie in allen theologischen Nöthen als Berathherin gebrauchte und ihr zu Liebe aus Spinozismus und Bibel ein Christenthum zusammenstoppelte, das von sämmtlichen echten Talmud- und maskirten Talmud-(Reform-)Juden mit Seelenfreude bejubelt wurde, und der den concentrirten Cultus, den er dieser freien und hochcultivirten Jüdin darbrachte, in folgendem Schreiben niederlegte (von dem wir schon früher einige markante Sätze citirt haben):[1])

---

[1]) Aus Schleiermacher's Leben in Briefen. 2. Aufl. Berlin 1860. 1. Band. S. 202.

107. Der Monumental-Moral-Brief Schleiermacher's an die Herz.

Sonntag, 3. März 1799 (Schleiermacher an die Herz):

„Heute habe ich die größte Hälfte des Phädon gelesen, und nur zwei Seiten Religion gemacht.[1]) Ich habe nun noch 6 dergleichen zu machen, und hoffe noch immer Dinstag fertig zu werden. Im Ernst aber merke ich, daß hier nach und nach alles schlechter wird, und wenn die folgenden Reden nicht gar erbärmlich werden sollen, so muß ich schon aus Religion um der Religion willen nach Berlin kommen, aus Religion, denn wahrlich, ich will das Universum in Ihnen schauen. In jeder Rücksicht habe ich es nöthig, mir einmal gütlich zu thun. Es ist so viel Bedürfniß in meinem Wunsch Sie zu sehen, als in Ihrem unmöglich sein kann. Das können Sie mir immer lassen, Ihrer ist nur um desto schöner. — Das Athenäum habe ich bekommen, und heute viel in den Gemälden geblättert, die doch gar schön sind. Auch in Hülsen habe ich geblättert, das ist aber nur Zeitvertreib, man muß ihn ordentlich lesen, und noch mehr als lesen. Klar ist er eben nicht, und ich hoffe, daß meine Religion etwas mehr hierin leistet. Es scheint mir, als ob Sie die Veit wenig sehen, da Sie weder Schlegel's Nichtwohlbefinden noch des Aufsatzes erwähnt haben, den ihm Hülsen doch schon vor mehren Tagen geschickt hat, und der so gar religiös und heilig sein soll. Es ist aber Naturreligion, und da weiß ich nicht, ob es mir viel thun wird. Meine Religion ist so durch und durch Herzreligion, daß ich für keine andere Raum habe." —

108. Was die Herz über den hochverliebten Brief dieses berühmten Goj für eitle Gedanken bekommen hat und wie er der Herz zu Gefallen schreibt: die Andacht zum Kreuz sei zu roh für die Poesie.

Es läßt sich denken, was für Freude und Seligkeit die ästhetische Judith über diese Religion, über diese Herzreligion empfunden haben wird! Sie hat dem theologischen Holofernes der Gojim zwar nicht den Kopf abgeschlagen und selben in einen Sack gesteckt, sie hat ihm aber den Kopf vollkommen verdreht und konnte dann den ganzen kleinen Holofernes um die Finger wickeln! Es gehört nicht viel Phantasie

---

[1]) Um sich dem jüdischen Handels-Jargon vollkommen zu accomodiren, hätte er schreiben sollen: „und nur zwei Seiten in Religion gemacht".

und nicht viel Kenntniß des Herz-Herzens dazu, um die Empfindungslitanei zu errathen, welche die Herz nach Durchlesen dieses Briefes sich selber und ihrem Anbeter zugleich anbetend hergesagt: „Gott über die Welt, ist das ein Genie, der größte Mann des Jahrhunderts, was sind gegen ihn das Drittel Dutzend große und das ganze Dutzend kleine Propheten des alten Bundes! Nichts sind sie! Und wie fein, fein, fein weiß er zu machen seine Galanterie! Bin ich doch gewohnt an schöne Complimente von der feinsten Qualität, aber so fein hat noch keiner gemacht ein Compliment für mich und über mich, wie dieser Schleiermacher! Bin ich sein Universum, was will ich mehr! Bin ich seine Herzreligion, was will ich mehr; füll ich aus den ganzen Raum seines Herzens, was will ich mehr! Werd ich lassen von meinem Salon aus durch die Jericho-Trompeten der Damen aus Israel verkünden das Lob seines Geistes in ganz Berlin; sind wir ja doch tonangebend! Und er wird bekommen von uns das Patent für die Erfindung der wahren, der Herzreligion!!“

Und so war's auch, die Herz und ihr Salon trugen nicht wenig dazu bei, den Gojim weiß zu machen, daß Schleiermacher der größte Theologe der Gegenwart und Zukunft ist und in diesen Glauben hat er sich selber bis zur Monomanie hinein gearbeitet! —

Interessant ist noch zu hören, in welchen Situationen und Stimmungen Schleiermacher bisweilen in Theologie machte. Am 21. Juni 1803 (I. 369) schreibt er der Herz:

„An mein Dickwerden glaube nur nicht. Ich kann dich versichern, ich habe eine hundeschlechte Gesundheit, Brustschmerzen, Kolik, Kopfschmerzen, Kreuzschmerzen sind meine beständigen Gäste, und machen mir das bischen Leben noch ganz zu nichte, so daß ich oft aus Verzweiflung, weil ich nichts arbeiten und denken kann, in die Ressource gehe, und sehr viel Geld verspiele. Ich lasse es weder an Chinin noch an starken Getränken fehlen, noch an allen Vorbauungs- und Hülfsmitteln gegen den rheumatischen Ursprung dieser Uebel, der bei den heftigen Seewinden wohl zu vermuthen ist, aber alles umsonst. Die Kritik der Moral empfindet das auch, ich arbeite nun schon seit 14 Tagen elendiglich an dem ersten Abschnitt des dritten Buches, und kann noch nicht damit fertig werden.“ „In guten Stunden mache ich jetzt von weitem Pläne zu Dialogen, zu Novellen (nicht zu einem Roman) und zu einer Komödie auf Fichte, die aber schwerlich fertig, und nie gedruckt werden

wird." — „Warum sagst du mir gar nichts vom spanischen Theater? Die beiden komischen Stücke haben mir großen Genuß gewährt, es sind wirklich Gegenstücke zum Shakespeare, so brilliant und so lebendig und doch so ganz anders; aber der Andacht zum Kreuz habe ich keinen Geschmack abgewinnen können; diese Seite des Katholicismus ist doch offenbar zu roh für die Poesie." — —

Wie sie wird gesprungen sein vor Freuden, die Herz, über diesen geistreichen und freisinnigen Gojı!!

109. Einer Herrenhuterin macht er in einem Briefe wieder seine Freude über ihren Anschluß an Christus kund. Man muß allen alles werden!! Religiöse Stimmung in einem Briefe an seinen Freund, Prediger Villich.

Wie er hier (21. Juni 1803) der Jüdin ein Compliment und eine Freude macht, indem er die Andacht zum Kreuze als offenbar zu roh für die Poesie erklärt, so macht er ein Jahr darnach (4. August 1804) einer Herrenhuterin (Charlotte von Käthen) wieder ein Compliment und eine Freude durch seinen „Anschluß" an Christus. (I. 403.) Er schreibt dieser Dame:

„Ihr geliebten Seelen alle auf der schönen Insel, wie habt ihr mir das Herz gefüllt und erweitert! Was für ein feierliches Ganze bildet der Verein, dem auch ich angehöre! Wenig fehlt, so ist alles Schöne darin zu finden, was wir in der Menschheit lieben. Auch ich habe mein eigen Theil, was sonst keiner hat, und es stärkt mich, daß ich nichts mehr allein thue, sondern Alles in Eurem Namen. Und wie schön schließen wir uns auch Alle in gleichem, frommem Sinn an den liebenden und bildenden Christus an. Seit ich die Brüdergemeinde verließ, habe ich mich noch nicht wieder so meines Christensinns und Christenthums gefreut und seine Kraft so lebendig um mich her verbreiten gesehn!"

Diese religiöse „Stimmung" zeigt er auch in einem Briefe an seinen Freund von Villich, als dieser die Henriette von Mühlenfels (die nachmalige Frau Schleiermacher) heirathete; er richtet den Brief an die Neuvermählten 5. September 1804 (I. 405), darin heißt es:

„Ich weiß nicht, wer Euren Bund einsegnet; vielleicht ein ganz fremder Mensch. Aber wenn er nicht nach Eurem

Herzen spricht, so hört nicht ihn, sondern mich.[1]) Ihr wißt, wo das Wesentliche meiner Traurede steht, in meinen Monologen. Ihr kennt auch das schöne Geheimniß von Christo und seiner Kirche, wie sie sich bildet durch seine Liebe, wie sie auch ihn verherrlicht und erhöht, und wie sie die ganze Welt aufs Neue gebiert und heiligt. Ich weiß das schöne Gebet Christi, daß sie mit ihm und in ihm eins sein möge, und so könnt ihr auch wissen, was ich euch sagen würde." — —

110. Eine Rede an eine Braut. Die dissolving-views-Theologie Schleiermacher's.

Nach diesen frommen Zu- und Anmuthungen wendet sich Schleiermacher an die Braut:

„Liebe Tochter, ich vertrete heute Vaterstelle, und gebe dich dem Manne, der mein Freund und mein Bruder ist. Du kennst das Auge voll süßer Thränen, das oft auf deinem lieben Gesicht geruht hat. So schwimmt es auch jetzt in väterlicher Wonne und in heiliger Wehmut, und segnet dich zu allen Freuden und Sorgen, die aber dir immer beides sein werden, und zu allen was die Menschen Pflichten nennen(!), was aber aus deinem schönen Herzen immer als freie Liebe hervorgehn wird, und zu dem großen Berufe, welchem du entgegengehst, dem heiligsten, den der Mensch erreichen kann. Und du, mein geliebter Bruder, wenn du das süße Mädchen aus den Händen unserer theueren Charlotte empfängst, nimm sie auch aus den meinigen. Sie hat sich mir als Tochter gegeben, und so hoffe ich meine Liebe zu ihr ist ein Brautschatz, den du nicht verschmähen wirst." — —

Dieser Brautschatz ist jedenfalls außerordentlich billig; in der gleichen Weise rudert Schleiermacher noch eine ganze Seite in seiner Thränen-Schwimmanstalt fort; am Schlusse steckt er ihnen noch seine, die bekannte Schleiermacher'sche Univerſums-Unsterblichkeit voll Rührung in den Sack:

„Ich wiege Eure Ehe am Tage ihrer Geburt in Vaterarmen, und lächle sie an mit Vateraugen.[2]) Laßt

---

[1]) Es ist charakteristisch, wie Schleiermacher seine Herren Mitbrüder zumeist von oben herab — tief unter ihm — behandelt. Die andern Prediger schienen ihm wie „die Welt tief unter ihm klein" u. s. w. wie früher. Mangel an Selbstbewußtsein konnte man ihm nicht vorwerfen!

[2]) Eine Ehe am Tage ihrer Geburt in Vaterarmen wiegen und sie mit Vateraugen anlächeln!! Er haschte nach einem Bilde wie nach einem Schmetterling! — Was für eine gewaltthätige Poesie!

sie mich recht oft sehen in schmeichelnder Kindlichkeit, in fröhlichem Muthwillen, in heiligem Ernst. Laßt alle unsere Freunde mit mir Eurem Bunde zurufen: Ewige Weisheit, und ewige Jugend! Verborgenes Leben vor der Welt, aber reich und rüstig im Gefühl der Unsterblichkeit. Ich fühle mich stark in Euch und Eurem Heil, und umarme Euch mit aller Liebe, deren mein Herz fähig ist." —

Wir sehen, wie Schleiermacher als diplomatischer Theologe mit einer magischen Laterne in dissolving-views arbeitet. In Briefen an seine jüdische Freundin tritt selbst die christliche Phrase zurück, in Briefen an den christlichen Prediger und seine Frau tritt die christliche Phrase wieder in den Vordergrund.

111. Die Intimität mit der Culturjüdin wird dem Schleiermacher öfter aufgetischt.

Seine notorische Intimität mit dieser Culturjüdin mußte er auch oft in der unzartesten Weise sich vorwerfen hören. Es ärgerte ihn begreiflicher Weise nicht wenig; er beklagte sich auch darüber. Schleiermacher war so schlau, sich immer Gegner herauszusuchen, die ebenso wie er in eine Menge von Widersprüchen befangen waren, wie z. B. einen Jenisch, der in seiner „Kritik des dogmatischen, idealistischen und hyperidealistischen Religions- und Moralsystems u. s. w." dem Schleiermacher zu Leibe ging, aber selber im pantheistischen Netze verstrickt gewesen ist, auf welches Schleiermacher mit vieler Satisfaktion hinweisen konnte. Jenisch suchte gleich im Anfang seiner Schrift den Schleiermacher durch allerhand Bezeichnungen zu verarbeiten, die theilweise auch sehr bezeichnend gewesen sind, er nannte ihn „den großen Schellingianer, Hyperidealisten, transcentalisirenden Herrenhuter, Sonnenstrahlenspalter, Kleinmeister, der ungeheuren Staub dem Publikum in die Augen streuen will," „der als Geistlicher ein Buch gegen die Religion geschrieben mit erhaben sein sollendem Gallimathias und Böhmism, der die ungeheuerste Lüge vorgebracht, welche je eine schreibende Feder dem Publikum in's Angesicht zu werfen die Unverschämtheit gehabt, der den Polytheismus wieder einführen und die heidnische Religion für die echt christliche ausgeben wolle", und wirft ihm auch den Umgang mit jüdischen Frauen vor.

Allerdings hatte Jenisch nicht die wissenschaftliche Basis, um das System Schleiermacher's siegreich anzugreifen; er gab sich Schwächen, auf welche sich Schleiermacher werfen konnte. Schleiermacher war weit entfernt, den Polytheismus einzuführen und die heidnische Religion für die echt christliche auszugeben; er verkündete den eigentlichen Atheismus, wußte aber seine „Monologen" und „Reden" stets in aus dem neuen Testament herausgerissene Papierfetzen einzuballiren, um den noch wirklich christlichen Lesern die Speise annehmbar zu machen. Wir haben von Schleiermacher's Gegnern nur wenige hier erwähnt, es handelt sich darum zu zeigen, daß er mit seinem System auch unter Protestanten Widerspruch erfahren. In neuester Zeit ist ihm Baur in Tübingen (wie wir es angeführt haben) mit Ruhe, Wissenschaft (und Ausschluß aller persönlichen Beziehungen, die allerdings bei ihm auf Moral und dogmatische Anschauung einen eklatanten Einfluß ausgeübt haben) entgegengetreten.

112. Freund Steffens sagt sich los von der Schleiermacher'schen Theologie.

Auch Freunde haben sich in seinen letzten Lebensjahren von seiner Universaltheologie abgewendet.

So Steffens, der ihm aus Breslau 7. Mai 1823 seine neue Schrift („Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben." Breslau 1823) übersendet und ihm Folgendes schreibt (IV. 308):

„Lieber Schleiermacher, ich übersende Dir getrost diese Schrift, obgleich sie Deine theologische Ansicht bestreitet. Ohne Zweifel hast Du schon lange gewußt, daß Deine Ansicht des Christenthums von meiner abwich. Indessen wollt ich durchaus nicht, daß die Schrift mit dem Gepräge des Angriffs auf Dich erscheine. Der alberne Buchhändler hat in der Anzeige, die mir erst gedruckt zu Gesicht kam, durch eine unerlaubte Anspielung Käufer an sich locken wollen. Was Du gegen mich thun wirst, billige ich zum Voraus. In wenig Menschen setzte ich ein so unbedingtes Vertrauen, und wie Du über mich urtheilen magst, meine Liebe und Achtung gegen Dich bleibt unveränderlich. Dein treuer Steffens."

Aber auch die Philosophen und zwar die ebenfalls pantheistischen ließen dem großen Theologen den Ruhm des Herzsalons

und den Lobpreis seiner sonstigen Enthusiasten nicht in Ruhe genießen. So schreibt er im Sommer 1823 (IV. 304):

„Hegel seinerseits fährt fort, wie er schon gedruckt in der Vorrede zu Hinrich's Religionsphilosophie gethan, so auch in Vorlesungen über meine thierische Unwissenheit über Gott — zu schimpfen, und Marheinekes Theologie ausschließend zu empfehlen. Ich nehme keine Notiz davon; aber angenehm ist es doch auch nicht.[1]) Auch das Predigtamt könnte mir verleidet werden, theils weil sie überall in den Predigten fremdartige Beziehungen, theils politische im Allgemeinen, theils auf meine persönlichen Verhältnisse suchen, theils auch weil durch die Union der beiden Genannten und den Tod des dritten Predigers die Geschäfte, und zwar am meisten, die am meisten Mühe machen, gar sehr zugenommen haben, und bei mancherlei kleinen Unannehmlichkeiten Marheineke sich gar nicht kollegialisch benimmt, sondern mich die Kastanien allein aus dem Feuer ziehen läßt, in der Hoffnung, sie werden ihm dann auch wohl schmecken. Endlich haben sie mich auch Anfangs des Jahres in die Untersuchung gezogen, und mir ein paar alte Briefe an Arndt und Reimer vorgelegt, mit allerlei Aeußerungen über das Turnwesen, über den Verdacht gegen die Universität und andern dergleichen Albernheiten, worin indeß auch ein Paar bitter-scherzhafte Aeußerungen über den König waren. Ich habe zum Protokoll die andern Punkte sehr einfach erklärt, und über das, was den König betrifft, eine allgemeine Erklärung eingereicht, wie dergleichen müsse angesehn werden."

Wir sehen den Propheten von Philosophen lächerlich gemacht, und von Theologen des pantheistischen Atheismus beschuldigt. Am 18. Juni 1823 (IV. 113) schreibt er an Lüke:

„Das Polizeiministerium soll an unsere Minister einen schriftlichen Aufsatz über meine Dogmatik, vielleicht einen Auszug aus der Halle'schen Recension, geschickt haben, worin ihr das schlimmste nachgesagt wird.[2]) Daß Wachler als Consistorialrath suspendirt ist, weil in den theologischen Annalen irgendwo die Worte „de Wette's unverdientes Schicksal" stehen geblieben sind, wissen Sie wohl auch schon, und Gaß's Schicksal schwebt auch noch. Alles herrliche Aussichten; was will man machen? In das eine Ohr sage ich mir immer: „den Kopf steif gehalten," in

---

[1]) Es war sehr klug, davon keine Notiz zu nehmen, denn Hegel stand damals im Zenith seines Ruhmes, während sich Schleiermacher's Gestirn schon verdunkelte. Hegel hätte dasselbe total ausgeblasen.

[2]) Eine Recension in der „Halle'schen Literaturzeitung" 1823 Nr. 115 bis 117 erklärte, „daß diese Dogmatik nach einer Anzahl von Merkmalen einen mit dem Christenthum vollkommen unverträglichen Pantheismus enthalte".

das andere: könnt ich irgendwie verdienen, mich von diesem Volk zu trennen, das mir lange Weile macht."

De Wette wurde in Preußen seiner Professur überhoben, weil er politische Doctrinen sehr unconservativer Natur verkündete, so z. B. (wir werden das Treiben des de Wette in einer Abhandlung über die Weimarer Dichter und Trachter bringen) den Mörder Kotzebue's, Sand, in Schutz genommen. Am 10. December 1823 schreibt Schlr. an Gaß (IV. 316):

„Mein College Röhr hat sich nun in seiner Predigerzeitung über meine Dogmatik gemacht, ich habe aber nichts gelernt aus seiner Kritik. Das sophistische Gewäsch in der „Hall. Lit. Zeitung" ist von einem Freunde Schuderoff's, demselben Böhme, der neulich auch gegen Amon geschrieben hat. So bin ich also ziemlich verkauft zwischen meinen Mitherausgebern,[1]) und freue mich nur, daß man doch diesmal nicht sagen kann: Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitte."

Am 22. October 1824 klagt er an Gaß (IV. 322):

„Es schimmere durch vorläufige Verfügungen die Absicht hindurch, in jeder Facultät einen Papst einzusetzen, der den Studenten die Collegia bestimmt, und also seine Collegen von anderer Denkungsart lahm legt. Wenn also Tholuk oder Marheineke hier Papst würden, könnte ich nur mein Buch zumachen."

113. Wie man höheren Orts über eine Theologie, welche sich bestrebt, den persönlichen Gott aus dem Universum hinauszubugsiren, bedenklich gestimmt wird. Schleiermacher mit Steffens gar nicht zufrieden.

Es war sehr begreiflich, daß man höheren Orts nachzudenken begann, wohin es denn noch kommen könne, wenn von theologischen Professoren der persönliche Gott aus dem Universum hinausbugsirt werde, und der Mensch nach seinem Tode for ever in demselben Universum verschwinden und sich derweil zufrieden geben soll mit dem allerdings nicht

---

[1]) Das „Magazin von Fest-, Gelegenheits- und anderen Predigten" war von Röhr, Schleiermacher und Schuderoff herausgegeben (in Magdeburg 1823). Hier haben den Schleiermacher also, wie er klagt, seine beiden Mitherausgeber Röhr und Schuderoff — verarbeitet.

sehr trostreichen Gedanken: der Universalgeist wird schon fortleben, das genügt auch! Wir sehen, Schleiermacher hatte den soldatischen Fluch des großen Königs vom Katheder aus erschallen lassen: „Ihr Hunde, wollt Ihr denn ewig leben?“

Am 26. October 1824 (IV. 325) schreibt Schleiermacher über seine Anfechtungen an Blanc:

„Aber was für eine Masse von Niederträchtigkeit, Kleinlichkeit und Unwissenheit in allen kirchlichen Dingen offenbart sich bei dieser Gelegenheit in unserer Geistlichkeit! Und wie wenig Anschein ist, daß es damit besser werde, seitdem alle Aussicht zu einer kirchlichen Verfassung verschwunden ist, und auch die Universitäten immer mehr eingeschnürt werden! Denn was werden wir erst für eine Generation bekommen, wenn das eine Weile im Gang gewesen ist, daß ein Oberaufseher ihnen die Collegien bestimmt, die sie hören sollen.“ —

Um so mehr Recht hätte man hier zu fragen: Was werden wir für eine Generation bekommen, wenn ein Theologe den Atheismus statt das Christenthum lehrt und der andere Theologe (de Wette) den politischen Meuchelmord in Schutz nimmt? Ob die Maßregel der preußischen Regierung nützlich und klug war, das wollen wir nicht beurtheilen, daß aber diese Regierung nicht lahm und unthätig zuschauen konnte, wie der Staatswagen in den socialistischen Sumpf hinabgerollt wird, das konnte man ihr doch nicht vorwerfen.

Am 22. Nov. 1824 (IV. 327) schreibt Schlr. an Blanc:

„Unser Steffens ist jetzt hier mit Frau und Kind und hat das Projekt den Winter über hier ein Collegium zu lesen. Seine religiösen oder vielmehr theologischen Ansichten mögen sich wohl bedeutend verändert haben; denn er kann mich nicht predigen hören, ohne zu versichern, wie gar nicht er mit mir übereinstimme. Aber es schadet unserer Liebe gar nicht, und ist um so schöner. Freilich habe ich über dergleichen noch nicht gesprochen; aber das ist auch sonst nicht unsere Art gewesen, sondern wir haben mehr auf dem allgemeinen wissenschaftlichen Gebiet versirt. Indeß glaube ich, daß wenn einmal uns beiden der Beruf dazu kommt, wir uns recht gut verständigen werden, wenn wir uns auch nicht einigen, und jenes ist doch immer die Hauptsache. Wenig Menschen gibt es, deren ganze Erscheinung mir so viel Freude machte, als er. Mir ist etwas bange, daß er Lust hat und den Winter über noch mehr bekommt, sich ganz hierher versetzen zu lassen. Für mich wäre es nur erstaunlich lieb, aber ihm, fürchte ich, würde es für seine ganze Existenz gar nicht gut bekommen.“

Wenn man die damaligen Verhältnisse, besonders die Stellung der Regierung zur Universität, betrachtet, so wird man die Freude Schleiermacher's über die Anwesenheit des Steffens in Berlin, besonders in Anbetracht der angekündigten Vorlesungen, mit großem Bedacht erwägen. Wenn er am Ende nur die Furcht äußert, dem Steffens könne sein Berliner Aufenthalt für seine ganze Existenz nicht gut bekommen, so ist zu bedenken, daß Steffens auf Wunsch des Ministeriums nach Berlin gekommen ist, also von Seite der Regierung ihm sicher seine Existenz nicht verkümmert worden wäre.

114. Schleiermacher intriguirt immer gegen jedes Symbolum; nur keine Glaubenslehre! Höllenangst davor.

Schleiermacher verwickelte sich in eine unangenehme Situation; er gab unter dem Namen Pacificus sincerus eine Schrift über das liturgische Recht des Landesfürsten heraus. Dagegen schrieben Marheineke und Augusti. Schlr. schreibt darüber unter anderm an Gaß, 28. Dezember 1824 (IV. 328):

„Meine Angelegenheiten stehen wieder schlecht. Ich bin neuerdings als eigentlicher Chef der ganzen Opposition gegen die Liturgie dargestellt worden, und man wartet nur auf Augustis (der sich hat breitschlagen lassen, mich öffentlich als Verfasser zu nennen,) wie ich höre sehr wüthende Gegenschrift gegen den Pacificus, um mich dann über diese Schrift zur Verantwortung zu ziehen. Ich habe mir vorgenommen, mich auf die Frage, ob ich Verfasser sei, vor keiner Behörde einzulassen, weil dies meiner Ueberzeugung nach gegen die schriftstellerische Freiheit streitet, dann aber gleich, sofern die Sache vom Cabinet ausginge, an den König zu schreiben, mich gegen den als Verfasser zu bekennen, und ihm mit großer Unbefangenheit das Nöthige über die Sache zu sagen."

Schon früher schreibt er (IV. 323):

„Eylert (Hofprediger) hat sehr geforscht, wer denn wohl der Pacificus sei, das Buch wäre schrecklich giftig, und deßwegen könne er nicht glauben, daß es von mir sei."

Und (IV. 325):

„Eylert wenigstens hat schon geäußert, der Pacificus sei ein höchst giftiges Buch, und Giftmischer pflegt man doch auch irgendwie vor Gericht zu ziehen."

Wir wollen den Leser nicht noch mit einer Menge von Belegen aus Briefen Schleiermacher's langweilen; er steckte immer geheim in der Opposition gegen jede Symbolum-Organisirung, gegen jede Aufstellung eines Symbolum, gegen jeden Versuch, die Liturgie zu fixiren. Die positiven Gläubigen sind ihm nur immer verächtlich die „Buchstabengläubigen“, den wahren Geist hat er aus der Bibel destillirt. Aus seinen ganzen Briefen geht hervor, daß er sich für den echten und wahren Verkündiger des „gereinigten Christenthums“ hielt. — Da er so viel Widerspruch fand, erklärte er sich für einen Propheten der Zukunft; hätte er hinlängliche Macht in der Gegenwart besessen, so — das leuchtet aus seinen Aeußerungen hervor — würde kein Candidat eine Predigerstelle bekommen haben, der nicht vorher zum Universalgeist auf den von ihm producirten Universalbrei geschworen hätte. IV. 355 spricht er von der „spaltungsreichen Zeit, wo unsere Frommen so entsetzlich hinter dem Buchstaben her sind“.

Am 9. Dezember 1826 spricht er seine Höllenangst vor jedem Symbol aus, weil er immer in Besorgniß ist, mit seiner sogenannten Dogmatik und auch Moral in Conflict zu kommen. IV. 363 lamentirt er an Gaß:

„Ich fürchte, es wird Ernst mit der Thorheit und Verkehrtheit eines neuen Symbols für die unirte Kirche. N., der Propst, sagte neulich, so gleichsam es fallen lassend — aber ich kenne seine Art, er würde es nicht gesagt haben, wenn nichts dahinter wäre — „wenn die Gesangbuchs-Commission ihre Arbeit geendet hat, sollten wir uns zusammenthun, um ein neues Symbol für die evangelische Kirche zu bearbeiten.“ Ich protestirte gleich sehr lebhaft, und nahm es auch gleich ganz ernsthaft. Es war beim Auseinandergehen. Ich will aber alles wetten, daß er es nächstens wieder aufnimmt. Also wohl Acht gegeben. Sage nur gelegentlich deinen Collegen in der Facultät, damit ihr gerüstet seid. Denn die Facultäten müssen wohl zuerst dagegen auftreten, und mit der unserigen hier möchte wohl am wenigsten zu machen sein. Aber auch die Geistlichen müssen sich regen, daß wir nicht in ein menschliches Joch gefangen werden. Ich halte eine Spaltung für ganz unumgänglich nothwendig, wenn man dieses durchsetzen will; es muß sich dann, sei es auch für den Anfang noch so klein, eine ganz freie evangelische Gemeinschaft bilden, welche gar keine menschliche Glaubensautorität und gar kein weltliches Kirchenregiment anerkennt. Wäre nur die Feder frei, so wäre das dann im Augenblick gemacht.“

115. Der theologische Krakehler durch seine eigenen Waffen ruinirt.

Betrachten wir nun diesen in seinem Leben und Schreiben von Eitelkeit aufgeblasenen Krakehlmacher in zwei Situationen und es frage sich Jeder, der sich ein wenig auf Psychologie versteht, was würde Schleiermacher in jeder dieser Situationen gethan haben?

1. Nehmen wir an: die über hundert Theologen, denen Schleiermacher seine Dogmatik vortrug, hätten sich vereinigt und ihm eines schönen Morgens im Collegium folgende Adresse auf den Katheder gelegt:

„Verehrtester Herr Professor! Wir sind mündig, wir werden uns Jeder unser Symbol und unsere Moral nach Bedarf für den Hausgebrauch zusammenstellen; auch wir wollen gar keine menschliche Glaubensautorität weder in der Kirche noch auf dem Katheder, sperren Sie diese beiden Buden, Kirche und Schule, zu, wenn Sie Logik im Kopfe haben und nicht consequenzscheu sind; auch das Ministerium kann uns nicht zwingen, bei Ihnen oder bei einer andern wissenschaftlichen Autorität uns Zeugnisse zu erwerben, denn wir wollen, wie Sie, auch kein weltliches Kirchenregiment anerkennen! — Wir brauchen durchaus keine Unterhändler und werden uns schon mit unserem Universum, ein Jeder nach seiner Manier, selber zurecht finden! — — Uns ist schon ein Professor der Gegenwart ein überflüssiges Möbel, um so mehr können wir einen Propheten der Zukunft entbehren. Sie raufen mit Fichte, Hegel und andern Philosophen, um Ihr Universalsystem an den Mann zu bringen; wir werden Jeder selber mit dem Universum ohne ihre patentirte Denkmaschine zurechtkommen. Auch wir halten eine Spaltung für unumgänglich nothwendig."

2. Nehmen wir ferner an: der Minister hätte auf diesen Fall hin den Schleiermacher zu sich berufen und ihm gesagt: „Ich verehre Sie als das — schon in der Gegenwart, für was Sie sich in Ihrer Bescheidenheit für die Zukunft ausgeben. Sie sind der wahre Prophet, Ihre Dogmatik ist

die wahre und Ihre Moral ist auch die wahre und Sie sind auch der wahre, so lange die Studenten noch die Universität besuchen, sind Sie auch angehender Staatsdiener und haben sich den Staatsgesetzen zu fügen. Veranstalten Sie eine neue starke Auflage Ihrer „Dogmatik“ von 10,000 Exemplaren wenigstens, wir wollen die Welt schon in der Gegenwart mit derselben beglücken und nicht erst auf die Zukunft warten. Sie sind zum Bischof ernannt (wie Sie in Ihrem Elaborat selber den ebenfalls prophetischen Vorschlag gemacht haben, der König solle einen Bischof ernennen) und werden dafür sorgen, daß das wahre Heil für die Menschheit allenthalben verbreitet wird. Sie werden deshalb ein Patent auf Ihre Dogmatik bekommen; selbige muß an allen unsern Universitäten gelehrt werden; wir machen Sie zum Bischof des Universums!“ —

„Wie Sie einst zur Bettina sagten: „Ich habe das göttliche Feld der Sünde nur durch Dich kennen gelernt und dafür kann ich Dir nie genug danken, denn es ist mein bester Tummelplatz“, und wie Sie darnach die Bettina „liebten, küßten und segneten“, so mögen Sie als Bischof des Universums von nun an das Universum lieben, küssen und segnen, und das Universum wird Ihnen ohne Ende zurufen: Mein lieber Schleiermacher, küssen Sie mich! Nicht umsonst hat Sie Bettina den tief sittlichen Theologen genannt, denn gerade in dieser tief sittlichen Richtung sind Sie wirklich ziemlich tief gestanden.“

„Nur werden Sie gebeten, von nun an das Universum en gros und nicht, wie Sie selber so schön geschrieben, bei der Herz zu studiren und wenn Sie bezüglich der Herz ihr selbst am 22. Februar 1799 geschrieben haben: „Ja Sie sind doch eigentlich meine nächste verwandte Substanz, ich weiß so weiter keine, keine kann mich von Ihnen trennen“, so werden Sie doch um des Decorum willen gebeten, sich nicht mehr mit Separatsubstanzen zu befassen, sondern von nun an die Universalsubstanz, für welche Sie in ihren Vorträgen außerordentlich schwärmen, im Auge zu behalten! — — Und nun leben Sie wohl, es freut mich, Ihre Universaldogmatik, deren allgemeine Einführung Sie als Prophet von der Zukunft erwarteten, schon jetzt in der Gegen=

wart durch Ministerialbeschluß zur Anerkennung und zur allgemeinen Herrschaft bringen zu können!" — —

Wir haben hier nur eigentliche Worte Schleiermacher's citirt und fragen: was hätte denn Schleiermacher einem Minister erwidert, der ihm obigen Vortrag gemacht und ihm denselben zum Nachdenken auch noch schriftlich mitgegeben hätte? Schleiermacher würde diesen Vortrag gewiß als ein geheimnißvolles Amulet in der Tasche behalten und höchstens ad verbum wiederholt haben, was er 9. April 1825 an Sack geschrieben (IV. 353):

„Dupliken sind eine schlimme Sache. Alles wird mit jeder Erwiderung weitläufiger, das Schreiben mühseliger und das Publikum langweilt sich."

Also nur um das Publikum nicht zu langweilen, aus zartester Rücksicht gab er bisweilen keine Replik und hätte auch hier keine gegeben.

116. Wir haben es nicht mit dem todten Schleiermacher, sondern mit seinen noch lebenden Schriften zu thun.

Manche zarte Seele könnte fragen: Schleiermacher ist todt, er kann sich nicht mehr rühren, nicht mehr vertheidigen; wir erwidern: Aber seine Verehrer stellen ihn immer noch als den Propheten der Zukunft hin; so lange seine Verehrer provociren, so lange müssen sie sich auf einen Widerhall gefaßt machen. Nun, wir haben vor seinen Verehrern sehr wenig Furcht; ihre Logik ist ein morscher Zwirn, der keinen Stich mehr hält, ihre Phrasen sind Dunst, ihre Geschichtsschreibung Deklamation, ihr tragisches Pathos ist komisch, ihre Bilder von Schleiermacher sind Porzellanmalerei, Schleiermacher's Theologie ist nicht, wie sie es irrig meinen, eine Theologie der Zukunft, sondern eine Theologie der Vergangenheit.

Das Leben und die Lehre Jesu Christi und das System Spinoza's sind Gegensätze, zwischen denen eine unabsehbare Kluft sich ausdehnt, in welcher das Gerümpel der Schleiermacher'schen Dogmatik spurlos und lautlos verschwindet; unsichtbar und ohne Widerhall geht es unter im Universum!

117. Das Verhältniß Bettina-Pückler-Schleiermacher. Schleiermacher's Tod mit Variationen.

Wir wissen, daß dem noch weitaus freisinnigeren (besser gesagt freisinnlicheren) Fürsten Pückler Schleiermacher, der doch auch den Lebensrichtungen Pückler's eher förderlich als hinderlich erscheinen mußte, immer noch zu viel „Pfaffe" gewesen ist.

Nicht einmal der hat vor Pückler Gnade gefunden. Einen sehr interessanten Aufschluß über das Verhältniß der Bettina zu Pückler-Muskau und die Ansicht des Fürsten und der Bettina über Schleiermacher sind zu lesen in den 9bändigen Memoiren Pückler-Muskau's, herausgegeben von der Ludmilla Assing. Zeitweilig war diese Dame in Florenz eine verehelichte Grimmelli, bis dieser Jüngling Grimelli der Ludmilla Assing ihre von Pückler-Muskau so oft in Briefen beschmeichelte „schöne Hand mit den schönen Fingerspitzen" zurückzugeben für gut gefunden! Die Arme ist darnach in Florenz gestorben. Wir hängen das Charakteristische zur weiteren Beleuchtung des Einflusses der Schleiermacher'schen Theologie und Moral auf die hohen Stände in Preußen hier am Schlusse an, weil wir eben erst später die Memoiren Pückler's durchgelesen haben.

Interessant ist schon, wie die Bettina den Tod Schleiermacher's dem Pückler, aber auch mit Variationen berichtet, die von der Erzählung der Wittwe und anderer Biographen Schleiermacher's abweichen.

Bettina erzählt dem Fürsten Pückler den Tod Schleiermacher's. Bettina an Pückler, 13. Februar 1834:[1])

„Ich würde nicht gewagt haben, Ihnen zu schreiben, wenn ich nicht von dem, was Sie bald durch die Zeitung ersehen werden, ein Augenzeuge gewesen wäre. Schleiermacher, der einzige, herrliche Geist, der Freund, der so reichlich Liebe hatte für Jeden, wie er es bedurfte, ist nicht gestorben, er hat nur mit kindlicher, spielender Anmuth den Leib abgelegt, und in dem Augenblicke, da es dem Geiste gelungen war sich abzulösen, hat er einen so mächtigen,

---

[1]) Briefwechsel des Fürsten Hermann von Pückler-Muskau. Herausgegeben von Ludmilla Assing. Hamburg, Hofmann u. Campe 1873. I. Bd. S. 190.

feurigen Schwung zum Himmel genommen, daß kein ähnliches öffentliches Beispiel ihm an Erhabenheit kann an die Seite gestellt werden.[1]) Fünf Tage war er krank; schon in den ersten Tagen sagte er lächelnd zu den Seinen, er werde nicht leben bleiben; am 6. Tage verlangte er seine Kinder zu sehen, um sie zu segnen; man versagte es ihm, weil man fürchtete, es könnte ihn zu sehr erschüttern; er ließ sich's gefallen, trug einem Freund auf, den Kindern zu sagen, sein letztes Gebot an sie sei: „Liebet euch untereinander," ordnete an, daß seine zwei ältesten Schulfreunde an seinem Grabe reden sollten, und blieb ruhig bis zum andern Tag. Gegen Morgen, wo er abermals verlangte, die Kinder zu sehen, versagte man es ihm aus Furcht, er werde es nicht ertragen. Da sah er nach der Uhr: Es war 9 Uhr; er sagte: „Geht nun alle weg, damit ihr nicht jammern müßt, wenn ich sterbe." Sie wollten nicht gehen, nun forderte er Brod und Wein „aber schnell, schnell" rief er laut und dringend; als man es ihm brachte, setzte er sich auf im Bett, betete stark. Im Nebenzimmer, obschon die Thür zu war, hörte man deutlich, wie er sagte: „Die Gnade Gottes hat mich durchdrungen, so daß meine geistige Natur stark ist." Dann reichte er das Brod und den Wein, reichte es Allen, und sprach zu Jedem die Worte: Nehmet hin und esset, das ist mein Leib, der für Euch gegeben ward, und trinket Alle, das ist mein Blut, das für Euch vergossen ward." Dann ließ er sich selbst das Brod und den Wein reichen durch seinen Schwiegersohn, und indem er befahl, man solle das übrige Brod und Wein unter seine Kinder austheilen, legte er sich sanft auf die Achsel seiner Frau, und schloß ohne einen schweren Athemzug die Augen für immer."

118. Wie sich die Bettina prahlt, was sie für große Weisheit von Schleiermacher profitirt habe.

„Meine letzten Gespräche, die ich mit ihm hatte, waren alle über Sie, nach Ihrer Erlaubniß habe ich ihm die bedeutenden Stellen Ihrer Briefe mitgetheilt. Er hat manches sehr wichtige, sehr geheimnißreiche Wort mit mir darüber gewechselt; er hat mich ermahnt, ich solle deutlicher mit Ihnen sprechen, damit Sie mich nicht mißverstehn könnten. Das letzte Mal, als ich ihn sah, sagte er, er wisse, daß ich mehr mit dem Geist sein Herz lieben möge. Er bot mir an, die Correktur meines Buchs zu übernehmen, er verlangte, ich solle mich nicht von der zwischen

---

[1]) Die Bettina redet hier gerade so, als ob sie bei hunderten von Christen, die heilig gelebt haben und selig gestorben sind, als Zeugin eines seligen Hinganges am Todtenbette gestanden wäre. So viel wir aber aus der Biographie Bettina's wissen, hat sie sich überhaupt bei Sterbebetten nicht viel sehen lassen.

Ihnen und mir eingegangenen Verbindlichkeit losmachen. Er umarmte mich und sagte, ich habe ihm wohlgethan durch Alles, was sich zwischen uns ergeben habe. — Dieser Freund ist mir also geblieben bis zur letzten Todesstunde, ich habe keinen mehr in Berlin, und vielleicht auch keinen mehr in der Welt. Ich werde mich also, wenn es möglich ist, von Berlin losmachen, und werde Niemand zurücklassen, der es bedauern wird, und wenn ich mich einst von der Welt losmachen werde, so wird mein Andenken gar bald mit versinken, zum wenigsten fühle ich mich nicht geneigt, es fortan irgendwie durch Liebe oder Geist einzuprägen, da ich immer auf leichten, sandigen Grund stoße, der keinen Eindruck lang zu bewahren im Stande ist. Nicht wahr? — Eben gehe ich hin, um seinen Leichnam mit Blumen zu schmücken. — Dieser Geist, der nicht mittheilen durfte, was er wußte, denn die Welt war nicht reif dazu,[1]) denn, wie Christus sagte: Vieles hab' ich euch noch zu sagen, aber jetzt seid Ihr noch zu schwach, daß Ihr es nicht fassen könnt, so weiß ich, daß dies von Schleiermacher auch wahr ist. Von ihm allein hab' ich gelernt, und von Niemand anderm, und was ich nur ahndete (!), das machte er mir zur Gewißheit, und was er ahndete (!), das gab mir eine helle, klare Ansicht der Zukunft, so daß ich gewiß weiß, daß alles geistige Leben nur Freude, Seligkeit ist, und daß Sympathie der Geister das höchste Glück ist auf Erden." — —

Es ist jedem zu gratuliren, der so viel Verstandesschärfe besitzt, um durch obigen Schwefelrauch den Lichtkern zu sehen. Was sie ahndete, das machte er ihr zur Gewißheit und was er ahndete, das gab ihr eine helle, klare Ansicht der Zukunft!!! und der arme Leser steht da vor der Thüre aller dieser Erkenntnisse, die sie beide geahndet[2]) haben, und die Bettina war so unbarmherzig und grausam, dem Leser die Thüre vor der Nase zuzuschlagen, sie sagt nur, daß er ihr etwas Großes mitgetheilt, was er ahndete, und was auch sie ahndete, aber worin dieß große Etwas besteht, das verschweigt sie hartnäckig, die sich doch in allen sonstigen Lebens- und Liebesaffairen als eine in Permanenz gesetzte, klappernde Plaudermaschine erwiesen hat; gerade beim wichtigsten Punkt wird sie auf einmal schweigsam. Wie schade! Nun tröste dich, Leser, du bist eben zu schwach, du kannst es nicht ertragen, sie hat es ertragen, sie hat die helle, klare Ansicht von

[1]) Das ist eine Alte-Weiber-Fanfaronade! Ist denn die Welt noch gar so dünn und so untragfähig, daß sie unter der Wucht der Weisheit Schleiermacher's zusammengebrochen wäre? Es soll besser heißen: Der nicht mittheilen konnte, was er selber nicht wußte!

[2]) Im vorigen Jahrhundert war das ahnden für ahnen im Schwunge.

der Zukunft bekommen: „die Sympathie der Geister ist das höchste Glück auf Erden.“[1])

Damen-Zündhölzchen-Theologie! Das ist doch nichts als lächerlicher Hochmuth, der sich in abgeschmackter Flausenmacherei und Selbsterhebung breit macht, — hoch, hoch, hoch — über die gewöhnliche Menschenbagage, welche die hohe, hohe, hohe Weisheit dieser zwei großen Geister gar nicht ertragen kann. Gerade hier erscheint die geistreiche Plauderin neidisch zugeknöpft, ein Ausdruck, mit dem die Franzosen die affektirte Schweigsamkeit bezeichnen. Auch Pückler gibt nun nach seiner Weise seinen Brei in den Bericht der Universalerbin Schleiermacherscher Weisheit, die aber Niemand in die Kasse sehen, Niemand die Millionen nachzählen läßt, die sie geerbt hat.

119. Was Pückler der Bettina retour orakelt.

Pückler Muskau orakelt aus Muskau an Bettina retour 14. Februar 1834:

„Meine gute Bettina, ich bin recht herzlich betrübt über Schleiermacher's Tod! Für alle ein großer Verlust, für Dich der größte, und auch für mich sehe ich es für ein wahres Unglück an, diesen Mann nicht genauer gekannt zu haben, und gerade jetzt, wo ich vielleicht in eine nähere Berührung, wer weiß ob nicht segensreiche, mit ihm hätte treten können. Und doch, sonderbar: – dieses Abendmahl auf dem Todtenbette spricht mich nicht an. Ich finde es so handwerksmäßig. Versteh mich wohl, — ich tadle mich bloß, daß ich diese Ansicht habe, in Demuth will ich nicht wagen, über einen großen Todten zu urtheilen. Nähere Bekanntschaft mit ihm hätte mich vielleicht aufgeklärt, doch würde ich immer schwer den Theologen in ihm haben vergessen können, wenn dieser nämlich aus seinem Thun und Reden hervorgeblickt hätte, und war das nicht oft der Fall?“

„Warum bist Du so ungerecht zu sagen, Du habest keinen Freund mehr? Viele magst du durch eigene Schuld, wenngleich unschuldige vielleicht, verloren haben, ich werde immer derselbe für Dich bleiben wie Schleiermacher, obgleich wir in der Wesenkette uns

---

[1]) Erst auf die dringende Frage Pückler's rückt sie mit ihrer Geheimoffenbarung heraus, mit einem Knäuel verworrenen Phrasenzwirns aus dem Damenstrickkörblein, um ihren theologischen Strumpf an die Vorarbeit Schleiermacher's anzustricken.

verhalten mögen, wie Apollo und der Frosch (ich meine Schleiermacher und mich), aber eben deshalb, der Oberste und der Unterste könne am besten bei dir aushalten."

„Ich jammere sehr, daß er todt ist, denn ich fühlte wahrlich ein Bedürfniß nach ihm. Vielleicht hätte ich mich nachher nicht befriedigt gefunden, aber ich fühlte mich sehr zu ihm hingezogen.[1]) Sage mir also einfach und wahr die gewichtigsten Worte, die er über mich mit Dir gewechselt. Sie werden, wenn auch vielleicht auf einen an sich unfruchtbaren, doch jetzt gut präparirten Boden fallen. Ruhe mit des großen Mannes Asche! Wo mag sein Geist jetzt wirken? Ist er mit andern zusammen geflossen,[2]) oder sieht er noch selbständig in Vergangenheit und Zukunft? Es löst uns doch wirklich Niemand die dunklen Fragen. Sage mir aber Alles, was Du von Schleiermacher lerntest, was er ahndete. Das Ende deines Briefes unterschreibe ich mit voller Brust, das ist Wahrheit; es sind die schönen Worte: Ich weiß gewiß, daß alles geistige Leben (in seiner Vollendung) nur Freude, Seligkeit sein wird, und daß Sympathie der Geister (schon hier) das höchste Glück der Menschen ist."

120. Wie Pückler bei jeder Anforderung an christlichen Glauben und Sitte rabiat wird. Bettina als Universalerbin der Schleiermacher'schen Universumstheologie.

Wir sehen, wie Pückler durch jede positive oder nur positiv klingende Anforderung die Glaubens- oder Sittenlehre, die an ihn herankommt, rabiat wird. Selbst das ohnedies sehr vielfach auslegbare Abendmahl Schleiermacher's irritirt ihn: „Und doch, sonderbar: dieses Abendmahl auf dem Todtenbette spricht mich nicht an. Ich finde es so handwerksmäßig." — —

[1]) Am 22. Juli 1832 schimpft Pückler in einem Briefe an Bettina fürchterlich über Schleiermacher und schließt seine Schimpfkanonade (Bd. I. S. 103): „Dieser kleine Zwitter ist nun gar noch obendrein ein halber Revolutionär oder Reformer, ein halber Plato, in Wahrheit aber nur ein ganzer Pfaff. Amen."

[2]) Was sich hier der große Philosoph für eine Unsterblichkeit des Geistes denkt! Ob er mit andern zusammengeflossen ist? Ein Recept mit 20 Species für Magentropfen, wohl destillirt, gerüttelt und abgegossen. — Was dieses licitando sich an Geistreichigkeit-Ueberbieten bei diesen übersättigten und überreizten Genien für kolossalen Unsinn zu Tage bringt!

Sehr begreiflich, die arme 17jährige Sklavin, die er in Afrika gekauft, und als seine „Geliebte“ in Europa herumgeschleppt, und gegen den Willen seiner Frau, die nur den offenen, eklatanten Skandal vermeiden wollte, nach Muskau mitbrachte, wurde erst am Tage vor ihrem Tode während Pückler's Abwesenheit in Berlin getauft, die Taufe für diese Sklavin war ihm eben auch zu „handwerksmäßig.“ Und am Ende erklärt er sich bereit, mit voller Brust zu unterschreiben, daß die Sympathie der Geister das höchste Glück der Menschen ist. — —

Was die eingestandenermaßen unzähligen Ehemänner von ihm verführter Frauen für eine Sympathie der Geister mit ihm gehabt haben, und wie er, der edle Mann, mitgeholfen, diesen guten Herren das „höchste Glück des Menschen zu verschaffen,“ darüber schweigen sämmtliche Pückleriaden!! —

Wenn diesem Pückler einer mit dem Verbote gekommen wäre: du sollst nicht ehebrechen, das hätte er nicht so leicht „mit voller Brust“ unterschrieben, den hätte er über die Stiege hinabgeworfen, und einen „in Wahrheit ganzen Pfaffen“ gescholten! Wie abgeschmackt, sentimental der Schluß lautet:

„Hättest Du, den Hingeschiedenen mit Blumen schmückend, doch auch eine für mich auf sein Grab gelegt, darin hätte ich Herz gefunden!“

Wenn Pückler-Muskau den Sentimentalen spielt, und der Bettina gegenüber auch noch dazu, so ist es mit ihm nicht auszuhalten. Er spottete früher über Schleiermacher, nannte ihn seiner verdrehten Gestalt wegen einen Zwitter, und schimpfte ihn, nachdem er durch die ohnedieß sehr sammtpfötigen Anforderungen um ein sehr bescheidenes Maß von Sittlichkeit in einen gereizten Zustand versetzt worden, „einen ganzen Pfaffen,“ und jetzt hätte die Bettina eine Blume im Namen Sr. Durchlaucht auf das Grab des Zwitters und Pfaffen legen sollen!

Sehr erheiternd wirkt das Rühmen der Bettina bezugs der großen Erbschaft, durch welche sie als Universalerbin mit Reichthümern in Philosophie und Theologie von Schleiermacher begnadigt worden ist. Nun hat sie den ganzen ererbten Trödel

dem Fürsten mitgetheilt, dieser Tröbel genirte ihn nicht, er stellte keine Anforderungen an ihn, sein Leben zu ändern, er machte ihm keine Gewissensbisse, er brauchte nicht mit Reue auf seine Heldenthaten im gesellschaftlichen Leben zurückzuschauen und darum nahm er an der Erbschaft auch Theil. Es gibt hungernde Eber, die in fremde Türkenkornfelder einbrechen, mit behaglichem Grunzen darin sich wohl geschehen lassen, darin verwüsten, verheeren und niedertreten, was ihnen unterkommt, wo sich nach Göthes Ausspruch Einer dabei so wohl fühlt, als wenn er das Vergnügen von Zehntausenden empfinden möchte, der Eber wird nur unwillig und fängt an zu wüthen, wenn er einen Knüppel verspürt, der ihm auf den Rüssel wettert, oder aber wenn die Kugel eines Jägers seinen ungewaschenen Pelz durchbohrt!

Dem fürstlichen Herodes hat die Schleiermacher-Bettinische Moraltheologie durchaus keine Schmerzen verursacht, sondern sie hat im Gegentheil wie eine Art Balsam sein sich regendes Gewissen calmirt.

Bettina schreibt an Pückler 22. Februar 1834 (I. 261):

„Ich will Ihnen gerne mittheilen, was ich von Schleiermacher gelernt und erfahren habe. Die kleinen Ereignisse von Selbstverleugnung[1]) und des hohen freien Denkens, ja selbst das Unbedeutendste war so, das hab ich oft empfunden, und das gab seinem Umgang einen himmlischen Reiz. — Also jede kleine Anekdote, wie sie mir einfällt, will ich Ihnen aufschreiben. Sie werden ihn lieben lernen, und dies ist kein kleiner Vortheil für Sie, denn durch die Liebe werden Sie ihn auch verstehen lernen, oder besser noch, in seinem Geiste denken lernen. Lassen Sie sich aber auch nicht abwendig machen durch andere; Sie wissen es ja einmal, daß er ein großer Geist war, und ein solcher ist immer nur in der Wahrheit und in Gott."

Was so eine geistreich-schimmernde Phrasendrechselerin für unlogische Mißgeburten in die Literaturwelt hineinsetzt! Wir haben doch so viele entschieden große Geister, Genies, und diese sind immer nur in der Wahrheit und in Gott: nun dann wäre die Wahrheit voll Lügen, die sich wieder direkt

---

[1]) Was hat sich denn diese Bettina unter Selbstverleugnung gedacht, die ihr ganzes Leben mit Selbstanlügung zugebracht und sich selber unter allerhand Masken und Gestalten in ihrer Selbstliebe für ein Tugendmuster gehalten hat?

widersprechen, und in Gott wäre die höchste Geistesverwirrung permanent. Nun hören wir weiter, wie die zwei großen Geister, Schleiermacher und Bettina, nach der letzteren Bericht immer in Gott gewesen sind.

„Man hat Schleiermacher viel Böses über Sie hinterbracht, ich weiß, von wem es ausgegangen ist, und daß es in Bezug auf mich war, ich habe ihn trotz aller Hindernisse Ihnen wieder zugewandt, und ein merkwürdiges Gespräch habe ich in dieser Hinsicht mit ihm gehabt."

Wir ersuchen den Leser jenen Theil dieses Gespräches, den wir in Nr. 61 gebracht, nachzusehen.

121. Wie sich des weitern Bettina und Fürst Pückler über Schleiermacher unterhalten.

Bettina berichtet:

„Als ich ihm sagte, ich habe eine Ehrfurcht vor solchen Menschen, an denen die Sünde offenbar wird, denn sie stehen schon darum in einem höheren Vertrauen mit Gott wie jene, welche ihre Sünde sich und andern leugnen, und was ist diese Tugend anderes, als die Verleugnung der Sündhaftigkeit. Er gab mir Recht, er liebte mich auch darum, und bei dem Witz, den der kühne Geist als Ausbeute gab in unsern Gesprächen, überkommen ihn heilige Schauer.[1]) Ich sagte ihm: Zwischen mir und Pückler ist keine Sünde, also siehst Du wohl, daß, wenn er ganz sündhaft wäre, so könnte ich mich um so weniger seinem Umgang entziehen, weil dieser sich zwischen mir und ihm zum heiligen Tempeldienst[2]) gestaltet. Denn überall bedrängt ihn die Sünde, so ist er doch in dem, was ich von ihm weiß, sündenfrei. Und ein Sünder ist mir ein heiliger Gegenstand, dessen Verhältniß zu Gott mir Schauer erregt gegen die kleinen Naturen, die da ängstlich den Pfad einer Tugend wandeln, um nicht verdammt zu werden." „Schleiermacher widersprach nicht, er sagte nach ernstem Nachdenken: Du hast Recht, Christus hat den Sünder mit tiefem Ernst geliebt, und er ist es, um dessentwillen er Mensch geworden und

[1]) Eine neue Witzgattung! heilige und zugleich schauderhafte Witze. Schauderhaft das ist zu glauben, es sagt es die Bettina plauderhaft, aber Witze mit heiligen Schauern, — der solche macht, ist zu bedauern.

[2]) An zwei solchen Tempeldienern (Bettina-Pückler) können sich die Engel im Himmel erfreuen! Wenn man sieht, wie eine ästhetisch nicht nur angehauchte, sondern an-, durch-, aus-, ge- und ver-blasene Dame sich auf praktische Theologie, auf angewandte Moral verlegt, da möchte man an einer kahlen Wand hinaufklettern!

gelitten hat, und den er so liebte, daß er sinnlicher Weise seinen verklärten Leib ihm geboten, bis er (der Sünder) selbst verklärt sein würde." „Ich hab noch mehr mit ihm gesprochen, was sich nicht wiedergeben läßt, denn Witz und Scherz waren meistentheils die Träger aller geistigen und mystischen Genüsse." —

122. Wie die Bettina den Schleiermacher durch ihre „Unverfrorenheit" eklatant lächerlich gemacht hat. Früchte der Schleiermacher'schen Theologie.

Psychologisch betrachtet erscheint uns Bettina als die personifizirte rücksichtslose, nur in maßloser Selbstsucht wüthende Eitelkeit. Sie dachte entweder nicht daran, wie lächerlich sie den gerühmten Theologen durch ihre Enthüllungen machen mußte, oder es lag ihr gar nichts daran, ihn lächerlich zu machen, wenn nur sie ihren Zweck (als geistreiche Spielerin einer wenn auch schlechten Rolle) dadurch zu erreichen im Stande war. Das eitle Weib bringt ihrer Eitelkeit alles zum Opfer, ihre Freunde, ihre Vertrauten, und in der Furie der Eitelkeit, ohne daran zu denken, auch sich selbst, ihre eigene Ehre. Das eitle Weib liebt eben nur sich, und sich opfert sie alles, sie will nicht nur herrschen, sie will ihre Herrschaft auch aller Welt bekannt machen, sie rühmt sich ihrer Herrschaft über andere, selbst wenn diese Herrschaft halb oder ganz erlogen ist. Der Todte wird da noch weniger geschont als der Lebendige, weil der Todte ihr mit keinem Widerspruch entgegentreten kann.

Schleiermacher hat sich durch seine Briefe über die Lucinde und den in dieser lehrreichen Sammlung vorkommenden Brief der Frau Predigerin Grunow an ihn allergrößtentheils selber ruinirt, die Bettina hat durch ihr Verhältniß zu Schleiermacher, welches sie an das schwarze Brett, die Publikationstafel angeheftet, noch das ruinirt, was Schleiermacher an sich selbst zu ruiniren übrig gelassen; sie hat ihn aber nicht nur ethisch ruinirt, sondern durch ihre wahrhaft hysterischen Extravaganzen in gesellschaftlicher Beziehung auch lächerlich gemacht.

„Die Liebe ist die Weisheit im Fleisch" — nun, nach St. Paulus gelüstet das Fleisch wider den Geist; da hätten wir

nun eine Weisheit, die gegen den Geist im Kampf begriffen ist. — Man könnte allerdings in diesen Satz mit einigem guten Willen noch einen lobenswerthen Sinn hineinlegen und sagen: Die Liebe muß sich im menschlichen Leben im Verkehr mit andern manifestiren, der Leib (das Fleisch) ist eben das Organ des Geistes u. s. w.

Nun hat aber Bettina durch ihre Bekenntnisse über den Verkehr mit Schleiermacher und Schleiermacher durch seinen in Unverfrorenheit veröffentlichten Brief der Grunow an ihn diese wohlwollende Erklärung total unmöglich gemacht.

Auch der heilige Augustinus hat Bekenntnisse geschrieben, aber nur mit dem wesentlichen Unterschied, daß er der Verirrungen seiner Jugend in tiefer Reue gedachte; dieses moderne Theologenpärchen aber rühmt sich seiner Weisheit im Fleisch, und die Bettina entwickelt eine rührende Dankbarkeit ihrem Herrn und Meister gegenüber, als ob dieser ein praktischer Landwirth und ein theoretischer Professor des Ackerbaus zugleich wäre, durch den sie „das göttliche Feld der Sünde kennen gelernt hat, das ihr bester Tummelplatz geworden ist.“ — —

Diesen Passus könnte die Direktrice eines Mädchenpensionats als Motto zu einem einladenden Programm gebrauchen; christliche und ehrenhafte Mütter würden sich außerordentlich beruhigt fühlen, wenn sie ihre Töchter in einem „der besten Tummelplätze dieses göttlichen Feldes“ unterbringen könnten.

Die Schüler Schleiermacher's haben sich in ganz Deutschland etablirt, und das dogmatische Gaukelspiel des Meisters fortgesetzt. Schenkel's Bemühen, den Schleiermacher'schen vertünchten Atheismus populär zu machen, ist nichts Neues. Schon 1853 hat Professor Nagel aus Barmen ein Buch für die reformirte Jugend herausgegeben: „Inbegriff des Christenthums in seiner Ausbildung zur absoluten Religion, Grundlage für den Konfirmanden-Unterricht.“ Dies Buch ist so recht eigentlich ein Nagel, seiner Gemeinde in das Fleisch getrieben. Er läugnet die Persönlichkeit Gottes, nennt Gott, Christus und den heiligen Geist nur verschiedene Ausdrucksweisen für das Wesentliche im Menschen, sieht in der „Versöhnung“ nur die Operation des Denkvermögens, sich selbst als Gottmenschen zu erfassen.

Pastor Göbel in Erlangen ist in Nr. 50 seiner „Reformirten Kirchenzeitung" diesem Nagel entgegengetreten.

Das philosophische Kauderwelsch, „die gelehrte Diebssprache", wie sie ein Offizier genannt hat, ist eben nicht neu. Göbel hat die Inconsequenzen und Widersprüche, in welche sich Nagel verwickelt hat, nachgewiesen. Pastor Göbel hat die Staatsgewalt, die bei den Protestanten den „Glauben" zu wahren hat, gegen den offenbaren Atheismus zu Hülfe gerufen, es sollen die Gemeinden nicht durch solche angestellte Prediger um ihr Christenthum und um ihr Geld betrogen werden.

Aber der Schleiermacher'sche Wurmsame ist eben allenthalben herumgeflogen, und trägt seine Früchte. Wenn da die Leute nicht um der schönen blauen Augen des Pastors wegen in die Kirche gehen: wegen dieser Gattung Religion, wegen dieses Schleiermacherischen Gottes lohnt es sich wahrhaftig nicht der Mühe, sich sonntäglich mit hohlen Phrasen ansalbadern und langweilen zu lassen.

Wir wollen unsern historischen Bericht über Schleiermacher jenen seiner Verehrer zunächst widmen, welche diesen historischen Bericht durch ihre schönfärberische Biographie hervorgerufen haben. Wir haben gradeweges durch Aktenstücke den Beweis geliefert, wie es mit dem theologischen System und dem mit diesem System correspondirenden Leben Schleiermacher's ausgesehn hat.

Es ist lächerlich, einen Verläugner des persönlichen, selbstbewußten Gottes einen Theologen der Zukunft zu nennen. Er ist weder ein Theolog noch ein aufrichtiger Atheolog, das letztere ist weitaus mehr der David Strauß, der die letzten Karten ausgespielt und den Atheismus trocken in seinem neuen und alten Glauben zu proklamiren gesucht hat. Wir werden die Lügen, die sich Strauß in dieser besagten Schrift hat zu Schulden kommen lassen, um dem persönlichen Gott die Wohnung in seiner Welt aufzukündigen, nachfolgend beleuchten, wie wir im vorliegenden die Scheinheiligkeit, mit welcher sich Schleiermacher nach außenhin als Bibelgläubigen zu geriren sucht, mit seinen eignen Worten und Werken enthüllt haben.

123. Wie auch Kirchmann der Gefühlsreligion und den sonstigen Frömmigkeitsextasen Schleiermacher's kein besonderes Vertrauen entgegenbringt.

Kirchmann berichtet in einer Lebensskizze Schleiermacher's:

„Ein neuer Biograph (Kirchmann nennt ihn aber nicht, warum nicht?) Schleiermacher's sagt: „Das Wahrzeichen des echten Schleiermacherianers bleibt die innere Verschmelzung von Freiheit und Frömmigkeit!""

Wenn man nun diesem Biographen den vollsten Glauben entgegenbringen, und mit aller Gefühlswärme an dieser chemischen Verbindung von Freiheit und Frömmigkeit sich erbauen möchte, so wird man vom Inhalt der Grunow-, Herz-, Bettina-Briefe wie mit einem kalten Sturzbad überschüttet; freilich ist in diesen Briefen nur insofern nichts Unerlaubtes zu finden, als dieselben Freiheiten constatiren, die sich Schleiermacher erlaubt hat; wie aber diese Freiheiten mit der Frömmigkeit verschmolzen werden können, das ist ein Geheimniß, dessen Lösung nur in der chemischen Küche der Herrnhuterischen und Frauenhuterischen Kreise einige Erklärung finden mag.

Kirchmann führt S. 3 folgende Aussprüche Schleiermacher's an:

„Das Gemüth ist wie der Sitz so die nächste Welt der Religion. Daher muß alles Handeln und Thun ein religiöses werden. Die Offenbarung ist keine von oben hergekommene, außerordentliche Mittheilung, sondern das Bewußtwerden des eigenen innersten Lebens und einer neuen Anschauung des Unendlichen. So wie die Religion, so liegt auch der Gottesbegriff im Gefühl. Fromm kann Jeder sein, er halte sich zu diesem oder jenem Gottesbegriff, aber seine Frömmigkeit, das Göttliche in seinem Gefühl muß besser sein als sein Begriff." — —

Es gehört eine probehaltige Unverfrorenheit dazu, vor den Nasen des Lesepublikums derartige Schwefeldämpfe aufsteigen zu lassen. Zum Erstaunen und zum Verwundern des Lesers bringt Kirchmann auf derselben Seite einen unumstößlichen Beweis für die Art und Weise, in welcher Schleiermacher sein „Göttliches im Gefühl" noch besser sein läßt, als seinen Gottesbegriff. — —

Da heißt es:

„Auf Andringen seines Freundes Schlegel schrieb Schleiermacher bald darauf seine Briefe über die Lucinde, in welchen er die sinnliche Liebe, wie sie in der Lucinde gefeiert wird, zu vertheidigen und als die Offenbarung rechter, wahrer Liebe im Gegensatz zur Prüderie darzustellen suchte.“

Durch diese Vertheidigung hat Schleiermacher bewiesen, wie er seine Frömmigkeit noch für besser hält, als seinen Gottesbegriff. Als Schlegel (ein Laie) die Lucinde schrieb, war er doch nicht so toll, dieses Büchlein für eine Anleitung zur Frömmigkeit auszugeben; wenn aber Schleiermacher, der größte Theologe des Jahrhunderts, der Theologe der Zukunft (für den er sich selber in seiner nachhaltigen Bescheidenheit ausgegeben) diese Lucinde vertheidigt, und in einer rücksichtslosen Geckenhaftigkeit einen Brief der Frau Grunow an ihn selber abdrucken läßt, in welchem Briefe diese Dame mit sammt ihrem Anbeter zugleich mehr als gravirend compromittirt ist, so geht das doch schon über alle Grenzen jener Ehrenhaftigkeit hinaus, die man von jedem Weltmann zu fordern berechtigt wäre. —

Wenn man auch von der Unerlaubtheit des Verhältnisses nach dem Maßstabe des christlichen Sittengesetzes in diesem Falle ganz abstrahirt und das sittliche Moment hier ganz aus dem Spiele läßt, wird man doch sobald keinen Ausdruck finden, der den moralischen Katzenjammer gehörig bezeichnen könnte, in welchen ein Mensch verfallen ist, der eine Frau, die sich ihm hingegeben hat, öffentlich an den Pranger stellt, als ein lebendiges Zeugniß seiner Liebenswürdigkeit, Unwiderstehlichkeit, Ueberredungs- und verschiedener anderer schönen Künste! Und so was nennt sich einen Regenerator der Theologie und Moral, und einen Propheten der Zukunft. Da hört sich Alles auf, sagt der Eckensteher Nante!

Interessant ist, daß auch der Herausgeber der Monologen[1]) auf die fundamentalen Irrthümer und die Systemlosigkeit Schleiermacher's hinweist, was auch schon früher Strauß aufgezeigt hat. Kirchmann sagt:

---

[1]) J. G. von Kirchmann: Friedrich Schleiermacher's Monologen. Berlin 1868. S. 15.

„Es ist klar, daß bei einer solchen vermeintlichen Ableitung des religiösen Inhalts aus dem Gefühl dieser Inhalt nach dem Unterschied der Einzelnen und ihrer Bildung ein durchaus verschiedener werden muß; ein jeder wird die vollkommenste Befriedigung seines Abhängigkeitsgefühls in einem anders gestalteten Inhalt finden, und von einer objectiven Wahrheit dieses Inhalts, und von einer Gültigkeit der Religion für alle ihre Bekenner kann nicht mehr die Rede sein."

„Damit hängt auch die Abneigung zusammen, welche Schleiermacher gegen jede bestimmte Fassung des Glaubensinhaltes zeigt, und die große Biegsamkeit und Unbestimmtheit, welche seine Glaubenslehre in Bezug auf die einzelnen Dogmen absichtlich festhält, ja als einen Vorzug für sich geltend macht. Schleiermacher vergaß über seiner Sorge für das Gefühl, daß die Religion auch eine Lehre sein soll und dem Menschen ein festes Wissen über Gott, die Welt und sich selbst bieten muß, wenn sie das Gefühl befriedigen soll." —

Derselbige Schleiermacher, der es jedem anheimstellt, sich aus seinem Gefühl eine Dogmatik nach seinem Geschmack und für sein moralisches (oder immoralisches, je nachdem) Bedürfniß herauszuspinnen, der verfaßt eine Dogmatik, prüft seine Schüler nach derselben, und wünscht, daß diese selbige Dogmatik verbreitet und wo möglich nach ihr auf allen Universitäten Vorträge gehalten werden, d. h. auf deutsch und logisch gedacht: „Meine Herren, ein Jeder kann sich seine Glaubenslehre machen, wie er will; ich setze aber voraus, daß sich bei diesem Geschäfte wieder alle nach mir richten, denn meine Dogmatik soll ja doch angebracht und gekauft werden; machen Sie was Sie wollen, aber bedenken Sie, daß ich der Prophet der Zukunft bin, daß ich den wahren Gottesbegriff für alle Zeiten festgestellt habe, denn ich bin ein Genie wie ein zweites noch nicht dagewesen ist und ein zweites auch nicht mehr kommen wird. Nochmals: Machen Sie was Sie wollen, aber machen Sie es, wie ich es gemacht habe, und wenn Sie das freiwillig so machen, wie ich es gemacht habe, dann haben auch Sie gemacht, was Sie wollen!" Das ist die Logik, welche nothwendiger Weise aus den Reden Schleiermacher's hervorgeht; wir halten es für nöthig wiederholt auf die Consequenzen und Widersprüche seines ganzen Systems, besser gesagt, auf seine ganze Systemlosigkeit aufmerksam zu machen.

Und den Herrn hat man geheißen
Einen großen Theologen
In dem Königreiche Preußen
Und in allen Synagogen.

Doch in dem Jahrhundert zwanzig,
Und noch eh wir hingelangen,
Läßt mit diesem Specke ranzig
Auch sich keine Maus mehr fangen.

Ach, wie war denn so was möglich?
Fragt der Leser ganz verwundert?
Das geht alles synagöglich
In dem neunzehnten Jahrhundert,

Aller Unsinn, den didaktisch
Professoren keck erfunden,
Der wird in dem Leben praktisch
Von der Zukunft überwunden.

124. Das Fiasko der Dogmatik ohne transcendenten, selbstbewußten Gott und der Moral ohne gegebenes positives Sittengesetz.

Zur Ehre jener Berliner Köpfe und Persönlichkeiten, welche zur Zeit des Schleiermacher'schen Predigerruhmes über das Niveau des vom Herzsalon inscenirten Spektakels hinausragten, muß bemerkt werden, daß die Bewunderung der hochtrabenden, phrasenreichen und sprachverschrobenen Confusionstheologie keine allgemeine gewesen ist, und daß es über Schleiermacher viele gute und schlechte Witze regnete, deren Gegenstand der alt- und neubundliche, sehr verdächtige Damenverkehr und -Begehr und der Systemwechsel von der blonden Frau von Grunow zur braunteintigen Herz, der Stelzentanz seiner Sprachweise und das ausführliche Selbstlob mit bräutigamlicher Eheanbietung in den Monologen gewesen ist.

Wir wiederholen, was wir schon früher bei einer andern Gelegenheit bemerkt, daß es eine Gemeinheit ist, einen Menschen wegen irgend einer körperlichen Mißbildung zu verspotten; wenn aber ein derartiger Spott in Berlin sprachlich und bildlich öfter hörbar und sichtbar geworden, so wäre dieser in soferne zu entschuldigen, als Schleiermacher durch seine großartig lächerliche und eitle Prätension denselben förmlich heraufbeschworen hat. Er hat durch sein Sichhervordrängen und Selbstloben den Spott im eigentlichen Sinne herausgefordert.

Das Bestreben, seine Eitelkeit in ein gereimtes System gebracht, könnte geschildert werden wie folgt:

In ein Labyrinth von Sitten — Kommt bei seinen Aphroditen
Der Professor der Moral.
Er gibt deutlich es zu lesen, — Wie er ist beliebt gewesen
Bei den Damen allemal.

Die Berliner persiflirten — Deshalb ihren frommen Hirten
Liberalster Theologie,
Der das Licht hat aufgezunden, — Und den Gottbegriff gefunden,
Wie vor ihm noch keiner, nie!

Auch hat in Moral gemacht er, — Als ein kleiner Sionswachter
Und großmäuliger Prophet.
Zwar sprach er niemals habakukisch — Und schwieg auch niemals nepomukisch
Er war vom Liebesgram verdreht.

Seit der Zeit, da er erschienen, — Flieht der Irrthum auch von hinnen,
Und die Wahrheit geht uns auf.
Seinen spiritum immersum — Finden wir im Universum
Und er tanzt im Sternenlauf.

Keiner war so stolzgedunsen, — Nicht einmal der dicke Bunsen,
Wie dies kleine Männlein war,
Der als Zukunfts-Weltbekehrer — Und als größter Selbstverehrer
Sich gerirt hat immerdar.

Bezüglich der dritten Strophe ist zu bemerken: der heil. Johannes von Nepomuk ließ sich eher in die Moldau stürzen, ehe er das Beichtgeheimniß verletzte.[1]) Die Böhmenkönigin war geschützt! Schleiermacher gab aber unaufgefordert nicht ein Beicht-, sondern ein Sündengeheimniß preis, somit waren die Herzköniginnen Schleiermacher's nicht geschützt, sondern waren von ihm preisgegeben!

Hätte man den Schleiermacher für die der Frau Grunow angethane Blamage zu einem Spreesturz verurtheilt, so wäre das eine Grausamkeit gewesen, die weder in die Gesetzgebungen, noch in die Gewohnheiten des 19. Jahrhunderts hineinpaßt; aber bekleidet in die Spree eingetaucht, und darauf in der Sonne abgetrocknet zu werden, das hätten ihm die bei einem Schwurgericht mitvotirenden Ehemänner ohne Gewissensscrupel zuerkannt, und selbst versündigte Gemahlinnen würden ihre heimliche Befriedigung an einer solchen Strafe empfunden haben. Jedenfalls hat das Bekanntwerden der praktischen Uebungen dieses Moralprofessors seinen Schülern kein geringes Plaisir verschafft, und hätte er ein Privatissimum darüber gelesen, so

[1]) Wie es der modernen Geschichtsfälschung nicht gelungen ist, den ganzen Johann Nepomuk statt in der Moldau in ihrem dahinbrausenden Lügenstrom zu ersäufen, ihn zu einer mythischen Figur zu machen, ist nachgewiesen in Geschichtslügen 7. Auflage. Paderborn, Schöningh 1887. S. 296—303.

würde es ihm an einem ausgiebigen Honorar von Seite außerordentlicher Zuhörer auch nicht gefehlt haben. Das Leben und Wirken Schleiermacher's ist ein wahres Charakteristikum zur Beleuchtung der Berliner Zustände anfangs des 19. Jahrhunderts! In unsern Tagen sind die Consequenzen der herrenhuterisch-hegelischen Düftelei so offenbar blosgelegt, daß den Schleiermacher'schen Predigten, wenn sie heutigen Tages in Berlin gehalten würden, kein Hahn nachkrähen möchte. Diese Zukunftstheologie hat der Zeitenstrom verschlungen, sie ist eine Vergangenheitstheologie geworden, und der Aufruf Schenkel's an das deutsche Volk zur Nachfolge Schleiermacher's ist ohne Echo in der Luft verschollen.

125. Was der Historiker Gfrörer, als er noch Protestant war, über Schleiermacher geschrieben hat.

A. Fr. Gfrörer (in „Das Heiligthum und die Wahrheit". Stuttgart, Schweizerbarth 1838. S. 275) sagt über die christliche Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele, „die in neuerer Zeit durch verschiedene Autoren schwer erschüttert worden":

„Mir ist es eine innere Nothwendigkeit, daran zu glauben, und wie ich sehe auch tausend andern, die sich vor dem Geschwätz der Lügner nicht fürchten. Was macht's, wenn etliche Leute, denen es prächtig scheint, besonders nach dem Vorgange des englischen Dichterlords (Byron), Verzweiflung zur Schau zu tragen; was macht's, wenn selbst Kirchenlehrer, wie Schleiermacher, der den Frommen spielte, der die Zehnten der Kirche aß, aber dafür ihre geistigen Pulsadern zu durchschneiden sich vermaß, was macht's, wenn Metaphysiker, wie Hegel, die Sterblichkeit der Seele verkünden. Es ist weltbekannt, wie stark Eitelkeit und großmannsüchtige Nachäfferei bei diesen neuen Lehren mit unter der Decke spielt. Wie wenig Sterbliche sind fähig, eigene Gedanken zu haben. Wir denken beinahe alles durch die Gesellschaft, in welcher wir leben, und bei weitem die Meisten, Gelehrte wie Ungelehrte, gleichen gewissen Hausthieren, die in langer Reihe hintereinander herlaufen. Vor 100 Jahren glaubte alles an Geister, Himmel und Hölle, jetzt, weil etliche Namen von Glanz das Gegentheil sagten, schwätzt man ihnen nach. Nichts desto weniger ist gewiß, daß die Edelsten unseres Geschlechts die Ewigkeit des menschlichen Geistes annahmen und dieser Ueberzeugung gemäß handelten. Christus, der sein Blut für die Menschheit hingab, hat die Unsterblichkeit gelehrt oder noch besser, überall vorausgesetzt, und das genügt."

Wir sehen aus dieser Stelle Gfrörer's, wie Schleiermacher schon vor 50 Jahren in seinem fadenscheinigen Charakter erkannt und das den Frommenspielen auch von Protestanten verurtheilt worden ist.

126. Die neuesten Früchte der Schleiermacher'schen Heucheltheologie.

Die Berliner „Germania" Nr. 163 berichtet im Artikel: „Protestantisches Kirchenwesen in Baden": „Ende Juni 1887 hat im wissenschaftlichen Predigerverein zu Karlsruhe Pfarrer Brückner von seinem pantheistischen Standpunkt aus die Wunder des Evangeliums, somit auch Christum als den Sohn Gottes und Welterlöser, geleugnet, aber in den Predigten „zur schonendsten Rücksicht auf den Zustand, den wir vor Augen haben" aufgefordert. Ziemlich unverblümt empfiehlt er den Predigern, zur Heuchelei ihre Zuflucht zu nehmen, wenn ihr Publikum noch wundergläubig ist. „Nur auf Gymnasien braucht der Prediger nicht mehr so vorsichtig zu sein." Der protestantische „Reichsbote" führt nun die Consequenzen dieser wissenschaftlichen (besser: wissentlichen) Heuchelei an, indem er sagt:

„Sie machen die Apostel zu Betrügern und darum tragen sie auch gar kein Bedenken, selber fromme Betrüger zu werden, indem sie an heiliger Stätte so thun, als seien sie die Männer der Wahrheit und glaubten sie selbst an dieselbe, und auf solchen Betrug die Sittlichkeit des Volkes gründen wollen und erst bei den stärkern Geistern die Maske lüften und den als Geheimlehre für die Gebildeten reservirten Unglauben völlig enthüllen."" —

„So wie Herr Brückner amtiren nun zahlreiche andere Prediger von gleicher Gesinnung. Gegenüber einer solchen entsetzlichen Heuchelei und Trügerei kann man sagen: „Es ist darum nicht zu verwundern, wenn mancher Protestant seine Kirche verläßt und zur katholischen Kirche zurückkehrt."

Das ganze Vorgehen ist ein eklatanter Beweis, wie die Früchte der Paulus-Schleiermacher'schen Schule in Deutschland ganz unbehelligt fortwuchern!

Gegenüber derlei Erscheinungen ist der „evangelische Bund" mäuschenstill. Ist dieser Bund am Ende mit obigen Herren einverstanden, dann sollte er sich ehrlicher Weise als den „antievangelischen Bund" signalisiren!

IV.

David Strauß, sein neuer Glaube und seine kuriosen Heiligen.

A. Straußens alter und neuer Glaube.

Motto:

„Bedrängt dich Ach und Weh, — Lies „Hermann und Dorothee",
Und hast du Trübsal hier, — So spiel auf dem Clavier!
Mußt du in's Jenseits reisen, — So lies „Nathan den Weisen".
Mit Kunst und mit Musik — Kommst du durch Dünn und Dick."
So tröstet Strauß dich wörtlich, — Du kannst es lesen örtlich;
Wir sehn nicht Blasphemie — In dieser Theologie
Und werden uns erlauben, — In Straußens neuem Glauben,
Den er sich machte eigen, — Den Blödsinn herzuzeigen.

1. Wie Strauß statt des verheißenen „neuen Glaubens" den alten Nihilismus verkündigt.

Nachdem Strauß sich durch den Versuch, das Leben Jesu in einen Mythenrauch aufzulösen, seinen Ruhm als höchst freisinniger Theologe errungen, ist er auf dem Wege der Hegelschen Weltanschauung immer weiter getrieben worden und hat am Ende seiner Gottesleugnung, wie consequent auch die Leugnung der Fortdauer des persönlichen Menschengeistes, als Endresultat seiner verunglückten Versuche im metaphysischen Gebiete ganz nackt und unverblümt verkündigt.[1])

Es ist nothwendig, die Art seines Vorgehens und seiner schwindelhaften Beweisführung scharf zu beobachten, um dem

[1]) Strauß: Der alte und neue Glaube. Ein Bekenntniß. Leipzig 1872.

Leser die Unredlichkeit, die Unwahrheit seiner Behauptungen, die er als erwiesene Thatsachen hinstellt, die offenbar absichtlichen Lügen, und die großartige Kühnheit im Verschweigen unliebsamer, seine Kreise störender Thatsachen eklatant nachzuweisen. Zu diesem Zwecke müssen wir den wichtigsten Stellen seines Buches besondere Aufmerksamkeit angedeihen lassen.

Strauß wollte nun sich und seine Anhänger für den verleugneten positiv christlichen Glauben zu vertrösten suchen.

In dieser Absicht verfaßte er zuerst das Leben von Reformatoren, die mit dem kirchlichen Bekenntniß größtentheils gebrochen hatten, verfertigte eine Verklärungsschrift des grundliederlichen Hutten, und kam zuletzt über Voltaire, den er eben seines Hasses gegen Christus und seiner Kirche wegen — mit dem modernen Heiligenscheine zu verzieren suchte.

Wir werden nun in Straußens „altem und neuem Glauben" das am Ende dieser Schrift ausgespielte Resultat seines Vorgehens zuerst untersuchen und nach dem Sprüchwort: den Stier bei den Hörnern packen.

2. Was Strauß für den Unsterblichkeitsglauben für einen Ersatz darbietet.

Auf dem vorletzten Blatte wirft Strauß die ihm am siegreichsten dünkende Karte (S. 366) wie ein verzweifelter Spieler auf den Tisch hin, und erklärt mit einer Entschiedenheit, die an Frechheit grenzt:

„Es gibt keinen persönlichen, selbstbewußten (transcendenten) Gott, daher ist alles, was wir von der Schöpfung der Welt, von Sünde, Erlösung, Gericht und ewigem Leben gehört haben, eine Fabel; sonach ist es nach dem Tode des Menschen mit ihm aus, es gibt keine Unsterblichkeit für den Menschen, der Mensch soll zufrieden sein, wenn er hier gelebt und gerungen, und ausgerungen hat." Dieses sein verzweifeltes Unglaubensbekenntniß schließt er mit den Worten:

„Ueber den Ersatz, den unsere Weltanschauung für den kirchlichen Unsterblichkeitsglauben bietet, wird man vielleicht die längste Ausführung von mir erwarten, sich aber mit der kür-

zesten begnügen müssen. Wer sich nicht selbst zu helfen weiß, dem ist überhaupt nicht zu helfen, der ist für unsern Standpunkt noch nicht reif. Wenn es auf der einen Seite nicht genügt, die ewigen Gedanken des Universums, des Entwicklungsganges und der Bestimmung der Menschheit in sich beleben zu können; wem neben der Thätigkeit für die Seinigen, der Arbeit in seinem Berufe, der Mitwirkung zum Gedeihen seines Volkes, wie zum Wohle seiner Mitmenschen und dem Genusse des Schönen in Natur und Kunst, wem daneben nicht auf der andern Seite das Bewußtsein aufgeht, daß er selbst nur zum zeitweiligen Theilhaber an alledem berufen sein kann; wer es nicht über sich gewinnt, schließlich mit Dank dafür, daß er das alles eine Weile hat mitbewirken, mitgenießen und auch mitleiden dürfen, zugleich aber mit dem frohen Gefühle des Losgebundenwerdens von einem in die Länge doch ermüdenden Tagewerke aus dem Leben zu scheiden, nun den müssen wir an Moses und die Propheten zurückweisen, die übrigens von einer Unsterblichkeit auch nichts gewußt haben, und doch Moses und die Propheten gewesen sind."

3. Wie wir unsern alten Unglauben gegenüber dem „neuen Glauben" Straußens beibehalten wollen und dieses Vorhaben rechtfertigen.

Der von Strauß dargebotene Ersatz für den kirchlichen Unsterblichkeitsglauben verdient es Punkt für Punkt kritisch erwogen zu werden.

Strauß fühlt nach seinem mit allen sehr bedenklichen und unehrlichen Waffen geführten Kriege gegen den Unsterblichkeitsglauben, auf dem am Ende alle Religion beruht, daß er dem Leser für das, was er ihm zu nehmen sucht, etwas anders, und zwar einen Ersatz in der längsten Ausführung darbieten solle. Das kann er aber eben nicht, und darum meint er ganz lakonisch: „man müsse sich mit dem kürzesten Ersatz begnügen." Also man muß, und man muß, weil es Strauß so haben will, gegen ein Straußisches Muß wird keine Auflehnung geduldet; da haben wir ja den blinden Autoritätsglauben an den Unglauben in der schönsten Blüthe.

Da soll sich nun Jeder selber helfen; Strauß kann somit eingestandener Maßen keinem helfen; wer sich aber nicht selber helfen kann, der ist ein Dummkopf, wie es Strauß mit nicht

sehr zarten aber doch sehr vielsagenden Worten ausspricht: „er ist für unsern Standpunkt noch nicht reif.“

Wem es nicht genügt, die ewigen Gedanken des Universums in sich beleben zu können u. s. w. Uns ist bei diesem Vorschieben der „ewigen Gedanken“ der zeitliche Gedanke des Dr. Strauß vollkommen unverständlich, was sollen wir denn erst mit den ewigen Gedanken des Universums anfangen? Was denkt sich denn das Universum? In Nr. 69 derselben Schrift sagt Strauß:

„Wie von einzelnen Naturzwecken, so konnte auch von einem Zweck der Welt oder der Schöpfung im Ganzen füglich nur so lange die Rede sein, als ein persönlicher Schöpfer vorausgesetzt und die Welt als ein freier Akt seines Willens betrachtet wurde.“ —

Und hier spricht Strauß wieder von Gedanken des Universums, von einem Entwicklungsgang und einer Bestimmung der Menschheit. Das heißt ja doch Nebelwolken wie Quadern übereinander legen wollen; das ist eine Pyramide des Unsinns.

Wer kennt denn die ewigen Gedanken des Universums, was ist denn „das denkende Universum?“ Wer hat je diese Gedanken ausgeforscht, und darüber Unterricht ertheilt? Wer und wo ist denn der Tanzmeister dieses Universums, der die Gestirne abgerichtet hat ihren Reigen mit berechenbarer Genauigkeit durchzuführen? Gott ist nach Strauß keiner, und die Maschine geht doch so wunderbar regelmäßig; das macht nach Strauß der Urdenker des Universums! Welch ein Universal-Unsinn.

Aber auch diesen hat Strauß nicht selbst verschuldet. Strauß ist ein großer Gedankenstehler vor dem Herrn, er hat diesen „Gedanken des Universums“ in der theologischen Phantasie Schleiermacher's gefunden, des „größten Theologen der Neuzeit.“

Wir haben bei Schleiermacher nachgewiesen, daß Schleiermacher in allen Fällen, wo ihn das exakte Wissen, die Geschichte und der regelrechte Aufbau der Gedanken im Stiche läßt, und wo er ein enormes Loch in dem Spinnennetze seiner Phantasie gewahr wird, dieses immer mit dem „Gedanken des Universums“ auszuflicken sucht.

Wir haben nachgewiesen, daß dieses ewige Wiederholen einer unentwirrbaren Phrase doch nur als ein Blendwerk für ungeübte Leser in Anwendung gebracht wird. Diese Finte hat nun Strauß dem Schleiermacher entlehnt, es ist keine Originalerfindung Straußens. Schleiermacher aber, der Erfinder dieser Phrase, hat durch seine verzwickten Lebensverhältnisse, durch seinen offenkundigen Verkehr mit verheiratheten Damen, durch seine schriftlich erwiesenen allerintimsten Beziehungen zur Berliner Zierde des ästhetischen Israel, der Madame Herz, ferner zur Gattin des Predigers Grunow, zur Bettina Arnim, durch seine Briefe an die Herz, in welcher er bezugs seiner Universumsstudien in einer schwer wiederzubringlichen Weise winselt, Schleiermacher hat diese Phrase vom „Gedanken des Universums“ in seinem Lebenskreise zu Berlin derartig lächerlich gemacht, daß sich der Berliner Witz dieser „Universumsstudien“ bemächtigte und den Schleiermacher mit sammt seiner alttestamentarischen Flamme durch bittere Bonmots und bildlich durch Carikaturen, mit sammt seiner sehr eigenthümlichen Dogmatik und Moral einer wohlverdienten Strafe überliefert hat.

Es haben dieselben Berliner auch den Schleiermacher wegen seiner gedrückten Figur lächerlich gemacht. Freilich wenn ein gerühmter Theologe mit dieser Figur dazu den primo amoroso spielt und von Blume zu Blume zu flattert, so hat er sich nur selber dem Spotte ausgeliefert.

Wir haben hier nur zu betonen, daß sich Strauß den alten, verbogenen, rostigen, schon von Schleiermacher erfundenen Universalnothnagel im Haushalte der dürftigen Theologie Schleiermacher's als ein noch verwendbares Stück zu leihen genommen hat, ohne den ersten Nagelschmied zu nennen, und daß Strauß auch immer dann, wenn ihm die Gedanken ausgingen, auf diesen Nagel mit betäubendem Gehämmer losgearbeitet hat, um den Leser zum folgenden Abschluß zu bringen: „Ja freilich, das kommt eben daher, weil die Leute noch nicht fähig sind, sich den Gedanken des Universums recht lebhaft vor die Augen zu stellen.“

So beherrscht die Phrase die moderne Lesewelt; wer so recht mit Freisinn herumzupoltern versteht, der kann unter

dieser Firma oft den größten Unsinn an den Mann bringen. Bornirte Köpfe finden einen Ersatz für Geistlosigkeit, Unwissenheit und Unweisheit, wenn sie mit dem Speck des Freisinns in eine Falle gelockt werden.

Wie soll denn der Leser Gedanken in sich beleben, die er gar nicht kennt, Gedanken welche anzuführen, auseinanderzuzusetzen, oder auch nur anzudeuten Strauß gar keine Miene macht, bei alle dem aber ganz unverfroren verlangt, man müsse sich bei ihm mit dem kürzesten Ersatz für die persönliche Unsterblichkeit begnügen.

Als Göthe einmal eine hohle Phrase bezugs der Nothwendigkeit einer Unsterblichkeit ausgesprochen, da war Strauß geschwind fertig, diese Phrase Göthes als einen Unsinn an eine Nadel gespießt vorzuzeigen; nun bedient sich aber Strauß selber einer ebenso unsinnigen Phrase in seinem Interesse, und diese Phrase soll man auf die Autorität des Dr. Strauß hin unangefochten lassen! Er berichtet in Nr. 41 derselben Schrift wie folgt.

„Drei Jahre vor seinem Tode äußerte Göthe gegen Eckermann“:

„Die Ueberzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Thätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meines Geistes nicht ferner auszuhalten vermag.“

Strauß bemerkt über diesen Ausspruch Göthe's:

„Gewiß ein großes und schönes Wort, von ebensoviel subjectiver Wahrheit im Munde des bis zum letzten Lebenstage thätigen Dichtergreises, aber ohne jede objective Beweiskraft!“ „Die Natur ist verpflichtet,“ was will das sagen? Göthe wußte am besten, daß die Natur keine Pflichten, sondern nur Gesetze kennt, und daß vielmehr der Mensch verpflichtet ist, diesen Gesetzen sich, und wäre er der begabteste und thatkräftigste, demüthig zu unterwerfen. Was die Natur ihm schuldig war,[1]) für sein rastloses Wirken, das heißt was nach Naturgesetzen daraus folgte,[2]) das hatte Göthe während seines Lebens vollauf genossen, in dem gesunden Gefühle seiner Kraft, in der

[1]) Hier war die Natur dem Göthe etwas schuldig und Göthe hatte das genossen, was ihm diese schuldige Natur verabfolgte, und zwei Zeilen früher hat die Natur keine Pflichten!

[2]) Wie steht es nun bei jenen, die auch rastlos wirken, aber dabei

Freudigkeit des Fortschrittes und der Vervollkommnung, in der Anerkennung und Verehrung aller bessern Zeitgenossen. Daß er mehr verlangte, war eine Altersschwäche, und daß es dieß war, bekundete sich in der Scheue, womit er während dieser spätern Jahre jeder Erwähnung des Todes aus dem Wege ging, denn wenn er gewiß war, daß im Falle seines Todes die Natur ihrer Verpflichtung gegen ihn nachkommen werde, wozu die Scheue vor dem Namen?" —

So Strauß über Göthe.

„Die Natur ist verpflichtet. Was will das sagen?" frägt Strauß, und wir aber fragen Strauß: Was soll es heißen, wenn er, der Strauß, sagt: wir sollen die ewigen Gedanken des Universums in uns beleben? Das ist doch sicher accurat so unsinnig als der Spruch Göthes von den Pflichten der Natur. — Die Natur hat eben so wenig Pflichten, als das Universum Gedanken hat! Kein Mensch weiß wie und was sich das Universum denkt und was das Universum als Denkmacht sein soll, Strauß weiß es eben auch nicht, er braucht aber einen Schwefel, um ihn seinen ohnedieß schon betäubten Lesern zur neueren Betäubung vorzuhalten, und da nimmt er nun die „Gedanken des Universums," die der Mensch in sich beleben soll! Da aber die Natur ebenso wenig Pflichten, als das Universum Gedanken hat, steht sich der Unsinn Göthes (den Strauß auch als Unsinn bezeichnet) und der Unsinn des Strauß (den aber Strauß als Sinn ausgeben möchte) ganz gleichberechtigt gegenüber. Für den denkenden Leser aber hat der Unsinn keine Berechtigung! Wir sehen hier zwei aufgeklärte Männer, die sich widersprechen; da steht es nun doch sicher den aufgeklärten Lesern frei, sich an den einen oder den andern, oder an keinen von Beiden anzuhalten. Ferner sagt Strauß: die Natur kennt keine Pflichten, sondern nur Gesetze. Da entsteht nun wieder die Frage: Wo Gesetze sind, muß es doch auch einen Gesetzgeber geben, wenn die

---

immer krank und leidend sind? Bei denen haben die „Naturgesetze" wieder andere Folgen, als bei Göthe!

Mit der Logik ist es aus — Bei dem Doctor David Strauß;
Er hält alle für Chinesen, — Welche seine Werke lesen;
Jeden Unsinn darzubieten, — Blieb ihm lange unbestritten.

Natur Gesetze hat, so muß sie sich doch auch verpflichtet fühlen, diese Gesetze zu halten. Hat sich die Natur selber Gesetze gegeben, so kann es der Natur auch einfallen, diese Gesetze zu überschreiten, sie nicht zu halten, sie umzuändern. — Wenn Strauß mit seiner Exegese und seinen Philosophemen den alten Glauben zu zersetzen sucht, so hat er durch die kolossalsten Widersprüche im „neuen Glauben" diesen neuen Glauben selber zersetzt. —

4. Wie Strauß über die letzten Funken des Glaubens an die Unsterblichkeit bei Göthe sich zum Zorne hinreißen läßt.

Daß Göthe den Glauben an die persönliche Unsterblichkeit 3 Jahre vor seinem Tode ausgesprochen, das genirt den Strauß gewaltig! Er sucht diesen Moment bei Göthe der Altersschwäche und der Scheu vor dem Tode zuzuschreiben. Scheu vor dem Tode haben aber auch junge Leute. Scheu vor dem Tode haben auch Leute, die ihr ganzes Leben lang am Unsterblichkeitsglauben festgehalten, die Furcht vor dem Tode ist somit durchaus kein Beweis, daß jener, der den Tod fürchtet, nicht auch zugleich den Glauben an die Unsterblichkeit in sich tragen könnte. Strauß als Bibelkundiger hat hier ganz auf I. Corinther XV. 53—58 vergessen; und besonders auf den Ausspruch des Apostels Paulus, (dem Strauß doch sicher den Glauben an die Unsterblichkeit nie abzustreiten gedachte) II. Corinther V. 4: „Ja auch in dieser Hütte seufzen wir belastet, weil wir nicht entkleidet, sondern überkleidet werden wollen."

Daß nun Göthe in seinen alten Tagen den Unsterblichkeitsglauben in sich getragen, das finden wir nichts weniger als tadelnswerth, das kann einen Christen nur freuen; bedauern können wir nur, daß er die Unsterblichkeit nicht dem persönlichen Gott, dem Schöpfer und Erlöser danken will, um nur ja bei seinen Unglaubensgenossen keinen Anstoß zu erregen, sondern daß er die Pflicht der Natur als Basis seines Unsterblichkeitsglaubens

proklamirt. Auf der Basis der Naturpflichten läßt sich kein Unsterblichkeitsglaube erbauen.

5. Der von Strauß der Menschheit für die verweigerte Unsterblichkeit vorgesetzte Surrogatkaffee chemisch geprüft.

Es soll dem Menschen Freude machen:

a. Die „Arbeit in seinem Berufe!" — Der arme Weber im Gebirge, der Taglöhner, der Bauer in der brennendsten Hitze auf dem Felde, der Bergmann im dunklen Erdenschooße, der Soldat, der Monate lang im Freien, in Sturm und Regen, in Kälte und Hitze, bei Hunger und Noth zubringen muß, um in einer oder der andern Schlacht sich eine Kugel ins Herz schießen zu lassen oder das Augenlicht, Hand und Fuß zu verlieren in Aussicht hat, um elend als Krüppel noch einige Jahre zuzubringen; — dann die Millionen armen, in alle Gattung von Noth und Elend eingetauchten Menschen, die sollen eine Freude an ihrem Beruf haben!? Das ist doch ein reiner Unsinn.

b. Wie viele gibt es, die zum Gedeihen ihres Volkes mitwirken können? Was hat Strauß zum Gedeihen seines Volkes gethan? Mit aller Kunst der Sophistik hat er Tausende seiner Leser und Hunterttausende derjenigen, die sich, ohne ihn zu lesen, nur auf seinen angestrebten Unglauben an Erlösung und den persönlichen Gott, an Vorsehung und Unsterblichkeit berufen, in die Nacht totalen Unglaubens und der Verzweiflung gestürzt!

c. Wer versteht das Schöne in Natur und Kunst? Was ist das Schöne in Natur und Kunst? Was haben jene Millionen, die der Natur jeden Bissen Brod mit Qual und Thränen abringen müssen, für einen Genuß von der Natur? Gibt Strauß allen Millionen armer Teufel Freikarten und zahlt er ihnen die Reise- und Verpflegungskosten, daß sie nach Florenz, Rom und Neapel, nach London und Paris reisen können, um dort die Schöpfungen der alten und neuen Kunst zu bewundern! — — Strauß hatte für sich leicht reden, er bezog sein Gehalt von Zürich, nachdem der noch positiv-

gläubige Theil des Züricher Cantons den Christus- und Gottesläugner als Professor nicht annehmen wollte, die aufgeklärten Regierungsherren von Zürich aber sich verpflichtet fühlten, ihm den Contract zu halten und das Gehalt lebenslänglich auszuzahlen; er steckte fleißig sein Geld ein, auch ohne Mitwirken zum Wohle seiner Züricher zahlenden Mitmenschen! Dann soll noch jeder danken, daß er das Alles (was Alles?) hat mitbewirken, mitgenießen und auch mitleiden dürfen; da entsteht die Frage: **wem soll er denn danken**? Eine unsinnige Phrase nach der andern steigt aus der Feder empor! Danken kann ich ja nur einem Wohlthäter, der mir bewußt Gutes gethan hat; dieser von Strauß geforderte Dank ist ein ebenso kolossaler Unsinn als die Anforderung: der Mensch soll die ewigen Gedanken des Universums in sich beleben!

Auch soll man noch danken, daß man alles eine Weile hat mitleiden dürfen. Mit diesen geforderten Danksagungen des Dr. Strauß für irgend eine unbekannte Größe (das mathematische X) macht Strauß seinen Lesern im wahrsten Sinne ein X für ein U vor. Strauß stürzt durch seinen offenbar ausgesprochenen Atheismus und seine Vernichtungslehre seinen Leser in einen Abgrund von Verzweiflung und will ihn dafür mit einigen hohlen Phrasen ein wenig begütigen. Das Ganze aber, was er vorbringt, ist Lug und Heuchelei!

Wenn er ehrlich und redlich die furchtbaren Consequenzen seines Unglaubenssystems hätte ziehen wollen, so müßte er am Schlusse zu seinen Lesern sagen: „Ich kann dir nicht helfen; hast du kein Geld, keine Gesundheit und keine Lust mehr am Leben, dann nimm eine Pistole und pfeffere dir eine blaue Bohne in's Hirn oder in's Herz; das ist der einzige vernünftige Ausweg, den ich dir anrathen kann" — das wäre wenigstens ehrlich, aber diese eben so albernen, hohlen, nichtssagenden Phrasen von „Ersatz für den kirchlichen Unsterblichkeitsglauben", von der „Selbsthilfe", vom „in sich beleben der ewigen Gedanken des Universums", von der „Thätigkeit für die Seinen", „der Arbeit in seinem Berufe", vom „Genuß des Schönen in Natur und Kunst" und vom „Dank, das für alles mitwirken, mitgenießen und mitleiden zu dürfen" — und am Ende „vom

frohen Gefühle des Losgebundenwerdens von einem in die Länge doch ermüdenden Tagewerke", — diese Phrasen duften nach Feigheit und Heuchelei; nach Feigheit, die es nicht wagt, die letzte Karte der Verzweiflung dem Leser in's Gesicht zu werfen, und nach Heuchelei, die ihm den Abgrund des Nichts, in welchen er hinabsteigen soll, mit einigen papiernen Redeblumen und einigen rauschgoldenen Phrasenflittern zudecken möchte. Ferner ist das obige „frohe Gefühl des Losgebundenwerdens von einem in die Länge doch ermüdenden Tagewerke" contradiktorisch verschieden von Göthe's betrüblichem Scheiden „von der süßen und freundlichen Gewohnheit des Daseins". Auch da stehen sich nun wieder zwei antichristliche Größen diametral gegenüber!

6. Wie sich Strauß auf die Propheten beruft, bei denen aber gerade das Gegentheil von seiner Behauptung zu finden ist.

5. Strauß setzt bei der Berufung auf die Propheten voraus, daß seine Leser die Propheten nicht gelesen haben. Daß er das Buch Hiob ignorirt, das versteht sich; besonders unbequem mußte ihn das 19. Kapitel, Vers 23—29 berühren, in welchem Job zur Abwehr der Verzweiflung, in welche ihn seine Freunde hineinreden wollten, mit klaren und deutlichen Worten auf Unsterblichkeit und Gericht hinweist, 23: „Wer gibt mir, daß meine Worte geschrieben werden? Wer gibt mir, daß sie in ein Buch gezeichnet werden? 24: mit eisernem Griffel und einem Täflein von Blei, oder eingehauen werden mit dem Meißel in einen Felsen. 25: Denn ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und ich werde am jüngsten Tage von der Erde auferstehen, 26: und werde wieder umgeben werden mit meiner Haut und werde in meinem Fleische meinen Gott schauen; 27: ich selbst werde ihn sehen und meine Augen werden ihn anschauen und kein anderer, diese Hoffnung ruht in meinem Busen. 28: Warum also sagt ihr nun: Wir wollen ihn verfolgen und ein gründliches Wort wider ihn finden? 29: Darum fliehet vor dem Antlitz des Schwertes, denn ein

Rächer der Missethat ist das Schwert und wisset, daß ein Gericht sei.“ — —

Wir wollen dem kühnen Ausspruche Straußens zuerst das Buch eines Protestanten entgegensetzen, die Frucht einer dreißigjährigen Arbeit:[1])

„Die jüdische Unsterblichkeitslehre ging natürlich von den einfachen und natürlichen Voraussetzungen aus, welche auch die aus ihrem Schooße hervorgegangene christliche Unsterblichkeitslehre beibehielt. Sie verwarf nämlich die phantastische Präexistenz der Aegypter und setzte voraus, der einige und allmächtige Gott Schöpfer schaffe jeden Menschen als ein ganz neues Wesen bei seiner Geburt, und der Mensch bestehe zwar auch hier eine Prüfungszeit, komme aber nach dem Tode, jenachdem er Gottes Geboten gehorcht und rechtschaffen gelebt hat, oder nicht, einfach in den Himmel oder die Hölle. So lehrt das alte Testament. In den spätern Fabeln der Talmudisten finden sich zwar mehrfache Spuren der Seelenwanderungslehre, aber sie sind aus dem Heidenthum entlehrt, dem Judenthum nur angeflogen.“

Strauß geht mit verhaltenen Augen an allen jenen Erscheinungen in der katholischen und protestantischen Literatur hinweg, die seine unverfrorenen Behauptungen von vornherein Lügen strafen. Die Commentare von Welte, Schlottmann, besonders Delitzsch, Le Hir's, des berühmten Sulpicianers Arbeiten über die Propheten und Hiob, Joseph König's Inauguralrede über die Unsterblichkeitsidee im Buche Hiob, Herman Zschokkos Buch Hiob, und viele andere Schriften desselben Inhalts werden dem Leser, dem es um Wahrheit zu thun ist, gegen die Behauptungen des Dr. Strauß hunderte von Stellen nachweisen, die von Unsterblichkeit, Weltgericht, Auferstehung und ewigem Leben und ewigen Strafen handeln, und er wird sehen, mit welcher kühnen Verlogenheit Strauß u. Comp. als Feinde Christi, des Gott- und Menschensohnes, und als Leugner der Fortdauer des persönlichen Geistes atheistische Propaganda machen.

Nur z. B. Isaias Vers 14, 16: „Darum wird die Hölle (Unterwelt) ihren Schlund aufsperren ohne Maß, daß hinabfahren seine Helden und sein Pöbel, seine Hohen und seine

---

[1]) Die vorchristliche Unsterblichkeitslehre. Von Wolfgang Menzel. Leipzig, Fues, Reisland 1870. Erster Band. S. 238.

Herrlichen, da wird der Niedrige gebeugt und der Vornehme gedemüthigt und die hohen Augen werden sinken. Erhaben aber wird der Herr der Heerschaaren sein im Gericht, und der heilige Gott heilig genannt werden in der Gerechtigkeit u. s. w."

Strauß hat übrigens doch auch die Schriften Schleiermacher's gut gekannt und dessen beständige Taschenspielereien mit dem Universum schülerhaft nachgeahmt, warum hat er denn übersehen, wie auch Schleiermacher seine unverfrorene Behauptung bezugs der Unsterblichkeitsfrage im alten Bunde entschieden widerlegt? Schleiermacher sagt:[1])

„Christus sanktionirte die unter seinem Volke herrschende Vorstellung von der Auferstehung der Todten d. h. von der Wiedervereinigung der hier auf Erden in's Leben gekommenen menschlichen Seelen nicht nur in bildlichen Reden (Joh. 5, 28. 29—6,40. 54 u. a. O. und vorausgesetzt Matth. 25, 31) sondern auch lehrend insofern, als ohne Wiederbeleibung keine Fortdauer der Seele als Einzelwesen gedacht werden könne" (Matth. 22, 30, 32).

Diese zwei Verse aus Matthäus enthalten durchaus keinen Beweis des Schleiermacher'schen Schlußsatzes; Schleiermacher war eben gewohnt, autoritativ zu reden und zu schreiben und wollte als „Prophet der Zukunft" (als welcher er eben so entschieden als schmeichelhaft sich selbst proklamirte) von der Gegenwart keinen Widerspruch erdulden.

7. Wie Strauß Christum verhöhnt und wünscht, daß auf den Kanzeln von dem Erlöser gar nichts mehr geredet werden soll.

Bis Seite 91 seiner Schrift producirt Strauß seine alten Einwürfe gegen das Leben Jesu in den Evangelien, wobei er oft aus der wissenschaftlichen Ruhe herauskommt, — denn der Hohn und die Geringschätzung gegenüber der Person des Erlösers sind bei Strauß an der Tagesordnung. Er ergreift jede Gelegenheit, seine Superiorität über Christus den Herrn auszusprechen. So z. B. im Kapitel: Der Dekalog und die oberste Sittenregel Jesu. S. 231:

---

[1]) Christlicher Glaube. 2. Bd. § 177. S. 636.

„Wenn Jesus seinen Jüngern die Vorschrift gab: Was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen, so hat diese Vorschrift für den gläubigen Christen, vermöge der göttlichen Würde der Person Jesu unmittelbar göttliche Autorität.“ — „Jesus war kein Philosoph, und so hat er auch diesen Spruch, wie so manchen andern nicht begründet. Aber der Spruch hat etwas Philosophisches in sich selbst. Er beruft sich nicht auf ein göttliches Gebot, sondern bleibt, um für das menschliche Handeln eine Norm zu finden, auf dem Boden der menschlichen Natur (und, doch nicht bloß des äußern Bedürfnisses) stehen. Das aber eben ist von jeher der Standpunkt der Philosophie gewesen.“ —

Strauß citirt hier nur den einen Theil von Matth. VII. 12 und läßt die nachfolgenden Worte Christi aus: „denn das ist das Gesetz und die Propheten.“ Die Berufung bezieht sich auf das Buch Tobias IV. 16. Dieselbe Stelle ist bei Lucas VI. 31. Es liegt Strauß am Herzen, sagen zu können: Jesus war kein Philosoph; der selbstverständliche Nachsatz lautet: Ich, der Strauß von Tübingen, bin ein Philosoph. Begreiflich, daß Strauß bei seiner Frage: Sind wir noch Christen? S. 87 für seinen „neuen Glauben“ den Wunsch ausspricht:

„Wie am Christfeste den Jungfrauensohn, so hätten am Charfreitag unsere Geistlichen vor Allem den Opfertod, überhaupt den Erlöser, zu beseitigen. Je aufrichtiger er dabei zu Werke ginge, desto unzufriedener würden die Altgläubigen, je schonender, desto weniger würden die Fortgeschrittenen unter seinen Zuhörern zufrieden sein, die auch in der That ein Recht hätten, ihn der Zweideutigkeit zu beschuldigen, wenn er den Begriff der Erlösung und des Erlösers in irgend einem zurechtgemachten Sinne noch festhalten wollte.“ — —

Mit diesem Ausspruch hat Strauß zugleich seinem ihm vorangegangenen Apostel, dem Schleiermacher, dessen Gedanken und Aussprüche er doch, insoweit sie ihm taugten, zu den seinigen machte, dessen ganzes Trachten doch erwiesenermaßen darauf hinausging, den Begriff der Erlösung und des Erlösers in irgend einem zurechtgemachten Sinne noch festzuhalten, ein vernichtendes Urtheil gesprochen.

8. Wie sich die Menschheit durch Poesie, Malerei und Musik in ihrer Verzweiflung trösten soll. Welche Menschenklasse über Straußens neuen Glauben die größte Freude haben wird.

Da entsteht aber auch die Frage: Was haben denn die Fortgeschrittenen im Strauß'schen Sinne überhaupt noch in einer Kirche zu thun? — Wenn Christus, der Erlöser, wenn die Erlösung beseitigt, wenn Gott, der Schöpfer, und die Schöpfung geleugnet sind, wozu noch einen Prediger, wozu eine Kirche? Sagt Strauß nicht von S. 297 bis S. 363, man soll sich von nun an an unsere Dichter und Musiker halten, Poesie und Kunst solle uns für den Glauben an den Schöpfer und Erlöser entschädigen? Führt er nicht selber eine kleine Literaturgeschichte und Musikgeschichte an für diejenigen, die, wie er, mit dem „alten Glauben" vollends gebrochen haben? Haben aber die Fortgeschrittenen logischer Weise in einer christlichen Kirche nichts mehr zu thun, warum soll denn ihr Prediger sich dann um ihre Zufriedenheit oder Unzufriedenheit bekümmern und mit welchem Recht wollen sie in die Kirche der christlichen Bekenntnisse bestimmend hineinreden? Mit demselben Rechte, mit dem die Juden in ihren Zeitungen es sich zur angelegentlichen Aufgabe machen, die Lehren und Verhältnisse der Christen nach ihrem Sinne und Nutzen zu ordnen, während doch sicher der Talmud ein eminenter Gegenstand der Aufmerksamkeit für christliche Regierungen wäre, wegen seiner fürchterlichen, die Nichtjuden dem Wucher, Betrug und der Vernichtung preisgebenden Lehren!

Daß der neue Glaube, den Strauß verkündigt, längst schon unter den meisten Verbrechern der Strafhäuser Gemeingut ist, daß diese mit Freuden diesem neuen Glauben zujubeln, daß alle Petroleurs der Pariser Commune das Strauß'sche Bekenntniß unterschreiben, ist eine logisch so consequente Thatsache, daß die Anhänger des Dr. Strauß dieselbe nicht abstreiten, höchstens achselzuckend bedauern können.

Bezugs dieses Punctes wollen wir die Schrift Straußens in ihren klaren Aeußerungen und Folgen in Augenschein nehmen.

Will man geschwind und bündig des Strauß „Neuen Glauben“ als eine Mache erkennen, durch welche sich nur Leute, die aus Gewissensgründen mit einem persönlichen Gott und Weltrichter nichts zu schaffen haben wollen, gerne beschwindeln lassen, so darf man nur die Gegensätze aufsuchen, die Strauß mitunter den Lehren und der Erbauung des alten Glaubens gegenüberstellt. So z. B. schließt er § 78:

„Wir unserseits, ich meine diejenigen wir, als deren Wortführer ich mich in diesem ganzen Schriftstücke betrachte, finden uns in der Stellung die wir der Kirche gegenüber genommen haben, zwar, wie gesagt, dadurch noch belästigt, daß wir vornehmlich bei gewissen liturgischen Handlungen überhaupt mit ihr noch zu thun haben müssen, aber das Bedürfniß einer andern, einer halben oder ganzen Vernunftkirche empfinden wir so wenig, daß wir in eine solche selbst dann nicht eintreten würden, wenn der Staat ihr freigebig alle Rechte der alten Kirche gewähren wollte.“ — —

9. Was es mit der neuen „Vernunftkirche“ für eine Bewandtniß hat. Auch mit dem „neuen deutschen Reich“ und den neuen „Geschichtswerken“ darüber soll sich die Menschheit über den Verlust der Unsterblichkeit zu trösten suchen.

Eine Vernunftkirche? — In diesem Worte liegt die Voraussetzung, die Vernunft als solche sei irgend eine autoritative Einheit, ein Hut, unter dem sich alle „vernünftigen Köpfe“ zusammenbringen lassen! Wer kann und soll eine Vernunftkirche gründen? Welche Forderungen könnte diese Vernunftkirche an ihre Gläubigen oder Anhänger stellen? Wo ist der Mann, der sich jetzt oder in Zukunft durch Gründung einer sogenannten Vernunftkirche lächerlich zu machen gedenkt? Was sollte eine solche Vernunftkirche mit der alten Kirche anfangen? Würden nicht die Mitglieder dieser neuen Kirche sämmtlich nicht eben so vernünftig und die meisten noch vernünftiger sein wollen als die Begründer und Gesetzgeber der Vernunftkirche? Darüber fliegt Strauß geschwind hinweg. Möge jeder Leser sehen, wie er mit dem in einigen Worten gelassen ausgesprochenen Unsinn sich zurecht finden kann. —

Trotzdem daß Strauß u. Comp. (denn er spricht doch immer als „Wortführer" derjenigen, die seiner Weltanschauung huldigen) das Bedürfniß einer Vernunftkirche nicht empfinden, will er doch dem armen noch erbauungsdürftigen Menschen einen Brocken aus seiner Vernunftkirche zum Abnagen oder zum Spielen hinwerfen. Er thut das im Beginn seiner Nr. 88, wo er seinen geduldigen Lesern für das gesunde Brod der heiligen Schrift eine kleine Schale mit politischem und belletristischem Surrogatkaffee zum Schlürfen vorsetzt.

Strauß meint, für die alte Kirche, die überwunden sei, sollten nicht nur Gelehrte und Künstler, sondern auch Beamte und Militärs, Gewerbetreibende und Gutsbesitzer neben ihrem Beruf sich den Sinn offen zu halten suchen für alle höhern Interessen der Menschheit. Er sagt in diesem Sinne:

„Wir haben während der letzten Jahre lebendigen Antheil genommen an dem großen nationalen Kriege und der Aufrichtung des deutschen Staates, und wir finden uns durch diese so unerwartete als herrliche Wendung der Geschicke unserer vielgeprüften Nation im Innersten erhoben. Dem Verständniß dieser Dinge helfen wir durch geschichtliche Studien nach, die jetzt mittelst einer Reihe anziehend und volksthümlich geschriebener Geschichtswerke auch dem Nichtgelehrten leicht gemacht sind;[1]) dabei suchen wir unsere Naturkenntnisse zu erweitern, wozu es an gemeinverständlichen Hilfsmitteln auch nicht fehlt, und endlich finden wir in den Schriften unserer großen Dichter, bei den Aufführungen der Werke unser großen Musiker eine Anregung für Geist und Gemüth, für Phantasie und Humor, die nichts zu wünschen übrig läßt."

„So leben wir, so wandeln wir beglückt. Man wendet ein, das sei doch immer nur eine Auskunft für Gelehrte, mindestens Gebildete, für den schlichten Mann aus dem Volke sei das viele Lesen und Studiren nicht. Ihm fehlte dazu die Zeit und das Verständniß. Unsere Dichter insbesondere seien ihm zu hoch, für ihn sei die Bibel, die verstehe er."

„Verstehe er? die Bibel! Wie viele Theologen verstehen sie denn? wollen sie verstehen? Ja man meint die Bibel zu verstehen, weil man gewohnt ist, sie nicht zu verstehen. Auch trägt der heutige Leser sicher ebensoviel Erbauliches in sie hinein, als er aus ihr entnimmt. Von Büchern, wie die Offenbarung Johannis, und den meisten Propheten des alten Testamentes gar

---

[1]) Wie kennen die Herren Geschichtsschreiber aus den „Marken", welche den Kreis ihrer Geschichtsanschauung abschließen und sich darin durch keine unliebsamen Thatsachen stören lassen.

nicht zu reden; aber man soll doch ja nicht meinen, daß Lessing's „Nathan",[1]) oder Göthe's „Hermann und Dorothea" schwerer zu verstehen seien, und weniger „Heilswahrheiten" weniger auch goldene Sprüche enthalten, als ein paulinischer Brief, oder eine johanneische Christusrede." —

„Und eben, wenn künftig auch unsere Bauernkinder in der Dorfschule weniger mit palästinischer Geographie und Judengeschichte, mit unverständlichen Glaubenssätzen und unverdaulichen Sprüchen geplagt werden, wird um so mehr Zeit übrig bleiben, sie zur Theilnahme am geistigen Leben des eigenen Volkes, zum Mitschöpfen an seinen so reichen Culturquellen heranzubilden." —

Diese Strauß'sche Bibel-Surrogatkaffee-Fabrik ist doch nur für geistig beschränkte Aufklärungscretins berechnet.

10. Die Tröstungen, welche Strauß dem armen Bauernvolk verabreichen will, auf ihren Gehalt geprüft.

Denken wir uns ein Bauerndorf (und solche Bauerndörfer gibt es von Czernowitz bis Mannheim in die tausende, da nur in Cisleithanien im Jahre 1878 allein über 17,000 Bauernhöfe durch Wucherei vergantet waren), in dem mehrmals die Hälfte der Bauerngüter durch Juden abgeschlachtet werden; und diese Bauern gehen in die von Strauß empfohlene Aesthetikkirche und es wird ihnen „Nathan der Weise", der edelmuth- und salbungstriefende Kaftanträger vorgelesen, und die hohe Tugend, Feindesliebe, Uneigennützigkeit und sonstige Heiligkeit dieser von Lessing aus Tragant und Zucker der deutschen Sprache formirten Tortenfigur exegetisch erläutert: was wird dann der Eindruck sein, den dieses neue Evangelium auf die zu Grunde gerichteten Bauern hervorbringt? Nach Strauß'scher Weltanschauung müßten sie (um würdig zu sein, der Aufklärungscompagnie des Dr. Strauß beigezählt zu werden) im Nachhausegehen aus dem Lessingtempel zu einander ungefähr also sprechen:

„Ach wie traurig sind wir daran, daß wir in unserm Dorfe lauter unechte Juden haben, lauter unbarmherzige

---

[1]) Den von Dr. Dühring auf Charpie zerfaserten „Nathan" hat Strauß nicht mehr erlebt; diese Schrift hätte ihm den „Nathan" als Trost- und Erbauungsbuch für's Volk gründlich verleidet.

Gesellen, für welche die Bezeichnung Löwe, Tiger, Iltis, Marder, Blutegel eigentlich schaal, nichtssagend und unbezeichnend ist; ach, wo sind sie denn, diese weisen Nathans, wir wollen sie uns verschreiben, die Reisekosten für sie bezahlen und wären selbige noch eine halbe Meile hinter dem Mondschein zu suchen, und die unsern unechten auf dem Schub dorthin schicken, wo der Pfeffer wächst!! — Jetzt wissen wir erst, was Trost und Beseligung ist im Menschenleben, wenn wir auf dem Strohsack liegen, vertrieben von Haus und Hof, hungernd und darbend, mit unserer Familie in einer elenden Hütte, so wird dann der Pfarrer oder Pastor, der uns früher auf den gerechten und barmherzigen Gott angewiesen und uns mit dem Jenseits, dem Gericht, der Belohnung des Guten getröstet hat, davongejagt und dafür eine Bande von Dorfkomödianten kommen, die uns zum Seelentrost ein paar Scenen aus „Nathan dem Weisen" statt der Tröstungen der Paulinischen Briefe vorspielen werden, und der neue Straußgläubige Bauer wird dem Pastor sagen: „Ja wahrhaftig, jetzt will ich gerne sterben, der weise Nathan ist der wahre Messias, der echte Beseligungsprophet des neuen Bundes; mit der ersten Aufführung des „Nathan" in Berlin beginnt die neue Zeitrechnung! — Heil dem großen Lessing, ein Gott existirt zwar nicht und Lessing ist der Prophet des nicht existirenden Gottes, und Strauß ist der begeisterte Paulus des Atheismus! Statt eines Kreuzes, des Symbols der Erlösung, werden wir unsern geliebten Todten jetzt die neue Zwanzig-Pfennig-Ausgabe von Lessing's „Nathan" in die gefalteten Hände geben, wenn sie im Sarge liegen und Mendelssohn's Statue mit dem „Phädon" in der Hand werden wir auf das Portal unserer Friedhöfe setzen und eine Marmortafel mit der Inschrift: Ueber 6000 Jahre mußte die Welt im Finstern tappen, da kam Lessing, übernahm die Rolle des abgesetzten Gott Vaters und zeugte „Nathan den Weisen", das erwartete Heil der Völker; Israel jubelte laut! Die Welt staunte, die „Gebildeten" im Parterre und im obersten Stockwerk klatschten sich die Hände wund, das Reich des Theater-Messias war angebrochen. Der Glaubensfanatismus ergriff die begeisterten Weisen und Anbeter Nathan's; wer so unselig war, den „Nathan" nicht zu glauben, über den

salbungs- und liebetriefenden wandelnden Moraltiegel eine schiefe Miene zu ziehen, nur ein Wort des Spottes laut werden zu lassen, der kam in den großen Bann Israels, er wurde als ein „Schandbube", als ein „Blödsinniger" bezeichnet, der, um mit Börne zu reden, in's Narrenhaus oder in's Zuchthaus gehört, weil er sich an dem Sterne Neu-Israels, an der Majestät der in die Menschheit gekommenen personificirten Weisheit versündigt hat!

Auch der erzradicale Johannes Scherr hat den Trost der Aesthetik und Belletristik für den Verlust des alten Glaubens (wie Strauß mit diesem Trost am Ende seiner Schrift hervorkommt) lächerlich gefunden. Er sagt über ihn:

„Mochte sich aber der Doktor noch so ketzerisch, noch so pantheistisch und atheistisch gebärden, ein Tübinger „Stiftler" ist er doch sein Lebtag geblieben, d. h. alle seine verzweifelten Anstrengungen, aus der theologischen Haut zu fahren, waren vergeblich. Einen von ihm ernst gemeinten, aber trotzdem, oder vielmehr gerade darum, zum hochkomischen ausgeschlagenen Beweis hierfür lieferte er in seinem erwähnten Bekenntniß, indem er den mystischen Gott für unfindbar, dagegen den mystischen König für gefunden erklärte. Nur ein so ganz volksfremder Hochtory des Geistes, wie Strauß einer gewesen ist, konnte schließlich auch auf den absonderlichen Einfall kommen, ästhetische Anschauungen könnten und würden künftig in den Massen an die Stelle der religiösen Vorstellungen treten, und überhaupt müßte der Geniecult den Gottesdienst ersetzen." —

Somit hat ein im Radicalismus weitaus consequenterer Autor als Dr. Strauß, der durch Musik und Poesiedusel die Schrecken des Todes und den Verzweiflungsgedanken an ein Nichts nach dem Tode vergessen machen will, diesen Dr. Strauß mit „Hermann und Dorothea" am rechten und linken Arm und den tugendduftigen „Nathan" als Wegweiser auf der Lebensbahn, mit der Toleranzlaterne vor sich, lächerlich gemacht, weil dieses Göthe- und Lessing-Medicament den Millionen armer Teufel nicht zugänglich, und wenn es zugänglich wäre, auch absolut unnütz ist, um dieselben mit ihrer tristen Lage auszusöhnen.

11. Mit Musik und Dichtkunst soll sich die leidende Menschheit ihre Grillen vertreiben und Strauß gibt uns für das Evangelium eine Kunst- und Literaturgeschichte, von ihm selbst abgefaßt, in die Hand.

Statt der positiven christlichen Religion soll man sich nach Strauß jetzt mit Dichtkunst und Musik vertrösten, sich dadurch seine Grillen vertreiben und für das verleugnete Jenseits den nöthigen Trost zu verschaffen suchen. Das beweist Strauß haarklein in zwei Kapiteln!

1. Von unsern großen Dichtern und 2. von unsern großen Musikern von Seite 297 bis Seite 362. Eine Reihe von Leitartikeln über deutsche Literatur und Musik, wie man solche in der modernen Judenjournalistik oft genug finden kann. Von religiöser Dichtkunst und Musik wird natürlich abstrahirt. Strauß spricht von Dichtern in fremden alten und neuen Sprachen, von Homer, Virgil, Aeschylus, Sophokles, Pindar, Horaz, Shakespeare und Calderon; Dante wird gar nicht genannt, das ist sehr schlau von Strauß, er steckt den Kopf unter seine Flügel und so braucht er die mächtige Gestalt des Dante gar nicht zu sehen; die deutschen Dichter moderner Art müssen natürlich die größten sein. Strauß sagt:

„Indeß die Anregung, die wir von den großen Dichtungen anderer Zeiten und Völker empfangen, mag noch so bedeutend und nachhaltig sein: das ganze intime Verhältniß findet doch für Jeden nur zu den Dichtern des eigenen Volkes statt." --

Sehr diplomatisch spricht sich Strauß über Shakespeare aus, welcher Gott, Vorsehung, Freiheit des Willens und Verantwortlichkeit für Handlungen dem Menschen vindicirt; dieser Shakespeare ist ihm lästig, darum sagt er:

„Möglich, daß Shakespeare größer ist als Göthe, möglich auch, daß der Sirius größer ist als unsere Sonne, aber unsere Trauben reift er nicht." —

Das heißt auf deutsch: der Shakespeare reift die Trauben des Strauß'schen Atheismus nicht; da ist schon mit Göthe eher etwas anzufangen, von seiner „Sonne" zum Reifwerden der Strauß'schen Weinsorten eher etwas zu erwarten. Die Gleichung von Sirius, Sonne, Shakespeare, Göthe ist sehr

mißlungen; scharfe Logik und abgegrenzte Bilder sind überhaupt nicht Strauß'sche Manier, er arbeitet sehr viel in umrißlosen Gestalten, in nebelhaften Gruppen, in hohler Phraseologie.

Die getauften Christusleugner haben mit den Juden gemeinsam, daß sie den „Lessing" als den modernen Culturapostel zum Himmel erheben. Schade, daß Strauß die Augen schloß und nicht mehr das bedeutende Fallen des „Nathan"-Begeisterungs-Thermometers erleben konnte; in etwas wäre er sicher noch abgekühlt worden.

12. Wie Dühring dem für den Lessingcultus in Glühhitze gerathenen Strauß einen Eimer eiskalten Wassers über den Kopf schüttet.

Strauß hat als erbitterter Feind des positiven Christenthums es für nothwendig erachtet, den Lessing zum neunten Himmel zu erheben. Er beginnt seine Lobtirade über ihn:

„Welch ein Segen für das deutsche Volk darin liegt, daß am Eingang seiner klassischen Literaturepoche ein Mann wie Lessing steht, ist nicht zu ermessen. Das ist noch das mindeste, daß er so universell auftritt: Kritiker und Dichter, Archäolog und Philosoph, Dramaturg und Theolog; und daß er auf allen diesen Gebieten neue Gesichtspunkte fand, neue Wege wies, tiefere Schachte erschloß, sondern diese Einheit des Schriftstellers und Menschen, des Kopfes und des Herzens ist das Herrliche an ihm. Seine Gesinnung ist so lauter, wie sein Gedanke, sein Streben so rastlos wie sein Stil. Es ist die Wahrheitsliebe und Wahrheitstreue selbst, die in seiner Person an der Schwelle unserer Literatur Wache hält."

Diese total den Thatsachen (welche aus Lessing's Leben und Charakter bekannt sind) hohnsprechende Vergötterung hat in Dühring (Judenfrage, 2. Auflage. 1881. S. 71) eine gehörige Abfertigung gefunden. Dühring sagt:

„Ginge man dem Charakter Lessing's, sei es in seinen Privathandlungen, sei es der in seinen Schriften bekundeten Denkweise nach, so würde sich auch hier die Judenhaftigkeit in den verschiedensten Richtungen bestätigt finden. Die Erinnerung an ein einziges Beispiel kann hier genügen. Lessing verschaffte sich heimlich ein wichtiges Manuscriptexemplar Voltaires durch dessen Sekretär, ging überdieß damit auf Reisen davon, und Voltaire

mußte, als er dahinter gekommen war, ihm erst eine Art Steckbrief nachsenden, um es zurückzuerhalten. Der Sekretär kam hierbei um seine Stelle. Ein Mann von anständigen Grundsätzen wäre nicht wie Lessing verfahren, auf dem überdieß noch der Verdacht haftet, sich das Voltairische Werk vorzeitig nur literarischer Aneignungszwecke wegen erschlichen zu haben. Die Juden haben dieses Lessing'sche Stück nur eine „kleine Nachlässigkeit" genannt, und sich auch sonst durch nichts behindern lassen, Lessing für den größten Charakter, und den größten Menschen auszugeben, ja von einem heiligen Lessing zu reden. Friedrich der Große aber, dem man mit Vorstellungen um Lessing's Anstellung als Bibliothekar wiederholt lästig fiel, hatte Recht, ihn ferne zu halten. Er war mit seinem Urtheil gegen den Charakter und die sonstigen Eigenschaften Lessing's ein besserer Vertreter seines Volkes, als die späteren urtheilslosen Literarhistoriker, die sich durch das Judenmaß beirren ließen, oder selbst mit Judenmaß hantirten. Lessing's Verdienste sind nur Verdienste um die Juden; nicht als Dichter, und auch nicht als Kunstkritiker hat er ernste Bedeutung. Es bleibt also allein die Judentendenz übrig. Eine Aufführung des Nathan kann demgemäß auch heute nicht mehr als Kunstakt, sondern nur als jüdische Demonstration gelten." „Auch Lessing's durchschnittlicher Ruf, von den äußersten Lobpreisungen (w. z. B. bei Strauß) nicht zu reden, beruht zu neunzehntel auf falscher Judenreclame."

Ferner sagt Dühring, die Ueberschätzung Lessing's sei das am nächsten liegende und populärste Beispiel für die Wirkungen der unverschämtesten Judenreklame, und daß Lessing selbst mit Börne und Heine eine Gruppe von Literaturnamhaftigkeiten darstellt, die kurzweg als Judengruppe bezeichnet werden müsse. —

Am Schluß des Lobgesanges, den Strauß über den heiligen Lessing erschallen läßt, singt und sagt er:

„Wenn doch jede Religion herkömmlich ihre heiligen Bücher hat, wird für die Religion der Humanität und der Sittlichkeit, zu der wir (wer?) uns bekennen, Lessings „Nathan" das heilige Grundbuch bilden." — —

Wenn du nun im Sterben liegst, von Schmerzen gefoltert und der Todesschweiß dir auf die Stirne tritt, wenn deine Angehörigen jammernd dein Lager umstehen, dann wird kein Gebet dich trösten, du kannst nicht vertrauend auf Gott und seine Fürsorge für die Deinen deinen Blick nach oben wenden; der, welcher gesagt hat: „Ich bin die Auferstehung und das Leben" ist für den Unglauben eine Mythengestalt, ein

Schattenbild geworden; dann schicke in die Leihbibliothek oder zu einem Antiquar, und lasse dir von deiner Ehegattin, deinem Sohn oder deiner Tochter einen Akt aus „Nathan dem Weisen" vorlesen, und himmlischer Trost wird deine Seele erfüllen, Nathan ist der wahre Erlöser, den du für Christus den Herrn auf den Rath des Dr. Strauß dir eingetauscht hast und mit einem Segensspruch auf Lessing wirst du von hinnen fahren!

Eine ganz besondere und eigenthümliche Trostquelle wird dir der weise Nathan aber erst recht werden, wenn du einer von den Millionen Glücklichen in Mitteleuropa bist, wenn du durch Betrug, Schlauheit, Lüge, Wucher und Wechselrevolver durch moderne Nathan's um deine Habe gekommen und zum Bettler geworden bist, — dann erst wirst du in der rechten Stimmung sein, dich durch die Trostsprüche des weisen Nathan erbauen zu lassen. —

Für wie bornirt, dumm, blöde und vernagelt muß doch dieser Strauß seine Leser gehalten haben, als er den „Nathan" für das heilige Grundbuch der Menschheit erklärte.

Ein apostasirter Christ wagt es, eine Erklärung über den „Nathan" auszusprechen, mit welcher sich auch die concentrirteste Judenfrechheit noch nicht in die Oeffentlichkeit gewagt hat.

Das ist der Straußschwindel auf der Cimborassohöhe!

13. Wie Strauß nach Lessing den Göthe als zweiten Weltheiland proklamirt und dem Göthe ein glänzendes Zeugniß für seine „sittliche Willenskraft" gibt, mit Exempeln illustrirt.

Nach Lessing führt Strauß Göthe als den zweiten Heiland des erlösungsbedürftigen Geschlechts an; von S. 302 bis 322 singt er den Lobhymnus. Er beginnt:

„Ueber Göthe fängt es sich schwer an zu reden, weil es schwer ist, über ihn zu endigen. Er ist allein eine Welt, so reich und mannigfaltig, daß von uns Epigonen keiner hoffen darf, ihn auch nur in der Auffassung zu erschöpfen." —

„Seine Werke bilden für sich allein eine Bibliothek, so reichhaltig, so voll der gesundesten, kräftigsten Nahrung für den Geist,

daß einer füglich alle andern Bücher daneben entbehren könnte, und doch dabei nicht zu kurz kommen würde." —

Wie zart und schonend wird Göthe bezugs seiner Verhältnisse zu der Frauenwelt behandelt. Das konnte natürlich Strauß keine Mühe kosten, denn mit Hutten verglichen war ja Göthe doch noch ein sehr anständiger Gentleman, der nach außen hin alles mit einer gewissen Noblesse abzufertigen verstand, und wenn nun Strauß dem Hutten den Palmenzweig des Martyriums für die moderne Humanität in die sehr unappetitlichen Hände drücken konnte, da muß man ihm wohl die Verhimmlung Göthe's in dieser Richtung zu Gute halten. Strauß sagt Nr. 95:

„Wieder in einem Gusse, und wieder in Folge eines persönlichen Herzenserlebnisses wie den Werther, hat Göthe im 60. Lebensjahre seinen dritten und letzten Roman, die „Wahlverwandtschaften", gedichtet. Bekanntlich war es die leidenschaftliche Neigung für Mina Herzlieb, die eben ein Jahr, nachdem er seiner Verbindung mit Christiane Vulpius die späte kirchliche Weihe hatte geben lassen, in ihm aufgelodert war, und wenn auch von der sittlichen Willenskraft alsbald kräftig bekämpft und bemeistert, eben darum ein tiefes Wehe in ihm zurückgelassen hatte. Wie er seiner Neigung, so lange er sich derselben noch froh und unbefangen hingab, in der bekannten Sonettenreihe Ausdruck gegeben hatte, so sammelte er nun alles Schmerzliche, das ihm der Kampf gegen diese Leidenschaft bereitete, in das Gefäß des Romans, indem er sich eben dadurch in ächter Künstlerart von derselben vollkommen befreite." —

Es läßt sich denken, was die „in später kirchlicher Weihe" dem Dichter angetraute Dame Vulpius über diesen Sonettenkranz, der jungen Herzlieb gewidmet, für einen Herzensjubel empfunden haben wird. Uebrigens konnte die Vulpius nichts Besseres erwarten.

Der Jugendfrische der Vulpius zu Liebe hat Göthe die verheirathete Frau von Stein aufgegeben, die er 10 Jahre lang mit unzähligen Ewige Liebe-Bulletins begnadigt hat, so daß noch zur Erbauung aller Ehemänner und zum Seelentrost aller mit ihren Gemählern nicht zufriedenen Frauen 3 Bände Liebesbriefe an diese Dame gedruckt existiren, warum sollte er nun der Mina Herzlieb zu Liebe nicht auch die Vulpius hintansetzen?

Die Frau von Stein hätte ihrem Manne das Herz brechen können, wenn er für seine Stellung, Göthe und seiner Frau gegenüber ein ethisches Verständniß gehabt hätte. Die Vulpius hatte der Frau von Stein das Herz gebrochen. Bekanntlich gab es im Leben Göthe's (Wahrheit und nicht Dichtung) von der armen Pfarrerstochter Friederike zu Sesenheim an allerhand gebrochene Herzen; den ganzen monte testaccio hat, mit vielen Blumen bepflanzt, Dr. Diezmann unter dem Titel: „Göthe's Liebschaften und Liebesbriefe", Leipzig 1868, herausgegeben.[1]) Wenn nun Lobredner und Allesschönfinder im Leben Göthe's dieses Kapitel mit Lob- und Preisgesang auf den Büchermarkt hinausgeworfen haben, so wird es wohl auch erlaubt sein, darüber einige Bemerkungen zu machen, wenn man bei aller Anerkennung des Göthegenies doch für die ethische Seite seines Charakters sich nicht ehrfurchtsvoller Bewunderung hingeben kann.

14. Was töchterbesitzende Mütter von den „Wahlverwandtschaften" als von einer „herrlichen Schöpfung" für erfreuliche Früchte erwarten können. Ein neuer Fleißzettel für gute Sitten dem Göthe von Strauß ausgestellt.

Wenn feingebildete Mütter ihren Töchtern die Romane Göthe's zur Geistes- und Herzensbildung in die Hand geben, so kann man bei derlei Damen nur bedauern, daß sie einen sehr kleinen, zarten Knäuel, mit einem verworrenen Zwirnfaden von Logik umwickelt, in ihrem Kopfe haben, denn wenn diese Mütter ihre Töchter daran gewöhnen, Romane mit unzweifelhafter Tendenz zu lesen, so sollen sie sich dann nicht wundern, wenn die Theorie in die Praxis umschlägt, wenn irgend ein Wilhelm Meister ihr Haus beglückt oder wenn die Wahlverwandtschaften sich auf Qualverwandtschaften hinausspielen, denn ebenso wie Vorsicht die Mutter der Weisheit ist, so ist — Nachsicht die Dummheit der Mutter.

Nun wußte aber Strauß sehr gut, daß die Wahlverwandtschaften selbst von Lesern, die starke Prisen gewohnt waren, sehr

[1]) Monte testaccio der Scherbenberg in Rom.

bedenklich kritisirt wurden, daß Leo, der Historiker, dem Roman ein hochgradig brandmarkendes Epitheton gegeben. Darum lamentirt er (Strauß) aber auch S. 313:

„Nicht leicht ist für eine herrliche Schöpfung einem Dichter übler gelohnt worden, als dem unsrigen für die Wahlverwandtschaften. Im Publikum zeigte sich nirgends ein Verständniß, selbst die Freunde nahmen die Gabe kühl auf und schüttelten unter sich die Köpfe, die Uebelwollenden aber zogen Stoff daraus, den Dichter von Neuem zu verschreien. Für eine in ihrem Grunde edle, in ihrer Entstehung nur allzu begreifliche Leidenschaft, worin sie in halber Bewußtlosigkeit arglos eingingen, sehen wir die Heldin, sobald sie die Unverträglichkeit derselben mit den sittlichen Lebensgrundlagen erkannt hat, ungeachtet ihr die äußern Verhältnisse Raum zu machen im Begriffe sind, sich unerbittlich selbst verurtheilen, und damit auch den Liebenden, der sich freilich nicht eben so sittlich stark erwiesen, in den Tod ziehen. Dies ist der Inhalt des Romans, den man unsittlich zu nennen wagte.“ —

Nun, was wird denn jenen bevorstehen, die das entsetzliche Wagniß sich zu Schulden kommen ließen? Können sie der Ungerechtigkeit überwiesen werden?

Bündig sagt Paul Haffner in seiner Schrift „Göthe's Dichtungen auf sittlichen Gehalt geprüft“:

„„Werther's Leiden“ und die „Wahlverwandtschaften“ versagen wir uns zu besprechen. Man liest ja die ersteren kaum mehr, und von den letzeren höchstens einzelne Blätter, deren Inhalt sich selbst richtet. Es ist bezeichnend für unsere heutige Bildung, daß von Göthe's Schriften diejenigen am meisten gelesen werden, welche an obscönen Stellen am reichsten sind. Das Aeußerste in dieser Beziehung bieten die Briefe aus der Schweiz. Eben diese aber werden unter dem Titel: Göthe's Tagebuch in Volksausgaben massenhaft verbreitet, und eine dieser Ausgaben hat es im Jahre 1879 zur siebenten Auflage gebracht.“ —

Da wäre es nun so ziemlich nachgewiesen, daß Göthe in neuester Zeit erst recht zu einem Verbreiter des „neuen Glaubens“ wird, den Strauß mit so großem Pompe angekündigt hat. Wie Strauß gegenüber diesen markanten Schriften Göthe's dem Dichter S. 316 folgenden Fleißzettel für gute Sitten ausstellen kann, das gehört eben zu der oft an den Tag tretenden Abnormität des modernen Atheismus-Apostels. Strauß sagt:

„In Göthe lebte gerade das Gegentheil von dem koketten Cynismus des Verfassers der Confessions, sich von unten zu ent-

blößen, und nach oben zu drapiren; er verhüllte, was nicht gesehen sein will, um die ganze Aufmerksamkeit auf dem menschlich Bedeutenden festzuhalten.“ —

Ueber Göthe's „Dichtung und Wahrheit“ sagt Strauß Seite 317 unter anderm:

„Indem wir mit einem Individuum uns sympathisch in Eins setzen dürfen, das unter dem Schutze seines Genius sicher vorwärts schreitet, aller Hindernisse Meister wird, aus allen Verwicklungen und Kämpfen siegreich hervorgeht, finden wir uns über uns selbst erhoben, den Glauben an die Macht eines reinen Strebens und einer zu dessen Gunsten eingerichteten Welt, damit den Muth des freudigen Wirkens, die Wurzel aller Tugend, wie alles Glückes in uns gestärkt.“ — —

15. Strauß proklamirt schon wieder einen neuen, von seinem eigenen Prinzip aus als unsinnig verurtheilten Glaubensartikel. Straußens Größenwahn.

Da sollen wir nun Strauß zu Liebe an eine zu Gunsten eines reinen Strebens eingerichtete Welt glauben!! Also doch wieder ein Glaube und zwar ein neuer Glaube, an eine zu Gunsten (wessen?) eingerichtete Welt! Da kommen wir nun an die Frage: Ja, wer ist denn der Glückliche, der die Welt zu Gunsten eines reinen Strebens eingerichtet hat? Und worin besteht die Begünstigung des reinen Strebens und was ist reines Streben? Das ist doch purer Sprachschwindel! Wir sehen die edelsten, größten Menschen mit dem reinsten Streben, voll Opfermuth und Hingebung zu Martyrern ihrer Ueberzeugung werden — und da liegt der Glaube einer zu Gunsten eines reinen Strebens eingerichteten Welt zertrümmert vor unsern Füßen!

Nachdem Strauß das jenseitige Leben verleugnet, so müßte die von ihm bezeichnete Welt im Diesseits das reine Streben krönen, weil sie zu Gunsten dieses reinen Strebens eingerichtet ist; — nun lehrt uns aber die tägliche Erfahrung das Gegentheil, und darin liegt der Beweis, wie schadhaft die Glaubensartikel des neuen Glaubens sind, welche Strauß der gottlosen Welt verkünden will. Wenn

nun „der freudige Muth zu wirken“, der die Wurzel aller Tugend und alles Glückes ist, keine andere Stärkung hat, als den von Strauß verkündigten Glauben, dann wird es mit der Tugend herzlich schlecht bestellt sein.

Die Welt und ihr Verlauf, die Geschichte von Millionen Menschen widerspricht diesem Glauben diametral, und wir sollen demselben uns blind, ohne irgend einen Beweis hierfür zu fordern, hingeben, weil Strauß denselben proklamirt hat! Welcher Größenwahn! Welche Selbstüberschätzung!

Wenn wir hier bisweilen einige Lichter auf das Privatleben Göthe's werfen, so haben wir in dieser eben nicht dankbaren Sache sicher nicht die Initiative ergriffen. — Wenn Strauß Göthe als einen förmlichen Heiligen verhimmeln und auch sein Leben noch als eine förmliche Tugendschule darzustellen unablässig bemüht ist, so liegt darin doch eine offenbare Provocation, welcher man nicht aus dem Wege gehen kann, wenn man die von Strauß proponirten Sätze des neuen Glaubens einmal in ihrer Unhaltbarkeit zu untersuchen angefangen hat.

16. Sämmtliche Frauenverhältnisse Göthe's „gereichen ihm zur Ehre“. Strauß lobt die heidnischen Momente bei Schiller und ärgert sich sehr über die christlichen.

Das Schönste hierbei ist, wie Strauß, der die Verhältnisse Göthe's zu den Frauen immerfort mit dem Firniß von Tugend, edlem Streben und Ringen zu lackiren sucht, sich bisweilen selber zu einer faunischen Glosse verleiten läßt. Bei Gelegenheit der Besprechung der Briefe Göthe's sagt er Seite 322:

„Aber auch von den übrigen Göthischen Briefsammlungen, deren Zahl sich fortwährend beinahe mit jedem Jahr noch vermehrt, bis auf die Briefchen an die nie gesehene Stolberg, oder die Billete an die schöne, nur allzu wohl gesehene Branconi hinaus, ist keine, die nicht zu seinem Bilde einen neuen, wenn auch scheinbar unbedeutenden Zug hinzufügte und, selten und wunderbar, die nicht, wohl und im Zusammenhang verstanden, zu seiner Ehre gereichte.“

Strauß verräth sich sehr oft, um was es ihm bei der Verherrlichung seiner Dichter zu thun ist, was er an ihnen besonders werthschätzt und hervorzuheben sucht. Strauß ist eben von seinem eigenen Gewissen gepeinigt, die Verleugnung Christi als des Weltheilandes und Gottmenschen läßt ihn nimmer zur Ruhe kommen, er klammert sich an jeden Ausspruch an, der dem Christenthum feindlich gegenübersteht, und preist ihn seinen Lesern an, als ob er sagen wollte: Da schaut einmal, der oder der ist in der Negation auf meinem Standpunct, er ist mein Genosse, er dient mir zum Trost und zur Beruhigung, ich bin eben nicht allein!

In dieser Absicht sagt er bei der Besprechung der lyrischen Gedichte Schiller's:

„Die „Götter Griechenlands" sind eine großartige religionsgeschichtliche Elegie, das Wort gegen das Christenthum, das von jeher dem Humanismus auf der Seele lag, kühn und klangvoll ausgesprochen; aber wie viel poetisch lebendiger hat Göthe das gleiche Thema, freilich nur nebenhehr in der „Braut von Corinth" behandelt." — —

So weiß Strauß bei Schiller auch nur immer die heidnischen Elemente in seinen Gedichten hervorzuheben; wo sich christliche oder gar katholische Anklänge finden, da kann Strauß seinen Mißmuth nicht zurückhalten. S. 327:

„Ganz besonders sind dem Dichter (Schiller) diejenigen Gedichte gelungen, in denen er sich an die Antike anschloß, wie der echt herodotisch empfundene „Ring des Polykrates", wie die „Kraniche des Ibycus", denen er einen äschyläischen Chorgesang in geistvoller Umdichtung einverleibt hat, wie das herrliche „Siegesfest", wie „Hero und Leander" u. s. w. „Die Bürgschaft" und der „Gang nach dem Eisenhammer" dramatisch ergreifend, nur daß in dem letztern, wie in dem „Grafen von Habsburg", die Ausmalung der katholischen Frömmigkeit des Helden für Schiller etwas Gemachtes hat." — —

Das ist psychologisch bei dem Haß gegen das Christenthum sehr erklärlich, wenn dem Strauß der „Graf von Habsburg" und der „Gang nach dem Eisenhammer" sehr zuwider ist. Würde der Graf von Habsburg sein Pferd einem schönen armen Ritterfräulein zur Disposition gestellt und ihr im Moment, wo sie es ihm zurückzugeben Miene machte, den Zelter mit einer artigen Phrase zum Geschenke gemacht haben, dann wäre Strauß sehr zufrieden gewesen.

17. Unter was für Umständen Strauß den Knecht Fridolin hoch gelobt hätte. Ereifert sich gegen christliche Tonkünstler und Compositionen.

Wäre der fromme Knecht Fridolin statt in die Kirche in's Wirthshaus gegangen, hätte sich dort mit einigen Evoe (das deutsche Juchei) hören lassen, einen Rausch angetrunken und wäre darnach vom Wirth bei der Thüre hinausgefeuert worden, dann würde Strauß sicher auch sehr zufrieden gewesen sein, und in seiner alle heidnischen Elemente schönfärbenden Weise beiläufig also geschrieben haben: „Man sieht an Fridolin, wie die heitere Lebensanschauung der klassischen Römer in der Rennaissancezeit nicht nur bei den Gelehrten Fortschritte gemacht, sondern auch ihre Wege zum Volke gefunden hat. — Bacchus erscheint hier als wahrer Glückbringer, Fridolin bringt ihm eine Libation und dadurch nimmt sein Geschick eine Wendung zu einem für ihn sehr günstigen contradiktorischen Gegensatz. Fridolin wird statt in den Ofen hinein aus dem Wirthshaus hinausgeworfen: ein Abschluß der Ballade, der, wenn er auch dem ungebildeten Leser ein Lächeln entlocken sollte, doch sicher Jeden, der sich die wahre antik-klassische Bildung angeeignet hat, durch die heilbringende Rückkehr in die klassische Götterzeit vollkommen befriedigen wird. Dieses von den segensvollsten Früchten für Fridolin begleitete Eingehen in die Bacchuskapelle und das „kühn und klangvoll" darnachfolgende Hinauswerfen ist ein Sieg des Humanismus über das Christenthum."

Auch bei der Besprechung Haydn's und Händel's unterläßt es Strauß nicht, seinen Zorn gegen das Kreuz und die Erlösung an den Mann zu bringen; er sagt (S. 345):

„Wenn wir Haydn's „Schöpfung" mit den Händel'schen Oratorien vergleichen, so ist der Unterschied sowohl des Stoffs, als der Behandlung nicht bloß für die Eigenthümlichkeit der beiden Meister, sondern auch dafür bezeichnend, wie sehr inzwischen die Zeiten sich geändert hatten. Dort (neben vorzüglich Alttestamentlichen Geschichtsstoffen) der Messias, d. h. die Erlösung, hier die Schöpfung, dort die sogenannte (!) zweite Person der Gottheit, hier die erste. Noch Graun hatte den Tod Jesu zu einem Oratorium gewählt, Haydn selbst auf Bestellung eines spanischen Canonicus die sieben Worte am Kreuze componirt:

die „Schöpfung“ bestellte der Genius der Zeit und sein eigener bei ihm. Kreuz- und Opfertod mit ihren Aengsten und Qualen sind vergessen; mit geklärtem Auge wendet sich der Mensch der Welt und Natur zu, aus der er zuletzt sich selbst, das erste Menschenpaar, frisch und unverdorben zur Humanität, nicht zur Buße bestimmt hervortreten sieht.“ —

Diesem Haß gegen das Christenthum huldigen als getreue Anhänger des Dr. Strauß die meisten Bewohner der modernen Criminalgefängnisse. Die Buße, zu welcher dieselben im Interesse ihrer armen Seelen Zuflucht nehmen könnten, ist ihnen zuwider, ja ein Gegenstand des Hohngelächters; dafür ertragen sie die ihnen von der weltlichen Gewalt aufgezwungene Buße mit Zähneknirschen: „Der Mensch ist zur Humanität und nicht zur Buße bestimmt,“ rufen sie mit Strauß, „sprengt die Pforten unserer Kerker, gebt uns der Welt, der Natur, der Menschheit zurück, von eurem faden Gewäsche der Gesetzmäßigkeit und Ordnung im Staatsleben, das in unsere Kerkerstuben hereintönt, haben wir nichts; gebt uns die menschenwürdige Freiheit zurück und verschont uns mit eurer blöden Staatsmoral, die nur zum Vortheil und Schutz der Besitzenden, aber zum Nachtheil und zur Schutzlosigkeit der Nichtsbesitzenden erfunden ist!!!“

18. Strauß freut sich über die „Zauberflöte“, in der die Maurerei verherrlicht wird.

Daß Strauß über die Verherrlichung der Freimaurerei in der „Zauberflöte“ in eine Extase geräth und alle jene, die den Schikanederischen Text für eine sinnlose, unbedeutende Mache erklärt haben, des Unverstandes beschuldigt, das läßt sich denken. Strauß steht für den Text ein, geht er doch gegen das positive Christenthum los, und da gesellt sich Strauß sogleich zum Chor der Rache, um mitzusingen. Er sagt (S. 351):

„Was man von der Schlechtigkeit des Textes der „Zauberflöte“ sagt, ist ein altkluges Gerede, das einer dem andern nachspricht. Kein geringerer als Hegel hat schon längst gezeigt, daß er vielmehr ein ganz guter Operntext ist. Das stark Wienerische besonders der Sprechscenen störte Mozart nicht, und die Einmischung des maurerischen Elements regte die tiefsten Saiten in ihm an. Uebrigens ist es der Boden des Märchens,

worauf der Text uns stellt, kindisch, wenn man will, aber woran das Dichterwort sich bewährt, daß hoher Sinn oft im kindischen Spiele liegt. Das Reich der Königin der Nacht ist deutlich zugleich das des Aberglaubens; wogegen Sarastro mit seinen Priestern das Reich der Vernunft und Humanität darstellt. Zwischen beiden bewegt sich die gemeine Menschheit, harmlos aber einfältig, von der einen Seite bethört, (d. h. vom Christenthum) und nur auf der andern (der Maurerei und des Humanismus) Wahrheit und Glück zu finden bestimmt. Jedes dieser drei Reiche hat seinen entsprechenden musikalischen Ausdruck. Das kindisch heitere Spiel der Papagenowelt contrastirt ebenso wirksam mit der düsteren Leidenschaftlichkeit des Nachtreiches (der Kirche) als mit der erhabenen Weisheit der Eingeweihten, zu der es die unentbehrliche Folie bildet. Von diesem Lichtmeer aber strahlt in den Chören seiner Priester, den Gesängen seiner Genien, den Arien Sarastros, seinen Duetten und Terzetten mit Tamino und Pamina eine milde, ruhige Klarheit aus, die uns in der That den Himmel öffnet! Eine Seligkeit, wie aus einer guten Aufführung der „Zauberflöte" trägt man aus keiner andern, selbst den Mozart'schen Opern, heim; und dies ist meinem Urtheile nach der Vorzug, der sie vor ihren Mitbewerberinnen auszeichnet." — —

Wenn Strauß mit seinen Surrogaten für den verläugneten Unsterblichkeitsglauben herausrückt, wird er geradewegs lächerlich! Die erhabene Weisheit der Eingeweihten, d. h. der Freimaurer! — Bekanntlich haben sich die Freimaurer von jeher aus den besitzenden Classen recrutirt. Reiche Weltgenießer und neuestens viele Juden haben sich zusammengethan zum gegenseitigen Seelentroste; wenn aber nun die Lehren der Maurer unter die social aufgewühlten Massen dringen (siehe Belgien, wo die Arbeiter von der Basis der Maurerischen Weltanschauung aus die Fabriken der Millionäre zerstört haben), da könnten die Maurer zur Einsicht gekommen sein, daß ihre „erhabene Weisheit" mit der sie sich gegenseitig anschmeichelten, eigentlich eine erhabene Dummheit geworden ist, und zwar deßhalb, weil ihre „große Weisheit" nicht vorausgesehen hat, was diese große Weisheit unter den armen Arbeitern für diese Herren für Folgen bringen muß.

Für das verleugnete Jenseits sollen die Duette und Terzette der „Zauberflöte" durch ihre milde, ruhige Klarheit „in der That den Himmel öffnen!" Und eine gute Aufführung der „Zauberflöte" soll ein Surrogat für die ewige

Seligkeit sein!! Wenn ein Autor gegen die positive christliche Religion auftritt, bekommt er das Recht, unverschämt und blöde zugleich zu werden.

19. Strauß verwirft den Glauben an eine Vorsehung und will linderndes Oel in die Wunden der Menschheit gießen, erwischt aber in der Verzweiflung eine Vitriolflasche.

Am Ende seiner Schrift kommt aber Strauß selbst zu dem verzweifelten Geständniß, daß uns alle unsere großen Dichter und Tonsetzer nur momentan betäuben, daß sie uns aber von der Verzweiflung des Daseins und des Elends nicht befreien können! Er fängt, jetzt sicher aufrichtigen Herzens, zu lamentiren an (S. 363):

„Ja freilich, in dem Aether, worin unsere großen Dichter uns erheben, in dem Meere von Harmonie, das unsere großen Tonsetzer um uns ergießen, da verschwebt und löst sich jedes irdische Weh, da sehen wir auch wie durch einen Zauber alle jene Flecken hinweggetilgt, die es uns sonst mit aller Mühe nicht gelingen will von uns abzuwaschen. Doch das geschieht nur für flüchtige Augenblicke, es geschieht nur im Reiche der Phantasie; sobald wir in die rauhe Wirklichkeit des engen Lebens zurückkehren, fällt auch die alte Noth von allen Seiten uns wieder an. Gegen die Pein, die das Bewußtsein jener Flecken, die Vorwürfe des Gewissens uns bereiten, bietet das Christenthum den Versöhnungstod; dem ängstlichen Gefühle, in der Welt dem rohen Zufalle preisgegeben zu sein, öffnet es die bergenden Arme des Vorsehungsglaubens; während es diese ganze trübe Erdennacht durch den Ausblick auf ein unsterbliches, himmlisches Leben erhellt. Daß diese sämmtlichen Tröstungen auf unserm Standpunkte unrettbar dahinfallen, haben wir gesehen, und muß jeder begriffen haben, der sich auch nur mit dem einen Fuß auf denselben stellt: aber er wird fragen, was wir denn unserseits dafür zu bieten vermögen.“ —

„Der Wegfall des Vorsehungsglaubens gehört in der That zu den empfindlichsten Einbußen, die mit der Lossagung von dem christlichen Glauben verbunden sind. Man sieht sich in die ungeheuere Weltmaschine mit ihren eisernen, gezahnten Rädern, die sich sausend umschwingen, ihren schweren Hämmern und Stampfen, die betäubend niederfallen, in dieses ganze furchtbare Getriebe sieht sich der Mensch wehr- und hülfslos hineingestellt, keinen Augenblick sicher, bei einer unvorsichtigen Bewegung von einem Rade gefaßt und zerrissen, von einem Hammer zermalmt zu werden.

Dieses Gefühl des Preisgegebenseins ist zunächst wirklich ein entsetzliches. Unser Wunsch gestaltet die Welt nicht um, und unser Verstand zeigt uns, daß sie in der That eine solche Maschine ist. Doch nicht allein eine solche. Es bewegen sich in ihr nicht bloß unbarmherzige Räder, es ergießt sich auch linderndes Oel." —

„Unser Gott nimmt uns nicht von außen in seinen Arm, aber er eröffnet uns Quellen des Trostes in unserm Innern. Er zeigt uns, daß zwar der Zufall ein unvernünftiger Weltherrscher wäre, daß aber die Nothwendigkeit, d. h. die Verkettung der Ursachen in der Welt, die Vernunft selber ist. Er lehrt uns erkennen, daß eine Ausnahme von dem Vollzug eines einzigen Naturgesetzes verlangen, die Zertrümmerung des All verlangen hieße. Er bringt uns zuletzt unvermerkt, durch die freundliche Macht der Gewohnheit, dahin auch einem minder vollkommenen Zustande, wenn wir einem solchen verfallen, uns anzubequemen, und endlich einzusehen, daß unser Befinden von außenher nur seine Form, seinen Gehalt an Glück oder Unglück aber nur aus unserm eigenen Innern empfängt." —

Die Verzweiflung, welche den Menschen erfaßt, wenn er den Glauben an Gott und Erlösung verleugnet, und sich als Spielball des blinden Fatums glaubens- und trostleer in die Welt gesetzt meint, hat Strauß wirklich sehr wahr und sehr gut geschildert.

Seine Tröstungen aber sind geradeswegs erbärmlich, ja diese Strauß'schen Trostmotive enthalten weitaus mehr Gründe zur vollendeten Verzweiflung, als seine frühere Schilderung des Menschen ohne Gott, ohne Vorsehung, ohne Gebet, ohne Hoffnung auf Erlösung und auf ein Jenseits.

Das, was Strauß „linderndes Oel" nennt, ist vielmehr Vitriol in aufgerissene Wunden gegossen. Er sagt, daß die Nothwendigkeit, d. h. die Verkettung der Ursachen in der Welt, die Vernunft selber ist, das lehrt uns (ihm und Comp.) unser Gott.

20. Der Schwindel in der Strauß'schen Beweisführung, von Wiegand nachgewiesen.

Unser Gott (Strauß und Comp.) eröffnet uns Quellen des Trostes in unserm Innern. Unser Gott (Strauß und Comp.) lehrt uns erkennen, „daß eine Ausnahme von dem Vollzug eines einzigen Naturgesetzes verlangen, die Zertrümmerung des All verlangen hieße."

Und Newton? hat der vielleicht die Naturgesetze nicht gekannt? Was ist Strauß und was ist Newton bezüglich exakter Wissenschaft, was hat Newton entdeckt, und was hat Strauß entdeckt? — Newton hatte eine eigene Kapelle in seinem Haus, in welcher er täglich dem Gebete oblag, ein Umstand, der unsern modernen Atheisten Magengrimmen und Verzerrung der Gesichtsmuskeln zu einem blödhöhnischen Lächeln verursacht; sie nennen Newton einen Schwachkopf; — es würde dasselbe kosten (d. h. denselben Aufwand von Hochmuth und Frechheit), ihn ein Hohlkopf oder Dummkopf zu nennen!

Wer sich den Schwindel der Straußschen Beweisführung, recht gründlich untersucht, betrachten will, der möge bei Wiegand in seinem ausgezeichneten Werke über Darwin nachlesen, was dieser gelehrte Naturhistoriker in dem Abschnitt: „David Friedrich Strauß über die Beweise für das Dasein Gottes und über den Zweck in der Natur" über die Gelehrsamkeit und Logik des Dr. Strauß nachweist.[1]) Wiegand kommt bezüglich Strauß zu folgendem Resultat:

„Es hat eine Zeit gegeben, wo die Bekenner des selbstbewußten Gottes scheu vor der Wissenschaft als einer dem Glauben fremdartigen und sogar feindlichen Macht, als einer gefahrdrohenden Klippe, auswichen, wo der Glaube an den persönlichen Gott sich nur auf die subjektive Gewißheit, auf die innere Erfahrung zu berufen wagte und im besten Falle zufrieden war, sich sagen zu können, daß die Wissenschaft keinen Widerspruch gegen den Glauben bilde. Gegenwärtig steht die Sache anders. Der Atheismus ist wissenschaftlich gerichtet. Auch in der Philosophie hat derselbe weit sein Terrain verloren, und kläglicher konnte die atheistische Philosophie nicht vom Schauplatze abtreten, als in Dr. D. F. Strauß, in welchem sie bewiesen hat, daß sie nicht von einem Satz zum andern consequent zu denken vermag."

Wir haben bei einer andern Gelegenheit über den neuen Glauben des Dr. Strauß gesagt:[2])

„Indem Strauß diese letzte Karte seines ganzen wissenschaftlichen Strebens — von seinem Leben Jesu an bis zu seinem letzten Unglaubensbekenntniß — ausspielt, ruft er der Menschheit zu: Dein Loos ist Verzweiflung! Das ist die Professor-David

---

[1]) In Wiegand's Werk gegen Darwin. II. Bd. S. 489—499.

[2]) Das Buch der Natur. Mit oder ohne Verfasser. Zur Beleuchtung der Darwinslehre. Von Sebast. Brunner. Wien bei Mayer 1879. S. 55.

Strauß'sche Religion. Er hatte einmal den Witz gemacht, daß die Astronomen Kopernikus, Kepler und Newton durch ihre Systeme dem persönlichen Gott „eine Wohnungsnoth" bereitet hätten. Der Strauß'sche Witz stellt sich aber schon deshalb als ein sehr schlechter Witz heraus, weil eben diese Astronomen an den persönlichen Gott geglaubt haben. Der Glaube dieser Männer ist den modernen Gottesleugnern sehr zuwider, er genirt sie, und sie wissen kein anderes Mittel, den stillen oder auch lauten Vorwurf los zu werden, als daß sie eben diese Männer wegen dieses ihres Glaubens als unzurechnungsfähige Schwachköpfe erklären."

21. Bübischer Hohn über Newton, der aber dem Newton nichts schaden und dem Strauß nichts nützen kann: Newton habe aus „Altersschwäche" im „christlichen Glauben" gelebt. Die Race der Atheisten.

Wahrhaft erbärmlich muß uns der wissenschaftliche Charakter des Dr. Strauß erscheinen, wenn er Newton mit dem Grinsen eines bübischen Hohnes abzufertigen sucht, in Fällen, wo er es nicht wagen kann, seinen welthistorischen Ruf als Astronom anzutasten. Nachdem Strauß S. 153 seine Knallerbsen gegen einen Gott und Schöpfer losgefeuert hat, heißt es:

„Wo kommen Sonne und Planeten, wo die Umläufe der letztern, und zwar aller in derselben Richtung, in der die Sonne sich um ihre Achse dreht, auch so ziemlich in derselben Ebene, her? Der fromme Newton hatte noch den Finger Gottes, Büffon einen Kometen zu Hülfe genommen."

Dieser Bubenhohn — einem Newton gegenüber! Die Riesenarbeit in exakter Wissenschaft ignorirt Strauß, höhnt aber dafür, wenn Newton den Finger Gottes was gelten läßt, wo er mit der exakten Wissenschaft (die ihm doch sicher wie keinem andern, auch Dr. Strauß nicht ausgenommen, zu Gebote stand) nicht mehr ausreichte, ihn „den frommen Newton". Strauß (der nicht wußte, daß Aristoteles noch christlicher war als er, Strauß) hätte doch wissen sollen, daß er selber, wenn es ihm an Beweisen exakter Wissenschaft gemangelt, sich die Finger Voltaire's, Darwin's, Büchner's, Moleschott's und noch anderer niederer Götter zu leihen nahm, um Gewährsfinger für seinen Atheismus zu bekommen.

Strauß weiß sich überhaupt gegenüber dem Glaubensbekenntnisse des großen Newton auch nur mit einem Achselzucken zu helfen. **Büchner** hat mit noch entschiedenerem Hohn Newton's religiöses Bekenntniß geradewegs als **Altersschwäche** zu erklären gesucht. Nun hat aber Newton seinen religiösen Standpunkt gleichzeitig und in unmittelbarem Anschluß an seine Theorie des Himmels (Principia Phil. nat. p. 482) ausgesprochen!

Wenn man nun **schon** die **Wahl** hat, zwischen dem **Neuen Strauß-Glauben** und zwischen Newton's Monumentalwerk, das in der Geschichte der Wissenschaft dastehen wird, so lange die Gestirne kreisen und Menschen auf dem Erdball wohnen, sich zu entscheiden, ob man das **eine** oder das **andere** für **ein** „**Ergebniß der Altersschwäche**“ ansehen soll, so soll man vor allem bestrebt sein, **sich nicht lächerlich zu machen**.

Andere nicht gottesfürchtige, sondern mit der Gottesscheu behafteste Geister wollen die religiöse Richtung Newtons **auf eine Gehirnlähmung** schieben, die er sich in Folge eines jähen Schreckens zugezogen, als er hörte, daß seine Manuscripte in Brand gerathen seien. Nun ist aber gerade dieser Brand während seiner Abwesenheit aus dem Studierzimmer ausgebrochen, **und er bekam Kunde davon, als er eben in seine Hauskapelle eintreten wollte, um daselbst zu beten**. Somit ist die Ausflucht von der Altersschwäche **schwach** und die Ausflucht von Lähmung **lahm** geworden.

Auch Wiegand führt im citirten Werke dies eitle Streben der Gotteslängner an, und sagt darüber:

> „Wenn man denn durchaus nicht zu begreifen vermag, daß ein bedeutender Mann neben der Erforschung der Gesetze der Schöpfung zugleich den Schöpfer verehren kann, so begnüge man sich statt mit jenen Absurditäten lieber mit Voltaires Erklärung, wonach Newton, vom Anfang für die Kirche bestimmt, mit der Theologie begonnen, und von da Spuren während seines ganzen Lebens beibehalten habe. Zur Beruhigung wegen Newtons theologischer Beschäftigung mit der Apokalypse u. s. w. empfehlen wir jenen über den großen Meister der Wissenschaft verzweifelnden Gemüthern, den **wenigstens funkelnden** Witz ihres französischen Gesinnungsgenossen: Apparement qu'il a voulu par ce commentaire consoler la race humaine de la superiorité, qu'il avait sur elle.“

Voltaire meinte, Newton habe durch diese Erklärung der Apokalypse (als durch eine Schwäche) der menschlichen Race bezüglich seiner sonstigen Superiorität, die er über dieselbe ausgeübt, einen Trost verschaffen wollen.

Viel wahrheitsgetreuer und entschiedener kann man aber auch als Berichtigung des Voltairischen Witzes hinzufügen: „Der Race der Atheisten hat er durch diesen Commentar sicher keinen Trost gegeben, sondern ihr, wie es sich zeigt, einen unverwindlichen Verdruß gemacht.“

22. Wie Strauß auf einen noch viel schäbigeren Ahnherrn als auf Darwin's Pavian die Hoffnung der Wissenschaft setzt.

Dr. Strauß kam die Darwinlehre sehr gelegen. Es ist interessant zu sehen, wie begeistert er für dieselbe einsteht, und mit welcher Gewißheit und welchem Siegesbewußtsein er sie proklamirt. Nachdem er den Kohl der Darwinisten aufgewärmt, macht er noch einige Schritte weiter, als die Darwinmänner, er hofft, die fossilen Entdeckungen werden für den Menschen einen noch viel schäbigeren Ahnen nachweisen, als einen alten Pavian. Er sagt S. 193:

„Und bedenkt man, wie erst von gestern her es ist, daß diese Entdeckungen über das frühere Vorkommen und die ältesten Zustände der Menschen gemacht worden sind, so muß es höchst wahrscheinlich (!) werden, daß wir noch lange nicht am Ende dieser Aufschlüsse stehen, daß wir vielleicht künftig den fossilen Menschen noch auf einer viel tiefern Stufe seiner Entwicklung, noch weit näher seiner thierischen Abstammung überraschen werden.“ —

Wir sehen, Strauß hat es immer noch auf größere Ueberraschungen abgesehen. Was Strauß zusammen phantasirt und hypothesirt, das gibt er dann im nächsten Abschnitt schon ganz keck als erwiesene Thatsache aus, ganz das nämliche Kunststück, mit welchem man bei Renan so oft überrascht wird. Strauß fährt fort:

„Denn an dieser letzteren, (d. h. thierischen Abstammung) kann für uns nach allem Bisherigen kein Zweifel sein, und wenn wir uns nun nach demjenigen Thiergeschlecht umsehen, das uns die größere Annäherung an den Menschen, mithin die geringste Kluft zu überspringen bietet, so finden wir uns, es kann nicht fehlen, zu den höheren Affengattungen hingeführt.“

„Da ständen wir also bei der berüchtigten Abstammung des Menschen vom Affen, dem sauve qui peut nicht nur der rechtgläubigen und der zartfühlenden Welt, sondern auch manches sonst leidlich vorurtheilsfreien Mannes. Wer diese Lehre nicht gottlos findet, der findet sie doch geschmacklos; wer nicht gegen die Würde der Offenbarung, der sieht doch ein Attentat gegen die Menschenwürde darin. Wir lassen einen jedem seinen Geschmack: wir wissen, es gibt Leute genug, denen ein durch Liederlichkeit heruntergekommener Graf oder Baron immer noch lieber ist als ein Bürgerlicher, der sich durch Talent und Thätigkeit emporgebracht hat. Unser Geschmack ist der umgekehrte, und so sind wir auch der Meinung, daß die Menschheit weit mehr Ursache habe, sich zu fühlen, wenn sie sich von elenden thierischen Anfängen durch die fortgesetzte Arbeit einer unzählbaren Geschlechterreihe allmählich zu ihrem jetzigen Standpunkt emporgearbeitet hat, als wenn sie von einem Paare abstammt, das nach Gottes Ebenbild geschaffen, später aus dem Paradiese geworfen, und immer noch lange nicht auf der Stufe angekommen ist, von der es am Anfang herabgesunken war. Wie nichts den Muth so tief darniederschlägt, als die Gewißheit, ein verscherztes Gut doch nie ganz wiedergewinnen zu können, so hebt denselben nichts mehr, als eine Bahn vor sich zu haben, von der gar nicht abzusehen ist, wie weit und hoch sie uns noch führen wird!!"

In der That, Strauß hat es weit gebracht! Mit der Mythenerklärung der Evangelien hat er angefangen, und jetzt geht er, um Darwin, den er beneidet, noch zu übertreffen, hinter den Affen zurück, um einen würdigern Ahnen für den Menschen zu suchen. Was in diesem Bilde gerade ein Graf und Baron zu thun hat, das wäre auch unverständlich, wenn wir nicht wüßten, wie Strauß im Abschreiben, im Zusammenflicken der Erfindungen anderer ein Meister ist; in seinem „alten und neuen Glauben" findet man nur Altes und nichts Neues. Auch diesen Graf- und Baronpassus hat schon Darwin in einer etwas andern Form, aber in der gleichen Anwendung auf die Affenabstammung, producirt.

23. Wie Strauß den Darwin abschreibt.

Schon Darwin affektirt, um die Affenabstammung preiswürdig darzustellen, den humanen Standpunkt sittlicher Entrüstung gegenüber seinen minder human gesinnten Gegnern. Er sagt:

„Was mich betrifft, so möchte ich eben so gern von jenem heroischen kleinen Affen abstammen, welcher seinem gefürchteten Feinde trotzte, um das Leben seines Wärters zu retten, oder von jenem alten Pavian, welcher, von den Hügeln herabsteigend, im Triumphe seinen Kameraden aus einer Menge erstaunter Hunde herausführte, als von einem Wilden, welcher sein Entzücken an den Martern seiner Feinde fühlt, blutige Opfer darbringt, Kindesmord ohne Gewissensbisse begeht, seine Frauen wie Sklaven behandelt, keine Züchtigkeit kennt, und von dem größten Aberglauben beherrscht wird.“ —

1. Auch dem Dr. Strauß ist ein Bürgerlicher lieber, der sich durch Talent und Thätigkeit emporgebracht hat, als ein durch Liederlichkeit herabgekommener Graf und Baron, deßwegen ist ihm auch

2. der Mensch lieber, der sich aus elenden thierischen Anfängen durch fortgesetzte Arbeit zum jetzigen Standpunkt (des Atheismus) emporgearbeitet hat, als der Mensch, welcher ein Abkömmling des aus dem Paradies geworfenen ersten Menschenpaares ist, denn

3. nichts schlägt den Muth so nieder als die Gewißheit, ein verschерztes Gut nie ganz wiedergewinnen zu können;

4. darum ist es vorzuziehen, daß der Mensch von einem Affen, oder, bei zu erhoffendem Fortschreiten der Wissenschaft, von einem noch miserableren, schäbigeren Thiere abstamme!!

In der That, der Naturhistoriker Wiegand hat ganz Recht, wenn er (wie wir schon angeführt) der Strauß'schen, atheistischen Philosophie nachsagt:

„Sie hätte nicht kläglicher vom Schauplatz abtreten können, als in und mit Dr. Strauß, in welchem sie bewiesen hat, daß sie nicht von einem Satz zum andern consequent zu denken vermag.“

Indem Strauß bildlicher Weise (oder besser nachbildlicher Weise, weil er ein verunglücktes Bild Darwin's mit noch mehr Unglück nachgebildet, und nur etwas umgeändert hat) mit einem liederlichen Grafen und Baron sein Affensystem zu stützen sucht, hat er auch hier wie gewöhnlich seine Wünsche, seine Anschauungen für Resultate der Wissenschaft auszugeben gesucht, um darnach sagen zu können: Also „wir wissen,“ „unser Standpunkt ist,“ „die unumstößlichen Erfahrungen der neuen Wissenschaft“ u. s. w. u. s. w.

24. Was bei Strauß das „wir“ für eine große, aber sehr verdächtige Rolle spielt. Was in Criminalbewohnerkreisen dem Strauß beistimmt, aber noch etwas weiter gehen will.

Ueberhaupt spielt das „wir“, wenn Strauß von sich und den Anhängern seiner Philosophie spricht, eine große Rolle!! Betrachten wir nun einmal dieses „wir“: die consequentesten Anhänger des Atheismus; mit diesen ist Strauß in einer Gesellschaft zu finden, aus welcher er sich mit allem Aufwand seiner Phantasie nicht leicht oder eigentlich gar nicht wird losmachen können.

Sämmtliche unverbesserliche Criminalisten, sämmtliche beharrliche Bewohner der Strafzellen, die nach Abbüßung ihrer Strafe immer nur ein paar Wochen oder Monate benöthigen, um sich des Criminalarrestes wieder auf einige Jahre würdig zu machen, die stehen ganz auf dem theologischen Standpunkt des Dr. Strauß und seiner Compagnie; das sind seine consequentesten „wir;“ sie haben ganz folgerichtig auch mit dem Humanitäts- und Sittlichkeitsschwindel gebrochen, mit welchem Strauß zur Captivirung seines noch auf Anstand haltenden Lesepublikums herumflunkert; — denn einem Manne wie Strauß, der frivole Romane und Schriften, und auch das frivole Leben seiner Gesinnungsgenossen ohne Unterlaß schön zu färben sucht, dem steht es übel an, anderseits wieder Anforderungen von Sittlichkeit zu stellen. Jeder logische Criminalist wird ihm sagen: „Verschaffen Sie mir einen Posten mit 12 000 Mark Revenuen; ich werde so klug sein, mich in meiner Stellung zu halten; ich werde nicht nöthig haben, mich mit so kleinlichen Lumpereien abzugeben, durch welche man mit einer bornirten, nicht auf der Höhe der Zeit stehenden Gesetzgebung in Conflikt kommt, ich werde mich nach außen um so anständiger zu benehmen wissen, je höher meine Rente ist; und Sie werden dann mein Leben ebenso gut loben und sogar vertheidigen können, als Sie das Leben anderer, besser als ich versorgter Gesinnungsgenossen gelobt und vertheidigt haben. Als Apostel der Humanität werden Sie einsehen, daß der Mensch vor allem andern Geld braucht,

um leben zu können, wenn aber der Staat, d. h. die Gesetzgebung gewisse feine Linien zieht, die den gesetzlich gestatteten Erwerb von einem gesetzlich nicht gestatteten Erwerb unterscheiden, so halte ich und Comp. d. h. halten wir das für einen Eingriff in die Pflicht, sein Leben zu erhalten. Ihnen, Herr Doktor, gilt der Dekalog als eine menschliche, autoritätlose Mache — uns auch; da sind wir ganz gleicher Ansicht. Sie räumen mit dem Dekalog auf, vom Ersten Gebot an, das lautet: Du sollst allein an Einen Gott glauben, das haben Sie in die Rumpelkammer des Aberglaubens geworfen, und so alle nachfolgenden acht Nummern darauf, und nur das zehnte: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut,“ das wollen Sie festhalten! Wir gehen weiter, wir werfen auch dieses Gebot in die Rumpelkammer des Aberglaubens! — Fortschritt muß sein. — Ihnen ist der Affe noch ein zu splendider Ahne für die Menschheit, sie hoffen von der Wissenschaft, daß sie ein abscheulicheres, noch nicht auf Affenhöhe stehendes Thier als Ahnherrn entdecken werden. Mit eben diesem Recht, mit dem Sie in Glaubenslehren aufräumen, räumen wir mit der sogenannten Sittenlehre auf, Sie schreiten über den Affen hinaus, noch weiter rückwärts in der Abstammung, aber vorwärts in der Wissenschaft, und wir gehen auch über das zehnte Gebot hinaus, und somit auch vorwärts in der Wissenschaft.

Wie Sie für den persönlichen Gott keinen Groschen geben, so geben wir Ihnen für Ihren Humanitätsschwindel und ihre blöden Sittlichkeitsmandate auch keinen Groschen. Sie schreiten vorwärts — auch wir; wir aber im Dupplirmarsch. Sind Sie nicht eifersüchtig auf uns, wir kommen einige Meilen früher ans Ziel, weil wir logische Köpfe sind, und bei jedem Princip die richtigen Consequenzen zu ziehen wissen.

Sie, Herr Doktor, wollen der ganzen Menagerie entfesselter Leidenschaften mit ihrer Humanität einen Dämpfer aufsetzen, zu Gunsten der sogenannten Gebildeten, die ein Verständniß für Dichtkunst, Musik und Malerei besitzen; wir sind zufrieden, wenn wir gut und genug zu essen und zu trinken haben; wir brauchen auch die Dichtkunst und die Kunstgenüsse nicht, welche Sie Ihren Lesern als Surrogat

und Entschädigung für den alten, durch Sie abgethanen Gottesglauben in Aussicht stellen, und wir sind entschlossen, auf dem allein übrig gebliebenen Boden des Diesseits vom unverbrüchlichen Rechte unsers Daseins und unserer Selbsterhaltung den weitausgreifendsten, rücksichtslosesten Gebrauch zu machen. Sie, Herr Doktor, haben uns geholfen, mit dem göttlichen Gesetze fertig zu werden; daß wir mit allen menschlichen Gesetzen, die uns hindernd im Wege stehn, fertig zu werden trachten, das wird unsere Sorge sein." —

Was können diese wir, d. h. die Anhänger des Dr. Strauß dieser ringenden und zwingenden Logik entgegensetzen? Und diese Consequenz rollt rasch daher; wie bei einem nahenden Sturme auf der See, sieht man in der Ferne die Wellenberge glitzern, immer näher wälzen sie sich heran, die Staatsschiffe wanken und schwanken, und dieser Sturm ist mächtig genug, eins um das andere in den Grund zu bohren.

25. Wie Strauß die deutsche und englische Literatur ausbeutet und in seinem neuen Glauben den alten Trödel für seine Waare ausgibt.

Wir haben schon bemerkt, wie Strauß die Gedanken und Aussprüche Darwin's mit etwas veränderten Phrasen reproducirt. Man begegnet im „alten und neuen Glauben" sehr vielen Bekannten (guten Freunden weniger) aus der deutschen und englischen Literatur. Die Schrift ist ein wahrer Cento (ein aus allerhand andern Büchern zusammengestoppeltes Flickwerk). Bezüglich der Affensprache lehnt sich Strauß mit einem Felsenglauben an Darwin an; er berichtet:

„Noch gewaltiger erscheint der Fortschritt von dem wilden Schrei des Affen zu der artikulirten menschlichen Sprache. Indeß eine Art von Sprache, wie die meisten hohen Thiere, haben auch die Affen: sie stoßen Warnungsrufe aus, wenn sie die Annäherung einer Gefahr bemerken; sie geben in verschiedenen Affekten verschiedene Laute von sich, die von ihresgleichen verstanden werden. Allerdings sehen wir bei keiner der jetzigen Affenarten dies Vermögen sich weiter entwickeln; was er auch sonst lernen mag, sprechen lernt der Affe auch in der Umgebung des Menschen nicht. Aber die Stimmorgane, die sich bei seinen Vettern bis zur Sprache entwickelt haben, fehlen ihm keineswegs; und überdieß ist ja hier

nicht von den jetzigen Affen die Rede, sondern von einem vorweltlichen Urstamm, der unter seinen Zweigen auch einen zählte, dessen höhere Entwicklungsfähigkeit ihn mit der Zeit zur Menschlichkeit aufwärts führte, während die übrigen Zweige in die zum Theil jetzt noch bestehenden Affenarten auseinander gingen."

Strauß setzt auch hier wieder voraus, daß kein Leser so inhuman, roh und ungebildet sein wird, für diese pyramidale Hypothese einen Beweis zu verlangen. Er deckt sich den Rückzug durch eine neue, eben so schwindelnde Hypothese, indem er das Thema von der Affensprache schließt:

„Bis jener vormenschliche Zweig sich nach und nach etwas wie Sprache angebildet hatte, mögen unermeßliche Zeiten vergangen sein; aber als er sie einmal, wie unvollkommen auch, gefunden hatte, ging es gegen früher mit beschleunigter Geschwindigkeit weiter. (!) Die Fähigkeit zum Denken, die im vollen Sinne erst mit der Wortbildung eintrat, muß auf das Gehirn gewirkt, es erweitert und ausgearbeitet, und hinwiederum diese Ausbildung des Gehirns auf die ganze Thätigkeit des seltsamen Mittelgeschöpfs zurückgewirkt, seine Ueberlegenheit über die Stammverwandten entschieden, seine Menschwerdung vollendet haben." — —

Dann kommt sogleich wieder ein gesuchter Coup gegen Offenbarung, Christenthum und Bibel. Um diesen Coup drastischer zu machen, spricht Strauß oben von einer Thier- und Menschwerdung, und beginnt seine Nr. 64 wie folgt:

„Menschwerdung! Wer sollte denken, daß so viele, nicht bloß Laien, sondern selbst Naturforscher an die Menschwerdung Gottes glauben, aber eine Menschwerdung des Thiers, einen Entwicklungsfortschritt des Affen zum Menschen unglaublich finden. Die alte Welt, und auch jetzt noch der höhere Orient, dachten und denken hierüber anders. Die Lehre von der Seelenwanderung verknüpft dort Mensch und Thier, schlingt ein geheimnißvolles Band um die gesammte Natur.[1]) Erst das den Naturgottheiten feindliche Judenthum, das dualistische Christenthum haben diese Kluft zwischen Mensch und Thier gerissen. Es ist merkwürdig, wie eben in unserer Zeit eine tiefere Sympathie mit der Thierwelt unter den bessern Culturvölkern erwacht, und sich in den da und dort sich bildenden Thierschutzvereinen Wirksamkeit gibt. Man

---

[1]) Geheimnißvoll und heilig auch noch dazu; die Heiligkeit des Gottmenschen und das Streben nach Heiligkeit bei denen, welche den Segen der Erlösung in Dankbarkeit in sich lebendig machen wollen, gilt Strauß als Unsinn! Die Thierahnentafel — als ein Beweis der Heiligkeit!

sieht daraus, wie dasjenige, was auf der einen Seite Ergebniß der heutigen Wissenschaft ist, das Aufgeben der spiritualistischen Herausnahme des Menschen aus der Natur, sich gleichzeitig dem allgemeinen Gefühl ankündigt." — —

Man muß dem Verfasser des „Lebens Jesu" beständig aufmerksam auf die Finger schauen, seine Begabung als Escamoteur verdient anerkannt zu werden.

26. Was Strauß über Thierschutzvereine für eine Ansicht hat.

Er erklärt die „Thierschutzvereine als aus dem allgemeinen Gefühl herausgewachsen"; sollte der Mann es nicht gewußt haben, daß gewisse „Thierschutzvereine" zumeist auf Commando der geheimen Gesellschaften gegründet werden, und es sich bei denselben zunächst darum handelt, die Lehre von der Gleichstellung der Thiere mit den Menschen durch theoretische Verleugnung des qualitativen Unterschiedes zwischen Thier und Mensch unter das Volk zu bringen? Man braucht nur Schriften über den Thierschutzverein in die Hand zu nehmen, um diese besagte Lehre darin ganz trocken vorgetragen zu finden.

Der Schreiber dieses hat sich einmal über diese Erfahrung mit Belegen ausgesprochen, aber dazugefügt, daß dem Christen das Wort der heiligen Schrift schon genüge, welches besagt: „Der Gerechte schont auch seines Viehes." —

Da erhob sich in kurzer Zeit die ganze Journal-Emeute in Deutschland, Wien und Berlin voran, und zuvörderst die Abkömmlinge Jubals, des Vaters der Cyther- und Saitenspieler, die mit Posaunen und der großen Lärmtrommel und allen möglichen Klingel-Instrumenten vorgingen, und ausposaunten, dieser V. befürworte das Martern und die rohe Behandlung der Thiere, und sie beschuldigten ihn der Grausamkeit, Inhumanität, Bildungslosigkeit und Roheit; das Judenblatt Kladderadatsch in Berlin brachte auf ihn Carikaturen, als auf einen Thierpeiniger u. s. w. Daß es diesen Gesellen, deren tausende und tausende Stammesgenossen sich kein Gewissen daraus machen, tausende und tausende von

Christen durch Wucher an den Bettelstab, in Noth, Elend und Hungersnoth zu bringen, nicht ernstlich um eine bessere Behandlung der Thiere zu thun war, die ja auch von uns, freilich aus dem religiösen Princip abgeleitet, befürwortet wird, das liegt auf der Hand; es handelte sich hier um ein unliebsames Aufmerksammachen auf die Tendenz, die viele Thierschutzfreunde offen ausgesprochen haben, und um die Lehre der Gleichstellung von Mensch und Thier, welche zu verbreiten diesen Vereinen geradwegs zur Aufgabe gemacht worden.

27. Wie Strauß über Gehirnausbildung docirt, aber auch hier den Inhalt fremder Gehirne dabei ausbeutet.

Wir haben zuvor gelesen, wie sich Strauß mit der Theorie der Ausbildung des Gehirns breit macht, welches durch die Fähigkeit zu denken, und durch die Wortbildung erst erweitert und ausgearbeitet wurde, so daß aus dem kleinen Hirn der Affen das größere schwere Gehirn des Menschen geworden ist. —

Nun ist aber diese Hirnausbildung auch nicht aus dem Strauß'schen Hirn hervorgegangen. Er hat dieselbe nur (wie so vieles andere in seinen Schriften), in den Schriften anderer ausgebildeter Hirne gefunden, abgeschrieben und verwerthet, er ist überhaupt, wie wir auch hier sehen, ein sehr standhafter und unverfrorener Benützer der Gedanken anderer Autoren.

Als der große Carl Vogt Ende der sechziger Jahre als Wanderlehrer materialistischer Doktrinen in Deutschland herumzog, behauptet er wörtlich:

„Was man unablässig übt, entwickelt sich mehr und mehr, und schon heute wird der Kampf um das Dasein nicht mehr mit Hand und Fuß, sondern mit dem Gehirne gekämpft. Wenn wir nun täglich und stündlich an seiner (des Gehirns) Vervollkommnung arbeiten, so vererben wir unsern Nachkommen mehr Gehirn; geben wir ihnen mehr Gehirn, so geben wir ihnen nicht nur mehr Körperschönheit, sondern auch mehr Bildung. Deshalb ist es unsere hohe Pflicht, unablässig zu arbeiten, das Gehirn zu entfalten, und die Bildung zu verbreiten." —

Bei dem Auditorium des Dr. Vogt ist ein bedeutender Gewichtmangel im Gehirn vorauszusetzen gewesen, wenn dieses

Auditorium über diesen Gehirnvortrag nicht in ein lautes Gelächter ausgebrochen ist. Dr. Gleisberg in Dresden hat es unternommen, die Hirntheorie Vogt's (welche Strauß nach 10 Jahren wieder als neu aufwärmt und als neugebackenes Hirn ausgab) vom Standpunkt der Wissenschaft zu prüfen,[1]) und sagt gerade über Vogt's Aufruf an alle Gebildeten bezugs Hirnvermehrung und Hirnvererbung (S. 28) folgendes:

„Wenn dieses Gehirnwachsthum in der Weise, wie Vogt es sich denkt, fortginge, so hätten wir alle Ursache, für unsere späteren Nachkommen die ernstesten Besorgnisse zu hegen, denn sie würden entweder dem Blödsinn durch Gehirnvermehrung überliefert, oder wenn die Fortentwicklung der Schädelhöhle gleichen Schritt mit diesem Gehirnwachsthum hielte, würde es dem Einzelnen nicht mehr möglich sein, den Kopf ohne Hülfe eines Begleiters aufwärts zu tragen." — —

Den Parisern schreibt Vogt besonders große Gehirne zu, denn die Gehirne, sagt er, „sollen im Vergleich mit dem Mittelalter in der neuen Zeit daselbst sehr zugenommen haben." (Die Großthaten 1793 und der Commune 1870 dürften als Beweise für die großen Gehirne besonders gerühmt werden.)

Dr. Gleisberg hat so wenig Respekt vor der Gelehrsamkeit des Dr. Vogt, daß er diesem geradewegs ins Gesicht sagt:

„Daß er (Vogt) auch da keinen Glauben verdiene, daß er ferner nicht bedacht habe, wie schon in der klassischen Zeit die größten Männer unter den Griechen und Römern gelebt. Und in der That, wird etwa Vogt bei Homer und Hesiod, bei Phidias und Praxiteles, bei Aeschylus, Sophokles und Pindar, bei Sokrates, Platon und Aristoteles u. s. w. eine geringere Hirnmasse aus Dankbarkeit voraussetzen wollen, als bei der jetzigen Pariser Bevölkerung!" —

Unter anderm apostrophirt Gleisberg den bekanntlich sehr unverfrorenen Dr. Vogt also:

„Ich werde auf die offenbare Seiltänzerei Vogt's nicht weiter eingehen, aber unterdrücken kann ich die Bemerkung nicht, daß es geradezu vermessen ist, auf solchen Grundlagen Hypothese auf Hypothese zu häufen, alles zu leugnen, was gegen die vorgefaßte Meinung spricht, und doch zu behaupten, man verlasse den Weg exakter Forschung nicht. Aber

[1]) Kritische Darstellung der Vogt'schen Urgeschichte des Menschen. 1868.

es ist eine Albernheit, eine Autorität zu leugnen, um sich willkürlich selbst eine zu setzen. Nur die größte Thorheit kann es wagen, entfernt von Thatsachen der Natur Gesetze vorschreiben zu wollen." — —

Diese Worte Gleisberg's haben auch auf Strauß die vollste Anwendung, auch er häuft Hypothese auf Hypothese, und proklamirt zumeist in nächst folgenden Nummern die Hypothese der frühern als eine constatirte Thatsache.

28. Strauß will die Naturgeschichte nur als Material für seinen Atheismus. Kein qualitativer Unterschied zwischen Mensch und Thier nach Strauß.

Wir haben gesehen, welche Beweiskraft in den Berufungen des Dr. Strauß auf Naturwissenschaft enthalten ist. Die Naturwissenschaft soll das Material für den Atheismus liefern. Wenn man aber nun die Frage stellt: Worin besteht das Zeugniß der exakten Naturwissenschaft für den Atheismus, welche Thatsachen in der Natur liefern einen Beweis gegen das Dasein Gottes? so bekommt man auf diese Frage höchstens ein mitleidig sein sollendes, höhnisches Lächeln zur Antwort, und hört die billige, allgemeine Phrase: „Diese Frage ist von und vor der wissenschaftlichen Welt für immer abgethan."

Einst hat man das Dasein Gottes zu einem Begehren und Verlangen der Vernunft gemacht, und jetzt will man das Nichtdasein Gottes als ein Postulat „der gebildeten Welt" hinstellen. Gegenüber der hohlen Hypothese von Strauß, Vogt und Comp. stehen die ernsten Vertreter der Wissenschaft, die wahren Bahnbrecher und Grundleger, wie zu allen Zeiten, so auch zu unserer Zeit, für den persönlichen Schöpfer und Regierer der Welt ein, und gerade hier müssen die Stimmen gewogen und nicht gezählt werden.

Es ist erstaunlich zu sehen, welche undankbare Mühe sich Strauß gibt, die Schranken zwischen der Menschen- und Thierwelt niederzureißen, und wie genügsam er ist in Anführung jener Autoritäten, welche er in diesem ohne Zweifel für echte Humanität begeisterten Kampfe mit ins Treffen führt.

Voltaire, Darwin, Göthe und selbst der große Vogelfreund und Freimaurerbruder Brehm, muß in der Noth als Autorität auffahren. Strauß führt an:

„Die Thiere, sagt Voltaire mit Recht, haben ja ebenso Empfindung, Vorstellung, Gedächtniß, und anderseits Begehren und Bewegung wie wir, und doch denkt Niemand daran, ihnen eine immaterielle Seele zuzuschreiben, warum sollen denn wir für das unbedeutende Mehr jener Fähigkeiten und Thätigkeiten, dessen wir uns erfreuen, einer solchen bedürfen.“ —

Ueber die totale Unhaltbarkeit dieses Voltaire'schen Witzes erschrickt Strauß selber und fügt deshalb hinzu:

„So unbedeutend freilich als es hier Voltaire rednerisch verkleinernd darstellt, ist dieses Mehr auf Seiten des Menschen nicht, vielmehr ist es ungeheuer, aber doch nur immer ein Mehr, nicht etwas Anderes.“ — —

Der letzte Satz gehört wieder ins Gebiet der kecken Behauptungen des Dr. Strauß, die man auf seinen Namen hin gläubig annehmen soll! — Dieser qualitative, aber nach der Meinung Strauß und Comp. nur quantitative Unterschied zwischen Mensch und Thier ist eine der wichtigsten Fragen der Philosophie, specifisch der Metaphysik; wenn der Menschengeist den Menschen nicht wesentlich vom Thiere unterscheidet, so gibt es auch gar keine Metaphysik mehr. Der Menschengeist wird Gegenstand seines eigenen Nachdenkens über sich selbst, des Nachforschens über sein Dasein, des Spekulirens, er denkt über die Ursache seines Daseins, aber auch über die Ursache des ganzen Weltdaseins nach, er erfaßt sich als Einheit, er denkt an einen Schöpfer der Welt; sein Geist wird durch Erziehung geweckt, er benutzt die Geschichte, die Erfahrungen seiner Voreltern, er entscheidet, jenachdem er das wahre Sittengesetz als bindend erachtet, über seine Handlungen u. s. w. Das Thier bewegt sich nur in dem ihm angewiesenen Kreislauf der Nothwendigkeit: was moderne Thierfreunde ohne Wissenschaft beim Thiere Freiheit nennen, ist nur Willkür, das Thier kommt nie zu einem Sittengesetz u. s. w.

Wahrhaft komisch ist es, sogar den Brehm mit der Raubvogel- und Vogelhäusel-Philosophie citirt zu sehen. Strauß sagt:

„Von den Raubvögeln sagt Brehm: sie handeln nachdem sie vorher wohl überlegt haben, sie machen Pläne und führen sie

aus; dasselbe von den Drosseln: sie erfassen schnell und urtheilen richtig, benutzen insbesondere alle Mittel und Wege, um sich zu sichern." — —

Daß sich alle diese Eigenschaften der Thiere nur auf Erhaltung des Individuums und auf Erhaltung der Gattung reduciren, daß ihnen dabei ein dumpfes Naturbewußtsein zu Hülfe kommt, das aber von Selbstbewußtsein qualitativ unterschieden ist, das haben schon längst eine Menge von Denkern nachgewiesen, dafür brauchen wir nicht erst einige ohnedies allgemein bekannten Beispiele. Darwin ist für Strauß hier wieder die Hauptautorität; er sagt (S. 203):

„Neben den Verstandeskräften sucht Darwin in den höheren Thieren insbesondere noch die Anfänge des moralischen Gefühls nachzuweisen, die er mit ihren socialen Trieben in Beziehung bringt. Eine Art von Ehrgefühl, von Gewissen ist bei edleren und wohlgehaltenen Pferden und Hunden kaum zu verkennen. Und wenn man das Gewissen beim Hunde nicht ganz mit Unrecht auf den Stock zurückführt, so läßt sich dagegen fragen, ob es sich denn beim roheren Menschen viel anders damit verhalte." —

29. Die Hundetheologie Darwin's. Wie Wiegand den Darwin-Strauß wissenschaftlich ruinirt.

Darwin ist aber viel weiter gegangen, und das verschweigt Strauß; entweder hat er Darwin nicht ganz gelesen, oder, was wahrscheinlicher ist, er fürchtet durch die Aufstellungen Darwin's, den Meister und sich selber eklatant lächerlich zu machen.

Darwin sucht die Neigung der Wilden, sich einzubilden, daß natürliche Dinge und Kräfte durch geistige und lebende Wesen belebt sind, durch eine Beobachtung an seinem Hunde zu erklären.

Dieser Hund bellte einen durch die Luft bewegten Sonnenschirm an. Somit muß der Hund nach Darwin geschlossen haben, daß Bewegung ohne sichtbare Ursache, die Anwesenheit irgend eines fremdartigen Wesens anzeige. In diesem Gebahren des Hundes erblickt Darwin den Glauben an etwas Uebernatürliches, und somit die ersten Spuren von Religion. — Damit ist Darwin noch nicht zufrieden. Er sagt ferner:

„Das Gefühl religiöser Erhebung besteht aus Liebe, vollständiger Unterordnung, einem starken Gefühl der Abhängigkeit, der Furcht, Verehrung, Dankbarkeit, Hoffnung in Bezug auf die Zukunft, und vielleicht andern Elementen." „Die Idee eines universellen und wohlwollenden Schöpfers des Weltalls scheint im Geiste des Menschen nicht eher zu entstehen, bis er sich durch lange, fortgesetzte Cultur emporgearbeitet hat. Nichtsdestoweniger sehen wir eine Art Annäherung an jenen Geisteszustand, in der innigen Liebe eines Hundes zu seinem Herrn."

Professor Braubach geht noch weiter, er behauptet, daß ein Hund zu seinem Herrn wie zu einem Gott aufblickt. (Wiegand I. Band. S. 384 citirt Darwin I. Band. S. 57. II. Band 397.)

Da haben wir nun bei Darwin nicht nur Gewissensanfänge, wie Strauß klug und reservirt berichtet, sondern Hundegottesahnung und Hundegottesliebe, also schon die Anfänge einer Hundetheologie. Wiegand entgegnet darauf:

„Also bereits im Hunde ist das Gottesbewußtsein im Princip gegeben, es bedarf nur einer weitern Ausbildung vermittelst jener Fähigkeiten, welche ebenfalls bereits im Hunde angelegt sind." „Wie nun aber, wenn der Hund zu seinem Herrn wie zu einem Gott aufblickt, so muß doch vor allem ein Herr da sein, zu dem er aufblicken kann; an und für sich hat doch der Hund kein Gottesbewußtsein, d. h. Liebe und Unterwürfigkeit, sondern nur gegenüber einem Menschen! So ist auch der ganze Versuch Darwin's, die Entstehung des Gottesbewußtseins im Menschen aus den von den Thieren ererbten Fähigkeiten zu erklären, rein illusorisch." „Nicht einmal die bloße Idee Gottes kann auf diese Weise entstehen, weil dieselbe gegenüber der Natur etwas specifisch Neues ist, geschweige denn, daß die Erkenntniß Gottes, als eine Realität aus einem frühern Gemüthszustande, welchem diese Erkenntniß fehlte, durch einen bloßen Züchtungsproceß hervorgehen könnte." —

Wer die gänzliche Unhaltbarkeit der von Strauß aus der Darwinslehre (jämmerlich und ohne Quellenangabe) zusammengestoppelten Abschnitte erkennen will, der möge „Wiegand's ausgezeichnetes Werk über Darwin" II. Bd. S. 384 u. s. f. nachlesen, und er wird finden, wie die schwindelhaften Hypothesen Darwin's, die Strauß reproducirt und auch für seine Anschauungen erklärt, mittelst Ergebnisse exakter Wissenschaft und mit logischer Schärfe abgethan werden. —

30. Straußens wüthiger Eifer gegen Kirche und Christenthum. Schon wieder sagt Strauß wir Philosophen und wir kritischen Theologen!

Eine förmliche Wuth gegen die positive Religion d. h. gegen das Christenthum und die Kirche geht durch das ganze Buch des Dr. Strauß. Er sucht in der Naturgeschichte nur jene Autoren, die ihm zu seiner Negation behülflich sind. — Dabei spielt auch immer das **wir** eine große Rolle. Er vergleicht (S. 176) jene moderne Weltanschauung mit einer erst abgesteckten Eisenbahn, bei welcher noch viele Abgründe auszufüllen oder zu überbrücken, viele Berge zu durchgraben sein werden. „Wie manches Jahr wird noch verfließen, ehe der Zug reiselustige Menschen schnell und bequem da hinaus befördert," meint Strauß; ob nun die reiselustigen Menschen gerade eine große Freude in sich tragen, in das leere All als ein totales Nichts hinausbefördert, von diesem sterblichen Leben in die ewige Nacht hinausgestoßen zu werden, ohne Hoffnung und ohne Trost, das ist eine andere Frage. Strauß fingirt Heiterkeit über seine Wissenschaft ewiger Vernichtung im Tode. Er sagt:

„Aber man sieht doch die Richtung schon, (bei der abgesteckten wissenschaftlichen Eisenbahn), dahin wird und muß es gehen, wo die Fähnlein lustig im Winde flattern. Ja lustig, und zwar im Sinne der reinsten und erhabensten Geistesfreude. Wir Philosophen und kritischen Theologen haben gut reden gehabt, wenn wir das Wunder in Abgang decretirten; unser Machtspruch verhallte ohne Wirkung, weil wir es nicht entbehrlich zu machen, keine Naturkraft nachzuweisen wußten, die es an den Stellen, wo es bisher am meisten für unerläßlich galt, ersetzen könnte. Darwin hat diese Naturkraft, dieses Naturverfahren nachgewiesen, er hat die Thüre geöffnet, durch welche eine glücklichere Nachwelt das Wunder auf Nimmerwiederkehr hinauswerfen wird. Jeder, der weiß, was am Wunder hängt, wird ihn dafür als einen der größten Wohlthäter des menschlichen Geschlechts preisen." —

Also Darwin hat die Räthsel des Daseins gelöst, es gibt keine Wunder mehr, alles im Menschenleben und im Weltleben ist auf greifbare, begreifliche Elemente aufgebaut, jede Frage ist zu lösen, jede Erscheinung ist zu begreifen, alle Ideale der

Menschheit gehören zum Wunderglauben, der Glaube an einen Weltenschöpfer ist die Grundlage alles Uebels gewesen, denn er ist das Fundamentalwunder; ein solcher Schöpfer hat nach Strauß keinen Platz in der Welt, die Astronomie hat ihm das Logis gekündigt, für ihn ist die Wohnungsnoth eingetreten, mit Einem Wort: „das Wunder ist auf Nimmerwiederkehr durch Darwin aus der von ihm geöffneten Thüre hinausgeworfen worden!"

Nun hat aber die Astronomie als exakte Gebieterin im Reiche der Wissenschaft hier auch noch ein Wort mit dareinzureden; diese mit tölpelhaftem Hochmuth beleidigte Astronomie hat ein Recht, zu Strauß zu sagen: „Ich muß Sie schon bitten, Begründer der neuen Tübinger Schule, lassen Sie mich gütigst aus dem Spiele, thun Sie nicht in Ihrer Flausenmacherei, als ob wir zwei (ich und Sie) viele Nächte lang auf der Sternwarte im innigsten Verkehr gestanden wären, ich habe mit Ihnen nie was zu thun gehabt. Erheben Sie sich nicht in Ihrer geschwätzigen Prahlerei über einen meiner bedeutendsten und größten Verehrer und Freunde, der Beweise in Händen hat, daß ich ihn eben so liebe und werthschätze, als er mich geliebt und werthgeschätzt hat. Ihr Hohn, den Sie in Ihrem klassischen Größenwahn über Newton ausgießen wollen, ist keine Mannesthat, es ist Arroganz eines geschwätzigen Jungen! Auch ist nichts Neues daran; schon Voltaire und Göthe haben sich an der Ruhmespyramide Newton's die Zähne ausgebissen und durch ihr Ankämpfen gegen Newton keine Ehre erworben! Newton hat nie wie Sie Hypothesen andern gestohlen und selbe mit seiner Fabriksmarke verkauft, Newton hat nicht behauptet, sondern bewiesen. Newton hat exakte Resultate seiner Forschungen, Fixstirne am Himmel der Wissenschaft zu Stande gebracht, während Ihre Wohnungsnoth-Erklärung für den persönlichen Gott schon im Alten Bunde dagewesen und in der Bibel als Dummheit erklärt worden ist: „Der Thor sagt in seinem Herzen, es ist kein Gott!"

31. Strauß führt aus Göthe nur an, was für ihn, aber nichts, was gegen ihn ist.

Göthe wird von Strauß offenbar nur deshalb so hoch erhoben (während Shakespeare kurz abgethan, Dante nicht

nennenswerth befunden worden), weil Göthe wiederholt der Strauß'schen Anschauung gehuldigt. S. 177 bemerkt Strauß:

„An einem andern Orte habe ich gesagt, unserm Göthe hätte keine größere Freude werden können, als die Ausbildung der Darwin'schen Theorie noch zu erleben."

S. 179:

„Ueber die Entstehung des Menschen insbesondere hat uns Eckermann eine merkwürdige Auslassung Göthes aufbehalten. Mit dem Münchener Naturforscher von Martius, der ihn besuchte, war er auf die Menschenracen zu sprechen gekommen. Der Naturforscher, kirchlich befangen, (!) suchte die Abstammung aller Menschen von dem einen erst geschaffenen Paare durch den Satz zu bestätigen, daß die Natur in ihren Produktionen höchst ökonomisch verfahre." — „Dieser Meinung muß ich widersprechen," entgegnete Göthe, und erwies sich schon hierdurch (sic!) dem Professor der Naturwissenschaft überlegen. „Ich behaupte (!) vielmehr, daß die Natur sich immer reichlich, ja verschwenderisch erwiesen, und daß es weit mehr in ihrem Sinne sei, anzunehmen, sie habe statt eines einzigen armseligen Mannes die Menschen gleich zu Dutzenden, ja zu Hunderten hervorgehen lassen. Als nämlich die Erde bis zu einem gewissen Punkte der Reife gediehen war, die Wasser sich verlaufen hatten, trat die Epoche der Menschwerdung ein, und es entstanden die Menschen durch die Allmacht Gottes überall, wo der Boden es zuließ, und vielleicht auf den Höhen zuerst. Anzunehmen, daß dieses geschehen, halte ich für vernünftig; allein darüber nachzusinnen, wie es geschehen, halte ich für ein unnützes Geschäft, das wir denen überlassen müssen, die sich gerne mit unauflösbaren Problemen beschäftigen, und die nichts besseres zu thun haben." —

Hier ist es Strauß nur darum zu thun, uns Göthe als einen Gegner der Bibel und der Abstammung des Menschengeschlechtes von Einem Paare anzuführen. Selbstverständlich ist er auf die andern Momente in den Auslassungen Göthe's nicht gut zu sprechen; die Allmacht Gottes und die Entstehung des Menschen ohne die thierischen Ahnherren bliese ja das ganze Darwin'sche Kartenhaus zusammen. Darum sehen wir hier auf einmal den Strauß gegen Göthe Front machen. Er lamentirt wie folgt (S. 180):

„Der Schleier, den Göthe über den Vorgang liegen lassen will, ist nur der Rest von Unbestimmtheit, der in seiner ganzen Vorstellung von diesen Verhältnissen geblieben ist. Es wird nirgends recht klar, wie sich Göthe die umwandelnde und aufsteigende Entwicklung der Naturwesen gedacht hat." „Dachte sich Göthe den Menschen nicht aus einer höheren Thierart hervor

entwickelt, sondern gleichsam aus dem blanken Boden auf einmal hervorgetreten, so ist dieß freilich eine Vorstellung so ungeheuerlicher Art, daß es rathsam ist, einen Vorhang darüber zu werfen." — —

Sonderbar, wenn dem Dr. Strauß etwas nicht behagt, dann möchte er einen „Vorhang darüber werfen." — Da entsteht die Frage, die ernst an Strauß und Comp. herantritt: Was habt ihr denn von der Schöpfung des Menschen für einen Vorhang weggezogen, oder habt ihr ihn am Ende nur gelüftet? Ihr habt den Vorhang nur mit allerhand Thiergestalten und phantastischen Figuren bemalt, die Vorgänge hinter demselbem sind euch noch so unbekannt, als sie von jeher gewesen sind. Strauß fühlt, daß er in der That zu jenen gehört, von denen hier Göthe sagt, daß sie nichts besseres zu thun haben, als sich mit unauflösbaren Problemen beschäftigen.

32. Wenn Strauß einen Gegner nicht wissenschaftlich widerlegen kann, nennt er ihn kurzweg „kirchlich befangen". Strauß kennt die bedeutendsten Werke über Fragen nicht, die er in seinem Sinne behandelt.

Strauß nennt den berühmten Naturforscher und Botaniker von Martius, der das große Werk über die Palmen herausgegeben, „kirchlich befangen", weil er sagte, daß die Natur in ihren Productionen höchst ökonomisch verfahre. —

Das heißt ja doch dem Leser eine große Bornirtheit zumuthen. Martius gibt einen Erfahrungsgrund an bezugs der Abstammung der Menschen von Einem Paare und Strauß nennt ihn „kirchlich befangen"; das hätte Strauß sagen können, wenn sich Martius auf die Autorität der Kirche berufen hätte, in diesem Falle aber ist das Urtheil des Strauß wieder eine Strauß'sche Manier, die Argumente der Gegner abzuschwächen.

War Prichard, der Verfasser des Werkes: „The natural history of man" vielleicht auch „kirchlich befangen", weil er nach jahrelangem Forschen und Suchen an den Schädeln

sämmtlicher Menschenracen zu dem Resultate gelangte (ohne sich, wie er selbst sagt, auf die Autorität der Kirche zu stützen), daß die Wissenschaft kein Argument darbiete, welches gegen die Annahme der Abstammung des Menschen von Einem Paare stichhaltig genannt werden könnte. Prichard war Mediziner und Naturforscher, den diese Frage jahrelang beschäftigte, der am meisten Studien darüber gemacht hat unter allen, welche diese Frage behandelt. Das kostspielige Werk erlebte 1848 schon vier Auflagen, und Strauß steckt den Kopf unter die Flügel und weiß nichts davon!!

Prichard, der Fachmann, der mit dem Fleiß und der Ausdauer eines Engländers sich zum Specialisten ersten Ranges in dieser Frage emporgearbeitet hat, existirt für Strauß nicht; ganz unbedeutende Dilettanten, welche im Gebiete exakter Wissenschaft auch keinen Zoll fortgeschritten sind, werden für Strauß Autoritäten, wenn sie nur mit ihrem Wollen ein Zeugniß für den Atheismus ablegen, für welchen in ihrem Wissen ihnen keins zu Gebote steht!

33. Das Ziel, an welchem Strauß angelangt.

Wir haben hier dem Leser zeigen wollen, was die Aussprüche des Strauß für Einsprüche hervorgerufen, und was sie für Widersprüche enthalten. Durch die ganze Schrift geht nicht die Logik, sie ist im Gegentheil voll von lyrischen Sprüngen; der rothe Faden, der das Ganze durchzieht, ist die entschiedene, hartnäckige Willensbestrebung, mit dem positiven Christenthum aufzuräumen, bis an die äußersten Grenzen hinaus, d. h. auch den transcendenten persönlichen Gott als eine Mythe darzustellen und die Fortdauer des Menschengeistes als eine Fabel zu erklären. Das Menschengeschlecht hat keinen andern Zweck, als unterzugehen mit sammt seiner Geschichte, so daß nach einigem Zeitraum, in welchem die Erde als Planet in Trümmer zerfällt, auch kein Mensch (selbstverständlich auch kein Geist und kein Gott, denn das sind ja (nach Strauß) durchwegs nur Worte ohne Sinn und Gehalt) mehr etwas von dem ganzen Geschlechte und von seiner ganzen Geschichte weiß.

Ein Mensch wird nicht mehr existiren, ein Gott hat nie existirt und so soll das Ganze, was wir Schöpfung nennen, im All verduften. So lehrt Strauß S. 222:

„Allein schließlich muß doch einmal eine Zeit kommen, wo die Erde nicht mehr bewohnt sein, ja, wo sie als Planet gar nicht mehr bestehen wird. Dann wird nothwendig alles, was dieselbe im Verlauf ihrer Entwicklung aus sich erzeugt, und gleichsam vor sich gebracht hat, alle lebenden und vernünftigen Wesen, und alle Arbeiten und Leistungen dieser Wesen, alle Staatenbildungen, alle Werke der Kunst und Wissenschaft nicht bloß aus der Wirklichkeit spurlos verschwunden sein, sondern auch kein Andenken in irgend einem Geiste zurückgelassen haben, damit der Erde natürlich auch ihre Geschichte zu Grunde gehen muß. Entweder hat nun die Erde ihren Zweck verfehlt, es ist bei ihrem so langen Bestande nichts herausgekommen, oder jener Zweck lag nicht in etwas, das fortdauern sollte, sondern er ist in jedem Augenblicke ihrer Entwicklungsgeschichte erreicht worden.[1]) Das Ergebniß des irdischen Geschehens aber, das sich durch alle Stadien der Erdentwicklung hindurch gleich blieb, war nur theils die möglichst reiche Lebensentfaltung, und Lebensbewegung im Allgemeinen, theils insbesondere die aufsteigende und mit ihrem Aufsteigen selbst über den einzelnen Niedergang übergreifende Richtung in dieser Bewegung."

„Müssen wir so schon bei jedem Theilganzen im Universum, dergleichen das Leben unserer Erde ist, daran festhalten, daß es seinen Zweck zwar immer in höheren Manifestationen, doch an sich in jedem Augenblick erreicht, so gilt von dem Universum, als dem unendlich Ganzen ausschließlich das letztere. Das All ist in keinem folgenden Augenblicke vollkommener als im vorhergehenden, noch umgekehrt, es gibt in ihm überhaupt einen solchen Unterschied zwischen früher und später nicht, weil in ihm alle Stufen und Stadien der Ein- und Auswicklung des Auf- und Absteigens, Werdens und Vergehens nebeneinander bestehen, und sich gegenseitig ins Unendliche ergänzen."

„Dabei bestimmt sich jedoch der allgemeine Weltzweck oder das Weltresultat für jedes Theilganze, jede Klasse von Wesen wieder besonders. Wird durch die Lebensmannigfaltigkeit, das Ringen der Kräfte und die aufsteigende Richtung auf einem Planeten wie auf dem andern, in einem Sonnensystem wie in dem andern vorhanden sein, so werden sie doch in jedem andern Regeln,

---

[1]) „Entweder hat die Erde ihren Zweck verfehlt oder ihr Zweck war die Fortdauer nicht" — reiner Unsinn, — denn wenn es möglich ist, daß es nicht im Zweck der Erde lag, daß sie fortdauern soll, wie kann denn dann die Erde ihren Zweck verfehlt haben, wenn sie nicht fortdauert, sondern in jedem Augenblicke ihrer Entwicklungsgeschichte ihren Zweck erreicht?

ihres Wirkens, andere Formen ihres Erscheinens haben. Und eben so wird auf der Erde unter den verschiedenen Lebewesen das Ergebniß sich von selbst gestalten: etwas anders wird herauskommen sollen bei der Entwicklung des Hunde- und Katzengeschlechts, und etwas anders bei der Entwicklung des Menschengeschlechts." — —

Strauß spricht mit großer Gelassenheit seinen neuen Glauben an die absolute Verzweiflung aus. Christus der Herr sprach auch: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen!" — Nach Strauß vergeht Alles, wenn die Erde zertrümmert wird.

34. Wie Strauß im Verlaufe und am Schluß seiner Schrift — der Logik, der Geschichte und der Naturwissenschaft immer aus dem Wege geht, um ohne Hemmniß in's universelle Nichts fortschreiten zu können.

Das, was wir Menschengeist nennen, verflüchtigt sich mit dem „Verenden" des Leibes, alle Lehren von Fortdauer des Geistes, Gericht, Ausgleichung, Lohn und Strafe sind Fabeln. Es gibt keinen persönlichen, sich selbstbewußten Gott; das sind die Strauß'schen Glaubensartikel; der neue Glaube ist also nichts als der alte Unglaube.

Nebenbei sagt Strauß:

„Dabei bestimmt sich jedoch der allgemeine Weltzweck oder das Weltresultat für jedes Theilganze, jede Klasse von Wesen wieder besonders."

Also: 1. die Welt hat einen Zweck und

2. einen Zweck, der sich selber bestimmt und

3. dieser Zweck wird durch das Wort „oder" auch als Weltresultat bezeichnet.

Nun fragt sich, wer hat denn diesen Zweck ausgeheckt und ihn zum besten gegeben?

Das weiß man nicht, sagt Dr. Strauß.

Da man aber den Bestimmer des Zweckes nicht kennt, so kann man sich nur an das Resultat halten.

Wie oft aber geschieht es, daß bei irgend einer Entwicklung das Resultat ganz anders, ja oft gegen den Zweck ausfällt.

Es ist somit schon unlogisch, Zweck und Resultat gleichzustellen, und unlogisch, von einem Zweck zu reden, nachdem man einen Bestimmer, Anordner, Feststeller des Zweckes absolut verleugnet. So begegnen wir im neuen Glauben des Dr. Strauß derartig kolossalen Widersprüchen, Inconvenienzen, Räthseln und Verstößen gegen alle Logik (was man kurzweg einen kompleten Unsinn nennt), daß der Zweifler, der noch Logik besitzt, wieder getrost zu dem von Strauß selber zu Ehren gebrachten Bibelspruch zurückgreift.

„Es sagt der Thor in seinem Herzen: es ist kein Gott.“

Diese Willensbestrebung (des durch den Dünkel über seinen Geist und sein Wissen ungebührlich aufgeblasenen kleinen Julian), Gott im ganzen Universum keinen Platz für sein Dasein zu vergönnen, ihm die Wohnung aufzukündigen und einen albernen Witz über „seine Wohnungsnoth“ zu machen, ist der Hauptzweck der ganzen Strauß'schen Schrift.

Mit der Verleugnung Christi, des Gott- und Menschensohnes, hat er begonnen, mit Verleugnung der Weltschöpfung und des Weltschöpfers schreitet er fort, mit dem Untergang jeder Menschenpersönlichkeit, und am Ende des ganzen Geschlechts hat er geendet, und mit der letzten Consequenz, daß die Erde und mit ihr die ganze Geschichte der Menschheit in ein Nichts verduften wird, so daß auch kein lebendes Wesen von der Menschengeschichte auch nur eine Ahnung haben soll, hat er seinem Werk die Krone aufgesetzt.

Es ist ihm übrigens zu danken, daß er consequent den Weg der Negation abgeschlossen und gezeigt hat, wie die Verleugnung desjenigen, der von sich sagen konnte: „Ich bin das Licht der Welt, wer mir nachfolgt, wandelt nicht in Finsterniß“ geradewegs zum Nihilismus führt.

Strauß hat der Menschheit durch seinen neuen Glauben das Loos der Verzweiflung angekündigt; aber auch hier hat sich bestätigt, daß vom Tragischen zum Lächerlichen nur Ein Schritt ist. — — Statt der frohen Botschaft des Heiles, statt des Evangeliums gibt der mitleidige Professor aus Tübingen der Menschheit „Nathan den Weisen“ und „Hermann und Dorothea“ in die Hand und wenn das nicht genügt,

so soll sich diese verzweifelnde Menschheit von den großen Musikern etwas aufspielen lassen!

Das ist des Blödsinns höchste Phase,
Das ist der Strauß in der Extase,
Er tröstet uns: Lest nur den „Nathan“:
Das heißt auf deutsch: Hol Euch der Satan!

Zum Schlusse lassen wir noch die Verurtheilung der Strauß'schen Trostgründe von Seite eines entschiedenen Atheisten folgen, bei dessen Bekämpfung von Seite unserer Gegner der gewöhnliche Vorwurfskehricht: Jesuitismus, Ultramontanismus sicherlich nicht in Anwendung gebracht werden kann. Dühring sagt über den musikalisch-belletristischen Trost im Sterben, wie denselben Strauß producirt, Folgendes:[1])

„Um auch aus der Augenblicksschriftstellerei ein Manchem bekanntes Beispiel in Erinnerung zu bringen, so hat der verstorbene Theologe und Kritiker gelehrter Theologen, David Strauß, noch eine Zeit vor seinem Tode die Zweideutigkeiten und Hinterhaltigkeiten, mit denen er das Publikum während seines frühern Lebens bald mehr, bald minder hinterging, schließlich, so weit es sein Charakter überhaupt gestattete, einiger Maßen aufgegeben, und wenigstens rundweg erklärt, daß die Kirche wegfallen könnte. Indem er dies noch mit einem Anflug von Predigerton that, glaubte er nun auch einen „neuen Glauben“ als Surrogat des „alten Glaubens“ nachweisen zu können und bestimmte diesen von ihm beliebten neuen Altenweiberglauben dahin, daß hauptsächlich die Abfälle der englischen zoologischen Coterie, also etwas Darwinismus-Spielerei, die sich doch mit spiritistisch- wissenschaftlichen Altenweiberkünsten nach Art eines Wallace sehr gut verträgt, und dazu noch etwas Kunst und Musikmacherei den Platz der weggeräumten Kirche einnehmen sollte. Von den Plattheiten der Darstellung dieser dürftigen Gedanken zu schweigen, so ist dieser neumodische geistliche Rathschlag an die höheren und die sogenannten gebildeten Classen gerichtet und hierzu paßt auch das politisch rückläufige Zubehör, welches in dem neuen Straußglauben an die heilbringende Kraft der Todesstrafe und an das über alle Gerechtigkeit erhabene Faustrecht der Gewalten alten Styls ausgekramt wurde. Wenn beispielsweise das Göthelesen und ein Göthecultus zum Religionssurrogat des neuen Glaubens gehören, so ist das hochkomisch. Jedes gebildete Dirnchen, welches sich den „Gott und die Bajadere“ zu Herzen genommen, und mit der Faustmoral und andern Faustrechten ein wenig getändelt

[1]) Dühring: Der Werth des Lebens. Leipzig 1881. 3. Aufl. S. 275.

hätte, wäre demgemäß in das Heiligthum des neuen Glaubens eingeführt, oder besser gesagt mit ihm angeführt."

Dühring hat sich in seinen philosophischen Beobachtungen rein auf den begrifflichen Standpunct gestellt, er hat mit allen Halbheiten gebrochen und aufgeräumt. Was in die mathematische Form, in das begreifliche Leben sich nicht rangiren läßt, verfällt bei ihm der Negation. Nach ihm gäbe es keinen transcendenten außerweltlichen Gott und somit auch keinen Geist, der außer dem Körper fortdauern könnte. Er ist kein specifischer Feind der katholischen Kirche, er stellt in Bausch und Bogen die transcendente Wirklichkeit Gottes und das Erkennen derselben im Menschengeiste, dem Ebenbilde Gottes, in Abrede. Er ist, das muß man ihm lassen, consequenter als alle negativen Geister, die auf halbem Wege stehen geblieben sind. Er hat den Materialismus systematisirt. Sein Kampf ist der consequenteste. Göthe mit seiner Hoffnung auf die Natur, welche „verpflichtet ist", seinen Geist fortdauern zu lassen; Lessing mit seiner Seelenwanderung, Strauß mit seinem lächerlichen Trost, den der Mensch statt in der Bibel in „Hermann und Dorothea" und in „Nathan dem Weisen" suchen soll; alle drei treibt er, consequenter und kräftiger in der Consequenz, aus ihren unhaltbaren Positionen heraus. Er vernichtet geradewegs die Heuchelei der sich „liberal anstellenden Theologen wie des widerwärtigen Schleiermacher", ja er sagt über die Verbreitung des Darwinismus (im „Werth des Lebens" S. 25):

„Allein das Umsichgreifen der Uebrigen, und namentlich der unwissenschaftlichen Bestandtheile des Darwinismus würde unerklärlich bleiben, wenn man nicht daran dächte, daß diese schlechteren Lehren von den ihnen entgegenkommenden Brutalitätsgrundsätzen begierig aufgenommen, und im Dienste der wahlverwandten Mächte des Tages großgezogen wurden. So ist denn heute der darwinistisch vorgestellte demoralisirende Daseinskampf zum populären Schlagwort, und zum theoretischen Beschönigungsmittel des frechsten Egoismus geworden. Das eigene Dasein auf die Vernichtung des fremden Lebens gründen, das ist das Princip, welches sich in cynischer Nacktheit aus der Daseinskampftheorie entpuppt hat. Die Uebertragung dieses Princips auf alle privaten und öffentlichen Verhältnisse der Einzelnen und der Völker ist gegenwärtig das Hauptmittel, durch welches die universelle Demoralisation am bewußtesten fortschreitet. Die lebenscompromittirende

Corruption, die alles Vertrauen des Menschen auf den Menschen untergräbt, hat das theoretische Gift, dessen sie zu geistigen Ergänzungen ihrer sittlichen Verwüstungen bedarf, hauptsächlich in dieser Lehre vom Kampf um das Dasein herausgefunden, und verwerthet es im Leben und in der Literatur nach allen Richtungen." —

„Der Kampf um das Dasein soll einen Fortschritt mit sich bringen, aber es kann eben nur der Fortschritt von Gewalt und List sein, was nach dieser Ansicht zu triumphiren hat. Jedes Wesen kämpft gegen die andern für sein und gegen das fremde Dasein und Wohlleben, es bestrebt sich daher, den Weg zum Ziele von aller Concurrenz zu säubern und, wenn ihm dies gelingt, so hat es sich nach der herrlichen Theorie sogar ein Verdienst um die Vervollkommnung seiner Art erworben, denn die Vorzüge, die ihm zum Siege verholfen, mögen sie nun in dem Gebrauch der Gewalt oder der List oder in der Befähigung zu irgend einer Niedertracht bestanden haben, können sich nur fortpflanzen, während die Eigenschaften der Besiegten mit ihren Trägern untergegangen oder wenigstens unterdrückt und an der Entwicklung verhindert sind. Hiernach ist das erste Gebot, stets der Stärkere und Ueberlebende zu bleiben. Ohne die Aufzehrung des fremden Lebens und Wohlseins zur Steigerung der eigenen Macht kann in diesem herrlichen System die Cultur nicht gefördert werden. Die schönsten Blüthen der letzteren werden gerade dadurch gezeitigt, daß der Stärkere den Schwächeren niedertritt. Diese mehr als brutale Consequenz erinnert lebhaft an die neue Rechtfertigung, welche aus der Daseinshauptlehre jedem Raubmörder zu Gebote stände, wenn er nur das, freilich für seinen einfachen Standpunkt zu hoch gegriffene Gelüst coquettiren wollte, sich auch einmal moralisch zu glorificiren. Er hätte nur nöthig, all seine Raub- und Mordgeschicklichkeit in die Waage der neumodischen Gerechtigkeit zu werfen und dabei bemerklich zu machen, wie bedeutend ihn diese Eigenschaften im Kampf um das Dasein begünstigten, und wie Aussicht vorhanden sei, durch allmähliche Fortpflanzung die allerschönste Species zu erzielen, der einst Alles, was ihr am Wege in die Hände fiele, tributpflichtig werden müsse." —

In dieser Weise fährt Dühring noch eine gute Strecke fort, die Consequenzen der Darwinslehre auf's praktische Leben bloßzulegen.

Dühring räumt mit allen neueren destruktiven Systemen auf, und zwar mit einer scharfsinnigen Ausgliederung der Consequenzen derselben. Sein Irrthum besteht nur darin, daß er eine ethische Umwandlung der Menschheit bei seinem ausgesprochenen Materialismus für möglich hält und der Meinung ist, diese Umwandlung könne Dauer und Bestehen haben. Dühring ist wie ein gewaltiger Raubfisch in einem Teiche, der nicht nur die

Karpfen, sondern auch sämmtliche Hechte und andere kleinen Raubfische unerbittlich verschlingt. —

Dühring muß nach seiner zeitweilig hochgradig durchbrechenden Erbitterung — von Seite der Professorenwelt viele unvergeßlich seiner Seele eingeprägte Bitterkeiten erfahren haben.

So z. B. ergreift er die Gelegenheit, bei seiner Besprechung und Verurtheilung der Vegetarianer zu sagen (S. 267):

„Die Hervorkehrung einer Rücksicht auf die Thiere ist nur in wenigen Fällen keine Heuchelei, denn durchschnittlich zeigen sich die bürgerlich wohlgenährten Herren Vegeterianer, die es übrigens mit ihrer Fleischenthaltung vielfach nur bei Schaugastmählern streng nehmen, um das Loos der wichtigsten Thierart wenig bekümmert. Menschen gegenüber bleibt die Halsabschneiderei wohl gelitten, und wird gelegentlich wohl auch von Manchem geübt, der für sich keine Schweine stechen und keiner Taube den Hals umdrehen will. Kein Fleisch essen, aber Blut saugen, das ist nicht bloß kein logischer Widerspruch, sondern findet sich gelegentlich auch bei Förderern des vegetarianischen Humbugs vertreten. Mir sind Prachtexemplare dieser Art in meiner persönlichen Erfahrung vorgekommen, wo es sich um meine eigene Kehle handelte u. s. w."

Ebenso verbittert und aus eigener Erfahrung von erlittener Verfolgung genommen ist folgende Stelle (S. 303):

„Nicht die Thatsache, daß Einzelne in der Gesellschaft unverschämt spitzbübisch handeln, sondern daß sie im Falle des juristischen Vorgehens oft unverfolgt bleiben und im Falle einer bloß durch die öffentliche Meinung zu ahndenden Schändlichkeit von ihrer Gruppe oder Coterie geschützt und dem Publikum weiter als Ehrenmänner ausgespielt werden, erst solche verallgemeinerte Hintansetzung der guten Grundsätze wird das entscheidende Merkmal sittlicher Auflösung.

„Unter solchen Umständen nützt es nicht einmal mehr, den Gauner öffentlich durch zwingende Beweisgründe zu überführen, ja selbst gelegentlich abgenöthigte gerichtliche Verurtheilungen haben alsdann keine moralische Tragweite, denn die saubere Genossenschaft sorgt dafür, daß trotzdem das ehrenhafte Mitglied, falls die Sache nicht völlig grobfädig, nämlich ein gemeines, allem Volke, geläufiges Verbrechen greifbarster Art ist, im besten Ansehn, und äußerlich wo möglich noch mehr geehrt als zuvor, seine gesellschaftliche Rolle fortspiele u. s. w."

Hochpsychologisch merkwürdig sind die Gedanken Dühring's, wenn er von der Feindseligkeit der Gelehrten verfolgte und

unterdrückte Männer, welche im Vertrauen auf Gott und Jenseits ihr herbes Loos ertragen haben, mit modernen Materialisten und ihrem verzweifelten Loose vergleicht (S. 270):

„Auf den Höhen des Geistes ist der größere Schmerz mit dem größeren Gegenstande auch umfassender und intensiver, aber nicht minder ist es auch die Kraft, welche dem größeren Leiden gewachsen bleibt und es schließlich, wie auch das äußere Schicksal werden möge, in einen Triumph verwandelt. Man denke nicht bloß an Bruno (Giordano), sondern, um auch das Gebiet der kühleren Wissenschaft nicht zu vergessen, an einen Galilei. Vergleicht man des letzteren ruhige Forschergewißheit mit den elenden Ränken der bornirten und boshaften Aristoteliker und sonstigen persönlichen Neider, so wird man gewahr, daß der große physikalische Denker sich innerlich nicht etwa in erster Linie über eine principielle Feindschaft der Kirche zu erheben, sondern, was den Kern der Sache ausmachte, das Gift des persönlichen Hasses der ihm zunächststehenden Gelehrtenkaste zu verschlucken und dessen Wirkung zu überwinden hatte. Man macht sich eine falsche Vorstellung von den weltgeschichtlichen Verfolgungen bedeutender Geister, wenn man jene unmittelbar und in erster Linie auf die Kirche oder den Staat zurückführt. Beide sind in manchen Richtungen sehr allgemeine Wesen und hätten sich nicht gerührt, wenn nicht eine dem zu Verfolgenden näher stehende feindliche Kaste oder Gruppe, ja innerhalb dieser selbst ganz bestimmte persönliche Hasser die Initiative ergriffen und Kirche oder Staat erst in Bewegung gesetzt hätten. So war es auch mit Galilei, der schon gleich mit Beginn seiner Studien die Feindschaft der neidischen Aristoteliker, die damals über die Universitäten verfügten, zu erproben hatte. War doch auch schon im Alterthum gegen Sokrates die Religion eine nur von Sophisten, Dichterlingen und andern persönlichen Feinden benutzter Vorwand gewesen. Um auch an ein lehrreiches Philosophenbeispiel aus unserm Jahrhundert zu erinnern, so wurde der Vertreter der positiven Philosophie, August Comte, aus seiner Stellung an der polytechnischen Schule, also aus einer mathematischen Funktion, die ihm seine Existenzmittel lieferte, durch Gelehrtenränke, und namentlich durch diejenigen des politisirenden Physikers Arago, zur bleibenden Schande des Pariser Professorenthums schändlich entfernt. Das vollkommenste Gegenstück zu einem dem Galileischen ähnlichen Verdienst und Schicksal ist aber auch durch meine Schrift: Robert Mayer, der Galilei des 19. Jahrhunderts, Chemnitz 1880 dem Publikum enthüllt worden. In der Beantwortung der großen Entdeckung des mechanischen Kraftmessers der Wärme mit der Andichtung von Größenwahnsinn bei ihrem Urheber und mit wirklicher Hineinspielung Robert Mayer's in ein Irrenhaus, wo er im Zwangstuhl seine neue physikalische Wahrheit als Unsinn widerrufen sollte, in dieser Beantwortung, der die Bestehlung

Robert Mayer's um eben diese Erfindung zur Seite ging, hat sich das Gelehrten-Verbrechen in seiner Nacktheit bethätigt, ohne durch Kirche oder Staat maskirt zu sein. Das nächste Hauptstück, in welchem das Gelehrtenverbrechen auf deutschem Boden auf seine eigene Rechnung, ohne kirchliche oder staatliche Maskirung demnächst zur Welt kommt, ist das gegen mich gespielte Stück gewesen, dessen verschiedene Akte der Leser in dem Buche über meine Sache, mein Leben und meine Feinde (Dühring's) nachlesen kann." „Das Publikum wird die Denk- und Handlungsweise der im Bereich der Wissenschaft Angefeindeten und Verfolgten richtiger bemessen, wenn es den modernen Unterdrückungsmanieren bis in deren geheimste Schlupfwinkel nachspürt. Es wird alsdann begreifen, daß zum Ueberwinden dieses civilisirten Raffinements des Uebels auch eine anderartige, in einzelnen Richtungen höher entwickelte, ausdauernde Widerstandskraft gehört; die jetzt erforderliche Selbstaufopferung hat sogar im Politischen, aber noch weit mehr in der Wissenschaft ihre Gestalt mit den äußeren Verhältnissen, und zum Theil auch beide mit der betroffenen maßgebenden Lebensauffassung ändern müssen. Sie hat aber darum nicht minderen, sondern mit dem gestiegenen Bewußtsein der Lebensbedeutung noch größeren Werth. Unsterblichkeitsgläubig in den Kerker und Tod gehen, war gewiß ein Zeugniß von großer Bedeutung, zumal wenn es nicht den religiösen Wahnfanatismus ausgemalter Himmelsfreuden zur Ursache hatte, sondern wie bei Moralisten und Denkern nach Art eines Sokrates und Bruno doch nur von einer sehr allgemeinen und erblassenden Vorstellung vermeintlicher Jenseitigkeiten des Todes unterstützt werden konnte." — —

Hier sehen wir den hochverbitterten Dühring in den Fanatismus des Atheismusglaubens verfallen, denn der Atheismus ist ein wahrhaft fanatischer Glaube, er ist der eigentlich echte Aberglaube. Dem Menschen ist es eben freigestellt, wenn er zum Gebrauch seiner Vernunft gekommen, wenn er das Wort der in Christus geoffenbarten Wahrheit vernommen hat, sich dieser Wahrheit im Bewußtsein von dem Grund dieses Glaubens zuzuwenden oder ihr den Rücken zu kehren.

Es gehört eine bedauernswerthe Verbissenheit in den Atheismusglauben dazu, jene, die im festen Glauben an das jenseitige Leben Leiden und Tod über sich ergehen lassen, des religiösen Wahnfanatismus zu beschuldigen; das ist wohl das bitterste, ungerechteste Urtheil, welches je gegen die heiligen Blutzeugen ausgesprochen worden.

Wir ersuchen den Dr. Dühring, in ein Hospital sich zu begeben, in welchem barmherzige Schwestern nach Christi Wort: „Was ihr dem mindesten meiner Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan" ihr Leben den Kranken weihen, vor keiner Epidemie, vor keiner Todesgefahr zurückschrecken; auch trotz des Undankes, den sie erfahren, ihrer heiligen Pflicht nachkommen, allen Freuden des Lebens in Opfermuth entsagen: wird er da noch die edelsten Früchte an den Zweigen christlicher Nächstenliebe als durch den „Wahnfanatismus" gezeitigt zu erklären wagen? — In der That, nur im Gebet, im Vereine der Rebe mit dem Weinstock, nach Christi Wort, können diese Früchte reifen, nur der Hinblick und die Hoffnung auf das jenseitige Leben können die arme Menschenseele mitten in dieser vor Augen daliegenden Noth und Bedrängniß im Dienste der Nächstenliebe aufrecht erhalten.

Wir erwähnen dieser Dienerinnen christlicher Liebe deshalb, weil die Orte ihres beständigen Opferlebens zugänglich sind. Die Blutzeugen vom heiligen Stephanus an, der für seine Mörder gebetet, bis in die neueste Zeit, nach tausenden zählend, des religiösen Wahnfanatismus zu beschuldigen, weil sie unsterblichkeitsgläubig freiwillig in den Tod gegangen sind, sie mit dem Schmähworte Wahnfanatismus zu belegen, trotzdem daß man an ihnen ein „Zeugniß von großer Bedeutung" anerkennt, das ist ein eben so ungerechtes als unedles Urtheil!!

Wenn Dühring Sokrates und Bruno als ein Gespann zusammenfügt, so ist zu bedenken, daß Sokrates durch das Licht, das jeden Menschen erleuchtet, durch den Logos, gott- und unsterblichkeitsgläubig aus der Welt gegangen ist; Giordano Bruno ist nach der Ansicht des mittelalterlichen Staatslebens als ein Staatsverbrecher verbrannt worden; wir sind weit entfernt, dieser Maßregel das Wort zu sprechen, aber Dühring selber bekennt ja, daß diese Gattung Verurtheilungen in erster Linie nicht der Kirche und dem Staate auf die Schuldentafel geschrieben werden sollen.

Daß Sokrates und Bruno, weil sie nur eine allgemeine und erblassende Vorstellung vermeintlicher Jenseitszustände in sich getragen, viel billiger und nachsichtiger beurtheilt werden,

können wir ebenfalls wieder nur dem fanatischen Glauben an den Atheismus zuschreiben.

Nun müssen wir aber noch vernehmen, welches Martyrium der Neuzeit Dühring höher geschätzt wissen will, als das Martyrium der Blutzeugen, die in der Hoffnung auf das Jenseits hingegangen sind. Er fährt fort (S. 272):

„Im vollen Bewußtsein aber von der Einzigkeit und den Reizen des Lebens, welches durch diese Auffassung [1]) einen weit höheren Werth enthält, dasselbe dennoch nach und nach stückweise, und erforderlichen Falls auch ganz daranzugeben, um die besseren Ziele des Geistes nicht zu verfehlen, das ist eben die auf den höheren Stufen der Entwicklung gestellte Aufgabe, über deren Ansprüche an das Menschenmögliche ich hier weiter keine Vergleichung anstellen will."

Wir wollen durchaus nicht in Abrede stellen, daß es sehr unangenehm ist, wenn ein Professor durch Ränke seiner Gegner von seinem Lehrstuhl verdrängt und in den Pensionsstand versetzt wird; wir wollen auch sehr gerne zugeben, daß ein erlittenes Unrecht auf jenen Menschen um so einschneidender wirken muß, wenn er in seinem Glauben an den Atheismus sich jede Hoffnung auf eine einstige Ausgleichung abgeschlossen hat, daß man aber eben deshalb seiner Verdrängung vom Lehramte und seiner Pensionirung einen weit höheren Werth zuerkennen soll als dem Martyrium der Blutzeugen, weil er „die bessern Ziele des Geistes nicht verfehlen wollte", das ist uns absolut unverständlich, denn wir wissen ja auch nicht, welche bessern Ziele des Geistes dieser Martyrer angestrebt hat, und wissen daher auch nicht, ob diese Ziele wirklich bessere Ziele des Geistes sind, als die positiv guten Ziele, gegenüber welchen diese sogenannten besseren Ziele höher gestellt werden.

Wenn Jemand aber den Glauben an Gott und Unsterblichkeit aufgegeben hat, um dem Glauben an eine Welt ohne Gott und an die Vernichtung des Menschenwesens im Tode sich hinzugeben, so muß er (nicht in Gottes Namen, sondern in Nicht-Gottes Namen) eben jene Verzweiflung auch zu ertragen wissen, in die er sich durch sein Glaubensbekenntniß an den Atheismus hineingestürzt hat.

[1]) Des Glaubens an den Atheismus und die totale Vernichtung des Menschen im Tode.

Was das nach und nach stückweise darzubringende Lebensopfer anbelangt, so trifft das nicht nur einen pensionirten Professor, der es nicht einmal freiwillig, sondern gezwungen darbringen muß, es wird ein wahres Opfer bei jenen, die einen beschwerlichen Beruf für ihr ganzes Leben um Gottes willen sich gewählt haben, und die um Gottes willen in diesem Berufe bis an ihr Ende ausharren.

Uebrigens wollen wir gerade in Dühring ein Beispiel sehen, wie auch ein Mensch, ausgerüstet mit Schärfe des Verstandes und einem hohen Sinn für Sitte und Gerechtigkeit, durch erlittene Drangsale und bittere Verfolgung aller Art von Seite seiner Mitmenschen in den Glauben an den Atheismus sich hineindrängen ließ, nachdem er zuerst den Glauben an die Menschheit verloren hat! Wir erkennen in Dühring einen reich begabten Geist, schätzen an ihm auch einen sittlichen Charakter und können nur von Herzen bedauern, daß er sich durch erlittene Bitterkeiten von Seite seiner Umgebung bis zum trostlosen Abgrund des Atheismus hat hinführen lassen.

Christus, der Logos, konnte sagen: Ich bin das Licht der Welt, wer mir nachfolgt, wandelt nicht in Finsterniß, sondern wird das Licht des Lebens haben. — —

Der Atheist sagt: Ich bin die Finsterniß der Welt, wer mir nachfolgt, wird nicht im Lichte wandeln, sondern die Finsterniß des Lebens haben! — —

Es wird eben jeder die Früchte jenes Glaubens genießen, dem er sich hingegeben hat.

B. Straußens „Ulrich von Hutten."

Motto:

Strauß meint: den Gott- und Menschensohn
Hab' er gehörig abgethan,
Und hebt dafür voll Spott und Hohn
Den Ulrich Hutten himmelan!
Doch ist es leider sonnenklar,
Was Hutten für ein Martyr war.

1. Das seuchenartige Umsichgreifen der Hutten-Verherrlichung.

Anfangs der zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts ist die Glorificirung Hutten's in das Stadium eines erneuten Aufschwunges eingetreten; sie hat sich darnach durch 60 Jahre epidemisch fortgeschleppt und dort, wo sie wuchern und wüthen konnte, alle bisherigen Anschauungen über Sitte, Recht und Ehre von oberst zu unterst gekehrt. Strauß hat, um sich in seiner Negation Christi und der Erlösung consequent, vollkommen hartgesotten und unbekehrbar zu manifestiren, dem Hutten zu Ehren ein „Monumentalbuch" geschrieben. Eine undankbare Arbeit! Es ist ihm nicht gelungen, den Hutten rein zu waschen, aber er selber hat sich dabei die Hände schmutzig gemacht.

In der Aarauer Zeitung Nr. 1 vom 6. Juni 1821 und im Freiburger Wochenblatt vom 27. Mai 1821 Seite 130 haben zwei innig verbündete Freunde die in 2 Jahren darnach zu erfolgende Huttenfeier (die erst am 29. August 1823 stattgefunden) eingeleitet, indem sie unisono ihre Loblieder auf die großen Tugenden des Hutten losgelassen haben. Münch hat in Berlin bei Reimer (1821—1827) sämmtliche Schriften Hutten's in 6 Bänden herausgegeben.

Den Bonner Juristen Eduard Böcking ließ der unverdiente Ruhm Hermann Münch's nicht ruhen; er veranstaltete eine

neue prachtvolle Ausgabe Hutten's[1]) und wollte damit den Beweis liefern, daß Münch's Ausgabe ein Sudelwerk und gar nichts werth sei.

Wie glücklich wir jetzt in Deutschland sind, seit eine sehr correcte Ausgabe des sehr uncorrecten Huttenlebens existirt! Daß Hutten „De Guajaci medicina et morbo Gallico" ein Trost- und Hilfsbuch für seine Freunde und Verehrer geschrieben, konnte die Bewunderung über und die Hochachtung vor diesem Gutedel bei seinen Verehrern nicht mindern. Hermann Münch läßt sich in seiner Anbetungswuth Hutten's so weit über die abschüssige Bahn hinunterreißen, daß er (im 3. Bande p. 231) jeden, welcher diese Krankheitserscheinung und Heilmittelpublikation bedenklich finden möchte, einen feigen Buben nennt. Wer nun im Gedränge dieses Syllogismus schon keine andere Wahl hat, als: ein feiger oder ein unverschämter Bube gescholten zu werden, wird schon ehrenhalber zwischen zwei Uebeln das kleinere wählen.

Münch leitet die pathologisch-klinisch-medicinische Schrift des großen Hutten mit einer — moralische Entrüstung athmenden Vorrede ein, welche den ethischen Standpunkt des glücklichen Autors vollkommen kennzeichnet.

„Der Tribut, den eine über sein Zeitalter erhabene, oder dasselbe durch überlegene Kraft mitbildende Männergestalt dem Gemeinen entrichten muß, um daran gemahnt zu werden, daß sie (die Gestalt) noch mit allen Fesseln der Naturnothwendigkeit gebunden sei, ist häufig sehr hart, und der einzige Pfeiler gewesen, an welchen werthlose Zeitgenossen oder unwürdige Nachkommen mit Verhüllung ihrer eigenen Blöße sich anzuklammern vermögen.[2]) Die schwache Seite eines solchen Mannes von der Scheelsucht eines feigen Buben aufgefaßt, kann dann nicht genug, um das bleibende Verdienst herabzuwürdigen, durch alle Generationen durch ausgetrommelt werden. Einen solchen Tribut mußte auch Hutten entrichten. Die Verirrungen eines Augenblickes hatten ihm schon in frühen Jahren ein Uebel zugezogen, das die

[1]) Ulrici Hutteni, Equitis Germani, opera quae reperiri potuerunt omnia edidit Eduardus Böking. Lipsiae in aedibus Teubnerianis 1861—1864. V Volum. et I Supplem.

[2]) Aber wer wird sich denn an einen Schandpfeiler (Pillory) anklammern? Wer lateinisch über ein französisches Ereigniß schreibt, soll doch die allgemeine Logik nicht außer Acht lassen. Wer aber bei Hutten nur diesen „einen Schandpfeiler" findet, der muß den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen!

Blüthe seiner physischen Kraft zerfraß, obgleich der Geist, ungeschwächt und über die Schmerzen Herr, keck bis ans Ende sein großes Ziel verfolgte. Dies Uebel war es aber auch, welches ihn gerade in der herrlichsten und ereignißreichsten Epoche seines Auftretens dem Vaterlande und der Freiheit Deutschlands zu früh entriß."

Bei all diesem Huttenlob ist Münch dennoch ein Stümper geblieben. Es kommt stärker!

2. Die höchste Leistung im Huttenlob. Veranstaltung einer Prachtausgabe des berühmten Werkes Hutten's: „De morbo Gallico".

Ein Franzose hat alle deutschen Huttenverehrer weit überflügelt, er ist immer aufwärtser aufgestiegen, bis er den wärtsesten Gipfel erreicht hat. Dr. Potton, gewesener Präsident der kaiserlichen medicinischen Gesellschaft zu Lyon, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, der schönen Künste u. s. w., hat Hutten's besagte medicinische Specialität französisch herausgegeben: „Livre du chevalier Allemand Ulric de Hutten sur la maladie française et sur les propriétés du bois de Gajac." Geschmückt mit dem Portrait des Autors sammt einer historischen Einleitung zu dem Leben und zu den Werken Hutten's. Aus dem Latein in's Französische übersetzt, mit Erklärungen, medicinischen und kritischen Beobachtungen, historischen und bibliographischen Noten. (Imprimerie de Louis Perrin 1865.) LXXXIII Seiten Vorwort und 210 Seiten Text. Prachtausgabe in alterthümlichem Druck mit eigens der Zeitmode Hutten's nachgeschnittenen Lettern.

Es möge hier einiges aus einer Besprechung dieser französischen Ausgabe von Hutten's Ehrenschrift seitens der „Hist.-polit. Blätter" in München[1]) angeführt werden. — „Für denkende Leute liegt in der Entstehungsgeschichte der Uebersetzung der Trost, daß der Fasching nicht allein in Deutschland zu Hause ist, denn wie einst der deutsche Verfasser das Buch über seine Krankheit einem deutschen Fürsten widmete, so widmet der französische Uebersetzer dasselbe zwei treuen Freunden.

---

[1]) LVIII. Bd. S. 542.

Allerdings ein eigenthümlicher Dedikationsgegenstand alter Freundschaft, der nicht eben jedem Gefühle zusagen würde. Die Entstehungsgeschichte der französischen Uebersetzung ist noch weitaus interessanter. Von schweren Familienheimsuchungen(!!) getroffen, sucht der Verfasser seinen Trost in der Uebersetzung der „Syphilis". Er sagt:

„„Das Buch, welches ich jetzt veröffentliche, ist von mir vor 18 Jahren übersetzt worden. Ich war damals schwer betroffen in meinen Freuden und Hoffnungen als Familienvater, ich suchte vergeblich in der medizinischen Praxis Zerstreuung für meinen Schmerz: ich war unfähig zu anhaltenden Studien, und auf einen Punkt gerichtete Geistesthätigkeit, da fiel mir durch Zufall das Werk Ulrichs von Hutten in die Hände.""

So weit Dr. Potton. Als der edle Ancius Manlius Boethius, verleumdet, einen Aufruhr angestiftet zu haben, zu Pavia im Kerker lag und vom Kaiser Theoderich zum Tode verurtheilt wurde, schrieb er mit männlich christlichem Muthe seine Schrift: „De consolatione Philosophiae". Als der große aber unglückliche Savanarola im Kerker lag, bearbeitete er in einer die Welt noch heute ergreifenden Weise den Psalm Miserere mei Deus; der Franzose schöpft Trost in der Bearbeitung der „Syphilis" und erzählt, in hohem Grade unbefangen, wie ihn schwere Familienheimsuchungen zu dieser eigenthümlichen nicht sehr saubern Trostquelle hingeführt haben.

Merkwürdig bleibt es, daß immer, wenn die Zeit einer moralischen Calamität, einer socialen Fäulniß, einer weitgreifenden Revolte im Anzuge ist, die Fahne Hutten's aus dem Zeughause der Krakehler hervorgeholt und mit Zimbel- und Paukenklang in Deutschland herumgeschleppt wird, mit der Aufforderung, die edle, freie, deutsche Jugend möge sich in diesem Zeichen vereinigen, um gegen Fürstentyrannei, Adelsübermuth, Pfaffenherrschaft den Sturm zu beginnen.

Nachdem aber jetzt alle diese Herrschaften schon so ziemlich abgeschwächt sind und das Volk unter dem Drucke seiner modernen Ausbeuter frei aufzuathmen beginnt, wird der mit Gaunereien der niedrigsten Sorte historisch dekorirte Hutten kaum mehr als eine erfolgreiche Parole bei den nahenden Kämpfen benutzt werden können.

3. Hutten ein Muster deutscher Jugend und Mannheit! Hutten aus seinen eigenen Schriften geschildert. Protestantische Gelehrte verurtheilen den Hutten.

In der Schweiz hatte man also anfangs der zwanziger Jahre wieder auf's Neue den Ulrich von Hutten „als Muster und Vorbild deutscher Jugend und Mannheit, in dessen Erscheinung sich unser ganzes besseres Wesen abspiegelt", unbedingt hingestellt, und in Norddeutschland fand dieser Jubel tönenden Wiederhall. —

Die Revolution braucht eben auch einen Heiligen und in Hutten hat sie einen solchen gefunden.

Nun ist aber constatirt, daß Hutten in seinem unbändigen Hochmuth keine Ehrfurcht vor Eltern, Lehrern und Obrigkeiten gekannt, daß er seinen Wohlthätern mit Undank vergolten; daß er an einem Freunde zum Verräther geworden und ihn durch die kränkendste Mißhandlung in den Tod zu stürzen gedroht; daß er sich unberufen in fremde Händel gemischt, um seinen Haß gegen Fürsten und Widersacher befriedigen zu können; daß er sich nicht nur durch Unzucht vergiftete, sondern unverschämt genug war, seiner Thaten sich öffentlich zu rühmen; daß er über geistliche und weltliche Obrigkeiten die schändlichsten Lügen ersonnen, um die Untergebenen zum Aufruhr zu reizen; daß er Genosse des Aufruhrs ward und sein eigenes Vaterland mit Raub, Mord und Frevel geschädigt hat; daß er in Folge dessen vom Vaterlande vertrieben, endlich in der Schweiz eines schmacherfüllten Todes dahingestorben. Das ist der Mann, den man der deutschen Jugend zum Muster vorstellt.

Nun sind aber alle diese hier oben stehenden Anklagen nicht vielleicht aus Schriften von Hutten's Gegnern genommen, sie sind in seinen eigenen Schriften zu finden.

So schildert er sich in seinen Klagen gegen Lossius (Querelae adversus Lossium), der sich seiner im tiefsten Elend erbarmte.

Ein früherer Freund widmet ihm folgende Apostrophe:

„Du Bester, leidest nicht meinetwegen, ich bin weder ein Prophet, noch Patron der liederlichen Gesellen." „Gott und alle Geschöpfe sollen Euch zu Grunde richten! Ich bin unschuldig an

dem Gräuel, so ihr angerichtet, ich habe einen Abscheu vor Euerer begangenen Leichtfertigkeit; mir mißfallen Eure Briefe der Finsterlinge, ich habe Niemand dazu gereizt, ich habe niemals befohlen, solche Schmähworte und Gotteslästerungen zu schreiben, ich lege es auf Euer Gewissen. Ihr lichtscheuen Spitzb .... Erzkan .... seid Schuld daran, daß Ihre päpstl Heiligkeit und alle rechtschaffene Männer in der ganzen Christenheit mir feind sind, ich wollte, daß Ihr am Galgen hinget, und der Teufel Euch in Stücke zerrisse."

(Ep. in lament. O. V. XVI. p. 33.) Selbst Luther schrieb gegen Hutten an Spalatin, „daß er (Hutten) nach Blut dürste". (Ep. T. 1. pag. 332.) Joachim Camerarius sagt ausdrücklich (In vita Melancht. p. 93):

„Huttens Gesicht beim Reden zeige seinen wüthenden Charakter an." — „Wäre es seinem Rathe und Bestreben nachgegangen, hätte er Geld und Macht besessen, so würde er die ganze Weltordnung umgestürzt haben." Das nämliche bezeugen Melchior Adam (Vita Hutt. p. 25), Jakob Hofmann (Lex. univ. Tom. II. fol. 25) und Tessier (Les eloges des Savans), Arnold nennt ihn in seiner Kirchen- und Ketzerhistorie (P IV. Sect. 2. p. 392), „einen wüthenden, unruhigen Kopf, der zum Blutvergießen Lust hatte, und endlich zu Uffnau bei Zürich an der venerischen Seuche starb, wie uns Conrad Geßner (einer der gelehrtesten Physiker, 1515 geboren, und der deutsche Plinius genannt) ausdrücklich berichtet. Ebenso spricht der gelehrte Memke und M. Joh. Grossius (Lex. Pars. I. p. 1371), ein reformirter Prediger, der folgende Grabschrift für Hutten berichtet: Ulricus Huttenus eques et poeta in insula lacus Tigurini ex morbo gallico mortuus."

Das sind nun größtentheils protestantische Gelehrte, die über Hutten dies Zeugniß der Wahrheit ablegen.

4. Erasmus über Hutten. Schilderung der Thatsachen im Leben Hutten's.

Erasmus nennt in einem Briefe an Luther vom 8. Mai 1524 den Hutten „einen solchen verderbten Schelmen, desgleichen keiner vor ihm gelebt habe."[1]) Die Schrift Kieser's bringt den Schmähbrief Hutten's gegen Erasmus.

---

[1]) Aus der Vorrede der Schrift: Der Streit zwischen Ulrich von Hutten und Erasmus von Rotterdam. Von Karl Kieser. Mainz, Müller 1823. 330 Seiten.

Der Brief des Erasmus an „den unbefangenen Leser“ wird „Schwamm“ genannt, weil Erasmus mit diesem 120 Seiten langen Briefe alle Verleumdungen Hutten's ruhig und gründlich widerlegt hat. Dieser Brief (im Original lateinisch geschrieben) ist aber auch ein Sündenspiegel, wie ein solcher selten einem Dichter und Politiker vorgehalten worden ist. — —

Auf alle diese Zeugnisse hinauf gehört ein tollkühner Muth dazu, für Hutten's Größe einzustehen, ihn der Jugend und dem deutschen Volk als nachahmungswürdigen Helden hinzustellen. Diesen Muth hat Dr. Strauß besessen, und Kurz ging noch weiter, wie wir sehen werden, indem er einen literarhistorischen Purzelbaum schlägt und den Hutten wegen seiner hohen Sittlichkeit dem Erasmus gegenüber zu rühmen sich herausnimmt! — Kurz, der alle Excentritäten der linksten Linken nachäfft, hat sich dieser Heiligsprechung Hutten's auch noch schuldig gemacht!

Ein kurzer Abriß von Hutten's Leben (aber auf historischen Grundlagen) ist folgender:[1])

„Ulrich von Hutten, geboren zu Steckelberg am Main am 20. oder 21. April 1488, war der Sprößling eines der edelsten und ältesten Rittergeschlechter in Franken. Als elfjähriger Knabe wurde er von seinen Eltern in die Stiftsschule nach Fulda geschickt, um zum geistlichen Stande erzogen zu werden. Hier hat er die alten heidnischen Schriftsteller mit jenem Uebermaße von Begeisterung und Hingebung studirt, die dem Zeitalter eigenthümlich war, aber auch, von dem Geiste des antiken Heidenthums berauscht, dergestalt sich selbst und seinen Glauben verloren, daß er als entschiedener Feind des Christenthums dem Stifte und seinem künftigen Berufe heimlich entfloh. Durch die gemeinste Liederlichkeit sittlich vernichtet, durch die Lustseuche, an der er viele Jahre litt, und deren Verlauf er der Mit- und Nachwelt in klassischem Latein beschrieb, scheußlich verstümmelt, und körperlich zu Grunde gerichtet, bald bettelnd, bald an den Höfen der Fürsten oder bei der vornehmen Geistlichkeit schmarotzend, oder bei den gelehrten Vergötterern der Antiken das Handwerk grüßend, den Mäcenen schmeichelnd, jene, bei denen er seine Rechnung nicht fand, mit Pasquillen verfolgend, mit Leidenschaft sich in alle gelehrten Kämpfe mengend, von einigen geehrt, ja ausgezeichnet, ja als Dichter gekrönt, von vielen gehaßt und gefürchtet, von allen Bessern verachtet, seines Zeichens ein fahrender Poet, eine Zeitlang ohne Ruhe und Glück gemeiner

[1]) Hist.-pol. Blätter. 4. Bd. S. 262.

Soldat, manchmal, gewiß nicht mehr als er verdiente, geprügelt, schweifte er, ohne Beruf und festen Standpunkt im Leben, fast ein Jahrzehnt in Deutschland und Italien umher. Endlich ward er von seinem Vater wieder zu Gunsten angenommen, und ein trauriger Unfall, der einen seiner Verwandten traf (der Herzog Ulrich von Württemberg brachte ihn meuchelmörderisch ums Leben), war in sofern ein glücklicher Fund für ihn, als er ihm die Gelegenheit bot, sein schönrednerisches Talent in vielen Flug- und Streitschriften zu Gunsten einer gerechten und populären Sache leuchten zu lassen, und sich selbst gleichzeitig wieder bei seiner Familie einzuschmeicheln, die ihn wie einen Aussätzigen gemieden und aufgegeben hatte."

Freilich muß auch in dieser Sache die Wahrheit der Behauptungen eines so verdächtigen Sachwalters (Hutten), wo er sie nicht mit Dokumenten belegt, dahin gestellt bleiben und selbst der literarische Werth seiner Schrift ist wohl von dem beschränkten und einseitigen Standpunkte aus, den die unbedingten Bewunderer klassischer Latinität und ängstlich copirter altrömischer Formen sich zu eigen gemacht hatten, höher angeschlagen worden, als er es verdient.

Selbst Meiners, ein Lobredner Hutten's, gesteht, daß das Trostschreiben an den Vater des Gemordeten frostig, voller Gemeinplätze, trivialer, falscher und schiefer Gedanken sei. In der That aber ist dies Trostschreiben in seiner geist- und herzlosen, aber phrasenreichen Leerheit und Eitelkeit ein merkwürdiger Beleg für die Gottesvergessenheit vieler damaligen Philologen, denen es in einem fast unglaublichen Grade gelungen war, sich aller christlichen Reminiscenzen zu entschlagen und ihre eigenen Anschauungen und Gefühle mit der Denkweise der allerverkommensten und schlechtesten Zeiten des Heidenthums zu identificiren.

5. Der Bürgermeister Lossius läßt den Hutten durchprügeln. Thatsache! Warum? Schleier drüber!

Den Hutten hatte einst Lossius, der Bürgermeister von Greifswald, gastfreundlich aufgenommen. Was er dort für eine edle Handlung ausgeführt, was er „im Kampfe für Deutschheit, Freiheit und Wahrheit" (nach den Worten Straußens) für einer Heldenthat sich schuldig gemacht, darüber gibt es verschiedene Berichte. Erwiesen ist, daß ihm der Bürgermeister,

sein Wohlthäter, von seinen Leuten nachsetzen, ihn nackt ausziehen und so grausam durchprügeln ließ, daß er mehrere Jahre nachher noch seinem Freunde in Wien beim Schlafengehen die Spuren der dort empfangenen Hiebe zeigen konnte. — Als Quittung richtigen Empfanges schrieb er über den Bürgermeister ein Pasquill. — Das war die Art, mit welcher Hutten empfangene Züchtigungen zu bestätigen pflegte. — Diese Durchprügelung hat von jeher den Lobrednern Hutten's viel Herzleid und Kopfzerbrechens gemacht, und hat seiner Zeit zur Ehrenrettung dieser verfolgten Unschuld ein großer Tintenverbrauch, aber sehr vergeblich, stattgefunden.

Strauß eilt an gewissen Begebenheiten im Leben Hutten's scheu vorüber. Wenn man im Inhaltsverzeichnisse über die notorische Geschichte der Durchprügelung Hutten's zu Königsberg nachsuchen will, so findet man selbe nicht ausgeprägt. Sie kommt im 3. Kapitel ersten Bandes vor; das Kapitel hat die Ueberschrift: „Wanderungen und Abenteuer in Deutschland".

Wer es versteht, zwischen den Zeilen zu lesen, dem wird folgende Erklärung Straußens über die Hutten verabfolgten Schläge ein Lächeln abnöthigen. Nachdem Strauß den „beschönigenden" Bericht Hutten's aus den Satyren Hutten's zusammengestellt, fährt er fort (I. S. 63):

„Hätten wir nun auch von der Lötz'schen (des Bürgermeisters) Seite einen Bericht, wie wir ihn nur von der Hutten'schen haben, so würde uns die Vergleichung beider wohl manches erklärende Mittelglied an die Hand geben. Hutten war zu keiner Zeit seines Lebens das Lamm, wie er sich hier darstellt." Wir können nicht wissen, ob nicht auch in dem Benehmen des poetischen Ritters manches war, was den Professor verdrießen konnte.[1]) Hutten selbst stellt den Zorn desselben als eine Art von Eifersucht auf seine Ueberlegenheit an Kenntnissen dar. Als einem Juristen von altem Schlage scheint dem Manne humanistische Bildung fremd gewesen zu sein, allein hier fragt sich eben, ob der junge Poet sich immer enthalten haben wird, die Blößen, die jener gab, empfindlich zu berühren.[2]) Wie sich dies verhalten haben

---

[1]) Aber denken können wir uns, daß, nach Hutten's Lebensweise zu urtheilen, etwas Gewichtiges vorgefallen sein mußte, denn wegen jener Lappalien, die Strauß beschönigend anführt, hätte der Lossius (Lötz) den Hutten nicht so jämmerlich durchprügeln lassen.

[2]) Allerdings ist Hutten auf den Befehl des Lossius entkleidet worden,

mag: Genug, die Sache kam so weit, daß Hutten einsah, das Beste sei zu gehen. Nun wollten aber die Lötze erst ihre Vorschüsse wiedererstattet haben. Hatte ihnen der entblößte Ankömmling, wie er mit erlaubtem Ehrgefühle gerne that, Manches von der Wohlhabenheit seines Vaters, und seiner Verwandten vorgesprochen (!), so mochten sie bei ihren Gaben gleich anfangs auf Ersatz, wohl auch auf reiche Gegengeschenke gerechnet haben. Oder war es erst die seitdem eingetretene Erbitterung, was sie zu dieser Forderung veranlaßte? Hutten suchte ihnen begreiflich zu machen, daß gerade, wenn es ihnen um Bezahlung zu thun, es das Klügste sei, ihn ziehen zu lassen: vielleicht gelinge es ihm anderswo, sein Glück zu machen, und sie dann zu befriedigen, wozu ihm hier die Mittel immer fehlen würden. Gesetzt, daß es bei dieser Gelegenheit erst an den Tag kam, daß Hutten von seinem Vater aufgegeben, von dieser Seite nichts zu erwarten habe, so war eine solche Entdeckung wenig geeignet, die Stimmung seines Wirthes zu verbessern. Endlich erzählt er uns, habe dieser seinen Vorstellungen nachgegeben, und er mit dessen Wissen und Willen sich zur Abreise vorbereitet. Aber wir erfahren von ihm zugleich, daß Henning Lötz später in Abrede stellte, seine Einwilligung gegeben zu haben."

6. Strauß sucht Hutten vergeblich herauszuputzen und schönzufärben.

Diese Art Schönfärberei stellt Hutten aus den Versen der Satyre Hutten's gegen Lötz zusammen.

Es ist hoch interessant, die exegetischen Mittel in der Nähe zu betrachten, mit denen Strauß seinen Helden herauszuputzen sucht. Er stellt eine Menge Beschönigungshypothesen auf, um seine Vertheidigung Hutten's auf diesen Kartenhäusern aufzubauen Betrachten wir die Kunstgriffe der Strauß'schen Beweisführung. „Wir können nicht wissen," „allein es fragt sich," „wie sich dieß verhalten haben mag," „oder war es," „Gesetzt daß," „Endlich erzählt" „aber wir erfahren" u. s. w.

Man meint bei einem Schwurgerichte einen modernen Vertheidiger zu hören, der einen eklatanten Gauner derartig mit Lobsprüchen herausputzt, daß der befangene Zuhörer sich wundert, warum der Staat diesem edlen Mann nicht eine Pension und einen Ehrentitel dazu verliehen hat!!

---

um die Blöße desselben sehr grausam berühren lassen zu können. — Sehr rührend ist es, wie Strauß diese Prügel dem Mangel an humanistischer Bildung zuschreibt!!

Das ist der Bibelkritiker Strauß! Wie er hier in „Voltaire“ und „Hutten“ Leute glorifizirt, die trotz aller Schönfärberei unter ehrlichen Leuten als charakterlose Wichte gelten, so sucht er, wenn er beim negativen Pol seiner Kritik anlangt, die Wahrheit und Autorität Christi und der Apostel durch dieselben Redekünste umzustoßen. Strauß hat in einer modernen Gattung der Literatur durch Verherrlichung Huttens und Voltaires sich die Palme in der Lumpographie errungen. Was Hutten war, das bestätigt Strauß trotz aller Bemühung, ihn schön zu färben, und Voltaire ist von einem der größten Liberalen (Friedrich II.) ein Schuft genannt worden. Der König muß ihn doch gekannt haben. Wenn etwas Beschuldigendes gegen Hutten kommt, ist Strauß immer so gütig, den Leser aufmerksam zu machen, daß dieser Bericht von gegnerischer feindlicher Seite komme, wenn aber etwas Belobendes für Hutten, von Hutten oder von einem seiner Parteigenossen kommt, das wird als baare Münze eingestrichen, das ist so Exegesirmode bei Strauß. Selbst über die Krankheit Hutten's redet Strauß mit sehr viel Entschuldigung. So wird (I. 337) Erasmus als ein feindlicher Berichterstatter doch verdächtigt, obwohl Strauß selber im Angesicht der Wolken von Zeugnissen gegen Hutten die Thatsachen nicht abzustreiten wagt. Strauß berichtet:

„Wenn Erasmus später von Huttens, gelind ausgedrückt, soldatischem Wandel, seinem Hange zu Verschwendung, Spiel und Dirnen, von Ausschweifungen spricht, die selbst seine elende Krankheit ihm nicht habe abgewöhnen können, so werden wir zwar nicht vergessen, daß das die Nachrede eines Feindes ist, der damals durch einen Angriff Huttens aufs äußerste gereizt war. Auf der andern Seite jedoch spricht Erasmus davon öffentlich, so als von etwas Notorischem, wie er schwerlich wagen konnte, wenn, bei aller Uebertreibung vielleicht, nicht doch etwas an der Sache war.“ — —

Wir sehen hier, wie strategisch Strauß immer den Rückzug zu decken weiß. Im gutwilligen (!), für das System Hutten eingenommenen und von Strauß schon in die gehörige Bornirtheit hineingetriebenen und geschriebenen Leser soll immer noch der Gedanke fortglimmen, daß Hutten unschuldig war, daß seine Feinde ihn verläumdet haben, daß mindestens die Anklage auf entschiedene Lumperei und Gaunerei im

hohen Grade übertrieben sei, weil von Feinden Huttens ausgegangen! —

Wir sind weit entfernt, den Charakter des ewig schwankenden Humanisten Erasmus als lob- und preiswürdig darstellen zu wollen; er war der erste Nachahmer des altklassischen Latinismus, hielt aber auch diese seine Begabung für die höchste, und seine Arbeiten für die größten Meisterwerke des menschlichen Geistes Seine Eitelkeit war kolossal, er stand mitunter principiell auf demselben Boden wie Hutten, als er aber in Hutten die Consequenzen seiner eigenen Weltanschauung sah, da schreckte er zusammen. Er schrieb dem Hutten erbittert eine Wolke von thatsächlichen Beschuldigungen ins Gesicht, aber es sind trotz der Erbitterung Wahrheiten gewesen. Am besten und präcisesten hat Johannes Janssen (Geschichte des deutschen Volkes. 2. Bd. S. 56 u. s. f.) den Wickelwackelcharakter des Erasmus geschildert.

Die Lectüre der Strauß'schen Schriften („Hutten" und „Voltaire") ist allen modernen Vertheidigern von Mördern, Gaunern, Dieben und Betrügern anzurathen, da kann einer für sein Vertheidigungsfach sehr viel profitiren: Strauß steht mit seiner Vertheidigerlist auf der Vertheidigerliste obenan. Wie man seine hier bezeichnete Literatur Lumpographie nennen könnte, so müßte man die Vertheidigungskunst von Gaunern, die in unsern Tagen im hohen Flor und voll glücklicher Siege dasteht, mit einem halb griechischen Namen mit „Lumpologie" bezeichnen!

Wir müßten nun im Verlaufe alle Streit- und Hetzschriften Hutten's, alle Conflicte, in die er durch selbe verwickelt wurde, anführen, wenn wir die Lebensskizze desselben ausführlicher bringen wollten. Zu unserm Zwecke der Charakterschilderung genügen obige Andeutungen.

7. Hutten's Gaunereien, um sich Geld zu verschaffen. Erpressungsversuche Hutten's.

Welche Mittel dieser edle Hutten anwendete, wenn es sich darum handelte, irgendwo Geld herauszupressen, davon nur ein Beispiel:[1])

[1]) Historisch-politische Blätter. Band 45. S. 209.

„Im Frühjahr 1521 erfuhr Hutten, daß der Prior des Karthäuserklosters zu Straßburg im Unmuthe über gewisse Freunde des Ritters, welche zwei Mönche des Klosters zur Flucht verleitet hatten, sich erfreche, sein Hintergesicht mit Holzschnitten, zu bedienen, auf welchen das Antlitz Hutten's abgebildet war. Nun erließ im Oktober 1521 nach der Heimkehr aus Bouillon Hutten an den Prior einen Absagebrief, worin es heißt: Hätte ich baare 10,000 fl. so wollte ich sie hergeben, wenn ich den Schimpf, den Ihr mir angethan, ungeschehn machen könnte. Darum sollt Ihr mir zum Abtrag und nothdürftiger Erstattung der mir angethanen Schmähe in Monatfrist vom heutigen an 10,000 Goldgulden am Orte, den ich Euch anzeigen werde, in gutem, rheinischem Gold liefern." — Wo nicht, droht er ihm mit blauen Wundern.

In der Sprache moderner Gesetzgebung nennt man das einen Erpressungsversuch, der nach Umständeu mit scharfem Gefängniß abgestraft wird, den Erpresser aber für immer einer Ehrlosigkeit schuldig macht. Die modernen Verhimmler Hutten's haben offenbar, was Ehre anbelangt, von jener Hutten's eben so wenig einen klaren Begriff als von der eigenen, denn wenn man an einem andern eine verdächtige Handlungsweise als ehrenhaft durchschlüpfen läßt, gesteht man ja ein, daß man die Fähigkeit und den guten Willen besitzt, in einem ähnlichen Falle sich einer ähnlichen Handlungsweise (wenn es ohne Strafe abgeht) zu befleißigen. („Hist.-pol.-Bl."):

„Wer sollte es nun glauben: der Straßburger Stadtrath, an den sich Hutten gewandt hatte, gab sich dazu her, das Mittleramt in einer so schmutzigen Sache zu übernehmen. Fristen wurden gestellt, Verhandlungen gepflogen, der Prior brauchte Ausflüchte, suchte Zeit zu gewinnen. Allein zuletzt warf Franz von Sickingen das Schwert in die Waagschale Hutten's, doch nicht für die ganze Forderung, die er für zu hoch gegriffen fand. Von ihm gezwungen, mußte das Karthäuserstift ein Fünftel der ersten Rechnung, nämlich 2000 Goldgulden, schwitzen. Im folgenden Frühjahr versuchte Hutten einen ähnlichen Streich zu Frankfurt am Main. Der katholische Dompfarrer dieser Stadt hatte auf der Kanzel und auch in Gesellschaft die Anhänger Luthers, insbesondere aber Hutten und Genossen, geschmäht, sie Lumpen und dergleichen geheißen, dafür ließ Hutten zwei Absagebriefe an die Liebfrauenkirche anschlagen, worin er fürchterliche Rache zu nehmen drohte, wenn Peter Meyer, der Pfarrer, sich nit im Gutem mit ihm vergleiche! Sintemalen aber Sickingen's Arm nicht nach Frankfurt reichte, so blieb es bei bloßen Worten; der Pfarrer ist nicht geschröpft worden, wie es Hutten im Sinne hatte." — —

8. Eine briefliche Charakteristik Hutten's durch Erasmus.

Gerade hierher paßt eine Stelle von dem langen, den Hutten vernichtenden Briefe des Erasmus an Hutten:

„Gegenwärtig gibt es gewisse Leute, welche die Maske vornehmen, als sei es ihnen um die Religion, um den reinen Glauben und das Evangelium zu thun, in Wahrheit aber sinnen sie auf nichts als Beute und Plünderung. Pochend auf ihren Adel, maßen sie sich das Recht an, Wanderer auf der Straße anzufallen und zu berauben oder gefangen wegzuführen. Weil sie ihr Hab und Gut im Wirthshaus, bei liederlichen Dirnen oder im Würfelspiel verpraßt haben, suchen sie sich dadurch zu helfen, daß sie dem nächsten besten ehrlichen Manne, von dem sie etwas herauszuklopfen hoffen, Fehde ankündigen. Wahrlich, Ihr Ritter, wenn Ihr mir unter Eurem gesammten Anhange einen einzigen zeigen könnt, der statt in Saus und Braus das Seinige zu verschwenden, sich selber durch Lesen der hl. Schrift und fromme Gespräche zu bessern strebt, einen einzigen, der statt andere um das Geld, das er von ihnen geborgt hat, zu prellen, seine Schulden ehrlich bezahlt, der statt solche, die ihm nichts zu leide thaten, zu schmähen, auf Scheltworte eine versöhnliche Antwort gibt, einen einzigen endlich, der nicht mit Verbrechen und Gräueln prahlt, die er doch nicht begangen hat, so will ich vor demselben gerne meinen Hut abziehen. Ihr werft mir vor, daß ich durch Schmeicheleien gegen den Papst und die Fürsten den Schutz dieser Mächtigen zu gewinnen trachte. Ihr hattet einst Burgen, Knechte, Landsknechte und Büchsen, Rauch, Feuer und Schwerter, auch Feheberiefe, um Euch zu schirmen. Hierzu kommt noch, daß ihr gegenwärtig gar nichts mehr besitzet, folglich auch nichts zu fürchten brauchet. Bei solchen Umständen ist es nicht schwer den Tapfern zu spielen. Ich aber habe einen guten Namen und selbsterworbenes Vermögen zu verlieren."

9. Hutten stirbt als ein Gläubiger des modernen Liberalismus.

Auf ähnliche Bemerkungen hin verließ Hutten Basel und starb, wie früher bemerkt, in Ufnau. In seinem Nachlasse fand sich kein Buch, kein Kreuzer Geld, kein Hausrath, lediglich nichts als eine alte abgestumpfte Schreibfeder. Das alles führt auch Strauß über Hutten an und trotz dieser pronocirten Liederlichkeit, Ehrlosigkeit, Raubsucht und Gelderschwindlung ist Strauß über den Begriff der Ehre in

eine derartige Verwirrung und in einen solchen plötzlichen Nachlaß aller Geisteskräfte gekommen, daß er den Muth hat, den Geist Hutten's für den Genius des deutschen Volkes zu erklären und ihn als Vorbild für die Jugend hinzustellen. Schade, daß Strauß nicht auch zugleich die ausgiebige Vermehrung von Spitälern auf Staatskosten beantragt hat; denn dieser Spital-Genius der Deutschen ist vollkommen geeignet, den bisherigen Krankenzufluß um das Hundertfache zu vermehren.

Strauß arbeitet sich in eine flammende Begeisterung gegen die katholische Kirche hinein und geräth in seiner Wuth in folgende Extase:

„Hutten's zürnender Schatten möge diejenigen erbeben machen, welche die Schlüssel des Gewissens und der Geistesbildung deutscher Männer, durch die Kämpfe wackerer Vorfahren kaum zurückerobert, kampflos aufs Neue an Rom und eine römischgesinnte Priesterschaft ausliefern. Er flamme als Haß in uns auf gegen alles Undeutsche, Unfreie, Unwahre, aber glühe auch als Begeisterung in unsern Herzen für die Ehre und Größe des Vaterlandes, er sei der Genius unseres Volkes." —

So Strauß. Das auch noch! Ein Mensch, dem jeder, der noch auf Sitte und Ehre etwas hält, nach der Handlungsweise desselben das Prädikat eines Gauners ohne Gewissen und ohne Ehre gar nicht vorenthalten darf, als Genius des deutschen Volkes proklamirt!! Das ist der höchste Aufklärungsschwindel; es ist aber gut, daß er so kühn ausgesprochen worden; das muß ehrliche Leute doch zum Nachdenken bringen.

10. Der „Blödsinn" des Dr. Strauß nachgewiesen.

Die „Historisch-politischen Blätter" stellen (45. Bd. S. 215) folgende Frage:

„Eine Anfrage an Herrn Strauß: Wenn, durch Ihre Beredsamkeit verführt, irgend ein deutscher Jüngling auf den Gedanken geriethe, Hutten praktisch nachzuahmen, wenn er z. B. einen kath. Pfarrer um 2000 Goldgulden schröpfte, oder Geistliche auf der Landstraße ausraubte, oder an einen der deutschen Höfe ein offenes Sendschreiben folgenden Inhalts erließe: Alles, was in Deutschland aufrecht steht, verdient niedergeschmettert zu werden, nur Hutten, nur ich Endesgezeichneter, und nur meine Meinungsgenossen sind wahre Freunde des Volks, und was die wollen, soll

und muß geschehen, was würde einem solchen Jünger des deutschen Genius blühen? Unfehlbar das Schellenwerk, Platz im Zucht- oder im Narrenhause, am Ende gar das Fallbeil durch Verdikt von Geschworenen. Und doch wagen Sie es, Herr Doktor, solchen Blödsinn vor der Welt auszukramen. Gränzt das nicht an Blödsinn?"

Diese Frage stellten die „Historisch-politischen Blätter" im Jahrgang 1860 an Strauß. Er schwieg weislich. Hätte er geklagt, so wäre ihm sein Blödsinn auf die Unterlage seines Hutten hin auch noch gerichtlich nachgewiesen worden. Die „hist.-pol. Blätter" weisen im selben Artikel auf die Veranlassung der Strauß'schen Schrift hin:

„Doch noch herberen Tadel als der Unverstand an sich verdient seine geheime Quelle. Weil Herr Strauß als Württembergischer Abgeordneter auf die rechte Seite, auf die des Besitzes, hinübergeneigt hatte, weil er später in mehreren katholischen Städten wie Köln und München längeren Aufenthalt nahm, tauchten Gerüchte auf, als sei es nicht unmöglich, daß Herr Strauß katholisch werde, das konnte und wollte der Herr Doktor nicht ertragen, denn dieser unerbitterliche Bekämpfer alles „Undeutschen, Unfreien, Unwahren," befolgt, gleich dem großen Haufen unserer Schulmeister und Gelehrten, die Regel, sich in Allem, was Religion und Kirche betrifft, blindlings der Meinung des Frankfurter Journals anzubequemen. Strauß wollte das katholische Gerüchlein von sich abthun, darum saß er nieder und schrieb das Leben Ulrichs von Hutten." —

Strauß hätte noch historisch und nicht phantastisch hinzusetzen können: „Der edle Mann hat sein heiliges Leben an den Tempelstufen der Venus vulgivaga ausgehaucht, mit dem Lorbeer ihres Ruhmes gekrönt und überschattet mit allen segensvollen Früchten, mit dem sie ihre getreuen Diener im Leben und Sterben zu belohnen pflegt." — —

Wer ein glorificirendes Huttenleben schreibt, an dessen Händen wird auch die schärfste Lauge ohne Erfolg abfließen; hier wird der Schmutz zum Brandmal, für welches die moralische Chemie noch keinen Aetzkali erfunden hat.

11. Strauß schreibt mit Leidenschaft, Haß und Wuth.

Seit Strauß mittelst des Kunststückes seiner Exegese mit dem neuen Bunde (nach seiner Meinung) gründlich aufgeräumt hat, konnte er auch kein ruhiger Berichterstatter historischer

Thatsachen mehr sein; die Leidenschaft des Widerspruches bricht bei jeder Gelegenheit hervor. Schon der Schluß der Vorrede zum ersten Bande Hutten's verkündet uns deutlich genug: das Buch ist mit Haß, Leidenschaft und Wuth geschrieben. Er sagt (p. VIII):

„Möchte doch meine Schrift alle diejenigen herzlich ärgern, die ihr Held, wenn er heute lebte, ärgern würde! Möchten sie den Spiegel zertrümmern wollen, aus dem ihr Gesicht ihnen so ungeschmeichelt entgegenblickt, das eben ist ja das Schöne an Hutten, daß er Dinge und Personen, vorab die schlechten, durchaus beim rechten Namen nannte. Eines solchen Mannes Bild kommt in dieser Zeit der Concordate (um von ihren üblen Zeichen nur Eines zu nennen) wie gerufen. Des päpstlichen Rom Feind war Hutten bis zum letzten Athemzuge, er wußte und wird es uns sagen, warum er es war. Freilich, wie er seinen Zeitgenossen den Türken in Rom zeigte, so würde er heute Rom in mehr als Einem protestantischen Consistorium finden. Doch tritt er in diesem ersten Buche noch nicht sogleich im Kampfe gegen Rom vor uns. Wir werden ihn erst seine Schule machen, im Gefechte gegen kleine Feinde zu dem großen Werke seines Lebens sich vorbereiten sehen. Das zweite Buch erst wird uns vor die Mauern der römischen Troja führen, die er unter den Vordersten bestürmt, um zuletzt als ein umgekehrter Philoktet auf der Insel am Schlangenbisse hinzusterben. Aber seine Pfeile sind unsterblich, und wo immer in deutschen Landen gegen Verfinsterung und Geistesdruck, gegen Pfaffen und Despotenthum eine Schlacht gewonnen wird, da ist Hutten's Geschoß dabei gewesen." — —

Schon aus diesen Zeilen der Einleitung ist ersichtlich, was Strauß für ein unparteiischer Historiker ist, wie man sich auf eine ruhige leidenschaftslose Darstellung der Thatsachen verlassen und was man diesem Herrn für ein Vertrauen auf seine Wahrheitsliebe entgegenbringen kann!

Den von einer tempelhütenden Schlange gebissenen Philoktet hat Sophokles in einem Trauerspiele verherrlicht, den von einer Venus-Tempelschlange gebissenen Hutten versucht Strauß zu verherrlichen. Troja konnte nach der Weissagung des Helenus nicht ohne die Pfeile des Herkules (die Herkules dem Philoktet zum Präsent gemacht) erobert werden. Machaon oder Aeskulap heilte ihm die Wunde, er gab seine Pfeile her und Troja wurde mit Hülfe derselben erobert. —

Nun gibt sich Strauß der schmeichelhaften Hoffnung hin: die Werke Hutten's, die Biographie Hutten's von Strauß

als Vorhut, „werden wie die alten griechischen Pfeile die römische Kirche zerstören.“ — Strauß hat diese Freude nicht erlebt.

12. Strauß will eine 25jährige Jubelfeier für die Herausgabe seines „Leben Jesu“.

Er schlägt auch 1860 im 56 Seiten langen Vorwort zu den „Gesprächen Ulrichs von Hutten, übersetzt und erläutert von D. F. Strauß. Leipzig 1860“ — ein arges Lamento auf, daß die katholische Kirche noch immer nicht untergegangen und daß der Glaube an den Gott- und Menschensohn Christus durch sein Buch immer noch nicht vernichtet worden ist, und fordert am Schlusse Seite 54 förmlich zu einer 25-jährigen Jubilarfeier seit dem ersten Erscheinen seines „Leben Jesu“ auf, und freut sich, daß er durch sein Buch so vielen Lesern den Glauben an Christus verleidet habe.

„Eben in diesen Tagen ist es ein Vierteljahrhundert, daß mein Leben Jesu zum ersten Mahl in die Welt ausgegangen ist. Die Theologen werden das 25 jährige Jubiläum dieses Buches kaum feiern wollen, unerachtet es mehr als Einem von ihnen erst zu allerlei hübschen Gedanken, dann zu Amt und Würde verholfen hat. Aber gar mancher bessere Mensch in allen Landen, der von dem Studium dieses Buches seine geistige Befreiung datirt, ist mir, das weiß ich, lebenslänglich dankbar dafür, und macht so, ohne daran zu denken, im Stillen die Feier mit. Ich selbst sogar könnte meinem Buche grollen, denn es hat mir — „von Rechtswegen“, rufen die Frommen — viel Böses gethan. Es hat mich von der öffentlichen Lehrthätigkeit ausgeschlossen, zu der ich Lust, vielleicht auch Talent besaß; es hat mich aus natürlichen Verhältnissen herausgerissen, und in unnatürliche hineingetrieben, es hat meinen Lebensgang einsam gemacht. Und doch, bedenke ich, was aus mir geworden wäre, wenn ich das Wort, das mir auf die Seele gelegt worden, verschwiegen, wenn ich die Zweifel, die in mir arbeiteten, unterdrückt hätte: dann segne ich das Buch, das mich zwar äußerlich schwer beschädigt, aber die innere Gesundheit des Geistes und Gemüthes mir, und ich darf mich dessen getrösten, auch manchem andern noch erhalten hat. Und so bezeuge ich ihm denn zu seinem Ehrentag (!!), daß es geschrieben ist aus reinem Drang, in ehrlicher Absicht, ohne Leidenschaft und ohne Nebenzwecke, und daß ich allen seinen Gegnern wünschen möchte, sie wären, als sie dagegen schrieben, ebenso frei von Nebenabsichten und Fanatismus gewesen. Ich bezeuge ihm ferner, daß es nicht widerlegt, sondern

nur fortgebildet worden ist, und daß, wenn es jetzt wenig mehr gelesen wird, dies daher kommt, daß es von der Zeitbildung aufgesogen, in alle Adern der heutigen Wissenschaft eingedrungen ist. Ich bezeuge ihm endlich, daß die ganzen 25 Jahre her über die Gegenstände, von denen es handelt, keine Zeile von Bedeutung geschrieben worden ist, in der sein Einfluß nicht zu erkennen wäre.(!!) Doch was rede ich von mir und von meinem Buch? Ich wollte ja diesmal einen andern, größeren einführen; einen solchen allerdings, der über diese Vorrede, könnte er sie lesen, gewiß am wenigsten zürnen würde. Heidelberg, Mai 1860. D. F. Strauß."

Strauß kann nicht umhin, seine große Freude auszusprechen und der Welt zu seinem Buch Glück zu wünschen und auf den Segen aufmerksam zu machen, den dasselbe verbreitet.

13. Ein Herr Herzog erklärt Hutten für einen Heiligen. Argumentum ad hominem für Herrn Herzog, wenn ein „Hutten" seine Tochter zur Frau begehrt.

An der Hochschätzung seiner Leistungen mangelt es Dr. Strauß nicht; er hat sich Göthe's „Nur Lumpe sind bescheiden" auf sein stolz flatterndes Banner geschrieben. Hutten war gewiß auch nicht bescheiden, also war Hutten kein Lump, ja er war sogar ein Heiliger. Herzog zählt Hutten geradewegs unter die modernen Heiligen. Er sagt im vollsten Ernste und mit der gediegensten Entrüstung über die Infamie und Gemeinheit, mit welcher von Katholiken und auch Protestanten immer diese blöde Beschuldigung bezüglich der Syphilis wiederholt wird, Folgendes:[1])

„Sein Bild ist trotz alles Unrathes, den das bigotte Parteiinteresse darauf wirft, doch bleibend interessant, einmal, weil sein Alles, aber auch ein Alles aufopfernder Feuereifer sich bis zur Selbstverzehrung dem Dienste der Wahrheit aus freiem Triebe überläßt, und weil diese Selbstverzehrung erfolgt, ehe mit dem Talg und Fett nachgeholfen wird, das die beste und sittlichste Begeisterung im Laufe der damaligen Entwicklung nicht selten zu alteriren pflegte. Wir getrauen uns mit bestem Gewissen, für Hutten's Sittlichkeit einzustehen.(!!!) Er war ein leidenschaftlicher, heißblütiger, und gewiß von manchen Vergehungen nicht freier Mensch, aber der Kern(!) seines Wesens war sittlich, keine gemeine Ader läßt sich an ihm entdecken." — —

[1]) Herzog's Realencyklopädie. VI. Bd. 345 Seiten.

Höchst interessant: dem Hutten hat den Unrath seiner traurigen Krankheit „bigottes Parteiinteresse“ hinaufgeworfen, und Herr Herzog hat den unverfrorenen Muth, mit bestem Gewissen für Hutten's Sittlichkeit einzustehen![1] „Der Kern seines Wesens war sittlich“!! Nun, die bisherigen Beurtheiler waren so blöde, nur immer die in Fäulniß übergegangene Schaale zu sehen; Herzog löste dieselbe entschlossen ab und war so glücklich, bis auf den Kern der Sittlichkeit Hutten's zu kommen! Wenn Hutten z. B. um die guterzogene Tochter einer ehrenhaften Familie geworben hätte, die Eltern derselben und die Jungfrau selber würden für das herzogliche „Reinigkeitspatent“ keinen Pfifferling hergegeben haben. — Das kommt eben von den verschiedenen Ansichten her. Ob Herr Herzog den Muth gehabt hätte, mit sammt seinem „besten Gewissen“ einen Brautwerber zu machen und den „Kern von Hutten's sittlichem Wesen“ anzuempfehlen?!

So viel Freundschaft für Hutten hätte Herzog sicher nicht aufzuwenden gewagt! Er hätte doch noch so viel Pastoralklugheit besessen, um sich in seiner phantasiereichen Natur folgendes Ereigniß vorzustellen:

Da steigt man herauf ganz munter
Und bewirbt sich um eine Braut,
Und — eh man sich umgeschaut —
Werfen sie „Einen“ hinunter!

In der moralischen Pomologie hat man eben bei durchgefaulten Früchten auch auf den reinen Kern kein rechtes Vertrauen.

Das ist das Uebel, wenn sich so ein Enthusiast aus dem Gebiete der Logik entfernt und förmlich die Fähigkeit verliert, sich Nutz- oder auch Schmutzanwendungen zu machen.

Rücken wir Herrn Herzog näher an den Leib!

Gesetzt, es komme ein moderner Hutten mit der gerühmten Kernmoral des Herrn Professors bewaffnet zum Professor

---

[1]) Welch ein Glück, daß Herr Herzog ein gutes, ja ein bestes Gewissen hat; wenn dieser fromme Herr erst ein schlechtes Gewissen hätte, für was alles würde er erst dann einstehen, nachdem er schon mit seinem guten Gewissen so halsbrecherische akrobatische Kunststücke auszuführen im Stande ist.

Herzog und würde um die Hand seiner Tochter anhalten.

Wir schätzen den Herrn Professor als einen eben so guten Vater als wir ihn für einen schlechten Logiker und Historiker halten, und meinen deshalb, Herr Herzog würde eine Karbatsche ergreifen, den neuen Hutten nicht einen Kernmoralbesitzer, sondern einen frechen, unverschämten Lumpen nennen und ihm mit Beihülfe seiner Gemahlin und Magd das feierliche Geleite über die Stiege hinunter und beim Hausthor hinaus geben!

Es thut uns leid, den Herrn Professor unter jene Gattung von Denkern einreihen zu müssen, die erst durch ein argumentum ad hominem zum Nachdenken über ihre Weisheitssprüche gebracht werden können.

14. Wie Strauß sich selber den Honigtopf aufsetzt. Lob- und Ergebensheitsadresse der Zuchthausbewohner an Strauß.

Was Strauß alles tentirt, um sich auch noch den vollen Honigtopf des Lobes seiner Verdienste recht nachdrücklich auf das von ihm selbst belorbeerte Haupt zu setzen, das möge der Leser sich selber denken; es kann sich Jeder seine Glossen über die Rand und Band überströmende Eitelkeit dieses Herrn machen. Er meint: sein „Leben Jesu“ sei so in die Adern der heutigen Wissenschaft eingedrungen, daß es von der Zeitbildung völlig aufgesogen sei.

Nach zwei Jahrtausenden ist der große Mann gekommen, der der Kirche und dem Christenthum den letzten Fußtritt gibt, und sich selber sehr gütig und wohlgefällig das Zeugniß ausstellt, „es sei keine Zeile von Bedeutung über den gleichen Gegenstand geschrieben worden, in welcher jener Einfluß nicht zu erkennen wäre.“

Und dann belobt er diejenigen, die das 25jährige Strauß'sche „Leben Jesu“-Erscheinungs-Jubiläum im Stillen dankbar mit ihm feiern, nachdem er in seinem „Neuen Glauben“ am Ende den Menschen zuruft: Aus ist's nach dem Tode, kein Gott, keine Fortdauer, d. h. doch auf soldatisch heroisch deutsch: Ihr Hunde, wollt ihr ewig leben?

Strauß findet im Universum auch eine „Wohnungsnoth für Gott“; Gott hat nach diesem Strauß, der alle Winkel des Universums genau kennt, nirgends einen Platz. Nun, der in den Augen des großen Strauß kleine Newton war doch auch nicht auf's Hirn gefallen und hat sich am Firmanent ebenso gut ausgekannt als Strauß in Tübingen und Ludwigsburg, und hat unserm Herrgott mehr als Strauß auf die Finger gesehen beim Umdrehen der großen Weltmaschine; und der hat Gott erkannt; er hat sogar, was für Strauß entsetzlich ist, gebetet, und noch entsetzlicher, er hat sogar eine Hauskapelle gehabt, in welche er sich öfter zurückzog, um daselbst seine Andacht zu verrichten. Und jetzt wird er durch die neueste Entdeckung Straußens über die Welt, in der kein Gott ist, auch zum Schafskopf erklärt! Wie bejammernswerth er ist, dieser arme Newton!

Wer sind aber die begeistertsten Mitfeierer des Strauß-Jubiläums, die am meisten mit seiner Entdeckung der Nicht-Unsterblichkeit, des Nicht-Gott, Nicht-Gericht die größte Freude haben und den größten Seelentrost daraus gewinnen? Das sind die wegen Verbrechen jahrelang verurtheilten Zellenbewohner, diese könnten und sollten dem Strauß eine Jubiläumsadresse zusenden des Inhalts: „Professor, Doktor, edler Mann, Befreier der Menschheit von Finsterniß, Bringer des Lichtes, Apostel des neuen Glaubens! Ach Sie glauben überhaupt nichts, und da können Sie auch gar nicht glauben, was wir für eine Freude über Sie haben. Sie haben der Dummheit des Glaubens an ein Jenseits, an einen Richter der Lebendigen und Todten ein Ende gemacht. Wie uns das tröstet, was das für ein Labsal für uns ist!! Diese infame Justiz, die immer noch zwischen gut und böse entscheidet, muß abgeschafft werden. Wenn es keinen Gott gibt, so gibt es auch keine Beleidigung Gottes und wenn wir Gott nicht zu fürchten brauchen, was sollen wir uns denn vor diesen frei herumgehenden Dummköpfen, Menschen genannt, fürchten? Wenn wir nur wieder unsere ungerechte Strafe überstanden haben (denn gut und böse sind ja doch nur nothwendige Erscheinungsformen), so wird unser Augenmerk rein nur auf das elfte Gebot gerichtet sein, welches lautet: Du sollst dich nicht erwischen lassen; mit dem Blödsinn der 10 Gebote haben Sie

glücklich aufgeräumt. Dank Ihnen und Jubel; wir verstehen Ihr Werk, wir wissen Ihre That zu würdigen, wir sind die aufrichtigsten Mitfeierer „im Stillen" Ihres 25jährigen Jubiläums. „Gott mit Ihnen" können wir nicht sagen, denn es gibt ja keinen Gott; „der Teufel soll unsere Richter und sämmtliche Staatsanwälte holen" das ist unser herzlichster Wunsch. Jetzt aber schreiben Sie auch ein Buch für uns, daß wir bald loskommen, denn wir haben ja Ihr Buch mit Jubel begrüßt, wir haben das feine Verständniß, es in die Praxis umzusetzen. Wir danken Ihnen, daß Sie uns von dem Schreckgespenst und Aberglauben an einen Gott, an ein Jenseits und ein Gericht befreit haben. In brüderlicher Liebe

Ihre ergebenen Diener und Freunde."

Besonders rührend ist der Schluß der Vorrede zu Hutten's Gesprächen. In Strauß steigt das nicht ungegründete Bedenken auf, daß er sich doch gar zu wichtig gemacht, sich zu viel Weihrauch gestreut habe und da ruft er aus: „Doch was rede ich von mir u. s. w., ich wollte einen andern, größeren einführen (Hutten), der über diese Vorrede gewiß am wenigsten zürnen würde." — —

Daß Hutten ein noch größerer . . . gewesen ist, als Strauß, das mag schon sein, wenn man aber den Hutten so hoch auf den Leuchter stellt, so stellt man sich selber ein Zeugniß aus, daß man in Beziehung auf Sittlichkeit nichts weniger als überspannte Anforderungen stellt, daß man da sehr genügsam ist und daß nicht die christliche Liebe allein einen Mantel hat, um Vergehen der Mitmenschen damit zuzudecken, sondern daß der unchristliche Haß in seiner Garderobe noch weitaus größere Mäntel zur Verfügung hat, wenn es sich darum handelt, das Leben eines andern, ebenfalls mit grimmigem Haß begabten Mitbruders damit zuzudecken.

So groß aber der von Strauß gewobene Mantel ist, der moralbedürftige Riese, der darunter liegt, steckt seine Hände und Füße und auch seinen Kopf an den Seiten, unten und oben heraus; Hutten ist zu groß gewachsen, als daß sein Leben durch sämmtliche Mäntel seiner Mitbrüder (im Hasse gegen Christus) könnte zugedeckt werden.

15. Auch Herr Kurz spannt sich vor den Triumphwagen Hutten's und wird bei dieser Gelegenheit anziehend. Feuerbach und die „neue Poesie und Kunst“.

Wenn es eine Demonstration gegen Kirche und christliches Wesen überhaupt gibt, da holt sich Herr Kurz in Bern, der sich als Großschimpfer, Großwüther und Großfanatiker im Dienste „liberaler Aufklärung“ einen Ruhm erworben hat, sicher auch seine Lorbeern. Hutten ist ganz nach seinem religiösen und moralischen Geschmack, er bewundert „die wahrhaft moralische Größe“ Hutten's, trotzdem daß Hutten's Epistolae obscurorum virorum wegen des darin enthaltenen Unflaths und einer Fülle der ekelhaftesten Zoten sich den Ruf eines liederlichen Hauses erworben haben! Gegenüber diesen und ähnlichen Verfechtern der moralischen Größe Hutten's kann der unbefangene Leser sich des Gedankens nicht entschlagen, daß diese Lobredner Hutten's auch an seinen Eigenschaften ein besonderes Wohlgefallen haben und es wünschenswerth finden, wenn dieser Mann als ein Muster aufgestellt wird. Denn was man von andern als moralische Größe rühmt, das muß man ja doch auch für nachahmenswerth halten.

Moderne Literarhistoriker pflegen auch oft den Dr. Strauß in ihre Schriften mit herein zu ziehen, wobei sie die kühne Behauptung aussprechen, er habe die historische Grundlage des Christenthums für immer vernichtet.

Gerade die Antichristen könnten sich des blindesten Köhlerglaubens berühmen. Wie viele dieser Herren Straußrühmer haben das „Leben Jesu“ von Strauß wirklich gelesen und wie viele haben das theologische Zeug, um es kritisch zu lesen?

Auf die Aussprüche des Unglaubens wird in der That mit einem mehr sündlichen als kindlichen Vertrauen geglaubt, und die Leser der Zeitungen und Literaturgeschichten beten den Unglauben, der ihnen von Juden und abgefallenen Christen vordocirt wird, mit blindgläubiger Seele nach.

So wird auch der Ludwig Feuerbach in Literaturgeschichten gerühmt, weil er den Menschen zu Gott gemacht, an die Stelle

der Theologie die Anthropologie gesetzt und in seiner Begeisterung für den modernen Atheismus die Lehre verkündigt hat:

„Das entschiedene zu Fleisch und Blut gewordene Bewußtsein, daß das Menschliche das Göttliche, das Endliche das Unendliche sei, ist die Quelle einer neuen Poesie und Kunst, die an Energie, Tiefe und Feuer alle bisherige Poesie und Kunst übertreffen wird.“ —

Giovanni da Fiesole pflegte auf den Knien zu malen, und seine Engel- und Heiligengestalten werden noch Tag für Tag von geübten Malern copirt und existiren in hunderttausend Copien, und reiche Engländer, die am Ende sehr wenig oder gar nichts glauben wollen, haben sich doch noch so viel Geschmack und Kunstsinn reservirt, daß sie diese edelsten und herrlichsten Gesichtsbildungen, welche die Kunst je geschaffen, für Zierden ihrer Prunkgemächer und Schreibzimmer halten.

Was in der praktischen Consequenz aus der atheistischen, (pantheistisch genannten) Theorie bezüglich der Poesie und Kunst herauskommen wird, das kann man sich denken; diese Theorie wird in Zuchthäusern und an jenen Börsen, in welchen den armen Schaafen das Fell über die Ohren gezogen wird, von jeher hochgehalten. Da können die Zukunftsmaler, die Besitzer jener gerühmten Kunst, die an Energie, Tiefe und Feuer alles Frühere übertreffen wird, ihre Gesichtsstudien machen, d. h. in den Zuchthäusern und den Börsenräumen, in welchen sich Gauner versammeln. (Jenen Börsen, an denen edle Menschenfreunde zusammenkommen, wollen wir das gebührende Lob nicht vorenthalten.)

Nun gibt es aber noch immer Schwachköpfe genug (und auch der Schreiber dieses zählt sich weder trauernd noch bedauernd zu denselben), welche des Glaubens sind: die auf's Diesseits gegründete Poesie ist am Ende immer die Poesie der Schreckensmänner und Communards, es ist der rücksichtslose, auf die Erde und den Genuß derselben angewiesene Kampf um's Dasein.

Jede Theorie hat am Ende ihre Consequenz. Die Welt ohne Gott (d. h. jedes Philosophem, welches Gott verleugnet, ihn als ein Phantom betrachtet, das in der Welt aufgegangen ist, das nur im Menschen zum Bewußtsein kommt) wird auch

seine Consequenzen haben. Aber mit der Poesie dann gute Nacht!! In einem Concerte, ihr Philister, werden sie euch mit den Posaunen das Beginnen des irdischen Gerichtes in die Ohren blasen, mit der Baßgeige euch die Köpfe einschlagen und an den Darmsaiten euch aufknüpfen; in den Theatern werden sie euch die Feinfühligkeit und den süßen Liebeshumor in neuen abgeschmackten Lustspielen gründlich vertreiben; alle kleinen Tragödien werden vom Repertoire verschwinden und die eine große Schicksalstragödie wird aufgeführt werden; eure Moralprofessoren mit der reinen Menschlichkeitsmoral werden mit einem homerischen Gelächter über den Katheder herabgeschoben werden; eure Journalisten, die bisher mitgeholfen haben, den riesigen Stein vom Berge herab in's Rollen zu bringen, und die immer auf ihre Macht vertrauten, mit welcher sie „das Volk in der Hand haben", um es vor dem „Aeußersten zu bewahren", die werden dann, wenn sie den Stein aufhalten wollen, als Reactionäre das Schicksal der Reactionäre erfahren. Und ihr, die ihr über diese drohenden Aussichten noch herzlich lachen könnt, lacht euch aus, macht euch noch die Freude des Hohnes, dünkt euch glücklich, indem ihr euch gegenseitig mit dem Titel der „geistigen Elite" bekrönt und im Hochmuth aufgeblasen auf jene niederschaut, die sich auf den Pulsschlag der Zeit jedenfalls mehr verstehen, als ihr Träumer; aber vergeßt es nicht, auch an euch kommt die irdische Gerechtigkeit heran, die ihr fühlen müßt, wenn ihr an die ewige nicht glauben wollt!

16. Strauß verhimmelt den Hutten und Kurz verhimmelt den Strauß, weil Strauß den Hutten verhimmelt. Kurzen's Logik und Moral.

Auch für Strauß hat Kurz obligate Muthbewunderung, als ob Strauß Gefahr gelaufen wäre, für sein „Leben Jesu" ein Martyrium ausstehen zu sollen. Kurz sagt:

„An Strauß haben wir vor Allem den Muth zu bewundern, mit welchem er seine Ueberzeugung aussprach, wodurch er aber auch von vornherein auf eine glänzende und einträgliche Laufbahn verzichtete, die ihm ohne Zweifel zu Theil geworden wäre, wenn er sich nicht den Haß der Geistlichkeit und die Abneigung der Regierungen zugezogen hätte." —

Strauß hatte ja doch ganz anständig zu leben, so daß er mit den meisten protestantischen Geistlichen, die der positiven Richtung zugethan und begabte Schriftsteller waren, was das Einkommen anbelangt, nicht so leicht getauscht hätte. Die Züricher werden selbstverständlich von Kurz sehr hart behandelt, weil sie den Leugner der Gottmenschheit Christi und seiner göttlichen Sendung nicht als Dogmatikprofessor haben wollten. Kurz berichtet:

„Im Jahre 1839 wurde er zum Professor der Dogmatik und Kirchengeschichte an die Hochschule in Zürich berufen, was die Geistlichkeit und die Conservativen so empörte, daß sie das Volk unter dem Vorwande (sic!), die Religion sei in Gefahr, zum Aufstand reizten (sic!), in dessen Folge die liberale Regierung gestürzt wurde und eine reaktionäre an ihre Stelle trat, obgleich Strauß, der seine Stelle noch nicht einmal angetreten hatte, schon vorher pensionirt worden war." —

Kehren wir nun den Fall um. Wenn z. B. ein Katholik oder ein positiv christlicher Protestant von einer christlichen Regierung an eine Hochschule wäre berufen worden und eine vom Christenthum abgefallene Volksmajorität hätte das Antreten der Professur dieses Berufenen verhindert, und dieser Berufene hätte dennoch bis an sein Ende (ohne den Katheder nur bestiegen zu haben) seine Pension fortbezogen, wie wäre Kurz über diesen Unglücklichen losgefahren? Wie hätte es da „Gemeinheit", „Rohheit", „Geldsucht" und „habsüchtiges Pfaffenthum" geregnet, aber hier bei Strauß, da wird der Spieß gegen die noch positiv gläubige Züricher Geistlichkeit und gegen die Conservativen des Cantons gerichtet. Kurz macht immer einen kurzen Prozeß.

Während nun Kurz höchlich zufrieden ist, daß Strauß versucht hat, das Christenthum als eine menschliche Institution und das göttliche Leben und Wirken Christi, wie es die Evangelien berichten, als Mythe darzustellen, so kann er hinwiederum seine große Freude über die von Strauß versuchte Apotheose des Ulrich von Hutten nicht verbergen. Er sagt:

„Vor Allem verdient aber die Biographie von Ulrich von Hutten ausgezeichnet zu werden, ein wahrhaft historisches und künstlerisches Werk, das, auf kritischer und scharfsinniger Benutzung der Quellen beruhend, den Helden auf dem Hintergrunde der Zeit zeichnet. Vortrefflich ist darin gezeichnet, — wie

er die ersten Schritte Luthers für gewöhnliches Mönchsgezänk hielt, sich dann aber bei näherer Prüfung der Dinge aus religiösem, moralischem (oh!) und patriotischem Gefühle für Luther erklärte und das Papstthum selbst mit der ganzen Macht seines Talentes angriff." — —

Die konstatirte Liederlichkeit dieses Hutten fühlte Kurz wohl als ein mächtiges Hinderniß bei dem Kirchthurmrennen mit Hindernissen im gestreckten Galopp zum Ruhmestempel des Hutten hinan; aber dennoch unternimmt Kurz den gefährlichen Ritt, den sumpfigen, tiefen Graben umgehend, da er schreibt:

„Strauß verheimlicht die Schwächen seines Helden keineswegs, aber indem er von der widrigen Krankheit spricht, die ihn während eines großen Theiles seines Lebens quälte, und der er endlich unterlag, hebt er die Geistesstärke hervor, welche dazu gehörte, um während eines so schrecklichen, langwierigen und hoffnungslosen Siechthums Werke hervorzubringen, an denen nichts matt, alles Gesundheit und Frische und Leben ist, Werke, mit deren Inhalt und Bedeutsamkeit der Leser durch treffliche Uebersichten vollkommen bekannt gemacht wird. Mit plastischer Kunst und getreu sind auch die bedeutenden Persönlichkeiten charakterisirt, mit denen Hutten in näherer Beziehung stand, seine Feinde wie seine Freunde, vor allem der ritterliche Sickingen, und der gelehrte Erasmus, der neben der wahrhaft moralischen Größe Hutten's kleinlich und unmoralisch erscheint, ob ihm gleich keine Unsittlichkeit vorgeworfen werden kann."

Das heißt ja doch auf die absolute Dummheit der Leser ein vermessentliches Vertrauen setzen! Dem Hutten ist die entschiedenste Unsittlichkeit nicht abzusprechen, aber man muß ihn wegen seiner wahrhaft moralischen Größe bewundern und Erasmus, dem keine Unsittlichkeit vorgeworfen werden kann, der muß ihm gegenüber kleinlich und unmoralisch erscheinen.

Diese Beweisführung des Herrn Kurz ist zwar weder logisch noch moralisch, aber man muß doch die logische und moralische Größe des Herrn Kurz bewundern, und wer sie nicht bewundert, der muß klein und unmoralisch erscheinen, wenn man ihm auch keine Unsittlichkeit vorwerfen kann. —

Mit dieser Logik und Moral werden die Gymnasialschüler in der Kurz'schen Literaturgeschichte traktirt!

Wenn sich diese Jungen die reine Moral Hutten's zum Ziele ihres Strebens setzen, dann werden statt Kirchen Spitäler gebaut, die dem Hutten sehr zuwider gewesenen Facultäten der

Theologie und des Jus werden aus den Universitäten hinausgeworfen, und nur eine atheistische Philosophie wird neben der rettenden Medicin noch geduldet werden.

Was würde ein Literarhistoriker dieser Gattung (wir haben mehrere mit gleichen logischen Gebrechen behaftete Beurtheiler Hutten's angeführt) erwidern können, wenn man seinen logischen Spieß umkehren und ihm sagen möchte: Sie sind zwar ein bedeutender Philosoph, ein scharfer Denker, ein großer Logiker, ein wohl unterrichteter Historiker, das wird Ihnen Niemand abstreiten, aber man wird doch nicht umhin können, Sie für einen Dummkopf zu halten.

17. Neue Huttenanbeter. Schwere Arbeit, ihn weiß zu waschen. Der Herr Geiger. Hutten's „kleinere Thaten".

Es muß wiederholt auf die staunenswerthe Logik, auf die verwunderliche Anschauung von Moral aufmerksam gemacht werden, welche die Verehrer Hutten's in neuester Zeit in Anwendung bringen, um die tiefeingefressenen Rostflecken aus dem ohnedies nichts weniger als glänzenden Ritterharnisch Hutten's wegzuputzen.

Hören wir einen Herrn Geiger, von dem wir nicht wissen, ob er die talmudische Sprachkunst und Gedankenseiltänzerei im Familienkreise oder in einer Gelehrten-Marotte sich angeeignet hat, wie dieser Herr einen Ausgleich der Handlungen Hutten's mit den in der christlichen Gesellschaft noch bestehenden Anschauungen über Recht und Sitte zu Wege bringen will.[1])

Am Ende seines Aufsatzes S. 523 berichtet Geiger, wie Hutten ein Sendschreiben an Carl V. sandte, in dem er ihm rieth, sich aus der römischen Knechtschaft, die er ihm mit den schwärzesten Farben malte, zu befreien, um ihn für die Reformation zu gewinnen. „Es war ein vergebliches Bemühen."

„Selbst Luther wollte mit den ritterlichen Wagstücken Hutten's nichts gemein haben. Auf Hutten war das Scheitern seiner Pläne

---

[1]) Deutsche Warte. Herausgegeben von Meyer. I. Jahrgang. Hildburghausen 1871. S. 512. Ulrich von Hutten. Von Ludwig Geiger.

von außerordentlicher Wirkung. Bis zu diesem Augenblicke war er mit That und Wort rastlos bemüht gewesen, jetzt hörte er auf, die Schwungkraft seines Geistes war gelähmt, nachdem der große Plan, dem er die volle Lebenskraft geweiht hatte, gescheitert war. Er hatte außer den Uebersetzungen und den kurzerwähnten Schriften in dieser letzten Periode viel gegen Rom geschrieben, namentlich eine Anzahl Dialoge, „der Warner“ und andere, er war unerschöpflich in Wendungen gegen seinen Todfeind, aber auch einzelne Persönlichkeiten, die päpstlichen Legaten Caraccioli und Aleander, die in Worms versammelten Bischöfe verfolgte er mit Invektiven, die von Luther verbrannte Bannbulle gab er mit satyrischen Anmerkungen heraus, mittelalterliche, dem Papstthum feindliche Schriften veröffentlichte er auf's Neue, er schrieb in deutscher Sprache einen historischen Nachweis, daß die Päpste den deutschen Kaisern sich stets feindlich gezeigt hätten. Nach solchen Jahren einer staunenswerthen Thätigkeit trat Ruhe ein, aber nicht die Ruhe, welche ein Zeichen der Vorbereitung ist für große Ereignisse, sondern ein Merkmal der Mattigkeit und Erschlaffung.“

„Nachdem die Durchführung des großartigen Planes mit gewaffneter Hand nicht gelungen war, versuchte sich Hutten in kleineren Thaten, Nachbildern mittelalterlicher Raubzüge, nur daß hier der Zweck nicht mehr bloße Lust zum Gewinnen war. Die Karthäusermönche in Straßburg hatten ihn beschimpft und schwer verletzt; zur Strafe dafür verlangte er unter heftigen Drohungen 10000 fl. von ihnen, begnügte sich aber mit einer geringeren Summe; mit dem Pfarrer Peter Meyer in Frankfurt begann er eine förmliche Fehde, aber der Rath der Stadt gewährte dem Pfarrer Beistand; den Wormsern drohte er, aber es kam nicht zum Schlagen; drei Aebte fiel er auf pfälzischem Gebiete räuberisch an.“

Wir müssen hier den Geiger in seinem Melodienstrom ein wenig unterbrechen:

Wer so spricht von Rauben, Morden und Stehlen,
Der wäre als Moralprofessor sehr zu empfehlen.
Wo Leute mit diesen Ansichten logiren,
Da soll man sich in keine öde Gasse verirren,
Oder nur mit einem Revolver mit 6 Schüssen,
Um den Moralisten — höflich zu begrüßen.
Menzel hat noch als schonungsvoll gegolten,
Als er den Hutten nur einen „Lump“ gescholten;
Denn so lang der Lump sich nicht wird zu Rauben, Morden und Stehlen
verirren,
Mag er immer noch als ein guter Kerl passiren.
Wenn er sich aber abgibt mit Rauben und Morden,
Dann ist er „ein schlechter Kerl“ geworden.
Die Fleckausbringer Hutten's haben einen sehr schweren Stand,
Sie beschmutzen beim Putzen ihr eigenes Gewand.

18. Auch Sickingen ist ein großer Mann und Herr Geiger ein scharfsinniger Diplomat.

Auch den Sickingen sucht dieser selbige Autor als einen Helden „für Freiheit, Deutschland, Aufklärung“ aufzuputzen:

„In ähnlicher Weise, wenn auch in etwas größerem Maßstabe war Sickingen thätig. War es nicht möglich gewesen, gegen alle Römlinge mit gewappneter Hand einzuschreiten, so sollte wenigstens einer der schlimmsten, der Erzbischof von Trier, seine Gesinnungen büßen. Mit einem großen Heere zog Sickingen gegen ihn aus, aber er mußte, theils weil erwartete Hülfstruppen ausblieben, theils weil der Erzbischof das Schwert ebenso gut oder noch besser als den Priesterstab zu führen verstand, und die Stadt Trier trefflich vertheidigte, unverrichteter Sache abziehen. Statt Ruhm und Ehre brachte der Zug ihm schmähliches Verderben. Denn der Erzbischof, nicht zufrieden sich von seinem Feinde befreit zu haben, verbündete sich mit den benachbarten Fürsten und zog gegen Landstuhl, Sickingens Veste.[1]) Lange hielt sich der unerschrockene Mann gegen die Uebermacht der Feinde, bis er, von einer tödtlichen Kugel getroffen, die Festung übergab; noch lebend sah er die Feinde von seiner Burg Besitz nehmen, dann starb er. „„Und wie er in der Zeit seines Lebens““, sagt ein Zeitgenosse (wer denn?), „„sein männlich, ehrlich und trutzig Gemüth gehabt, das hat er auch bis in die Stunde seines Todes behalten.““

„Als Sikingen, die Perle des deutschen (Raub)ritterthums, leblos dahinsank (Mai 1523), weilte Hutten nicht mehr bei ihm. Schon längere Zeit, seit er in seinen Reden und Schriften immer gewaltiger tobte, hatten die Päpstlichen Anschläge auf ihn gemacht, Verhaftsbefehle waren von Rom nach Deutschland gekommen, um ihn zu fangen. Um solchen Nachstellungen zu entgehen, die er nicht müde ward in Schriften dem deutschen Volke aufzuzählen, um zum Widerstand dagegen zu ermuntern, hatte er sich schon lange bald hier bald dort verborgen gehalten, aber endlich schien ihm Deutschland überhaupt nicht mehr genügende Sicherheit zu bieten, und so entfloh er nach der Schweiz. Er sollte das Vaterland nicht mehr wieder sehn. So eröffnet er in seinem ganzen Leben und Thun den späteren Freiheitshelden ähnlich, auch hierin den Zug jener Märtyrer, welche das Vaterland mit glühender Liebe umfaßten, um von ihm Haß statt Liebe, Verkennung statt Dankbarkeit, Aechtung statt Treue zu ernten.“

---

[1]) Nach der Ansicht des großen Diplomaten und Strategen Geiger hätte der Erzbischof von Trier und die benachbarten Fürsten ruhig zuschauen sollen, bis Sickingen neue Kräfte gesammelt, um seinen Raubzug mit besserem Erfolge in's Werk zu setzen. Dann hätte Herr Geiger an der Feigheit und Dummheit dieser Fürsten sich erlustigen können.

19. Die deutschen Fürsten und der gute Geiger.

Der gute Geiger scheint nicht zu wissen, daß viele deutsche Fürsten an den Projecten Hutten's, an seinen geplanten Brandschatzungen, mittelst welchen er, wäre er zur Macht gekommen, auch diese in seinem „Freiheitsdrange" heimgesucht hätte, keine Freude gehabt, und daß es gar keiner Haftbefehle von Rom aus bedurft hat, um ihn die große Unsicherheit des deutschen Bodens fühlen zu lassen.

Wenn Deutschland auch für ihn unsicher wurde, so war das nur eine Wiedervergeltung, er hatte andern ebenfalls Deutschland unsicher gemacht. Die andern hatten Geld, Gut und Leben zu verlieren, er konnte weder Geld noch Gut verlieren, nur sein Leben, und das suchte er sehr vorsichtig zu retten. Wenn Geiger die spätern Freiheitshelden mit Hutten vergleicht, so weiß man nicht, soll sich Hutten oder die spätern Helden aus diesem Vergleich eine Ehre machen. Auch Herwegh, der (1848) unter dem Spritzleder saß und dessen Gemahlin das Berner Wägeli kutschirte, hatte den Märtyrerzug in die Schweiz einem Kampfe vorgezogen, das Vaterland hatte ihm weder Haß noch Verkennung noch Aechtung gewidmet, das wäre ein zu großer Kostenaufwand gewesen: es hatte ihn einfach ausgelacht.

20. Des edlen Geiger's Lamento um den edlen Hutten.

Geiger's aufrichtiges Lamento um den edlen Hutten lautet:

„Seinen (raub)ritterlichen Freund hatte er verloren, die Reformatoren hatte er sich durch seine rücksichtslose Kühnheit [1]), durch sein zu schnelles Vorwärtseilen entfremdet, nun bot auch die eine noch hellflackernde Leuchte der Humanisten, Erasmus, für ihn kein wärmendes Licht mehr. Hutten war nach Basel, dem Wohnort des Erasmus gekommen, aber dieser lehnte ab ihn zu empfangen, sei es, daß er sich vor der Berührung des kranken Mannes fürchtete, sei es, daß er sich scheute, durch Umgang mit dem Verfolgten sich zu gefährden. [2]) Dieser Bruch langgepflegter Freundschaftsbande

---

[1]) Soll heißen durch seine Raubzüge und Gelderpressungen.

[2]) Wozu denn dieses „sei es". Herr Geiger scheint den langen, furchtbaren Brief des Erasmus an Hutten, obwohl er ihn erwähnt, doch nicht kennen zu wollen!

war für Hutten ein vernichtender Stoß. Mühsam schleppte er sich nach Mühlhausen, von da nach Zürich, auch hierher verfolgte ihn des Erasmus giftiger Haß. Da schrieb er seine letzte Schrift, ein heftiges Pamphlet: „Beschwerdeschrift wider Erasmus.“ Er hat die Antwort des ehemaligen Freundes nicht erlebt. Um dem elend siechen Leib Kräftigung zu bereiten, ging er nach Pfäffers, dann nach der Insel Ufnau am Zürchersee. Dort ist er gestorben (Ende August 1523).

Der Trompetenstoß am Ende der Hutten'schen Biographie erschallt immer nach einer und derselben Composition. Auch Geiger bläst:

„Hutten steht vor uns als ein unerschrockener, nie rastender Geisteskämpfer, als ein Mann voll feurigen Geistes, von ungebrochenem Muthe, von herzlicher Treue für Menschen[1]) und Gedanken (!), klar in seinen Anschauungen, seines Zieles sich bewußt, aber die Schwäche und Bosheit nicht rechnend, mit welcher kleinliche Geister seinem Plane entgegentraten.[2]) In seinem feurigen Geiste lebte das voll und wirklich, was er anstrebte, aber Zeit und Menschen waren zu träge, um seinem rasch voreilenden Fluge zu folgen.“

So wird noch eine Weile die Fanfare fortgeblasen. Am Ende heißt es:

„Trotz allen körperlichen Elends, trotz allen geistigen Mühsals, aller Verkennung und Verfolgung behielt Hutten den frohen Muth. Das Vertrauen auf die Wahrheit der Gedanken, die er aussprach, die freudige Zuversicht auf den Sieg des Guten, dem er diente, belebten ihn stets; wir halten sein Bild am liebsten fest mit dem schönen Spruch, welchen er den Strebenden aller Zeiten zum Erbe hinterlassen: Es ist eine „Lust zu leben.“ —

Wir meinen, gegen diese Verlassenschaft Hutten's werden wohl die meisten protestiren. Der Cultus dieses Genius ist sehr bedenklich. Man thut den Cultusbeamten Hutten's sicherlich eine Ehre an, wenn man ihre Aufrichtigkeit bei ihren Hymnen und Gebeten ein wenig bezweifelt. — Hutten selber hat seinen Spruch auf der Insel Ufnau nicht mehr ausgesprochen; er hatte diesen Spruch: „Es ist eine Lust zu leben“ längst vergeudet, er war nicht mehr im Besitz desselben und konnte ihn somit auch den Strebenden aller Zeiten nicht als Erbe hinterlassen. Schade, daß

[1]) „Aber ich bitte!“ ruft hier der Bürgermeister von Königsberg aus seinem Grabe und mit ihm alle von Hutten Ausgeraubten und Geplünderten!

[2]) Diesen „kleinlichen Geistern“, die sich nicht ausrauben und brandschatzen lassen wollten, Fluch und Verachtung des 19. Jahrhunderts!

uns Herr Geiger nicht das Nähere angibt, welche Streber er meint und welches Ziel diese Streber anstreben?

Der unglückliche Hutten hatte nichts hinterlassen als eine stumpfe Schreibfeder; seine Verehrer haben sich derselben bemächtigt, um in seinem Geiste fortzuwirken. Glücklich die Jugend, welche sich diesen Heros zum Muster erkoren!!

Ueber einen Brief Hutten's an Pirkheimer könnten auch in unsern Tagen sehr zeitgemäße Betrachtungen angestellt werden. Besonders folgende Stelle ist voll Nutzanwendungen:

„Diejenigen, die beim Kaiser das größte Gewicht haben, sind unserer Partei sehr zugethan. Eben dieses versprechen uns die Freunde der Fürsten und die Fürsten selbst. Dafür nennen wir die Fürsten Mäcene und Auguste. Eben daher ist es mein Rath, die Gunst dieser Gattung Menschen auf jede Art einzufangen und wo es irgend angeht, Netze nach der Gunst der Fürsten auszustellen, deshalb auch sich an sie zu hangen und ohne Säumen öffentliche Aemter von ihnen anzunehmen." — —

Dieser Brief enthält einen sehr lehrreichen Beitrag zur Charakteristik des ersten Heiligen sämmtlicher Krakehler, und diese suchen auch in aller Herren Ländern ihrem Vorbild nachzustreben.

Zum Schluß folgt hier noch die Weihe, welche Münch, der Herausgeber von Hutten's Schriften, Anfangs des ersten Bandes bringt:

„Allen Freisinnigen und Edlen im großen, deutschen Vaterlande dies- und jenseits des Rheines heilig, den Freien und Starkmüthigen jedes Volkes und jeder Zone geweiht." —

Wer nun den Beweis liefern will, daß er freisinnig und edel, frei und starkmüthig ist, der soll die paar Gulden (oder Mark) nicht anschauen, sich Hutten's Werke kaufen und Münch's Zeugniß für obige Tugenden in die Tasche stecken, denn billiger wird er kaum dazu kommen!

C. Straußens „Voltaire“.

Motto:

Wenn sich die großen Männer — Einander Schufte genannt,
So haben sie sich als Kenner — Auch gegenseitig gekannt.

Wenn wir ihnen ohne Bedenken, — Als Zuhörer bei ihrem Streit,
Den vollsten Glauben schenken, — Geschieht es aus Höflichkeit.

Einleitung.

Voltaire hat die Moral, welcher er während seiner ganzen schriftstellerischen Laufbahn mit unverbrüchlicher Treue gehuldigt, selber mit einer Deutlichkeit ausgesprochen, die nichts zu wünschen übrig läßt. Er schreibt am 21. Oct. 1736 an seinen Freund, Gesinnungs- und Charaktergenossen Thiriot:[1])

„Le mensonge n'est un vice que quand il fait du mal: c'est une très-grande vertu quand il fait du bien. Soyez donc plus vertueux que jamais. Il faut mentir comme un diable, non pas timidement, non pas pour un temps, mais hardiment et toujours.“ „Mentez, mes amis, mentez; je vous le rendrai dans l'occassion.“ (Die Lüge ist nur dann ein Laster, wenn sie Böses stiftet, sie ist eine der größten Tugenden, wenn sie etwas Gutes bewirkt: Seid also tugendhafter als jemals. Man muß wie ein Teufel lügen, nicht furchtsam, nicht nur dann und wann, sondern unverschämt und in Einem fort.“ „Lügt, meine Freunde, lügt, bei Gelegenheit werde ich es für euch ebenso machen.“)

Veranlassung zur Aufstellung dieses verwunderlichen Moralprincips gab Voltaire's Stück „L'enfant prodigue“, welches eben in Paris aufgeführt werden sollte; weil aber Voltaire damals gerade bei den Parisern wegen verschiedener bekannt gewordener eklatanter Tugendboldereien nicht gut angeschrieben sein konnte, war es ihm darum zu thun, daß er als Autor des

---

[1]) Oeuvres completes de Voltaire. A Basle, Tourneisen 1788. Tome 56. p. 413.

Stücks nicht genannt werde. In derselben Angelegenheit schrieb er im selben Sinne einer Schauspielerin:[1])

„Leugnen Sie immer, leugnen Sie fest und stark, und sollte das ganze Parterre schreien: Ich sei der Autor, so müssen Sie sagen: Es sei kein Wort davon wahr." — —

Thiriot, der Freund Voltaire's, ist offenbar mit Voltaire auf dem gleichen Niveau der Ehrenhaftigkeit und des sittlich reinen Charakters gestanden. In den Werken Voltaire's finden wir eine Menge von Briefen an Thiriot (im 57. Band, Baslerausgabe allein 44, im 60. Band 27, im 61. Band 26), welche sammt und sonders von derselben edlen Gesinnung wie das zuvor Citirte — Zeugniß ablegen.

Aber nicht nur dieser Thiriot, sondern alle andern Lieblinge Voltaire's, mit denen er Briefe gewechselt, sind begeisterte Anhänger seiner Moral gewesen. Daß die Herren bei Befolgung dieses ihres Sittengesetzes oft unter sich bitter böse an einander gerathen mußten, ist sehr leicht zu erklären. Unerklärlich scheint beim ersten Anblick die innige Freundschaft, welche Voltaire dem Thiriot lebenslänglich bewahrt hat, demselben Thiriot, den er in Briefen immer entsetzlich in's Gesicht hinein anschmeichelte, während er hinter dem Rücken desselben sagte: „Wo findet sich eine Schmutzseele, die so feig und verächtlich wäre, wie dieser Thiriot." — Maynard (Voltaire I. Bd, S. 276) erklärt die ängstlich nach außenhin bewahrte Freundschaft der beiden Tugendbolde:

„Zwischen diesem Freunde und Voltaire mußte es ein Geheimniß der Schmach, eine schändliche Gemeinschaft geben, welche es Voltaire unmöglich machte, sich an ihm zu rächen."

Voltaire hatte den Freund einmal zum Zeugen angerufen, damit dieser eine von Voltaire vorgebrachte Lüge bestätige. Thiriot schien es diesmal der Folgen wegen doch bedenklich, sich zum Mitschuldigen einer kolossalen Lüge zu machen, und so mußte Voltaire in diesem Falle allein als Lügner gebrandmarkt dastehen bleiben, und zwar durch Freund Thiriot, der die kecke öffentliche Berufung auf ihn, den

[1]) Correspondance avec Mlle. Guinault. Paris 1822 und Kreiten: Voltaire. Freiburg 1871. S. 109.

Thiriot, als Zeuge auch wieder öffentlich zurückzuweisen für gut befunden.

Wenn nun ein Verehrer Voltaire's das im Leben dieses großen Mannes permanent und mit anerkennenswerther Aufopferung und Hingabe seiner ganzen Ehre durchgeführte Lügensystem in Abrede stellen wollte, so müßte er die constatirten Thatsachen in Voltaire's Leben, aber auch sein am 21. October 1736 feierlich aufgestelltes Moralprincip als eine Lüge bezeichnen, nachdem es doch der Historiker als eine der unumstößlichsten Wahrheiten anerkennen muß, die Voltaire je niedergeschrieben hat.

Es ist uns darum zu thun, gleich von vornherein den Beweis herzustellen, daß für Friedrich II. sämmtliche juristische Facultäten von Deutschland eingestanden wären, wenn Voltaire den ihm von Friedrich mit andern hohen Orden und Titeln, nur etwas später, um den Hals gehängten „Schuft“ mit seiner gewöhnlichen bissigen Grimasse nicht stillschweigend hinabgewürgt, sondern den König auf Ehrenbeleidigung geklagt haben würde. Voltaire war so klug, den Schuft hinunter zu schlucken, und bekanntlich so schuftig, sich an seinem einstigen Gönner, Bewunderer und Wohlthäter in der infamsten Weise zu rächen. Ein prächtiges, unauslöschbares Tableau, welches uns die mit dem schändlichsten Undank noch verstärkte Niedertracht Voltaire's im hellsten Lichte darstellt.

Kreiten hat in seinem „Voltaire“ „die Entstehungsgeschichte des Liberalismus“. Freiburg (Herder 1877, 384 S.) ohne Ereiferung, mit aller historischen Ruhe und mit Quellenangaben den unumstößlichen Beweis geliefert, daß Voltaire sein von ihm proklamirtes Lügenprincip durch sein ganzes Leben außerordentlich gewissenhaft befolgt hat.

Dr. Strauß, der Verfasser des „Leben Jesu“, hat sich die Ehre angethan, dem Voltaire einen glänzenden Lob- und Vertheidigungshymnus, ein ganzes hohes Lied, ein „Heil dir im Siegerkranz“ nachzusingen.

Etwas anders als Strauß (der, nachdem er den Hohenpriester des neuen Bundes unmöglich zu machen versuchte, sich selber zum Hohenpriester Voltaire's die Weihe gegeben) urtheilt der englische Historiker Macaulay über Voltaire:

„Voltaire flüchtete sich an die reizenden Gestade des Genfersees, wo er nun jeder Fessel, die ihn bisher eingeschränkt hatte, ledig, und in Hinsicht auf Höfe und Kirche ebenso arm an Hoffnungen, wie reich an Befürchtungen, seine lange Fehde gegen jede zum Segen oder Unsegen der Menschheit bestehende Gewalt eröffnete. Denn was Burke von der constituirenden Versammlung sagt, das gilt auch im vollsten Sinne von diesem ihrem großen Vorläufer. Voltaire verstand es nicht aufzubauen, bloß niederzureißen vermochte er; er war so recht der Vitruvius der Zerstörung. Nicht eine einzige Lehre hat er uns hinterlassen, die man nach ihm benennen könnte, nicht eine einzige Zugabe zu dem Schatze unsers positiven Wissens: dafür hat aber auch keine menschliche Lehre jemals seinen Weg bezeichnet, durch einen so ausgedehnten, so schreckenhaften Ruin von Wahrheiten, von Irrthümern, von edlen wie gemeinnützlichen, wie verderblichen Einrichtungen. Vom ersten Augenblicke seines Aufenthaltes am Fuße der Alpen ging der Dramatiker, der Witzling, der Geschichtsschreiber auf in der einen wichtigen Lebensaufgabe: der Patriarch, der Stifter einer Sekte, das Haupt einer Verschwörung, der Fürst einer ausgedehnten Geisterrepublick zu werden."

1. Die linken Literarhistoriker über Voltaire, und wie dieselben die „Pucelle" von ihren Lesern betrachtet willen wollen.

Johannes Scherr sucht unter haßerfüllten Juden und gewissen ohne Wirkung, nur aus Geschäft getauften Juden (wie Börne und Heine) als Christus- und Kirchenstürmer seines Gleichen. Johannes Scherr war ein Mensch von genialen Anlagen und eben darum kommt bei ihm bisweilen doch die Anerkennung der Wahrheit zum Durchbruch, wie wir später sehen werden.

Scherr klagt über einen christlichen Literarhistoriker, ohne denselben zu nennen,[1]) wie folgt:

„Wenn noch ein deutscher Literarhistoriker unserer Tage seine Besprechung Voltaire's mit der Phrase beginnt: „„Voltaire, dessen abschreckendes Aeußere, der Typus des Affen mit der Katze, aber verbunden mit dem scharfen Blicke des Adlers, schon die höllische Gesinnung abspiegelte, die in den dunklen Tiefen

[1]) Wir finden dieses Nichtnennen sehr unhistorisch!! Ist er unbedeutend, warum seinen Ausspruch anführen, und ist er bedeutend, warum ihn nicht nennen?

seiner Seele verborgen lag"", so gehört eine solche Auslassung etwa in eine Fabel der Frères ignorantins, nicht aber in die Wissenschaft." —

Warum citirt denn aber Scherr einen Autor, mit dem es sehr leicht ist, fertig zu werden, wenn man ihn erstens nicht nennt und ihn dann mit einem herabwürdigenden Spotte belastet?

Nun, wir können mit unserm Namen für Folgendes einstehen:

Wir haben das marmorne Sitzbild Voltaire's im Foyer des Théâtre français bei öfterm Aufenthalte in Paris genau angeschaut und erklären, daß die oben gerügte Schilderung von diesem Gesichte noch viel zu wenig bestimmt ist. Man kann doch annehmen, daß der Bildhauer nicht absichtlich eine abscheuliche Carrikatur machen wollte. Vorausgesetzt, daß dieser Steinvoltaire getroffen ist, könnte man sagen: Wenn man sämmtliche Mephistopheles-Darsteller der ersten Bühnen Deutschlands, Englands und Frankreichs hernimmt, so wird jeder trotz Malerei und Frisur, trotz Verzerrung der Gesichtsmuskeln, mit diesem Bilde verglichen, noch einem ganz gemüthlichen Burschen gleichsehen. Es hat den Anschein, als ob der Künstler sich einen Spaß gemacht und einen Nußknacker mit einer echten Mephistolarve ausgestattet hätte.

Dieses Gesicht Voltaire's ist das Gesicht eines vollendeten Schuftes.

Wir bitten unsere Herren Gegner, die beliebte Münze Fanatismus, Blödsinn, Dummheit u. s. w. bei sich zu behalten, denn Friedrich II. ist nach eklatanten Erfahrungen im vollsten Rechte gewesen, als er den Charakter Voltaire's mit einem centnerschweren Wort bezeichnete.

Wie Johannes Scherr auch gegen Ende seiner Tage öfter in merkwürdigen Lichtblicken über das positive Christenthum urtheilt, das berichtet uns die Berliner Zeitung „Germania" Nr. 186, 2. Blatt 1886, in welchem sie den Auslassungen Scherr's über die Kirche wieder andere Betrachtungen desselben Autors entgegenstellt. Wenn Scherr unter sonstigen Auslassungen über die katholische Kirche über den Satz: „Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen" in seiner drastischen Ausdrucksweise sich dahin erklärt, „daß es un-

möglich sei, durch diesen Granitfelsen von Dummheit und Vorurtheil einen Tunnel zu treiben", so ist es sehr interessant, was derselbe Scherr in seinem Buche „Gestalten und Geschichten" über den Wallfahrtsort Maria-Einsiedeln in der Schweiz berichtet. Er schreibt:

„Die böse Ketzerin Kritik wollte sich in mir regen, als ich so dastand vor der heiligen Kapelle, und rings um mich die knieenden Beter und Beterinnen betrachtete. Aber ist es denn nicht ein wichtiges und wahrhaftiges Wunder, die ganz unbezweifelbare Thatsache, daß Hunderttausende, Millionen von mühseligen und beladenen Menschen, auf den Steinfließen vor der Gnadenkapelle knieend, der schwarzen Mutter Gottes ihr Leid geklagt, und erleichtert, getröstet und vielleicht auch gebessert weggegangen sind? Item, stehen diese „Armen im Geiste," menschlich und sittlich nicht berghoch über den halbgebildeten, oder ganz bildungslosen Pöbelhaufen der großen Städte, welche nur noch an das von dünkelhaften Afterweisen gepredigte rohmaterialistische Dogma: „der Mensch ist nur ein Thier" glauben, und daraus die Nutzanwendung ziehen, daß sie sich bestialisch aufführen müßten und dürften? Ich meine, wir haben es sattsam schaudernd mit erlebt, wie die losgelassene Menschenbestie zu wüthen und zu wüsten vermag. Von dem, was in der Seele des Volkes vorgeht, des wirklichen und wesenhaften Volkes, welches mit dem in der Sudelküche communistisch-anarchistischer Hetzerei zurecht gemachten Abstraktum: „Volk" nichts gemein hat, ja davon haben die Herrn Materialisten nicht die entfernteste Vorstellung. Kümmern sich auch nicht darum. Sie wähnen dem Fortschritt zu dienen, wenn sie die Erde entgöttern, d. h. der Menschheit ihre Illusionen nehmen. Aber ohne Götter, Ideale und Illusionen ist der Mensch nur ein zweibeiniges, federloses Stück Vieh. Die Propheten der materialistischen Unheilsbotschaft haben in der Bornirtheit ihres Hochmuthes, in ihrer läppischen Verdünkelung den gesunden Menschenverstand ganz eingebüßt, wenn sie nichts nach der Thatsache fragen, daß im günstigsten Falle höchstens 5 Prozent der Menschheit zum Wissen, 95 Prozent dagegen zum Glauben das „Zeug" haben, und daher die Wissenschaft nicht zu ihrer Gottheit machen können. Und was hat es denn am Ende aller Ende mit unserm stolzen Wissen auf sich? So wenig, daß nur Thoren darauf eitel sein können. Vom Allerwissenswerthesten, vom Urgrund, Sinn und Zweck der Welt und des Daseins der Menschheit, wissen wir gerade so viel wie unsere Vorfahren vor Tausenden und wieder Tausenden von Jahren auch schon gewußt haben, d. h. nichts, gar nichts." — „Das Ceremoniell des katholischen Cultus (schreibt er an anderer Stelle) ist und bleibt eines der gelungensten Kunstwerke, welches Menschen jemals ersonnen und geschaffen haben. Dasselbe ist wundersam darauf berechnet, daß den Sinnen geboten werden müsse, was den Sinnen gebühre, weil eben der Mensch, wie welt-

bekannt, nur in bescheidenem Maße aus Geist besteht. Das übersahen die Herren Reformatoren, und darum thaten sie den groben Mißgriff, den Gottesdienst seines künstlerischen Schmuckes zu entkleiden. Das Mächtige des kath. Dienstes ist die symbolisirende Beseelung jedes seiner Acte, die alle mitsamen wieder auf die Gesammtwirkung des Ganzen abzielen. Mit einer tiefen Erkenntniß des Menschen und seiner Bedürftigkeit hat die Kirche alle Künste in ihren Dienst zu ziehen gewußt. Unbefangene, urtheilsfähige und aufrichtige Beobachter erkennen, man empfinde in den katholischen Kirchen, daß man es mit einer dauerhaften Macht, in protestantischen dagegen, daß man es nur mit einer vorübergehenden Meinung zu thun habe."

Scherr leidet, wie seine Genossen im Kirchensturm, an der Sucht, alle diejenigen, die im Kreise der Kirche stehen, für unendlich dumme, blöde und bornirte Kerle zu halten. Das ist jedenfalls eine sehr billige Art, wenn sich Jemand als ein Orakel der Weisheit geltend zu machen gedenkt. Er läßt, um die Betenden recht dumm zu machen, dieselben der schwarzen Muttergottes ihr Leid klagen. Scherr hätte ja nur das simpelste Bauernweib fragen dürfen: Sagt mir mal, meine Liebe, klagt Ihr Euer Leid der schwarzen Muttergottes? so würde er eine genügende Zurechtweisung haben anhören können.

Warum spricht denn Scherr immer von Göttern? Das hat auch der alte Göthe immer so gehalten, dem Worte Gott ist er merkwürdiger Weise immer scheu aus dem Wege gegangen. Scherr sagt: „Ohne Götter, Ideale und Illusionen ist der Mensch nur ein zweibeiniges, federloses Vieh;" wir sagen: „Ohne Glauben an den persönlichen, selbstbewußten Gott ist der Mensch noch niedriger und weitaus elender als ein anderes zweibeiniges Individuum aus dem Thierreiche. Götter sind allerdings Illusionen, aber Gott ist zufällig keine Illusion."

Scherr meint ferner, unter 100 Menschen haben 95 Prozent das Zeug zum Glauben, und höchstens 5 Prozent das Zeug zum Wissen, er hat aber selber gesagt, daß diese 5 Prozent auch nichts wissen. Man sieht, daß Scherr über Wissen und Glauben nie ernste Studien gemacht hat. Wir wollen den Dr. Scherr nur auf den berühmten Theologen und Naturforscher Dr. Veith aufmerksam machen, der dieses Thema wiederholt sehr gründlich auseinandergesetzt hat, das hätte dem

Dr. Scherr zur Bereicherung seines Wissens nicht schaden können, und würde ihm durch das Verständniß des Glaubens auch seine Geringschätzung gegenüber den Gläubigen herabgemindert haben. Wir rathen den Genossen Scherr's, Veith's Schriften, die zum Verständniß nur die allgemeine Bildung, und nicht die geschraubte philosophische Terminologie als Voraussetzung nöthig haben, zu lesen, und wir sind sicher: diese Herren werden auch über den Glauben zu einem andern Urtheil gelangen, wie auch Scherr später über den katholischen Cultus zu einer andern Ansicht gekommen ist.

Scherr hat das Lob Voltaire's eigentlich mit großer Sprachgewandtheit sehr reservirt ausgesprochen. Er hat dem Pucelldichter eigentlich mehr an Lob genommen, und mehr an Schmach gelassen, als es beim ersten Durchlesen den Anschein hat. Indem er Voltaire's Standpunkt als den cynischen bezeichnet, hat er zugleich den Witz Voltaire's als einen echten Hundewitz gebrandmarkt.

Hätte Voltaire eine verkommene, aber dabei heuchlerische Dirne mit seinen Satyren gegeißelt, nun da ließe sich nichts einwenden, aber ein historisch als eine sittenreine, edle und begeisterte Jungfrau dastehendes Frauenbild derartig in den rechten Bordellschmutz der Zote, Gemeinheit und Niedertracht herabzuziehen, das ist doch ein — eben nur eines Voltaire's würdiges Streben.

Nach diesem Excurs über die wandelbaren Ansichten Scherr's kommen wir auf sein Urtheil über Voltaire's „Pucelle" zurück. Er meint:

„Die Pucelle d' Orléans ist ohne Frage Voltaire's genialstes Werk, und zugleich eine der kulturhistorisch wichtigsten literarischen Schöpfungen des 18. Jahrhunderts, ein blankster Spiegel der[1]) Denkweise und der Sitten[2]) der Gesellschaft von damals. Um dem Werke Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, müssen wir uns durchaus der Gewöhnung an die idealische Auffassung des Stoffes entschlagen, welche durch Schillers herrliche Tragödie unter uns gang und gäbe geworden, und uns auf den cynischen[3]) Standpunkt stellen, welchen Voltaire als den Standpunkt seiner Dichtung am Eingang derselben mit gewohnter Offenherzigkeit[4])

---

[1]) Fehlt das Wort: schmutzigsten.

[2]) Besser: Sittenlosigkeit.

[3]) Zu deutsch: hündischen.

[4]) Besser: Unverschämtheit.

bezeichnet. Von hier aus werden wir die „Pucelle“ als das brillanteste Feuerwerk des Witzes und des Hohnes, welches jemals aufgeführt worden, als eine Fleischwerdung des Geistes dieser Periode der Frivolität, Auflösung und Zerstörung bewundern müssen; aber nur einen Schritt, ja nur einen Zollbreit von diesem Standpunkt entfernt, wird das Werk jedem unverdorbenen Gemüth nur Widerwillen und das Gefühl erregen, daß der Geist niemals in höherm Grade sich selbst verhöhnt habe, als er es hier gethan.“ —

Der kurze Sinn dieses sehr schlau abgefaßten und hinterher eben so schlau wieder zurückgenommenen Lobes wäre dieser:

Voltaire hat eine in geschichtlicher Glorie als gottbegeisterte, ihr Vaterland mit der Hinopferung ihres Lebens liebende Jungfrau öffentlich geschändet und ihr ehrenvolles Andenken der Schändung preisgegeben. Um diese Schändung zu würdigen, muß man sich auf den Standpunkt Voltaires stellen; wenn man um einen Zoll breit von diesem Standpunkt sich entfernt, so wird man mit Ekel erfüllt werden. Es bleibt aber jedenfalls ehrlich, den Standpunkt Voltaire's als einen cynischen zu bezeichnen.

2. Voltaire und Rousseau, einer größer als der andere. Was Voltaire für ein „standhafter Deist“ gewesen.

Wenn Scherr's Vergleich zwischen Voltaire und Rousseau scheinbar zu Gunsten Rousseau's ausfällt, so müssen doch wieder die anerkannten Thatsachen das günstigste Gemälde total verwischen. So heißt es z. B. bei Scherr:

„Rousseau lebt und stirbt arm, preist gegenüber Genußsucht und Frivolität seiner Zeit die spartanische Einfachheit und Tugend (!) und vergißt, während er hunderttausende von Herzen für das Ideal einer besseren Gesellschaftsverfassung im Allgemeinen und für das einer vernünftigen Erziehungsweise insbesondere entbrannt, seine zunächst liegenden Pflichten dergestalt, daß er seine eigenen Kinder ins Findelhaus schickt.“ —

Was ohne Namenangabe auch noch geschehen ist, damit diese Geschöpfe ja nie ihren tugendhaften und liebreichen Herrn Vater an seine Pflichten ermahnen könnten. Der edle Reformator der Menschheit mochte sich gedacht haben: Welcher Skandal ist größer: Entweder meine Rangen namenlos dem Findelhaus

zu übergeben, damit ich von ihnen und sie von mir nichts mehr erfahren können, oder: dieselben nach meiner Emilischen Erziehungskunde zu traktiren, und zu erleben, daß sie ausgemachte und unverbesserliche Lumpe werden? Indem nun die tragische Antwort auf die zweite Frage vor seiner Seele stand, wählte er den ersteren Skandal als den kleinern und dachte sich dabei: schlechter als von mir können meine Sprößlinge von Fremden nicht erzogen werden.

Wie glücklich Frankreich durch Voltaire's Spott und Rousseau's Grundsätze geworden, das sehen wir noch heutigen Tages. Unter Ludwig XIV. hatte Frankreich Einen Despoten, Einen Tyrannen! — Die jetzigen Despoten gehen dutzendweise umher, im rauschenden Frasenmantel der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, und das Glück und die Wohlfahrt des Volkes liegt ihnen noch weniger am Herzen als dem großen Louis. Jetzt beherrscht Frankreich für Einen Despoten eine legal organisirte Räuberbande, die sich zur Auspumpung des Volkes in Regierungs- und Börsenkreisen organisirt hat.

Scherr sagt über Voltaire ferner:

„Voltaire war ein standhafter Deist und verdammte entschieden den Atheismus. Die christliche Dogmatik sein Lebenlang mit seiner Hohngeißel schlagend, verwies er immer und überall auf das Sittengesetz der Natur und der Vernunft,[1] welches zugleich auch das des Christenthums sei. So sagt er in seinem Lehrgedicht Discours sur l'homme:

„„Les miracles sont bons; mais soulager son frère,
Mais tirer son ami du sein de la misère,
Mais a ses ennemis pardoner leurs vertus,
C'est un plus grand miracle et qui ne se fait plus."" —

Da kommt einfach die Frage heran: Warum sind denn die klassischen Heiden weder zur Erkenntniß noch zur Befolgung dieser schönen Lehre gekommen; und warum finden wir denn

[1]) War es nach dem Sittengesetz der Natur oder der Vernunft, oder der Natur allein, oder der Vernunft allein, oder weder der Natur noch der Vernunft, daß Voltaire jahrelang der „entschiedene Anbeter" einer verheiratheten Frau gewesen ist? Die Natur kennt kein Sittengesetz, weil sie weder zu einem Selbsterkennen noch zu einer Selbstbestimmung gelangen kann. Friedrich II. hat übrigens den Voltaire, diesen frommen Deisten, auf eklatante Erfahrungen hin einen „Schuft" genannt. Das war kein unbesonnener Ausbruch königlicher Laune; hier hatte Friedrich die gerichtlichen Beweise für seine Titelverleihung in Händen.

weder im öffentlichen Staatsleben, noch in der Gesetzgebung, noch im häuslichen Leben diese eben ausgesprochene christlich ethische Grundlage? Ferner: Was heißt ein standhafter Deist? Man kann in allen „Geschichten der Philosophie“ herumsuchen, und wird nicht einmal die Bezeichnung derartiger Deisten, und noch weniger eine standhafte Erklärung darüber finden, was man unter einem standhaften Deisten zu verstehen hat.

3. Lobsprüche über die vielen Tugenden, in deren Besitz Voltaire gewesen ist.

Es werden dem Voltaire von Scherr noch folgende Lobsprüche gespendet:

„Ueberhaupt hat er sich bei all seinen zahllosen Schwächen, unter denen eine grenzenlose Eitelkeit, die ihn bei vielen Gelegenheiten zum höfischen Schmeichler erniedrigte, obenansteht, im öffentlichen und Privatleben stets als einen Vertheidiger des Rechtes, als Beschützer der Unterdrückten, als großmüthigen Helfer der Armen erwiesen, und dieser heftige Gegner des dogmatischen Christenthums, dessen Ausrottung er als seine Mission betrachtete (Ecrasons l'infâme), zeigte allenthalben, wo ihm seine Eitelkeit nicht allzu hinderlich war, thatsächlich, daß die unsterbliche Weise, in welcher er in seiner „Alzire“ den ethischen Gehalt des Christenthums ausspricht, wirklich aus seinem Herzen kam. Voltaire läßt den Christen Gusman zum Heiden Zamore sagen:

Des dieux que nous servons connais la différence
Les tiens t'ont commandé le meurtre et la vengeance
Et le mien, quand tons bras vient de m'assassiner
M'ordonne, de te plaindre et te perdonner.“

Wir finden hier eine solche Masse von Tugenden des Voltaire angeführt, daß er, abgesehn von seinem incarnirten Haß gegen Christus und seine Kirche, fast der Heiligsprechung nahe gerückt wird. Ueber den Tod Voltaire's heißt es:

„Er starb nach kurzer Krankheit am 30. Mai 1778 gleichsam mit einer letzten Manifestation seiner unversöhnlichen Feindschaft gegen das historische Christenthum auf den Lippen. Man hat über die sogenannte Sterbereue Voltaire's viel gelogen und gefaselt. Thatsache aber ist es, daß er sich selbst treu blieb bis zum Ende, und daß ein fanatischer Priester vergeblich alles aufbot, um den Sterbenden zu bekehren.“ „Il (le curé de Saint Sulpice),

voulait absolument faire reconnaître au moins au Voltaire la divinité de Jésus-Christ, à laquelle il s'intéressait plus qu'aux autres dogmes. Il le tira un jour de sa léthargie, en lui criant aux oreilles: Croyez-vous à la divinité de Jésus-Christ?"" — „Au nom de Dieu, monsieur, ne me parlez plus de cet homme-la, et laissez-moi mourir en repos, repondit Voltaire." Vie de Voltaire par Condorcet. Es finden sich in Voltaire's Werken zwei Verse, welche den Mann ebenso bündig als wahr charakterisiren; im ersteren tritt der Vielverketzerte seinen Feinden als Mensch mit dem Ausdrucke edelsten Selbstgefühls entgegen: „J'ai fait un peu du bien; c'est mon meilleur ouvrage!" Die zweite faßt die welthistorische Arbeit der Schriftstellerei in die unwiderlegbaren Worte: Il ôte aux nations le bandeau de l'erreur." —

Ueber diesen Bericht ist aber zu bedenken, ob der Tod Voltaire's, wie ihn Condorcet beschreibt, Thatsache ist; das kann man gründlich bezweifeln; denn Voltaire und Condorcet haben sich notorisch Fälschungen zu Schulden kommen lassen, und mit gehässigen Noten, die sie beifügten, den Aussprüchen Pascals noch jenen Sinn beizulegen gesucht, den diese beiden Herren für ihre Weltanschauung wünschenswerth fanden. Daß somit die Berichte Condorcets, wo es sich um ihm angenehme oder ihm unangenehme Thatsachen handelt, nicht als authentisch gepriesen werden können, das liegt auf der Hand!

4. Der fanatische Pfarrer von Saint Sulpice. Wie Voltaire und Strauß in der Aufklärung immer wieder endlich zum Atheismus kamen.

Wenn der Pfarrer von St. Sulpice als Ortsseelsorger den Voltaire zu bekehren suchte, so hat er nur seine Pflicht gethan, und wenn man ihn deßhalb allein als einen fanatischen Priester signalisirt, so ist diese Bezeichnung nicht aus weltmännischer Ruhe und einem Sinn für Gerechtigkeit, sondern aus dem Aufklärungsfanatismus hervorgegangen. Wenn die Worte, Voltaire habe den Völkern die Binde des Irrthums abgenommen, als unwiderlegbar bezeichnet werden, so muß man vorher die welthistorische Frage: Was ist Wahrheit und was ist Irrthum? festgestellt haben. Diese Frage aber spinnt sich durch die Weltgeschichte fort.

Die Thatsachen, welche aus den Lehren und Grundsätzen Voltaire's und Rousseau's hervorgingen, sind allerdings festgestellt

und nicht zu bestreiten, eben deßhalb aber muß um so mehr die religiöse und ethische Wahrheit der Voltairischen Lehren in Frage gestellt werden.

Der Tod Voltaire's wird übrigens von seinem Arzt ganz anders erzählt als von Condorcet. Condorcet war ein noch wüthenderer Feind des Christenthums als Voltaire, und muß sein Bericht daher, logisch gedacht, außerordentlich bezweifelt werden; wäre sein Bericht aber auch wahr, so würde das nur den Beweis liefern, daß Voltaire, wie er in Abkehr von Christus und seinem Sittengesetz gelebt hat, auch in dieser Abkehr gestorben ist.

Einer der begeistertsten Lobredner Voltaire's ist der „Leben-Jesu“-Strauß. Nachdem er seinen philosophischen Cursus an Kant, Schelling, Böhme, Schleiermacher, Spinoza bis zum linken Hegelthum durchgemacht, und im Licht oder in der Nacht (wie man's nehmen will) des Pantheismus angelangt ist, mußte er die Wunder des Evangeliums und mit diesen zugleich die historische Glaubwürdigkeit der Evangelien verwerfen. Er legte sich die Wunder nun so zurecht, als ob sich die Erzählung derselben aus der frommen Phantasie der Evangelisten herausgesponnen hätte. Später, 1864, war er schon weiter „fortgeschritten“; er stellte sich auf die Seite jener rationalistischen Exegeten, die da meinten, die Wunder seien durch Betrug zu Stande gekommen. Die Lehrsätze der Kirche fielen mit den Wundern, er hatte für dieselben nur den Hohn des Unglaubens.

Am Ende brachte er es so weit (siehe unsere Besprechung seines „alten und neuen Glaubens“), daß er den persönlichen Gott, die Unsterblichkeit des Menschengeistes auch verleugnete, und jenen Menschen, die seine Schriften lesen, und die ein Grauen über diese Nacht nach dem Tode anwandelte, rieth, sie sollen sich mit Musik, Kunst und Poesie die Grillen vertreiben, was besonders für Bauern, Handwerker, Taglöhner, Leidende, Unterdrückte, Arme ein außerordentlich stichhaltiger Trostgrund ist. — Wenn einer aber auch reich ist und er liegt auf seinem Sterbebette im Angesicht des Todes, dürfte er an einem Strauß'schen Walzer eben so wenig eine Freude haben, als er am Strauß'schen „Leben Jesu“ eine Freude hat.

Strauß hat mit vielen andern, die in dem Nachtlande des

vollkommenen Atheismus anlanden, wenigstens das Verdienst, gezeigt zu haben, daß man, wenn man einmal die Lehre der Kirche verlassen hat, auch zur Verwerfung der ganzen christlichen Offenbarung, zur Leugnung Gottes und der Fortdauer der Seele kommt. Das ist nur consequentes Fortschreiten in der Negation.

Für das verleugnete Heil in und durch Christus sucht Strauß nun seine Anhänger zu entschädigen; er stellt ihnen zur Verehrung zwei „große Männer“ hin, die er in seiner Art apotheosirt, den Hutten und den Voltaire!

5. Voltaire's Jugendleben gibt ihm die Richtung für das Alter. Voltaire, in Verlegenheit, lügt sich immer heraus und hinaus.

Einige Streiflichter über Voltaire's Leben bringt Strauß. Schon der Lebenswandel in der Jugend Arouets (Voltaire's) kann als eine Art Grundlage seiner späteren Weltanschauung angesehen werden.

„In dem 19. Jahre fand sich der Vater durch den unordentlichen Wandel des Sohnes immer mehr beunruhigt, sein spätes Heimkommen in der Nacht führte Scenen herbei, auch sein Aufwand stand außer Verhältniß mit seinen Mitteln; vielleicht ließ sich durch eine Ortsveränderung helfen. Marquis Châteauneuf, der Voltaire's Vater kannte, ging als Gesandter nach dem Haag, und nahm auf des Vaters Bitte den Sohn als Pagen mit. Der junge Arouet machte Bekanntschaft mit einer jungen Dame, die Mutter derselben aber schickte sie sogleich nach Frankreich.“

Diese Dame hatte sich durch Herausgabe ihrer „Galanten Briefe“ schon einen nichts weniger als ambraduftigen Namen erworben, ein Umstand, den Strauß kluger Weise nicht berichtet, wie er überhaupt mit seinen Helden in gewissen Richtungen der Lebenspraxis derselben sehr vorsichtig und nach Umständen auch sehr nachsichtig verfährt.

Uebrigens ist es gut, daß der Herausgeber des „Leben Jesu“, seinen Charakter als Historiker in den Verklärungen welthistorischer Gauner bloß gestellt hat, indem er Voltaire und Hutten, die er um jeden Preis glorificiren wollte, zuerst durch eine eigenthümliche Desinfectionsmethode von ihrem durchdringenden moralischen Parfüm zu befreien suchte, freilich eine

eben so undankbare als vergebliche Arbeit. Die Carbolsäure Straußens konnte die fürchterliche Expansionskraft der Miasmen nicht paralisiren.

Der junge Voltaire muß sich auch anderer Excesse schuldig gemacht haben, denn

„der Marquis sandte dem heimgeschickten Pagen ein Schreiben an dessen Vater voraus, das kein Belobungsschreiben war. Der Alte dachte an Enterbung, an einen Verhaftsbefehl gegen den ungerathenen Sohn, von Verbringung nach den Inseln war die Rede.“ —

Später machte Voltaire Satyren auf den Regenten Philipp von Orleans; er wurde nach Sully sur Loire verbannt.

„Unter andern heitern Poesien dichtete er hier eine Epistel an den Regenten, worin er mit einer lebenslänglich beibehaltenen Taktik sich beklagte, daß man ihm so elende Reimereien zuschreibe.“

Er machte also Satyren und log sich dann immer als Autor heraus. Die Verlogenheit Voltaire's gehörte zu den andern vielen ebenso achtenswerthen Eigenschaften dieses Groß-Aufklärers. Seine achtmonatliche Verbannung wurde ausgehalten. Er machte jetzt ein Gedicht gegen den Hof, wurde Pfingsten 1717 in die Bastille gesperrt, allwo er beinahe 11 Monate sitzen mußte. 1722 starb der alte Arouet. Voltaire und sein Bruder führten Proceß um die Erbschaft. Eine junge Wittwe, Madame de Rupelmonde, eine galante, zugleich „philosophische Dame“,[1]) nahm ihn mit sich auf eine Reise nach Holland.

6. Voltaire und Rousseau.

Hier lernte er den Dichter J. B. Rousseau kennen, der hier in Verbannung lebte. Dieser Baptiste Rousseau hatte noch Religion und nahm Anstoß an Voltaire's Gedicht an seine Begleiterin Julie, und Voltaire erzählt, er habe dem Rousseau, der ihm seine Ode an die Nachwelt vorgelesen, gesagt: daß diese Ode wohl nicht an ihre Adresse gelangen werde. Wir

[1]) So nennt sie Strauß. Die stärkste Parthie ihrer Philosophie bestand in dem Umstande, daß sie sich über verschiedene der zehn Gebote Gottes hinaussetzte; in diesem Kapitel war auch Voltaire sein ganzes Leben lang sehr zu Hause. Beide harmonirten.

erzählen das ganz kurz zum Verständniß des nachfolgenden Geständnisses Straußens über Voltaire's Charakter:

„Wie dem sei, es war hier der Grund zu einer seiner literarischen Feindschaften gelegt, die in Voltaire's Leben eine so große und widerwärtige Rolle spielten, indem er, obwohl er in der Regel (?) nicht der angreifende Theil, doch einmal gereizt, sich immer mehr in die Leidenschaft hineinhetzte, und dann, wie freilich sein Gegner auch (?), sich ohne Unterschied aller Waffen bediente, durch die er dem andern wehe thun, ihn als Schriftsteller und Menschen vernichten zu können glaubte. Wenn ich erwähne, daß er in der Folge Rousseau gerne daran erinnerte, wie dessen Vater der Schuhmacher des seinigen gewesen, so wird man schon mehr als genug haben; obwohl es noch lange nicht die häßlichste Wendung in diesem Kampfe ist.“ —

Das genirt aber alles nicht. S. 14 sagt derselbe Strauß:

„Das Bedürfniß nach freundschaftlicher Ergießung, das treue Festhalten an den Freunden, der rührige Eifer, ihnen zu dienen, die langmüthige Nachsicht mit ihren Fehlern gehören zu denjenigen Zügen in Voltaire's Leben, die oft verkannt werden, weil sie freilich im Laufe seines Lebens durch andere entgegengesetzter Art nur allzusehr verdeckt und verdunkelt sind.“ —

In dem Versuche, Voltaire rein zu waschen, bedient sich Strauß zumeist jener Mittel, die man im gewöhnlichen Leben Advokatenkniffe der schlechtesten Sorte nennt.

7. Voltaire's Bekanntschaften mit geistreichen und liebenswürdigen Frauen sehr rührend von Strauß geschildert. Voltaire's „Großmuth“, mit der er die Susanne außer ihm auch noch seinem Freund als Geliebte gestattet.

Seite 32 erzählt Strauß:

„Unter den Bekanntschaften, die Voltaire in jenen Jahren pflegte, nahmen die mit geistreichen und liebenswürdigen Frauen eine hervorragende Stelle ein. Da ihm eine eigene Häuslichkeit fehlte und er zur Ehe wenig Lust empfand, so war es ihm Bedürfniß, in einem befreundeten Hause, bei einer Frau, die ihn zu schätzen und warm zu halten wußte, daheim zu sein. Dabei lief das eine Mal Liebe mit unter, das andere Mal nicht, die Dame mochte Witwe sein oder auch nicht; denn selbst

wenn Liebe dabei war, machten die Ehemänner in damaliger Zeit kein Hinderniß. So fand Voltaire in jenen Jahren erst bei einer Marquise de Mineure, die Witwe war, dann bei einer Präsidentin de Vernieres, die noch einen Mann hatte, bei dieser auch als Miethsmann in ihrem Hause, eine behagliche Heimath. Leidenschaftlich verliebt war er längere Zeit in die Marschallin Villars, die ihn jedoch mit kalter Koketterie eben so in Athem als fern zu halten wußte. Von anderer Art waren die Beziehungen, worein den dramatischen Dichter der Verkehr mit der Bretterwelt zu jungen Schauspielerinnen brachte. Zu der Zeit, als sein „Oedipe" im Werden war, machte er der Duclos den Hof; später war einmal Adrienne Lecouvreur seine Geliebte und blieb bis zu ihrem nur allzufrühen Tode seine Freundin. Ein besonders anmuthiges Verhältniß aber entspann sich um die Zeit seiner Verbannung nach Sully mit einer jungen Dilettantin, die er daselbst kennen lernte." —

Susanne nahm bei Voltaire Unterricht in der Deklamation. Strauß bemerkt dazu ganz naiv:

„Aber sie hatte wenig Erfolg, offenbar war die Lust größer als die Kraft. Um so mehr Erfolg hatte sie bei ihrem Lehrer, und er nicht minder bei der Schülerin. Man liebte sich herzlich und schwur sich ewige Treue, man führte bei aller Knappheit der äußern Verhältnisse ein Leben wie im Paradiese. Aber man hat außer der Geliebten auch noch einen Freund, und der wurde zur Schlange des Paradieses. Voltaire führte den Freund bei der Geliebten ein, und der Freund stach ihn bei der Geliebten aus. Er war auch gar zur liebenswürdig, dieser junge Genonville, das hatte Voltaire selbst empfunden; darum ja kein Bruch. Voltaire überwindet den Verdruß, und bleibt mit beiden Theilen in bestem Einvernehmen. Das war so seine Art, denn wir werden seiner Zeit einen viel ernsteren (Verdruß) antreffen, wo sich das gleiche wiederholte." — —

8. Wie Strauß mit seinem Helden überaus nachsichtig umgeht, selbigen immer standhaft vertheidigt und die Wäsche des Dichters putzt, rollt, bügelt, stärkt und glättet. Ecrasez l'infâme.

Wir haben diese Beschreibung von den Unterhaltungen Voltaire's mit Straußens Worten nur deshalb angeführt, um zu zeigen, daß Strauß von seinem sittlichen Standpunkte nicht nur gegen alle diese Geschichten nichts einzuwenden hat, sondern daß ihm das alles außerordentlich gefällt und

er es als eine Decoration für das Herzens- und Gemüthsleben des großen Mannes anführt.

Wir sehen, wie Voltaire sich mit den ausgiebigsten und erfolgreichsten Mitteln auf seinen ingrimmigen Haß gegen die Kirche vorzubereiten wußte, der in der Aufforderung gegipfelt: Ecrasez l'infâme! (rottet die Infame aus). Daß Voltaire diesen schönen Wunsch ausgesprochen, findet Strauß ebenfalls ganz in der Ordnung. Verschiedene Menschen haben eben über die Infamie verschiedene Ansichten und manche verlieren das Gefühl für Infamie derartig, daß sie an sich und andern gar nicht mehr wissen, was infam ist und was nicht infam ist. Die Folge davon wird sein, daß diese Leute am Ende auch über die Infamie selber ganz infame Ansichten bekommen, während sie über Ehrenhaftigkeit keine ehrenhaften, sondern auch wieder infame Ansichten sich aneignen. Die Infamie schlägt am Ende überall durch. Was dieser Menschengattung gefällt, das ist meistens infam und was ihr nicht gefällt, das nennt sie meistens infam.

Freilich wird man die Verehrer Voltaire's durch ähnliche logische und ethische Betrachtungen nicht bekehren, sondern sie nur um so mehr erbittern. Voltaire muß bei ihnen immer, im Ganzen genommen, ein großer und edler Mann gewesen sein, den man freilich nicht mit dem gemeinen Zollstab der Ehrenhaftigkeit abmessen soll und an dem man mit der Anforderungen des christlichen Sittengesetzes schon gar nicht in die Nähe kommen darf, ohne den wüthenden Ruf zu riskiren: Ecrasez l'infâme.

9. Voltaire wird durchgeprügelt, aber sein „moralischer“ Muth gelobt, wenn er auch sehr wenig physischen besessen. Entkommt zu seiner Freude einem Duell.

Der Chevalier der Rohan-Chabot, der mit Voltaire, welchen er mit Hohn verletzen wollte, in einen Wortwechsel gerieth, in welchem Voltaire hinwiederum den Chevalier übel bediente, ließ Herrn Voltaire von zwei Männern tüchtig durchprügeln. Wir sind weit entfernt, diese Art von Satis-

faktion zu billigen, und erkennen dieselbe als das, was sie ist, als eine Brutalität. Voltaire suchte dagegen auf dem Justizwege eine Genugthuung. Wir notiren hier aus Strauß Folgendes hierüber:

„Ein Tagebuchschreiber der Zeit berichtet: Der arme Geschlagene zeigt sich so oft als möglich bei Hof und in der Stadt, aber Niemand bedauert ihn,[1]) und die er für seine Freunde hielt, haben ihm den Rücken gewendet. Insbesondere rief er vergebens Madame de Prie und durch sie den Herzog von Bourbon an: wenn er sich nicht selbst half, war ihm nicht zu helfen. Niemand wird erwarten, daß Voltaire ein Held gewesen sei. Selbst seine Freunde trauten ihm wohl moralischen[2]), aber wenig physischen Muth zu. Doch reizbar war er im höchsten Grade, und so dürfen wir nicht zweifeln, daß es ihm mit den Schritten, seine Ehre durch ein Duell herzustellen, zunächst völliger Ernst gewesen ist.[3]) Er übte sich im Fechten. Er ging mit Girardisten

---

[1]) Voltaire mußte sich somit durch sein Herumbeißen nach allen Seiten hin so beliebt gemacht haben, daß ihm auch wieder von allen Seiten (bei aller sittlichen Entrüstung über diesen gemeinen Akt der Rache dennoch) die empfangenen Schläge vergönnt waren. Die ihn schlugen, hatten kein Recht dazu, wenn auch, wie man in solchen Fällen zu sagen pflegt, dem Exekutirten sehr Recht geschehen war.

[2]) So war es z. B. sicher ein moralischer Muth, die Jungfrau von Orleans im schmutzigsten Zotengewande mit jenen Damen auf ein Niveau zu stellen, mit welchen Voltaire seine geistreichen Unterhaltungen gepflogen, und es zu versuchen, der Heldenjungfrau die Marke seines eigenen sittlichen Charakters auf den Nacken zu brennen. Jede sittliche Größe that Voltaire's Augen wehe, er konnte sie nur mit seinen schwarzgeräucherten Brillen anschauen; was hoch vor ihm stand, suchte er in seinen Schmutz herunterzuziehen, und was rein vor ihm stand, mit Koth zu bewerfen. Es gehört schon eine Entschlossenheit dazu, diesen Mann glorifiziren zu wollen. Freilich wird diese Arbeit nur Gesinnungs- und Handlungsgenossen ansprechen. Die Glücklichen meinen, wenn sie den Hang und Drang haben, eben so niederträchtig zu sein, als ihr Held es war, dann auch an seinem Genie theilnehmen und sich für Witzköpfe ausgeben zu können.

[3]) Wir dürfen nicht zweifeln! Dr. Strauß hat es verboten! Das neue Testament darf, ja es soll nicht nur bezweifelt, sondern als eine Mythe behandelt werden; daß aber der notorische Feigling Voltaire zu Zeiten ein Held war, das darf nicht bezweifelt werden! Der höchst orthodoxe Professor der Voltaire-Dogmatik hat es verboten! Alle Gläubigen verbeugen sich tief und beten an. Gehorsamer Diener! „Wir dürfen nicht zweifeln", wir dürfen aber diese Anforderung auch nicht eine Unverschämtheit und Frechheit nennen, sondern einen hohen Grad von Selbstbewußtsein der moralischen Macht, deren Besitz sich Strauß zwar nicht erworben, sondern den er sich eingebildet hat.

und Raufbolden um. Die Familie Rohan wurde besorgt, die Polizei aufmerksam, man hielt ihn für fähig einen tollen Streich zu machen. Das Beste war, man nahm ihn fest, das geschah denn auch auf Andringen der hohen Familie in der Nacht des 17. April 1726. Die Bastille kannte Voltaire schon, und er wurde da auch jetzt mit aller Rücksicht behandelt." —

Am 2. Mai wurde er nach England exilirt. Daß Voltaire, wie er durch seinen Freund Thiriot aussprengen ließ, heimlich nach Frankreich kam, um zur Rettung seiner Ehre alles Mögliche und Unmögliche zu versuchen, hielt Strauß selbst für eine Mystification.

Voltaire machte mit seinem Duellvorhaben den Lärm nicht umsonst; wer ihn kannte (wie Strauß selber gesteht: „Niemand wird erwarten, daß Voltaire ein Held gewesen sei"), konnte sich von dem Behagen Voltaire's eine Vorstellung machen, als er in der Bastille derweil in Sicherheit saß und dann gar, als er englischen Boden betrat, und somit die französische Cabinetsjustiz so gefällig war, ihm einen Deckmantel für seinen (moralischen!) Muth zu leihen.

„Um die Mitte Mai 1726 landete Voltaire in England; und obwohl er bereits im 32. Lebensjahre stand, so sind es doch die nahezu 3 Jahre seines englischen Aufenthaltes, die den Jüngling erst vollends zum Manne reiften."

Wenn Strauß mitunter so recht im Lobesgalopp mit seinem Pegasus begriffen ist, da versteht er das Kunststück, mitten im Ritt wie ein Circusreiter herabzuspringen, dem Pegasus in die Zügel zu fallen und ihn aufzuhalten. Strauß will bisweilen dem Leser, obwohl er ihm sehr viel zumuthet, doch nicht das alleräußerste zumuthen. Er sagt:

„In gewissem Sinne freilich hat Voltaire diese Reife nie erreicht, selbst noch im Greisenalter überrascht er uns nicht bloß durch leidenschaftliche Ausbrüche, sondern auch durch possenhafte Sprünge, die wir kaum der Jugend verzeihen können; stillen Ernst, ruhige Würde hat er nie gekannt." —

Da er in England eine Schätzung erlebte, welche Addison, Swift, Pope und der große Newton genossen, stellte er Vergleiche mit seiner Stellung in Frankreich an. Nun waren aber diese Männer doch von Seite ihres Charakters mit Voltaire sehr schwer oder auch gar nicht zu vergleichen.

10. Voltaire rächt sich erbittert, weil seiner Freundin Lecouvreur das kirchliche Begräbniß verweigert wird.

„Ein Jahr nach seiner Rückkehr starb seine Freundin Adrienne Lecouvreur nachdem sie noch einige Tage früher als Jocaste in seinem „Oedipe“ aufgetreten, plötzlich, und er hatte das Empörende erleben müssen, daß der im Leben allgefeierten Schauspielerin das Begräbniß an geweihter Stätte versagt, und sie ohne Sang und Klang auf freiem Felde verscharrt wurde.“ „Diese scheinheilige Barbarei züchtigte Voltaire, wie sie es verdiente, in einem beredten Gedichte, das, als es bekannt wurde, viel böses Blut machte.“ —

Ohne uns hier in eine Erörterung über die damalige Staatsgesetzgebung bezugs der Beerdigung der Schauspieler einzulassen, müssen wir es doch im höchsten Grade unlogisch finden, wenn Leute, welche die Kirche mit ihrem Glauben, ihren Segnungen und Ceremonien im ganzen Leben verhöhnt haben, am Ende so viel darauf halten können, daß man *sie* in der von der Kirche geweihten Erde begrabe!

Strauß umgeht und verschweigt sehr klug den wahren Sachverhalt. Die *Freundin* Voltaires, die Lecouvreur, hatte vor ihrem Tode den Priester zurückgewiesen und auf sein Zureden geantwortet, indem sie auf die Büste *eines* ihrer Anbeter, des Marschalls von Sachsen, hinzeigte:

„Siehe da meine Welt, mein Hoffen, meine Götter.“

Kreiten berichtet:[1])

„Mit dieser Blasphemie starb sie nach einem glaubens- und sittenlosen Leben. Man mußte ihr daher auch das kirchliche Begräbniß verweigern, und verscharrte sie bei Nacht in einem Garten. Diese „Schändung“ seiner Freundin konnte Voltaire nicht verschmerzen, er schrieb die Apotheose der Schauspielerin, indem er nach einigen bombastischen Lobeserhebungen der Verstorbenen eine wahre Fluth von Flüchen gegen den Fanatismus, die Barbarei und Ungerechtigkeit der Menschen ausstößt, die „*jene des Begräbnisses unwürdig erachteten, der man in Griechenland Altäre errichtet haben würde.*“ Aber nicht bloß die Kirche, auch die Regierung wurde angegriffen: „Frankreich ist eingeschlafen unter der Herrschaft des Aberglaubens, in England allein wagen die Sterblichen noch zu denken.“ England ist das glückliche Land, das die schmählichen Vorurtheile eben so herausgestoßen hat

[1]) W. Kreiten: Voltaire. Freiburg 1878. S. 71.

wie die Tyrannen." „Götter, so schließt das Gedicht, warum ist denn mein Vaterland nicht mehr die Heimath der Ehre und des Genies?"

Auf diese Frage antwortete dem Dichter bald ein dunkles Gerücht, welches besagte, die Apotheose der Komödiantin, das Lob des „allein noch denkenden Englands" habe bei Hofe ebenso sehr mißfallen wie im erzbischöflichen Palais, und man wisse nicht, was noch geschehen könne. Voltaire hielt es daher für das beste, sich unsichtbar zu machen, und der Trompeter Thiriot erhielt gemessenen Auftrag, in allen Kaffeehäusern auszuposaunen, der Dichter habe sich wieder nach England eingeschifft, wo jeder Mann von Talent ein großer Mann sei." „In Wirklichkeit aber ging Voltaire (Januar 1731) nach Rouen, um sich bei einem Buchhändler einzuquartiren und den ersten Faden einer der infamsten Intriguen seines Lebens anzuspinnen." — —

Wir rathen dem Leser, Kreiten's „Voltaire" zur Hand zu nehmen und darin nicht nur diese, sondern auch noch viele andere mehr kerker- als nur zuchthauswürdige Gaunereien Voltaire's im ruhigen, historischen, Thatsachen erzählenden Styl zu beachten und zu betrachten. Nach Durchlesung dieser angeführten Thatsachen wird der Leser erst einen Maßstab in die Hände bekommen, um das kühne Unternehmen Dr. Straußens würdigen zu können; der trotz alledem auf der fixen Idee beharrt, es ließe sich für Voltaire trotz aller dieser Hindernisse noch das Prädicat eines Ehrenmannes aufrecht erhalten!!

Auch das Gedicht an Julie, welches sein irreligiöses Unglaubensbekenntniß (Strauß nennt es sehr schlau sein religiöses Glaubensbekenntniß) enthält, ließ er auf's neue drucken. Auf Anstehen des Erzbischofs von Paris wurde Voltaire darüber vernommen.

„Er machte es wie früher und später so oft, er verleugnete das Gedicht und behauptete, es rühre von dem verstorbenen Abbé Chaulieu, dem Anakreon der Tempelgesellschaft, her, den er es habe vorlesen hören. Man glaubte ihm nicht, doch ließ man sich die Ausrede gefallen." —

11. Voltaire's Ausspruch über Shakespeare selbst von Strauß nicht zu retten. Der Neid Voltaire's gegenüber Shakespeare, Dante und Newton.

Die Geringschätzung, mit welcher Voltaire von Shakespeare sprach, der übermüthige Hohn, mit dem er sich thurmhoch

über den großen Briten hinaufzuschwindeln suchte, ist bekannt. Strauß ist hier so aufrichtig, seinen Voltaire (der in dieser Richtung eben auch gar nicht zu retten ist) der Gemeinheit seines Neides hinzustellen. Voltaire schrieb:

„Ich bin gewiß weit entfernt, die Tragödie Hamlet in allem zu rechtfertigen; sie ist ein grobes, barbarisches Stück, das in Frankreich und Italien nicht von dem niedrigsten Pöbel geduldet würde. Hamlet wird verrückt im zweiten Akt, und seine Geliebte im dritten, der Prinz ersticht ihren Vater unter dem Vorwand eine Ratte umzubringen, und die Heldin springt in's Wasser. Man bereitet ihr Grab auf dem Theater, die Todtengräber machen Spässe in ihrer Art, indem sie Todtenschädel in der Hand halten, der Prinz antwortet auf ihre abscheulichen Plumpheiten durch Thorheiten, die nicht weniger widerwärtig sind. Unterdessen macht eine der handelnden Personen die Eroberung von Polen. Hamlet, seine Mutter und sein Stiefvater trinken zusammen auf dem Theater, man singt bei der Tafel, man zankt sich, schlägt sich und bringt sich um. Man möchte glauben, dieses Werk sei die Frucht der Einbildungskraft eines betrunkenen Wilden. Aber unter diesen groben Unregelmäßigkeiten, die das englische Theater noch heute so abgeschmackt und barbarisch machen, finden sich in Hamlet seltsamer Weise (!) erhabene, des größten Genies würdige Züge. Es ist, als hätte sich die Natur darin gefallen, in dem Kopfe dieses Dichters das Stärkste und Größte mit dem Niedrigsten und Abscheulichsten zu verbinden."

Es ist wirklich rührend, den Voltaire gegenüber diesem „betrunkenen Wilden" so nachsichtig und so versöhnlich gestimmt zu sehen! „Seltsamer Weise finden sich erhabene Züge im Hamlet," man sollte es in diesem „groben, barbarischen Stück" gar nicht suchen! Nun macht Strauß seine Bemerkungen über die Bemerkungen seines Helden Voltaire:

„Daß man nun in Frankreich selbst es wagte, ein so ungeläutertes Talent, oder wie er es jetzt unverblümt an d'Alembert schrieb, einen solchen Dorfhanswurst, der keine zwei ordentliche Zeilen geschrieben, den Classikern des französischen Dramas gegenüberzustellen, ja vorzuziehen, das empörte gleicher Weise sein patriotisches und sein Selbstgefühl."

Wir erlauben uns, das psychologische Horoskop etwas anders d. h. auf den rechten Standpunkt zu stellen. Voltaire, der neidisch feinfühlende, hatte es los, daß er vor Shakesspeare als vor einem Dichtergenius stand, mit dem er sich nicht messen konnte. Man nehme alle 28 Tragödien, 15 Komödien und Festspiele Voltaire's zusammen, sie geben noch keinen „Lear", keinen „Hamlet",

keinen „Kaufmann von Venedig". Voltaire fühlte das Unzulängliche seiner Begabung, die Erbärmlichkeit seines Charakters und die Unhaltbarkeit seiner Weltanschauung gegenüber Shakespeare heraus. Die erdrückende Wucht des Briten preßte ihm ein Schimpfwort aus; nur mit Schimpf und Hohn wußte er sich zu helfen. Strauß sucht ihn da mit vieler Mühe, aber keinem Erfolg herauszuputzen. Dies Schmähen und herabreißende Urtheilen wurzelt nicht in einer Geschmacksrichtung. So albern war Voltaire nicht, daß er nicht die Größe Shakespeare's gefühlt hätte, aber anerkennen wollte er sie nicht. Durch sein Schmähen über Shakesspeare ist ihm an sich selbst gelungen, was er so oft mit Erfolg an andern geübt, er hat sich dadurch nicht nur lächerlich, sondern auch verächtlich gemacht!

Unter andern sehr niedrigen Leidenschaften, von denen dieser Großaufklärer wie eine Puppe hin- und hergerissen wurde, hat der grimmige Neid ihn besonders gefoltert! Er hat nicht nur über Shakespeare, sondern auch über Dante Urtheile ausgesprochen, mit denen 100 Jahre später auch der wüthendste Aufklärer sich nicht mehr in die Oeffentlichkeit wagen würde! Es existirt ein Brief Voltaire's über Dante, in welchem die Leidenschaft und Bosheit zur Verrücktheit wird. Ueber diesen Brief wie über tausend andere Lächerlichkeiten Voltaire's ist Strauß mäuschenstill, das taugt nicht in seinen Kram.

Wenn auch das Gift aus Voltaire's Schriften im Ganzen und Großen noch fortsickert oder auch aufdampft und mit seinen Miasmen jetzt noch die untern Stände in Frankreich erfüllt, so sind doch viele seiner Aussprüche auch von seinen Verehrern insofern faktisch verurtheilt, als sie mit denselben nicht mehr ans Licht zu kommen und dieselben nicht mehr zu vertheidigen wagen.

Der Brief über Dante findet sich in der Gesammtausgabe von Voltaire's Schriften.[1])

In diesem Briefe heißt es unter Anderm:

„Sie wollen den Dante kennen lernen. Die Italiener nennen ihn göttlich, aber er ist eine versteckte Gottheit, wenig Leute verstehen seine Orakel; er hat Ausleger und das ist vielleicht eine

---

[1]) Oeuvres complètes de Voltaire. Basle. Tourneisen. Der letzte 71. Band erschien 1790; im 39. Band p. 224—229. Auch in Voltaire's Vermischten Schriften. Frankfurt u. Leipzig, Walther. 2. Bd. S. 29—36.

Ursache mehr, daß er nicht verstanden wird. Die vortheilhafte Meinung, die man von ihm hegt, wird sich immer bestärken, weil er nicht sonderlich gelesen wird. Man weiß etwa zwanzig Stellen aus seinen Werken auswendig, dabei läßt man es bewenden und erspart sich die Mühe, den Ueberrest zu versuchen."

Voltaire berichtet über Dante's Exil und über die Orte, wo er sich aufgehalten.

„An diesen verschiedenen Orten verfertigte er seine Comödie von der Hölle, vom Fegefeuer und vom Paradiese: man hat dieses elende, ungereimte Geschwätz für ein schönes episches Gedicht gehalten. (Ce fut dans les divers lieux qu' il composa sa comédie de l'enfer, du purgatoire et du paradis: on a regardé ce salmigondis comme un beau poëme épique.)"

Diesem Urtheile setzt Voltaire noch die Krone auf, indem er es zu beweisen sucht. Er macht sich eine sehr freie Uebersetzung des 27. Canto des Inferno von Dante (er nennt selber die Uebersetzung cette petite traduction très libre). Nun ist aber das gar keine Uebersetzung, sondern eine schändliche Parodie, eine Posse im Geschmack Voltaire's, aus welcher das Original gar nicht zu erkennen ist und die beim Leser gerade den gegentheiligen Eindruck von jenem hervorruft, welcher durch den epischen Ernst der Dante'schen Dichtung hervorgebracht wird. Der Leser, welcher den Dante nicht kennt, soll durch diese Posse düpirt werden.

Aber auch weltberühmte Gelehrte thaten den Augen Voltaire's sehr wehe. Er konnte den Glanz ihres Ruhmes nicht ohne Schmerzen und Wehegeschrei ertragen. Wie Göthe den unglücklichen Kampf mit Newton aufnahm, so auch schon früher Voltaire.[1])

Als Voltaire sein „wissenschaftliches" Werk: „Elemente der Philosophie Newton's" herausgab, hatte er wegen eines gar zu religionsfeindlichen Kapitels die Druckerlaubniß in Frankreich nicht erhalten; das Buch erschien daher in doppelter Ausgabe zugleich öffentlich in Holland und unter Angabe eines falschen Druckorts in Frankreich. Nach seiner Gewohnheit leugnete er die Echtheit dieser Ausgaben, besonders als man anfing, bedeutende wissenschaftliche Fehler darin nachzuweisen. Sofort hieß es, die Buchdrucker trügen die

---

[1]) Voltaire. Von W. Kreiten. Freiburg, Herder 1878. S. 111.

Schuld daran; aber diese antworteten mit einer Denkschrift, worin sie sich erboten, durch Vorzeigung des Originalmanuscripts den Beweis zu erbringen, daß nicht bloß die gedruckten Fehler von Voltaire seien, sondern daß sie sogar durch andere Gelehrte einige der gröberen Irrthümer des Originals verbessert hätten. Schließlich sah Voltaire sich genöthigt, den berühmten Mathematiker Maupertuis zu bitten, ihm „bei seinem Mangel an Zeit" beizuspringen und „das verfluchte Werk" zu verbessern.

Voltaire legte einen hohen Werth auf diese seine wissenschaftliche Arbeit:

„Ich bin der erste, schreibt er stolz an Thiriot, der diesen Wust von Gelehrsamkeit entwirrt hat, ich habe diesen Newton zur Höhe seiner winzigen Mitbrüder herabgezogen, und den gewaltigen Briareus zur Miniatur gemacht!" —

In beiden Punkten täuschte er sich. Voltaire besaß nicht die hinreichenden Kenntnisse in Naturwissenschaften und Mathematik, um Newton würdigen zu können, noch weniger war er der erste, der das Newton'sche System in Frankreich einführte. Bereits 1724 hatte Maupertuis an der Akademie der Wissenschaften den englischen Gelehrten gleichsam eingebürgert und dieser war so populär geworden, daß schon um diese Zeit Algarotti sein System sogar für Damen bearbeitete. Richtiger urtheilt er über den Werth seines Werkes, wenn er einem Gelehrten schreibt:

„Ich weiß mich ziemlich verständlich zu erklären, ich bin wie die Bächlein, sie sind durchsichtig, weil sie wenig tief sind."

Allerdings Glätte und Seichtigkeit sind die hervorragendsten Eigenschaften seiner meisten Werke.

Wenn Voltaire das System Newton's in Frankreich einführen wollte, so geschah es hauptsächlich, weil er bereits damals von einem himmlischen Mechanismus träumte, der Gott und die Vorsehung überflüssig machen sollte. Das Gesetz der Anziehungskraft schien ihm hinreichend, die Stelle der Vorsehung zu vertreten. Von dem Cartesianischen System hatte Montesquieu gesagt, es erleichtere sehr die Arbeit der Vorsehung; das Newton'sche sollte nach Voltaire's Meinung die Arbeit der Vorsehung nicht bloß erleichtern, sondern die Vorsehung selbst

verdrängen, ein Zeichen, daß er den Geist des englischen Mathematikers nicht erfaßt hatte. —

Der neue David Strauß erweist sich ebenso wie sein Vorbild Voltaire als ein hartherziger Hausherr des großen Weltalls, beide wollten Gott die Wohnung in seiner Welt aufkündigen, und ihn im Chaos außer der Sternenwelt untergehen lassen; Gott soll aus dem Himmel heraus, nach Strauß, und dafür sucht er den Voltaire zu verhimmeln. Einer tröstet sich in seinem Gotteshaß mit dem andern!

12. Strauß lobt den Voltaire als einen Prediger der religiösen Duldung!

„Daß es unter andern Tugenden (!!) ganz besonders religiöse Duldung und Abscheu gegen Aberglauben und Fanatismus war, was er (Voltaire) von den Brettern herab predigte, versteht sich von selbst (!!) und bildet in der That ein zeitgeschichtliches Verdienst seiner Stücke. Von der Aeußerung der Jocaste in seiner ernsten Tragödie:

Die Priester sind nicht, was ein blinder Pöbel meint,
Nur unsere Thorheit ist's, was ihre Weisheit scheint,

bis zu dem Spruche des Kaisers in den Guebern:

In seinem Glauben mag ein jeder friedlich leben,
Doch dem Gesetz des Staats zunächst die Ehre geben,

gehen diese Lehren durch alle seine Dramen hindurch." —

Ecrasez l'infâme, darin liegt Voltaire's Duldung. Schade, daß er nicht 1793 mehr erlebte, als der Staat in der Guillotine die Regierungsmaschine aufstellte, ob er da auch dem Gesetz des Staats die Ehre gegeben hätte. Die Katholiken und die christlichen Protestanten gelten dem Voltaire als blinder Pöbel, der Clerus als eine Horde von Betrügern, und Strauß findet in dieser Art, religöse Duldung zu predigen, Voltaire's „zeitgeschichtliches Verdienst".

13. Strauß schildert das rührende Verhältniß Voltaire's mit der verheiratheten Marquise du Châtelet. Wie nach Strauß Voltaire in der Pucelle zwei Fliegen mit einem Schlage getroffen.

Strauß schildert mit großer Liebe und Hingebung für seinen Helden dessen Leben zu Cirey bei der Marquise du

Châtelet, seiner Freundin, die mit ihrem Manne daselbst lebte, der sich um Voltaire und seine Frau nicht viel kümmerte. Unter Ab- und Zureisen brachte Voltaire hier (1734–1749) 15 Jahre zu. Strauß erzählt, was in Paris Veranlassung zu dem cynischen Gedichte „la Pucelle“ gegeben, die, wie wir schon früher nach Aeußerung des Johannes Scherr angeführt haben, „vom cynischen Standpunkte aus betrachtet werden muß!!“ —

Sehr schön (in Straußens Weise schön) sagt dieser über dies Gedicht:

„Sie (die Pucelle) galt der landläufigen Vorstellung, und war noch zuletzt dichterisch gefeiert worden als die reine Jungfrau, die eben als solche würdig befunden war, das Organ göttlicher Offenbarungen und Wirkungen zu sein. Göttliche Offenbarungen und Wunderwirkungen nun gab es für die Geistesrichtung, die in Voltaire ihren genialen Sprecher hatte, keine mehr. Aber ebenso wenig wollte man an jungfräuliche Reinheit glauben. In der Heldin von Orleans konnte er also so zu sagen 2 Fliegen mit einer Klappe treffen, den Glauben an die göttliche Offenbarung, und den an weibliche Reinheit.“ —

Strauß gewährt uns hier einen Einblick in zwei schöne Seelen, in seine Seele und in die Voltaire's. Eine um Gottes Willen ihre sittliche Reinheit bewahrende Jungfrau war dem Dichter, der nach Umständen mit seinen „Damen“ wie mit seinen Handschuhen wechselte, ein beständiger Vorwurf; eine gottgeweihte Jungfrau dünkte ihm ein widerwärtiger Aberglaube, der ihn (den in den völligen heidnischen Naturdienst Versunkenen) sehr ärgerlich stimmen mußte. Daß die göttliche Offenbarung der reinen Sitte Lob spendet und die reine Sitte in ihren Gesetzen verlangt, das machte Voltaire auch die Offenbarung zuwider. Also, da gab es zwei Fliegen, die sehr unangenehm und seine Ruhe störend um ihn herumsummten. Keuschheit und Offenbarung paßten nicht in den Rahmen seines Systems und Strauß enthüllt uns ganz naiv, was den Voltaire so sehr genirte, was ihm an der Jungfrau von Orleans zuwider war, und wie er sich dieses Gefühls, das sein Gewissen beunruhigte, zu entledigen gesucht hat. Die Schandschrift Voltaire's ist sonach (nach Strauß) eine alte, schmierige, im täglichen Gebrauch verklatschte Fliegenklappe, welche die zwei

widerwärtigen Fliegen tödten und dem Klatschen-besitzer — Ruhe verschaffen soll!!

Die Hauptsache bleibt immer, daß man sich über seinen Seelenzustand klar ist und sich kein X für ein U macht, sich aber auch kein X für ein U machen läßt.

Interessant ist, wie Strauß über die Freude, die ihm die Pucelle macht, einen dünnen Schleier zu ziehen sucht. Seite 105:

„Wir Heutigen legen das Gedicht, nachdem es uns zuweilen ergötzt, öfter abgestoßen hat, ziemlich gleichgültig aus der Hand, weil es für uns nicht mehr die Wahrheit enthält. Wir wissen, daß das Weib so nicht ist, oder doch nur unter besondern Umständen so ist, und wenn sie es wäre, würden wir uns nicht so lustig darein finden. Unsere Lebensanschauung ist keine frivole mehr, aber wir begreifen, wie sie damals so werden konnte. Es war die praktische Reaktion gegen den christlichen Spiritualismus, die neben der wissenschaftlichen eintreten mußte.“ (!!) —

14. Voltaire wollte mit der „Schöpfung“ seiner Pucelle sein Gewissen beruhigen. Auch seine Frivolität wird entschuldigt.

Somit hat Voltaire durch Schöpfung seiner Pucelle nur eine Abwehr versucht, es war „die praktische Reaktion gegen den christlichen Spiritualismus, diese mußte eintreten.“ (!) Voltaire hätte sich somit durch diese Dichtung nichts zu Schulden kommen lassen. Das Bedürfniß der Zeit hat ihn dazu genöthigt!! Voltaire hat durch die Schöpfung seiner Pucelle ein Bedürfniß befriedigt, wir sehen, wie Strauß bei Handhabung der Moral und der deutschen Sprache mitunter Malheur hat.

Strauß erklärt sich noch näher:

„Im kirchlichen Christenthum ist das Sinnliche grundsätzlich verneint, thatsächlich nur geduldet; Enthaltung, Jungfräulichkeit ist das Höhere, das Wahre, das was eigentlich sein sollte, wenn es nur könnte, und in einzelnen Menschen ist es doch auch wirklich, die eben damit sich auf den Gipfel der Menschheit stellen.“ —

Ein christlicher Leser braucht kein Theologe zu sein, er braucht nur auf den Katechismus-Unterricht sich zu erinnern,

um zu wissen, daß das Sinnliche im Menschen grundsätzlich nicht verneint ist, wie es Strauß behauptet, um die Kirche eben so des Irrthums beschuldigen zu können, wie die sensualistische Richtung in Frankreich, welche den Menschen einseitig als Fleisch und Sinnlichkeit erklärt.

Wie Strauß trotz öfteren Anlaufs, als ob er die Pucelle nicht billigen könnte, doch am Ende zu einem mit der Pucelle sehr versöhnlichen Abschluß kommt, sehen wir in folgender Stelle:

„In der That, wenn irgend etwas, so hat Voltaire die Pucelle con amore gearbeitet. Ein jedes Zeitalter freut sich seiner neu errungenen Weisheit, mag es eine wahre oder falsche sein, besonders wenn es eine heitere Weisheit ist; in Voltaires Pucelle, können wir sagen, genoß das 18. Jahrhundert sich selbst in seiner Frivolität, die an sich zwar häßlich, aber von seinen übrigen bessern Eigenschaften leider nicht zu trennen ist." —

Die Frivolität ist also gar keine üble, ja sie ist sogar eine gute Eigenschaft des 18. Jahrhunderts und sie kann von den besseren Eigenschaften nicht getrennt werden! In der That, in der Erklärung der Thatsachen im Leben der beiden großen Männer, Hutten und Voltaire, zeigt Strauß so recht, was an seiner Erklärung des neuen Testamentes daran ist. Er erklärt immer Alles akkurat so, wie er es braucht, um seine Leser auf jenen Standpunkt zu bringen, auf welchem er sie haben will.

15. Voltaire wird des weiteren standhaft von Strauß vertheidigt.

Als Voltaire wegen der Pucelle Fatalitäten fürchtete, nahm er wieder, wie das seine Gewohnheit war, zu Lügen seine Zuflucht:

„Er ergriff den Ausweg, der ihm immer geläufiger wurde: er erklärte alles im Gedichte, wozu er sich nicht bekennen mochte, für böswillige Einschiebsel von fremder Hand, und veranstaltete schließlich eine Ausgabe, die er als die einzige unverfälschte betrachtet wissen wollte, während sie doch nur eine von ihm zwar gesäuberte aber immerhin verstümmelte war."

Nach einer längeren Vertheidigung und nach einem Satz: „manches ist ohne Zweifel[1]) untergeschoben, sofern es für

[1]) Bei Vertheidigung seiner Lieblinge ist Strauß immer „ohne Zweifel", wenn er auch mit einem „sofern" den Zweifel wieder zuzugeben gezwungen ist.

ihn zu plump und zu geschmacklos erscheint," kommt doch selbst Strauß zum Schluß, „daß gerade die schlimmsten dieser Stücke sicher von Voltaire sind".

Auch den Hyper-Lobpreisern Voltaire's, die behaupteten, es sei ihm an äußeren Auszeichnungen nichts gelegen gewesen, tritt Strauß entgegen:

„O nein, auf der Höhe stand Voltaire bei weitem nicht, von welcher aus dergleichen äußere Ehren als gleichgültig erscheinen, er war nicht der Mann sich an dem Bewußtsein seiner Bedeutung, an dem Gefühl seiner gewaltigen Wirksamkeit genügen zu lassen; er haschte zugleich begierig nach jeder kleinsten Auszeichnung, und war leidenschaftlich erregt, wenn sie ihm versagt wurde."

Strauß weiß auch dieses Geständniß zu Gunsten Voltaire's hoch zu verwerthen, der doch im Bewußtsein seiner Bedeutung und am Gefühl seiner gewaltigen Wirksamkeit hätte genug haben können. Voltaire's Wirksamkeit hatte 1793 ihren Höhepunkt erreicht.

16. Voltaire lobt, um Akademiker zu werden, die Jesuiten, worüber Strauß sehr erbittert wird.

Voltaire wollte einer der 40 Akademiker werden. Boyer, l'ancien évêque de Mirepoix, der im Ministerium saß, war entgegen:

„Dafür hieß er nun bei Voltaire fortan l'âne évêque de Mirepoix, der Eselsbischof von Mirepoix, was ich (Strauß) absichtlich anführe, als Beispiel für eine Art von Witz, woran Voltaire nicht selten Behagen fand."

Wir sehen, wie genügsam Straußens Anforderungen sind; wenn Voltaire einen Gegner mit „Esel" schimpft, so ist das auch „eine Art von Witz". Voltaire hatte auch hier, was er sehr oft that, wenn er etwas erreichen wollte, diesen Bischof versichert, ein guter Bürger und ein wahrer Katholik zu sein!

Um nun Akademiker zu werden, lobte Voltaire auch die Jesuiten (worüber Strauß sehr ungehalten ist) und macht folgende Erklärung:

„Wenn man je unter meinem Namen eine Seite gedruckt hat, die auch nur einem Dorfküster Aergerniß geben kann, so bin ich bereit,

sie in seiner Gegenwart zu zerreißen; ich will ruhig leben und sterben im Schooß der römisch-katholischen, apostolischen Kirche, ohne Jemand anzugreifen, ohne Jemand zu beschädigen, ohne eine Meinung zu behaupten, die Jemand anstößig sein könnte."

Da nun diese Erklärung Voltaire's selbst dem blindesten Verehrer des „Patriarchen" als eine wahre Niederträchtigkeit erscheinen muß, was thut da Strauß? Er ladet die Schuld dieser Niedertracht den Jesuiten auf, indem er sagt:

„Um den Preis solcher Schritte und Erklärungen setzte Voltaire es durch, daß er, nachdem er längst Mitglied fast aller europäischen Akademien geworden war, endlich auch in die französische aufgenommen wurde; darin allerdings ein echter Zögling der Jesuiten, daß er zu seinen Zwecken jedes Mittel für erlaubt ansah; wären nur seine Zwecke immer so gut, oder doch so harmlos gewesen wie diesmal."

Die Worte Voltaire's: „Man muß wie ein Teufel lügen" hat Strauß nie citirt, aber oft befolgt!

17. Sehr menschliche Skandale mit der „göttlichen Emilie". Strauß nennt Voltaire's Zusammenleben mit der Chatelet „die glücklichste Periode seines Lebens".

Strauß erzählt Skandal um Skandal aus Voltaire's Leben. Er macht das Geständniß:

„So bezeichnend diese Vorgänge für die Sitten der Zeit und den Charakter der betheiligten Personen sind, so schwer fällt es uns (Strauß) jetzt, sie darzustellen, ohne entweder den Sitten unserer Zeit oder dem Charakter der in eine ganz andere hineingestellten Personen zu nahe zu treten." — —

Die „göttliche Emilie", Marquise Chatelet (verheirathet), hatte dem Freunde Voltaire's, dem Garde-Capitän St. Lambert (um 10 Jahre jünger als Voltaire), in ihrem 43. Jahre „ein Töchterchen" geboren; die edle Marquise erkrankte. Ihre beiden Verehrer, zuerst im Streite, bald darauf als nobile par fratrum, stehen in Eintracht beim Krankenbette und gehen dann hinaus. Es wird ihnen kurz darauf gemeldet, die Marquise sei jetzt plötzlich gestorben. Strauß schildert den Vorgang in einer kindlichen Unbefangenheit:

„Voltaire und St. Lambert waren die letzten am Todtenbette, und als ersterer mit tiefem Schmerz sich losreißend, das

Zimmer verlassen hatte, fiel er am Fuße der Schloßtreppe neben der Schildwache ohnmächtig auf das Pflaster. Es war der 10. September 1749, als die glücklichste Periode von Voltaire's Leben einen so erschütternden Abschluß fand." — —

Wer es wagen würde, „diese glücklichste Periode" als einen, auch noch von einem andern Störenfriede beeinträchtigten vieljährigen Ehebruch zu signalisiren, dem müßte bedeutet werden, daß eine solche Bezeichnung aus dem finstern Mittelalter her, unter gebildeten, aufgeklärten Leuten gar nicht mehr in Gebrauch dürfe gebracht werden. Aber Voltaire war nicht einmal sehr stark erschüttert, wenigstens dauerte diese Erschütterung nicht lange. Wir haben dies Ereigniß bezugs der originellen Anschauung desselben durch Strauß hier angeführt und wollen andere ähnliche Erscheinungen im Leben Voltaire's als zu unerquicklich übergehen.

Diese von Strauß „als die glücklichste Periode im Leben Voltaire's" geschilderte Liebe hat sich thatsächlich nicht so Straußisch polirt und gefirnißt ansehen lassen.

Kreiten in seiner wahren Geschichte und Beschreibung von Voltaire's Leben berichtet, freilich mehr wahr als schmeichelhaft, wie folgt:[1])

„Bei ihrem zweiten Besuche hatte die Marquise (Spätherbst 1748) eine neue ehebrecherische Bekanntschaft gemacht; als sie im folgenden Jahre wieder nach Comercy kam, konnte sie sich im Gefühl, daß ihre Zeit gekommen sei, einer unaussprechlichen Furcht nicht mehr erwehren. Umsonst warf sie sich, um diese Angst zu zerstreuen, mit voller Seele in die dramatischen Vorstellungen hinein, und trat in den schmutzigsten Stücken Voltaire's auf; weder der Erfolg ihres Spieles, noch die Betäubung der Unverschämtheit vermochten die innere Unruhe zu beschwichtigen, und als man einige Tage später nach Lüneville aufbrach, artete die eigenthümliche Beklemmung der unseligen Frau in eine furchtbare, unabweisliche Todesangst aus. In der höchsten Aufregung ordnete sie ihre Geldgeschäfte und Papiere, an ihre Seele dachte sie nicht. Nach der bald erfolgten Geburt eines Kindes schien bereits alle Gefahr beseitigt, bis plötzlich während eines scheinbar günstigen Schlummers die Freunde ein ängstliches Wimmern und kurzes Röcheln vernahmen und, auf das Bett der Kranken losstürzend, nur mehr eine Leiche fanden. So endete die Freundin Voltaire's. Es war am 10. September, als Madame de Chatelet in ihrem 44. Lebensjahre starb. Obgleich sie „ohne Pfaff und Jesuit" geschieden war, bereitete man ihr ein großartiges Leichenbegängniß,

[1]) Voltaire. Von Kreiten. Freiburg, Herder 1878. S. 148.

das jedoch durch einen Zufall doppelt schaurig wurde. Um nämlich die Leiche aus ihrem Gemach auf den Kirchhof zu bringen, mußte man nothwendig das Schloßtheater durchschreiten. Als man nun eben auf der Bühne anlangte, brach plötzlich die Bahre, und der Sarg rollte über die Bretter an dieselbe Stelle, wo die Verstorbene einige Tage vorher durch ihr schamloses Spiel den Beifall des Hofes zu erringen gesucht hat."

Das ist doch ein recht tragischer, wirklich geschehener und nicht gespielter Theatereffekt gewesen. Eine Bahre, die während des Tragens bricht, ein auf den Boden hinkollernder Sarg, dessen Deckel aufspringt, und welcher die Leiche der unglücklichen „Doppelliebe Voltaire's und des Gardecapitäns" in sich schließt; über diesen Sarg und die ganze Scene hat Strauß den Mantel der christlichen Liebe gebreitet, den er sich zu diesem Zweck eigens zu leihen genommen. Wozu auch die Leser mit derlei unliebsamen Märchen behelligen!

„Voltaire schien gebrochen vor Schmerz. So erheischten es ja die Umstände. Auch mochte der schreckliche Tod und das plötzliche Verschwinden einer längst gewohnten Gefährtin ihm anfangs einige bittere Stunden bereiten, aber bald siegte das neu erwachte Gefühl der Unabhängigkeit. Bezeichnend ist in dieser Beziehung die Erzählung Marmontels. Als dieser dem Dichter einen Beileidsbesuch abstattete, sagte Voltaire zu ihm: „Kommen Sie, theilen Sie meinen Schmerz, ich habe meine berühmte Freundin verloren, ich bin verzweifelt und untröstlich." „Ich, fährt Marmontel fort, dem Voltaire so oft gesagt hatte, daß Emilie wie eine Furie an seinen Fuß sich hefte, und der ich wußte, wie sie in ihren Zänkereien mehr denn einmal zum Messer gegriffen hatte, ließ ihn weinen, und that, als weine ich mit ihm." „Als aber der Intendant Chauvelin dazu kam, und ihm etwas Drolliges erzählte, waren plötzlich alle Thränen verschwunden, und Voltaire wußte sich vor Lachen nicht zu halten." (Marmontel, Mémoires. Tom I. p. 360.)

Auch über dieses Sittenzeugniß von Seite Marmontel's ist der schlaue Straußvogel mäuschenstill; er (und seine Gläubigen mit ihm) steckt den Kopf, den Nichts wissenden und Nichts sehenden spielend, unter die Flügel; denn, würde man die Leser auf die Furienhaftigkeit Emiliens aufmerksam machen, so könnten sie an Straußens „glücklichster Periode von Voltaire's Leben" zu zweifeln anfangen, und Strauß verlangt strenggläubige Straußorthodoxe Leser und will mit Zweiflern oder gar Ungläubigen (an die Straußologie) nichts zu thun haben!

18. Die Freundschaft mit dem großen Friedrich. Voltaire macht mit einem schmutzigen Juden eine Finanzoperation, die armen Leute um ihr Geld zu beschwindeln, wird ertappt und der „reine Deist“ schwört einen falschen Eid.

Es kommt jetzt die Freundschaft Voltaire's mit Friedrich II. zur Sprache. 42 Jahre dauerte Freundschaft und Correspondenz mit Unterbrechung. 3 Bände Briefe mit 570 Nummern sind gedruckt.

„Es sind die zwei bedeutendsten Männer ihrer Zeit, die Vertreter zweier Nationen, in ganz verschiedenen Lebensstellungen, doch einer wie der andere in der seinigen der Erste, die sich so vertraut, wie es zwischen einem Fürsten und einem Schriftsteller möglich ist, in all den verschiedenen Situationen, einander mittheilen.“

Nach langem Hin- und Herschreiben und Entfernung vieler Hindernisse kommt Voltaire nach Berlin; der König schickt ihm ein schmeichelhaftes Schreiben entgegen, „dem Vater der Wissenschaft[1]) und des Geschmacks“. Diesem Schreiben liegt der Kammerherrnschlüssel, das Kreuz des Verdienstordens und die Gehaltanweisung auf jährlich 20,000 Livres bei, dabei freie Wohnung, Tafel und Equipage.

Der atheistische König brauchte zum Tröster und Seelsorger einen atheistischen Hofkaplan und er hätte in der That keinen bessern finden können als diesen Voltaire.

Vernehmen wir die erste Heldenthat dieses „Vaters der Wissenschaft und des guten Geschmackes“, der „zur Förderung der Wissenschaften“ nach Berlin berufen war. —

Voltaire verlegte sich auf einen praktischen Zweig der Nationalökonomie, trat mit einem schmutzigen Juden in einen Bund, um ein noch schmutzigeres Geldgeschäft zu insceniren: Beide führten den Plan aus, den Leuten in Sachsen Steuerscheine betrügerisch billig abzuschwindeln und dadurch große

---

[1]) Dem Vater der Wissenschaft! Die Herren haben sich doch gegenseitig zum besten gehalten. Was hat die „Wissenschaft“ durch Voltaire gewonnen? Worin bestehen die Resultate seiner Studien? Hat es vor Voltaire keine Wissenschaft gegeben? Sind die Schüler Voltaire's nach ihm die Vertreter der Wissenschaft?

Summen zu gewinnen. Der Jude war ein Lügner und Betrüger, aber nicht minder, eher noch mehr, der Voltaire. Die Geschichte kam an's Tageslicht. Voltaire hätte sollen einen Reinigungseid schwören. Der Skandal wurde gnädigst unterdrückt.

Strauß erzählt die erbauliche Geschichte sehr reservirt, ist aber doch genöthigt, beizufügen:

„In Berlin machte die Sache natürlich ungeheures Aufsehn, Voltaires Feinde und Neider triumphirten. Bekannt ist Lessing's Epigramm, das mit den Worten schließt:

Und kurz und gut: den Grund zu fassen, warum die List
Dem Juden nicht gelungen ist,
So fällt die Antwort ungefähr:
Herr Voltaire war ein größrer Schelm als er."

Der Biograph Mendelssohn's [1]) bringt eine Stelle, die vollkommen hierher gehört:

„Zu den enthusiastischen Preußenfreunden und zu den blinden Verehrern Friedrichs des Großen gehörte Mendelssohn nun eben nicht. Wie hätte er auch einen Monarchen lieben können, der die Ausbreitung und Vermehrung der Juden in seinem Lande gesetzlich verbot, und seine Abneigung gegen die jüdischen Unterthanen so häufig an den Tag legte. Der skandalöse Proceß, welchen Voltaire, des Königs Liebling, mit dem Berliner Juden Hirsch führte, und der dem schriftstellerischen Regenten selbst zu einer Komödie Stoff bot, vermehrte seine Abneigung gegen die jüdische Nation noch in dem Maße, daß er in einem Edikte [2]) vom 28. August 1752 die in seinem Lande ansässigen Juden auf eine gewisse Zahl Köpfe restringirte; sobald diese Anzahl überstiegen würde, sollten die geringsten und liederlichsten aus der Judenschaft ihres bis dahin gehabten Schutzes ohnerachtet aus dem Lande geschafft werden, neue Judenfamilien sollten sich unter keinem Vorwande einschleichen und ansetzen." [3])

„Es läßt sich denken, daß eine solche schmachvolle Unterdrückung (!!) einen Mendelssohn nicht mit Liebe gegen den König er-

---

[1]) Kaiserlink: Moses Mendelssohn. Leipzig 1862. S. 119.

[2]) Die Beschummelung der armen Sachsen, denen ihre Thalerscheine abgeschwindelt wurden, war als Gesellschaftsdiebstahl von Voltaire im Bunde mit dem Hirsch 1750 verübt worden. Die Biedermänner hatten sich gefunden.

[3]) Hätte Friedrich II. nach hundert Jahren das Glück und den Segen erleben können, welche durch die ungehemmte Verbreitung der Judenschaft über das Volk in Preußen hereingebrochen sind, so würde er von seiner Abneigung sicher zurückgekommen sein und immer mehr und mehr von diesen Glück- und Segenbringern in das Land gelockt haben! Der blinde König!

füllen konnte. War ihm die freie Denkweise des Königs doch sonst zur Genüge bekannt."

„Als er (der Mendelssohn) nach der Schlacht bei Roßbach um „des lieben Friedens Willen" eine Dankpredigt hielt, wunderte er sich selbst darüber, daß er nun schon so weit gekommen sei, daß er einen König lobe. Diese wenigen Worte verrathen seine (des Mendelssohn) politische Gesinnung, über welche er sich, vorsichtig wie er war, nie aussprach." (!!)

19. Wie Gruppe die Gaunerei Voltaire's berichtet.

Zwar im Interesse Lessing's, aber doch wahrheitsgetreu bringt Gruppe[1]) diese Betrugsgeschichte des großen Voltaire wie folgt:

„Wir verweisen auf den sehr lesenswerthen Artikel Adolf Stahrs in den Blättern der „Kölnischen Zeitung" vom 20. und 21. April 1855. In Kürze ist die Sache diese. Voltaire war wegen Wuchers und Fälschung bei dem Kammergericht zu Berlin verklagt; die Sache wurde sehr bedrohlich für ihn, selbst durch einen schriftlichen Meineid konnte er sich nicht retten,[2]) vor dem mündlichen schützte ihn das Kammergericht selbst. Er führte mit eigener Hand seine Vertheidigung, und suchte dafür einen Uebersetzer; man empfahl ihm den einundzwanzigjährigen Lessing, der eben sein Studium der Medizin beendigt hatte, und damals, ohne zu wissen wohin, zu Berlin in einem Dachstübchen auf dem Nicolaikirchhof wohnte. Dieser nahm es an, und hatte nun viel Gelegenheit Voltaire kennen zu lernen, nur zu nahe. Bei seiner Uebersetzungsschrift gewann er, durch alle Verwirrung und Entstellung hindurch, die vollständige Einsicht in den wahren Inhalt des schmutzigen Handels, bei dem, (man lese das Nähere bei Stahr) zugleich der sächsische und preußische Staat, und überdieß noch sein jüdischer Mithelfer betrogen wurde, endlich Urkundenfälschung und sogar Meineid vorkam. Lessing faßte die tiefste Verachtung gegen den glänzenden Stern der französischen Literatur, und ähnlich war die Empfindung Friedrichs des Großen, denn dieser versagte Voltaire die Audienz und schrieb ihm damals unter anderm: Ihr bedeckt die Flecken nicht, mit denen Eure Aufführung Euren Ruhm schändet." — „Aber auch sein literarischer Ruhm sollte ebendadurch einen großen Stoß erleiden, durch den jungen Lessing: Dieser eigenthümliche Handel ist zu wichtig für das Verhältniß

---

[1]) Leben und Wirken deutscher Dichter. 3. Bd. S. 314.

[2]) Wir sehen hier, was mit dem „standhaften, reinen Deismus" Voltaire's für eine standhafte, reine Moral vereinbar ist. Friedrich II. mußte für (oder vielmehr gegen) seinen „Schuft" bedeutende, unumstößliche Beweise in Erfahrung gebracht haben.

Lessings zu Voltaire, so wie er denn auch von vorneherein Lessing mit einer sittlichen Indignation erfüllt hat, welche überall durchblickt, wo er von dem Abgott seiner Zeit spricht, ja die manches seiner Worte erst erklärt."

Gruppe taucht hier Voltaire in die sehr verdiente Jauche, während er Lessing als den Helden mit der sittlichen Indignation über die Schufterei Voltaire's im Cothurnschritt abtreten läßt. Nun hatte aber, nach den authentischen Berichten, Lessing auch noch eine andere Ursache, auf Voltaire böse zu sein. Auch Voltaire hatte den Lessing bei einer schmutzigen Affaire erwischt und ihn steckbrieflich verfolgt.

20. Stahr berichtet, wie Voltaire eine Handschrift fälschte und durch Juwelenaustausch einen Juden beschummeln wollte.

Adolf Stahr[1]) berichtet, daß Voltaire, um den Juden im Prozeß zu besiegen, eine Handschrift fälschte:

„Ja er (Voltaire) erbot sich sogar in einer Eingabe an das Gericht, zu beschwören, daß diese Fälschung keine solche sei. Das Gericht, welches von dem Gegenstande überzeugt war, ließ ihn nun zwar nicht zur Ableistung des Eides zu, und bewahrte ihn dadurch vor dem körperlich vollzogenen Meineide, ja es verurtheilte den Gegner Voltaire's um eines formalen Vergehens willen zu einer kleinen Geldstrafe, allein damit war die Sache noch keineswegs zu Ende. Denn der so aufs Aeußerste gebrachte Jude trat jetzt mit der Behauptung hervor: Herr von Voltaire habe sich sogar einer betrügerischen Austauschung der ihm übergebenen Juwelen zu Schulden kommen lassen, und erbot sich dafür den Beweis zu liefern. Dies letztere ward ihm vom Gerichte bewilligt. Aber der Dichter der Henriade hielt es für räthlich, diesen Beweis nicht abzuwarten, und beeilte sich, dem Juden einen Vergleich anzubieten, durch welchen der letztere noch einen ansehnlichen Vortheil erhielt, während Voltaire einen Verlust von 1000 Thalern erlitt. Der Jude nahm den Vergleich an, da es ihm nicht so sehr um Rache, als um Geld zu thun war."

„So kam Voltaire aus diesem schmutzigen Handel noch mit einem blauen Auge davon. Aber die Achtung des großen Königs vor dem sittlichen Charakter des Mannes, den er als den geistreichsten Schriftsteller seines Jahrhunderts bewunderte, war für immer verscherzt. Voltaire hatte anfangs auf die königliche Gunst

---

[1]) G. E. Lessing. 2. Aufl. 1. Theil. S. 97. (Berlin, Guttentag 1862.)

getrotzt, aber er mußte nur zu bald erfahren, daß der große König in Sachen der Gerechtigkeit keinen Spaß verstand. Er ließ die Sache mit unparteiischer Strenge untersuchen, den verhafteten Juden ließ er auf freien Fuß stellen. An Voltaire schrieb er: Die Sache mit den sächsischen Steuerscheinen ist in Sachsen bekannt, und man hat darüber große Klage bei mir geführt." „Er verbat sich sogar den Besuch des Dichters, der ihm nach Potsdam folgen wollte, mit den Worten: Wenn Ihr Euch dem Ausbruche Eurer Leidenschaft überlaßt, und mit aller Welt Streit anfangt, so werdet Ihr mir gar kein Vergnügen machen hierher zu kommen, und Ihr könnt ebenso gut in Berlin zurückbleiben."

Ein in dieser Richtung besonders werthvolles Zeugniß über diese Beschummelung des Juden durch den scharfsinnigen Voltaire finden wir bei dem auf der Hochwarte deutscher Aufklärung als Muezzim angestellten Herrn Erich Schmidt.[1]) Dieser erzählt wie folgt:

„Der Handel war so unsauber als möglich. Voltaire hatte auf Grund eines Friedensartikels von 1745, wonach die Dresdener Steuer verpflichtet war, alle von preußischen Unterthanen präsentirten sächsischen Kassenscheine voll einzulösen, mit Hilfe des Juden Abraham Hirsch eine gemeine und dem ausdrücklichen Verbot Friedrichs zuwiderlaufende Speculation in solchen Steuerscheinen eröffnet. Sein würdiger Abgesandter (der Jude) suchte ihn von Dresden aus durch listige Winkelzüge zu drücken. Voltaire, der sein Schäfchen ins Trockene bringen wollte, ohne sich übers Ohr hauen zu lassen, nöthigte den Juden durch Protestierung des ihm anvertrauten Wechsels, das Dresdener Schlachtfeld zu verlassen, gerieth aber mit dem heimberufenen Finanzagenten wegen des Wechsels, der gelieferten Juwelen und der von Hirsch geforderten Entschädigung in die widerwärtigsten Streitigkeiten, die von beiden Seiten gleich unehrlich geführt wurden. Einer scheinbaren Abfindung folgten schamlose Repressalien Voltaires, ein lärmender Auftritt, bei dem es zu Thätlichkeiten gekommen sein soll, und eine Gerichtsverhandlung, die zwar der Frage nach der ungesetzlichen Spekulation aus dem Wege ging, aber es nur zu deutlich an den Tag brachte, welch ein würdiges Paar Kammerherr und Jobber gewesen. Das Ganze endigte mit einem halben Siege Voltaires, der sich am 26. Februar mit Hirsch gütlich auseinandersetzte, und mit einer unheilbaren moralischen Niederlage. Sein Charakter sei verächtlicher denn je geworden, äußerte der König, der schon früher bei anderer Gelegenheit geurtheilt hatte, Voltaire verdiene auf dem Parnaß gestäupt zu werden. Gereizt durch den häuslichen Krieg zwischen seinen Dichtern Voltaire und Arnaud, folgte

[1]) Lessing. Von Dr. Erich Schmidt, Professor an der Wiener Universität. Berlin, Weidmann 1884. 1. Band. S. 186.

er den Verhandlungen mit wachsendem Grimme. Ganz Berlin wies mit den Fingern auf den gefeierten mächtigen Kammerherrn, den Liebling des Königs. „Voltaire bemogelt die Juden," wie Friedrich an seine Schwester schreibt, war wochenlang der Kehrreim des hauptstädtischen Gesprächs. Es half dem gesunkenen Günstling nichts, daß er in kläglichen Schreiben den Hebräer verwünschte, denn Friedrich antwortete ihm mit dem groben Menschenverstande eines Deutschen, der unzweideutig das sagt, was er denkt: „Sie haben mit dem Juden den elendensten Handel von der Welt gehabt." Voltaire hatte alle menschliche Ehre eingebüßt, aber der „Affe," der „Feigling," der „Lasterhafte" behielt als genialer Schriftsteller die Bewunderung des hohen Schülers ungeschmälert." —

Im folgenden Passus über Lessing erscheint uns Erich Schmidt als ein begeisterter Sacristan im Tempel des modernen Friedrich-Cultus:

„Kein Zweifel, daß manchmal eine kühne Hoffnung, im Gefolge Voltaires die Aufmerksamkeit des Monarchen (Friedrichs) auf sich zu lenken, der Seele Lessings nicht ferne blieb, denn von Friedrich beachtet zu werden war die Sehnsucht aller deutschen Schriftsteller, auch derer, die sich scheinbar so stolz in ihre christlich germanische Tugend hüllten."

Nun ist aber das Wort und der Begriff „christlich-germanisch" erst eine Erfindung, die ein Jahrhundert nach Friedrichs Tode aufgetaucht. Erich will eben, daß den „Christlich-Germanischen" schon im vorigen Jahrhundert ein prophetischer Fußtritt ertheilt werde; auch nicht übel! Dem Stolz der christlich-germanischen Tugend ist logisch die Kriecherei des heidnisch-germanischen Lasters entgegengesetzt!

21. Lessing als Sekretär Voltaire's. Der über Voltaire „sittlich entrüstete" Lessing.

Lessing hatte Voltaire's Sekretär vermocht, ihm, dem Lessing, fertig gedruckte Bogen des eben fertig gedruckten „Siècle de Louis XIV." zu leihen; Lessing tauchte damit ab, und Voltaire erfuhr, daß Lessing mit dem „Siècle" ein Geschäft gemacht. Lessing bekam einen derben Brief von Voltaire; der Sekretär wurde, dank der Perfidie Lessing's, seines Dienstes entlassen. Strauß sucht hier auch Lessing schön zu färben, das ist er Lessing schon als einem „Mitaufklärer" schuldig. Auch

Stahr sucht Lessing rein zu waschen und meint nur: „eine kleine Fahrlässigkeit“ habe dem Lessing dieses Urtheil zugezogen. Die schmutzige Geschichte berichtet auch Dühring, aber thatsächlich und nicht schönfärberisch wie Strauß.[1])

Selbst der Bruder Lessing's, der 1793 eine ausführliche Biographie über ihn herausgab, konnte trotz aller in diesem Buche geübten Beschönigungskünste die üble Sache nicht vertuschen. Strauß aber, noch brüderlicher als der Bruder Lessing's, versuchte es, den Nathandichter herauszuputzen.

Dühring berichtet nach den ersten Quellen den Diebstahl Lessing's derartig, daß er sich nicht mehr ableugnen läßt. Friedrich II. war über den Juden- und Wucherskandal wenig erbaut, er sah, was er sich in Voltaire für einen ..... (wir kennen die unliebsame Bezeichnung) herbeigezogen. Er schrieb ihm:

„Ich hoffe, Sie werden keine Händel mehr haben, weder mit dem alten noch mit dem neuen Testament; dergleichen Dinge sind entehrend, und mit den Gaben des schönsten Geistes von Frankreich werden Sie die Flecken nicht zudecken, die ein solches Betragen in die Länge Ihrem Rufe aufprägen müßte. Ein Buchhändler, ein Operngeiger, ein Juwelenjude das sind wahrhaftig Leute, deren Name in keinerlei Art von Handel neben dem Ihrigen sich finden sollte. Ich schreibe diesen Brief mit dem derben Menschenverstand eines Deutschen, der sagt, was er denkt, ohne zweideutige Ausdrücke und flaue Beschönigungen zu gebrauchen, welche die Wahrheit entstellen. An Ihnen ist es, daraus Nutzen zu ziehen.“

Lessing hat sich seit dieser, seine „Ehrenhaftigkeit“ in einem kuriosen Lichte zeigenden Thatsache an Voltaire durch eine große Aufregung und Animosität zu rächen gesucht. Im 36. Stück seiner „Hamburgischen Dramaturgie“ (4. Juli 1767 Ausgabe Göschen, Leipzig 1856. Von Seite 213 bis 301) zerfasert und benergelt Lessing auf 88 Seiten das Stück „Merope“ von Voltaire. Schon die ersten 3 Seiten macht Lessing Witze über die Eitelkeit Voltaire's, der sich hervorrufen ließ und dem Publikum zeigte, als ob das mit dem Urtheil über den Styl was zu thun hätte. Es zeigt uns aber die Erbitterung, in welche diese zwei Heroen der Aufklärung

---

[1]) Dühring: Die Ueberschätzung Lessing's. Carlsruhe 1881. S. 75.

im gegenseitigen Durchschauen und im gegenseitigen Erkennen ihres vortrefflichen Charakters hineingerathen waren. Sie haben sich seit der Berliner Affaire unablässig verfolgt und keine Gelegenheit unbenützt gelassen, sich in den Augen der Leser zu schädigen.

Diese Galle über Voltaire läßt Lessing bei jeder Gelegenheit spüren. So z. B. im 55. Stück:

„Voltaire hat den Essex des Banks entweder nicht gekannt, oder vorausgesetzt, daß die tragische Bühne seiner Nation allein diesen Namen verdiene. Unwissenheit verräth beides, und nur das letztere noch mehr Eitelkeit als Unwissenheit. Was er von dem Namen der Tragikomödie hinzufügt, ist eben so unrichtig u. s. w. u. s. w."

Den Schlag, welchen Voltaire bezugs der Veruntreuung seines Werkes gegen Lessing in der Oeffentlichkeit geführt, konnte Lessing nie vergessen und nie überwinden; durch sein nachfolgendes, beständiges Heruntermachen Voltaire's hat er nur den Beweis geliefert, wie tief er diesen Hieb empfunden hat.

22. Voltaire mit dem Gedichtbuch Friedrichs II. durchgebrannt. Strauß belehrt mit seinem „Voltaire" sogar eine Prinzessin. Rücksichten auf die Verwandtschaft dieser Dame.

Die Geschichte, wie Voltaire mit dem Gedichtbuch Friedrichs II. durchbrannte, in Frankfurt einen Monat gefangen war (nach einigen auch durchgebläut wurde), hat Voltaire sehr zu seinem Vortheil und zu Friedrichs II. Nachtheil verlogen. Strauß sieht sich gezwungen, im Angesicht der im letzten Dezennium aufgedeckten archivalischen Quellen hierüber folgendes Geständniß zu machen:

„Mit der Wahrheit hat es Voltaire, wo es einen Zweck zu erreichen galt, niemals genau genommen, mit den Nebenumständen und bisweilen auch mit den Hauptumständen einer Begebenheit stets in poetischer Freiheit gespielt." — —

Wie zart und schonend das gesagt ist für die kurzgefaßte Wahrheit: Voltaire ist immer ein unverschämter und schändlicher Gewohnheitslügner gewesen.

„Aber maß- und schamloser hat er nie gelogen, als in einer Masse von Briefen und andern Aufzeichnungen über diese Frankfurter Geschichte, weil ihn keine andere so erbittert hat."

Es muß hier bemerkt werden, daß Strauß die Vorträge über Voltaire vor einer Prinzessin von Hessen, von Großbritannien und Irland, die dem preußischen Hofe sehr nahe stand, gehalten hat, somit finden wir in diesen Conflikten den höflichen Doktor für Friedrich II. sehr gut gestimmt, und wird daher der König mit aller Rücksicht behandelt.

Um der zuhörenden Prinzessin willen findet es Strauß für gut, als seiner Hofmann selbst seinen Helden ein wenig in schiefem Lichte erscheinen zu lassen.

23. Düntzer in seiner Lessingiade sucht sämmtliche Flecken seines Helden mit dem schärfsten Benzin und Salmiakwasser auszubürsten.

Düntzer, der in seinem historischen Grundsatz: Schweigen ist Gold mit gewohnter Gewandtheit über unangenehme Thatsachen hinauszugehen versteht, berichtet diese Affaire in seiner prosaischen „Lessingiade"[1]) wie folgt:

„Voltaire war im Dezember (1751) mit Richier von Potsdam zurückgekehrt, er hatte dort seit dem Frühling den ersten Band seines Siècle de Louis XIV. geschrieben und den Druck besorgt. Freund Richier vertraute Lessing ein Ausschußexemplar des Bandes an, welches dieser in drei Tagen zurückzubringen versprach. Aber die Bitten eines Landmannes, eines Hofmeisters des Grafen Schulenburg, verleiteten ihn, diesem das Buch einige Tage zu leihen. Zu Lessing's Unglück sah es im gräflichen Hause eine vertraute Freundin Voltaire's. Dieser hatte ihr sein Werk bisher vorenthalten, weil er es nicht aus der Hand geben durfte, ehe das königliche Haus in dem Besitze der ihm bestimmten Exemplare sei. Tief verletzt, daß ein Hofmeister früher als sie des Freundes Werk zu Gesicht bekommen, machte sie Voltaire bittre Vorwürfe. Richier wird vorgefordert, er gesteht seine Schuld. Sofort soll er von Lessing das Buch zurückholen, aber dieser ist bereits nach Wittenberg abgereist und hat, da er noch die 4 letzten Bogen lesen wollte, den Band mit genommen. Voltaire diktirt seinem unglücklichen Sekretär einen Brief, den er sofort an Lessing senden muß. Dieser

[1]) Lessing's Leben. Von Düntzer. Leipzig 1882. S. 111.

erstaunt über den verletzenden Ton des Briefes, welcher ihn wie einen Verräther und Dieb behandelt, der hinter dem Rücken des Verfassers eine Uebersetzung habe machen wollen, da doch eine solche schon von einem andern Buchhändler als im Druck begriffen angezeigt war. In der das Buch begleitenden Antwort bittet Lessing um Entschuldigung, daß seine Neugierde, den Band zu Ende zu lesen, stärker gewesen als seine Gewissenhaftigkeit: Wort zu halten. Er schließt: „„Sie sagen in Ihrem Briefe, Herr von Voltaire wird nicht verfehlen, für diese Gefälligkeit, die er von Ihrer Rechtlichkeit erwartet, sich erkenntlich zu zeigen. Tolles Zeug. Diese Gefälligkeit ist so gering, und ich werde mich ihrer so wenig rühmen, daß Herr von Voltaire sich erkenntlich genug zeigt, wenn er die Güte hat sie zu vergessen. Er hat Ihnen viele Vorwürfe gemacht, die Sie nicht verdienen. Ich bin darüber in Verzweiflung; sagen Sie ihm doch, daß wir Freunde sind, und nur ein Uebermaß der Freundschaft Sie zu der Schuld verleitet hat, wenn es anders eine Schuld von Ihrer Seite war. Das wird genug sein, die Verzeihung eines Philosophen zu erlangen.““

„Lessing mußte ahnen, daß Voltaire jenen Brief seinem Sekretär abgenöthigt hatte; er schrieb ihn französisch, daß dieser ihn lesen möge. Aber dem französischen Philosophen säumt die deutsche Post zu lange; seine Unruhe treibt ihn, noch ehe die Antwort anlangen konnte, sich selbst in einem französischen Briefe an le Candidat en Médicine in Wittenberg zu wenden, wobei er die Vorsicht gebraucht, auf der Adresse zu bemerken, man möge, sollte der Adressat sich nicht am Orte befinden, den Brief nach Leipzig zurückschicken, damit er in die Hände seines Vaters komme, der 2 Meilen von Leipzig Pfarrer sei.“

Düntzer fügt hier bei: Schöne Ortsbezeichnung!

„„Ich weiß, schrieb er, daß das Exemplar Niemand anvertraut werden konnte, der weniger im Stande, es zu mißbrauchen, und mehr im Stande es gut zu übersetzen. Aber da ich schon mehr als 40 Cartons habe einfügen lassen, würde es ein großes Unrecht gegen mich sein, wollten Sie es, wie es jetzt ist, übersetzen. Noch viel größeren Schaden würde ich haben, ließen Sie es französisch drucken. Sie würden dadurch den Verleger, Herrn Francheville, einen sehr ehrlichen Mann, zu Grunde richten. Er würde beim Publikum und bei den sächsischen Behörden seine Klage vorbringen müssen, nichts würde Ihnen mehr schaden, und den Weg des Glückes versperren können.““ —

Düntzer schließt dies Drama:

„Man habe ihn bestohlen; Lessing sei zu ehrlich, als daß er ihm nicht den erlittenen Schaden ersetzen sollte. Sehr lieb werde es ihm sein, wenn er das Buch nicht allein ins Deutsche, sondern auch ins Italienische übersetzte, wie er es den Kindern des Grafen Schulenburg gesagt habe. Gerne würde er alles thun, um den Dieb (Richier) nicht zu Grunde zu richten, ihm verzeihen, wenn Lessing das Buch zurückschicke.“

„Wie viele Unwahrheiten in diesem Briefe enthalten waren, konnte Lessing schon aus der Vergleichung mit dem von Richier erhaltenen entnehmen. Er kannte seinen Mann, der kein auch noch so niedriges Mittel scheute, um zu seinem Zwecke zu gelangen, wozu auch das vorgegebene Mitleid mit Richier gehörte, den er, als er das Buch erhielt, sofort schimpflich entließ. Dem nichtswürdigen Verdachte des beim Könige noch immer viel vermögenden auch durch seine Feder gefährlichen französischen Dichters mußte er mit aller Schärfe entgegentreten, und er konnte es im Gefühle seiner Unschuld, und der in Berlin allgemein bekannten Gewissenlosigkeit Voltaires. Er schrieb ihm einen klassischen Brief in lateinischer Sprache, den dieser (Voltaire), wie er (Lessing) meinte, nicht ans Fenster gesteckt haben werde, aber wohl ins Feuer, denn er ist spurlos verschwunden.[1]) In Berlin machte die Sache großes Aufsehn. Mylius schrieb Lessing, nach seiner Abreise sei er bekannter geworden, als er bei seinem Dasein gewesen. Leider kam auch dem Könige die Geschichte zu Ohren, die Voltaire in seiner perfiden Weise erzählt haben wird. So wurde Lessing's Name Friedrich dem Großen zuerst nicht zu seinem Vortheile bekannt."

24. Der unglückliche Fleckausputzer.

So der Reinigungsversuch Lessing's durch Düntzer.

Düntzer, der ein eigentlich wissenschaftliches Publikum nicht vor Augen hat, überläßt sich der eben so schönen als bequemen Methode, die Quellen seiner von ihm gebrachten Aktenstücke nicht anzugeben; Schriften dieser Art können aber auch nur den Anspruch auf den Titel „Roman", aber nicht auf den Titel eines historischen Werkes machen. Ferner geht Düntzer an den unangenehmen Thatsachen über sein Thema ruhig vorbei. Die „Ueberschätzung Lessing's" von Dühring ist in Carlsruhe 1881 erschienen; darin ist nun die unsaubere Geschichte mit den „aus wissenschaftlicher Neugier" Lessing's von diesem mitgenommenen Bande Voltaire's ganz anders gebracht als bei Düntzer, auch sind in Dühring's Buch eine Menge für Düntzer unbequeme Thatsachen enthalten. —

[1]) Wir haben hier Gelegenheit, Düntzer als einen der scharfsichtigsten Philologen zu bewundern; er sagt mit aller Gewißheit, daß der Brief, der spurlos verschwunden ist, und den kein Mensch mehr kennt, ein klassischer Brief in lateinischer Sprache gewesen sei. Das ist schon die höhere Lessingiasis. Dieser Düntzer liest einen spurlos verschwundenen Brief und behauptet noch dazu, daß er klassisch gewesen ist. Das ist wirklich klassisch! —

Düntzer ist so vorsichtig, seine „Gläubigen" — auf Dühring nicht aufmerksam zu machen. Düntzer setzt den „Diebstahl" auf's Minimum herab, aber selbst bei dieser Herabminderung der Schuld hätte Lessing eine doppelte Untreue begangen; er hat das Buch gegen Voltaire's Willen ausgeliehen, gegen sein Versprechen, es in drei Tagen zurückzubringen, mit auf die Reise genommen und sich auch bei dieser von Düntzer noch entschuldigten Schuld das Davonjagen des Sekretärs auf sein Gewissen geladen. Einen Sekretär, der sich eine Handlung wie Richier erlaubt, hätte auch ein anderer nicht so boshafter Patron wie Voltaire davongejagt. Das Ausleihen des Buches war ihm ja entschieden verboten worden. Somit bleibt unter allen Umständen der Freundschaftsdienst von Richier mit den traurigen Folgen desselben auch noch bei der Düntzer'schen Entschuldigung aufrecht!

Wir kommen wieder auf Voltaire's Anstürmen gegen die ihm verhaßte Unsterblichkeit des persönlichen Menschengeistes zurück.

25. Wie dem Voltaire der Glaube an die Unsterblichkeit zuwider ist und wie er sich in seiner Beweisführung dagegen als einen mehr erbitterten als logischen Philosophen zu erkennen gibt.

Voltaire ist mit dem Unsterblichkeits-Glauben sehr geschwind fertig. Der „reine Deist", wie ihn seine Verehrer zu nennen belieben, sagt, er wisse nicht, was das Denken ist.

„Wie ich, der gar nicht weiß, was das Denken ist, sollte behaupten, daß es ewig ist? Ich, der ich weiß, daß der Mensch gestern nicht war, sollte behaupten, daß er einen Theil in sich habe, der seiner Natur nach ewig ist? Und während ich die Unsterblichkeit dem versage, was diesen Hund, diesen Papagey, diese Drossel beseelt, sollte ich sie dem Menschen zugestehen, aus dem einzigen Grunde, weil der Mensch sie wünscht? Es wäre in der That sehr angenehm sich selbst zu überleben, den bessern Theil seiner selbst in der Zerstörung der andern zu erhalten, für immer mit seinen Freunden zu sein u. s. w. Diese Chimäre könnte im wirklichen Mißgeschicke tröstlich werden, auch sag ich gar nicht, daß ich Beweise gegen die Unsterblichkeit habe, ich sage nur, daß alle Wahrscheinlichkeitsgründe gegen sie sind." — —

Das ist doch pures Kaffeehausgeschwätz, keine Spur einer philosophischen Auffassung oder Deduktion. Das Thier bewegt sich im Kreise seiner Naturnothwendigkeit, es hat kein Moralgesetz, keine Sittlichkeit, keine Verantwortlichkeit für ein sittliches Leben, es kann weder sich selbst zum Gegenstande seines Nachdenkens machen (sich Subjekt-Objekt werden), noch kann es, weil es sich als Einheit nicht zu erfassen vermag, die sich selber nicht das Dasein verdankt, auf einen letzten Urheber seines Daseins schließen.

Dann soll nach Voltaire der einzige Beweis für die Unsterblichkeit der Wunsch des Menschen nach Unsterblichkeit sein! Voltaire hat hier gar nicht des Falls gedacht oder selben nicht berücksichtigen wollen, daß es Menschen gibt, welche Gründe haben, die Unsterblichkeit (und den damit in Verbindung stehenden Ausgleich, den Richter über die Lebendigen und Todten) nicht zu wünschen. Zu diesen mochte wohl auch Voltaire nach seinem Leben und Schreiben gehören, also könnte man eben so gut sagen: Soll deshalb der Geist des Menschen mit dem Leib desselben zugleich untergehen, weil dies der Wunsch Voltaire's und Comp. gewesen ist? Uebrigens heißt ja das doch am Ende, alle Gründe theologischer und philosophischer Wissenschaft für die Fortdauer des Geistes nach dem Tode ignoriren, an ihnen blind vorübergehn, und sich den einzigen Wunsch des Menschen als einzigen Grund hinstellen, um mit diesem Grund durch ein paar Sprachcapriolen geschwind fertig zu werden.

Der Philosoph von Ferney war eben alles andere als ein Philosoph, er war Dichter, der Sprache nach Orator, er war ein Witzkopf, aber weder ein Philosoph noch ein ehrenhafter Mensch. Wenn ihn Friedrich nach vielfachen, beweisenden Erfahrungen einen Schuft genannt hat, wer fühlte sich stark genug, wegen dieser allerdings nichts weniger als schmeichelhaften Bezeichnung mit dem großen Friedrich einen Raufhandel anzufangen? Das hieße dem Könige zu seinen vielen Siegen einen neuen, einen der glänzendsten in Aussicht stellen.

In dem Satze: „diese Chimäre könnte in wirklichen Mißgeschicken tröstlich werden", obwohl hier von Voltaire mit allem giftigen Hohne des Atheisten producirt, liegt doch auch hinwiederum die ganze Verzweiflung des Gottesleugners; sie besagt uns, daß es Momente im Leben gibt, in welchen uns die

Welt absolut keinen Trost bieten kann, wo aller Trost der Welt zur wahrhaftigen Chimäre wird. Hat man nun den Glauben an's Jenseits auch weggeworfen und als Chimäre erklärt, dann gibt es nur in voller Verzweiflung noch den Selbstmord als Heilmittel.

Am Schlusse bekennt sich Voltaire doch wieder zur Unsicherheit in seiner ganzen Beweisführung, wenn er sagt:

„Auch sage ich gar nicht, daß ich Beweise gegen die Unsterblichkeit habe, ich sage nur, daß alle Wahrscheinlichkeitsgründe gegen sie sind“

Das sagt er (Voltaire), ein Mann, der nach seiner ethischen Seite und nach seinem ganzen Vorleben betrachtet, einen Horror vor den 4 letzten Dingen der christlichen Glaubenslehre in seiner Seele fühlt, dessen er sich in seinem ganzen weiteren Leben nicht zu entledigen vermag, den er immer durch Spott und Hohn bei einer Thür hinauswirft, der aber bei der andern augenblicklich wieder hinein kommt. In einem atheistischen und religiös so zer- und verworfenen Leben gibt es keine Ruhe, der Galgenhumor und das satanische Hohngelächter hat keine nachhaltige Wirkung, die Stimme des Gewissens läßt sich immer auf's neue vernehmen.

26. Rousseau gegen Voltaire's Verleugnung. Strauß will vermitteln und sagt; auch Voltaire habe „erbauen“ wollen. Aber wie?

Trotz dieses Hin- und Herschwankens Voltaire's schlägt nun der Atheist Strauß aus Voltaire's Aeußerungen schon wieder nach seiner Manier eine „frühgewonnene, folgerechte Ueberzeugung“ als falsche Geldmünze heraus. Er sagt darüber (S. 247):

„Das war Voltaire's frühgewonnene, folgerechte Ueberzeugung, und er ist an derselben auch später niemals irre geworden, wohl aber mit ihr nicht wenig ins Gedränge gekommen. Vor dem Publikum ohnehin, vielleicht doch auch bei sich selbst (sic!). Wir erinnern uns, welches Gewicht er für den Bestand der menschlichen Gesellschaft auf den Glauben an einen vergeltenden Gott legte. Aber die Wege dieser göttlichen Vergeltung laufen ja, der gemeinen (!) Meinung zufolge, ganz hauptsächlich durch das Jenseits.“ „Und welche erbauliche Wirkung hatte nicht so eben erst

Nachbar Rousseau dadurch erzielt, daß er in dem berühmten Glaubensbekenntniß seines savoyschen Vikars, unter so manchen Ketzereien doch neben dem Glauben an Gott zugleich den an Unsterblichkeit aufrecht erhalten hatte! Man sagt wohl, Gott sei uns nichts schuldig. Nein, entgegnet uns Rousseau, er ist uns Alles schuldig, was er uns verspricht. Nun hat er jedem von uns ins Herz gegraben: sei gerecht und du wirst glücklich sein. Wenn wir aber auf Erden um uns sehen, finden wir, daß der Schlechte triumphirt, und der Gerechte unterdrückt ist. Schon dies genügt mir als Beweis, sagt Rousseau, daß die Seele immateriell und unsterblich ist. Er thut sehr wohl in seinem Beweis die Immaterialität der Seele mit einzuschließen; er hat ganz recht, wenn er sagt: Alle Schwierigkeiten der Sache fallen weg, mit der Anerkennung von zwei Substanzen im Menschen. Eben diese Anerkennung aber hatte Voltaire aus guten Gründen (!) aufgegeben, um wie viel schlimmer war er daher gestellt! Und er hätte doch gar zu gern auch erbaut[1]) nicht bloß aus Eitelkeit, sondern um des gemeinen Besten willen.[2]) Schrieb er doch in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre im Wetteifer mit dem Rousseauschen Vikar eine Reihe von Homilien, in welchen er seine Ansichten so zahm und harmlos wie möglich darzustellen suchte. Hier meint er nun, Gott wegen des Uebels in der Welt zu rechtfertigen,[3]) bleibe beim Fehlschlagen aller andern Versuche nur der Ausweg, den alle Weise des Alterthums in Indien und Aegypten, Chaldäa und Griechenland ergriffen haben; die Annahme einer Ausgleichung in einem künftigen Leben. Gelegentlich sei hier bemerkt, daß neben dem erbaulichen Bestreben, es auch ein sehr Voltairisches Interesse war, das ihn bisweilen auf diese Wege führte. Das Fehlen der Unsterblichkeitslehre im Alten Testamente[4]) war für einen Morgan in England, wie später für Raimarus in Deutschland ein Hauptgrund gewesen, der jüdischen Religion die Würde der Offenbarung abzusprechen; eine Gelegenheit, Judenthum und altes Testament

---

[1]) Es nimmt uns Wunder, daß Strauß nicht auch zum Beweise für diesen Wunsch, zu erbauen, das erbauliche Leben Voltaire's als einen glänzenden Beweis angeführt hat!

[2]) Wie er um des gemeinen Besten willen vom Berliner Juden Hirschel sächsische Steuerscheine mit 35 Procent Verlust für die Verkäufer zu seinem Vortheil einkaufen ließ, wodurch also die Verkäufer mit Beihülfe des edlen Hirschel um 35 Procent beschummelt wurden!!

[3]) Wie glücklich unser Herrgott gewesen sein muß, als Voltaire so gnädig war, sich seiner anzunehmen.

[4]) Wir haben bei der Besprechung von Straußens altem und neuem Glauben nachgewiesen, wie Strauß mit völliger Uebergehung der vielen Stellen im Alten Testamente, die von der Fortdauer sprechen, die obige ihm zusagende und für sein System brauchbare, erlogene Behauptung aufstellt.

schlecht zu machen, versäumte Voltaire nicht gerne,[1]) er konnte es aber von dieser Seite nur, wenn er sich einmal auf den Boden der Unsterblichkeitslehre stellte, und nun einen Blick auf die verächtliche Horde warf, die allein unter gebildeteren Nachbaren dieser Lehren stumpfsinnig verschlossen blieb. Nein, wir müssen uns hierin auf den Standpunkt aller bessern Nationen des Alterthums stellen, um so mehr, wenn wir bedenken, wie gemeinnützig dieser Glaube ist."

27. Wie Voltaire den Juden zum Possen wieder die Unsterblichkeit ausspielt und selbe darauf wieder verleugnet, weil sie ihm zuwider ist.

Strauß läßt uns hier seinen Voltaire in einem kuriosen Lichte sehen. Wir finden aus der ganzen Anführung heraus, wie ernst es Voltaire mit seiner ganzen Philosophie und mit seinen Ansichten und Behauptungen zu nehmen pflegte. Voltaire kann die Juden nicht ausstehen, und derselbe Voltaire, der sonst die Unsterblichkeit mit allen ihm zu Gebote stehenden, von ihm auch erfundenen Mitteln verleugnet, spielt hier wieder die Unsterblichkeit aus, um der verächtlichen Horde der Juden einen Possen zu spielen. Hier sehen wir Voltaire den Philosophenmantel wegwerfen und als Possenreißer erscheinen, der, um seine Gegner zu schädigen, wieder Lehren vertheidigt, die er früher verleugnet hat!!

Voltaire stellt sich hier wieder auf einmal „auf den Standpunkt aller bessern Nationen des Alterthums, um so mehr, wenn wir bedenken, wie gemeinnützig dieser Glaube ist".

Im Gespräche Sophronimos' und Adelos' verleugnet Voltaire wieder die Unsterblichkeit:

„Es gibt für die Lasterhaften eine wahrere, unvermeidlichere Strafe noch in dieser Welt. Und welche wäre das? Es sind die Gewissensbisse, die nie fehlen, und die menschliche Rache, die selten fehlt. Ich habe sehr schlechte, sehr ruchlose Menschen gekannt, aber nicht einen von ihnen habe ich glücklich gesehen. Ich will hier keine Aufzählung machen von ihren Qualen, ihren entsetzlichen Erinnerungen, ihrem beständigen Schrecken; von dem Mißtrauen, das sie gegen ihre Dienerschaft, ihre Frauen und ihre Kinder hatten u. s. w."

---

[5]) Wie Strauß hinwiederum auch keine Gelegenheit versäumt, um Christenthum und neues Testament schlecht zu machen. Die beiden Herren haben sich hier in die Hände gearbeitet.

Das ist alles so echt Voltairisch. Wenn der Unschuldige unterdrückt wird, so soll er sich auf die Rache verlassen; wenn er sich nicht selber rächen will oder kann, so wird's vielleicht ein anderer thun, um ihm eine Freude zu machen und ihm Satisfaktion zu gewähren, denn die menschliche Rache fehlt selten. Voltaire will sich nicht bei den schlechten Menschen mit einbegriffen sehen; auch der milde Strauß geht über viele Thaten Voltaire's mit großer Schonung hinweg. Voltaire spricht von seinen Ehebrüchen, Strauß reproducirt das, „es war so Mode in jener Zeit". Strauß gegesteht die ehrlosesten Betrügereien ein, deren sich Voltaire mit wucherischen Juden im Bunde schuldig gemacht. Die Bosheit, Verlogenheit und Rachsucht des in seiner Eitelkeit verletzten Voltaire sind notorische Eigenschaften des Philosophen, aber zu den schlechten, ruchlosen Menschen will er nicht gerechnet werden, das sind ganz andere, von ihm sehr verschiedene Leute!!

Einer Betrachtung und einer Lehre kann sich der Beobachter dieser Gattung Gottes- und Unsterblichkeitsleugner nicht entschlagen: Das jenseitige Gericht, die Strafe des ewigen Richters, die gehen ihnen immer im Kopf herum, die werden entweder philosophisch wegzubeweisen oder mit Spott und Hohn abzuthun gesucht; während sie sich auf Gottesleugner vor ihnen berufen, suchen sie Anhänger ihrer Lehre unter ihren Zeitgenossen; je mehr ihrer sind, desto sicherer, meinen sie, müsse man sich fühlen. Es ist immer ein kleiner Trost, viele Genossen zu haben, socios juvat habere doloris, socios juvat habere malitiae, es ist ein Trost (freilich kein ausgiebiger), Genossen im Schmerz und Genossen in der Bosheit zu haben.

28. Die Widersprüche bei Voltaire und Strauß. Zorn Straußens, wenn Voltaire in seinem Unglauben sich wankend zeigt.

Strauß bringt auch eine lange Abhandlung über den Determinismus (Bestimmung des Willens durch Gründe) und Indeterminismus (Nichtbestimmung des Willens durch Gründe). Strauß sagt: „Voltaire beginnt als Indeterminist und endigt

als entschiedener Determinist." Was Strauß aus Voltaire's Schriften anführt, enthält so viel Widersprüche, so viel Geschwätz, daß man ersehen kann, wie die Leichtfertigkeit im Leben bei Voltaire mit der Leichtfertigkeit im Denken immer gleichen Schritt gehalten. So z. B.:

„Freiheit ist das Vermögen zu handeln, sich nach seiner Wahl zu bewegen. Dieses Vermögen haben die Steine nicht, wohl aber Thiere und Menschen." —

Nun aber ist es geradewegs ein Unsinn, dem Thiere Freiheit zu vindiciren; es hat in seinem naturnothwendigen Lebenskreise Willkühr, es läßt sich nur durch äußere Erscheinungen anregen und zum Handeln bestimmen. Der Hund und die Katze werden manches vermeiden, weil sie Prügel fürchten; da sind die Prügel die äußeren Erscheinungen, die ihrem Pelz fühlbar sind und ihrem Gedächtniß erinnerlich bleiben, aber von einer moralischen Freiheit kann da doch keine Rede sein. Das Thier kennt keinen höhern Richter, es glaubt an keinen und kann somit auch an keinem zweifeln. Glaube und Zweifel, recht handeln, unrecht handeln, Verantwortlichkeit, Unverantwortlichkeit, Gewissen, Gewissensvorwürfe, das alles ist bei reinen Naturwesen, die der Natur allein, dem eisernen, unübersteiglichen Kreise der Nothwendigkeit angehören, eine Unmöglichkeit. Hier also den Menschen und das Thier auf Eine Stufe stellen, dem Thiere die Freiheit des Menschen zusprechen heißt über das Wesen der Freiheit im Menschen nicht nachgedacht haben oder sich aus ethischen Ursachen, um jeder Verantwortlichkeit zu entrinnen, geflissentlich mit dem Thiere auf eine gleiche Stufe stellen.

Betrachten wir nun auch die Galle Straußens, die sich so oft bemerkbar macht, wenn Voltaire wankt, wenn er dennoch wieder sich zum Glauben an die Unsterblichkeit hinneigt; da kann Strauß die Leidenschaftlichkeit, ja den in sich und nach außen gekehrten Zorn nicht verhüllen.

Als Voltaire über den Unsterblichkeitsglauben einmal sagt (S. 250): „Kannst du ein System verwerfen, das so schön und der Menschlichkeit so nützlich ist," da bricht Strauß im höchsten Unmuthe los:

„Immer wieder dieser verwünschte Nutzen, um dessen Willen es unserm Philosophen nicht darauf ankommt,

allen seinen Voraussetzungen zu widersprechen, seinen schönen Ausführungen gegen die Existenz eines Seelenwesens, gegen die Zweiheit der Substanzen im Menschen ins Gesicht zu schlagen. Und den gewünschten Nutzen erreicht er durch eine so bettelhafte Beweisführung doch nicht: wer die Unsterblichkeit nicht besser zu beweisen versteht, der erbaut uns mehr, wenn er sie läugnet."

Aus der Animosität, mit welcher Strauß jede auch nur scheinbare oder zeitweilige Hinneigung zum Glauben an einen persönlichen Gott und eine persönliche Fortdauer des Menschengeistes bei Voltaire mit Erregtheit und Widerwillen verurtheilt, gibt Strauß deutlich zu erkennen, daß der Atheismus nicht eine Vernunft-, sondern eine Willenssache sei. Der Gottesleugner wird unwillig, dies ist eine Herzens-, eine Willensangelegenheit, nicht eine Angelegenheit des Geistes nach dem Psalmenwort: Dixit stultus in corde suo: non est deus.

Dieser Widerwille, dieser eigentliche Furor tritt bei Voltaire's Biographen höchst drastisch hervor, wenn dieser die Theologie Voltaire's behandelt.

29. Voltaire's Stellung zum Christenthum. Strauß führt mit Wonne alle Blasphemien des Voltaire an.

Strauß beginnt Seite 259:

„Doch es ist Zeit, daß wir endlich derjenigen Seite an Voltaire's Denkart näher treten, die er uns zwar auch bisher schon öfter gelegentlich gezeigt hat, die aber einer genauen Betrachtung um so mehr werth ist, da er durch sie am meisten gewirkt, aber auch am meisten Anstoß erregt hat: seine Stellung zum Christenthum. Voltaire gilt als Erzfeind des Christenthums, und so viel können wir gleich im Voraus zugestehen,[1]) daß ihm dasselbe nicht bloß in seiner damaligen Gestalt, sondern in allen Gestalten, die es seit seiner ersten Ausbreitung angenommen, zuwider gewesen ist. Vor allem galt dieser Widerwille der Hierachie, der verdummenden und verfolgungssüchtigen geistlichen Herrschaft; aber auch das christliche Dogma und die christliche Moral, wenigstens nach ihrer ascetischen Seite,[2]) hat an ihm einen Gegner, und bis

---

[1]) „Und zwar mit der allergrößten Freude" hätte Strauß noch dazu setzen sollen, die er im Verlaufe seines Berichtes über Voltaire unverhohlen und mit dem sichtlichsten Behagen ausspricht!

[2]) Da liegt eigentlich die Ursache der Wuth gegen das Christenthum: es ist der Haß gegen die christliche Moral, das ist der eigentliche

auf die ersten Urkunden und den Stifter des Christenthums wie des Judenthums geht seine auflösende Kritik zurück. Was die christliche Lehre und Weltanschauung im Ganzen auf Voltaire schon frühzeitig für einen Eindruck machte, geht besonders aus der poetischen „Epistel an Urania" hervor, und aus der ich (Strauß) die Hauptstelle in einer prosaischen Uebersetzung wiedergeben will: Komm, ruft er hier der Freundin zu, dringe mit mir ehrfurchtsvollen Schrittes in das Heiligthum des Gottes, den man uns ankündigt, und den man uns verbirgt. Ich möchte ihn lieben, diesen Gott, ich suche in ihm meinen Vater, man zeigt mir einen Tyrannen, den ich hassen muß. Er schuf die Menschen ähnlich mit ihm selbst, um sie desto mehr zu erniedrigen; er gab uns verdorbene Herzen, um das Recht zu haben, uns zu strafen. Nachdem er soeben den Menschen nach seinem Bilde geschaffen, sieht man ihn plötzlich es bereuen, als hätte der Werkmeister die Mängel seines Werkes nicht kennen müssen. Er gebietet den Meeren, die Welt unter Wasser zu setzen, die er in 6 Tagen aus dem Nichts gebildet. Nun wird man vielleicht seine tiefe Weisheit eine andere, reinere Welt erschaffen sehen; aber nein, er läßt ein Geschlecht gräulicher Räuber, ehrloser Sklaven und grausamer Tyrannen entstehen schlimmer als das erste. Was wird er endlich thun? welche verzehrenden Blitze werden seine strengen Hände auf diese Verworfenen schleudern? Hört, o geheimnißvolles Liebeswunder! er, der die Väter ertränkt hat, will für die Kinder sterben."

Wir brechen hier ab und wollen die weitern drei Seiten in ähnlicher Weise fortgesetzter Blasphemien nicht bringen. Es handelt sich, in obiger Stelle aus der Urania-Epistel nur darum, einen Beleg von der Bosheit und Gottlosigkeit des „Patriarchen der Atheisten" vorzulegen.

Gott gab uns verdorbene Herzen, um uns zu strafen, er schuf die Menschen ähnlich mit ihm selbst, um sie um so mehr zu erniedrigen!!

30. Voltaire macht sich in seiner blinden Wuth bisweilen lächerlich.

Bei allen Blasphemien des Atheismus verfällt der blasphemische Hohn bei Voltaire auch öfter in's Gebiet der Lächerlichkeit!

Kern der Frage. Strauß gibt sich vergebliche Mühe mit der Ausflucht, Voltaire habe nur die ascetische Seite der christlichen Moral gehaßt; er verletzte sie von allen Seiten und haßte sie auch von allen Seiten, in dieser Richtung ist dem Voltaire keine Einseitigkeit vorzuwerfen.

Gott hat ihm das verdorbene Herz gegeben, Gott hat ihn angeleitet, mit Herrn Hirschel im Bunde in sächsischen Thalerscheinen die armen Teufel von sächsischen Bürgern und Bauern um 35 Procent ganz infam zu betrügen; Gott hat ihn zu einem zehnjährigen Ehebruch gezwungen, Gott hat ihm Lüge und Verläumdung, den Neid und die Verfolgungssucht, den Haß und die Rücksichtslosigkeit seinen Opfern gegenüber in sein unschuldiges Herz gelegt: Gott ist Schuld an allen exorbitanten, von ihm selbst eingestandenen oder wenigstens nicht in Abrede gestellten Verbrechen und Vergehen, die er sich in seiner Hoffart, Augenlust (Ausgreifen nach Besitz um jeden Preis ohne Gewissen und ohne Ehre) und Fleischeslust zu Schulden kommen ließ; Gott, der Unbarmherzige, hat es in seinem höchst ungerechten Zorn zugelassen, daß Voltaire öfter von seinen Gegnern durchgeprügelt wurde, was ein um so größeres Vergehen von Seite Gottes war, weil er auch der Beschützer der Unschuld genannt wird. Gott ist am Ende auch Schuld gewesen, daß Friedrich II. (auch ein Atheist), den Voltaire, nachdem er doch seine vortrefflichen Eigenschaften und verschiedenen Tugenden gründlich kennen gelernt, en canaille behandelt und mit Schmach als einen Aktendieb davongejagt hat; und darum ist Gott ein Tyrann und Voltaire hat sich vorgenommen, diesen Tyrannen zu hassen. Was für ein Sündenbarometer ließe sich hier aus dem Leben und segensreichen Wirken Voltaire's zusammenstellen, um nach der Logik Voltaire's unserm Herrgott sämmtliche von dem großen Patriarchen verübten Lumpereien und Schandthaten aufzuladen.

Mit einem besonderen Hohn spricht Voltaire von „der Welt, die Gott in 6 Tagen aus dem Nichts gebildet". Daß schon Augustinus das Wort yom (Tag) als Zeitraum bezeichnet hat und nicht als einen Tag des Sonnensystems, das hat Voltaire sicher gewußt, wie vieles andere, aber es taugte ihm nicht in sein System.

Er schließt sein Gedicht mit einer an Wahnsinn grenzenden Diatribe und Lästerung des Heilandes:

„Ihr ungeheuren Landflächen von Amerika, ihr Völker, die Gott an den Pforten der Sonne entstehen ließ, und ihr hyperboreische Nationen, ihr alle, die der Irrthum in langem Schlafe hält, ihr

sollet für immer seiner Wuth überliefert sein (!!), weil ihr nicht gewußt habt, daß auf einer andern Seite der Welt in einem Winkel von Syrien der Sohn eines Zimmermanns am Kreuze gestorben ist? Nein, in diesem unwürdigen Bilde erkenne ich den Gott nicht, den ich anbeten soll; ich würde ihn zu entehren glauben durch eine solche Huldigung, die der Verspottung gliche. Höre du Gott, den ich anflehe, höre aus des Himmels Höhen einen aufrichtigen Klageruf. Mein Unglaube darf dir nicht mißfallen, mein Herz ist offen vor deinen Augen; der Unsinnige lästert dich, aber ich verehre dich; ich bin kein Christ, aber nur um dich um desto mehr zu lieben. Und was liegt am Ende daran, unter welchem Titel man ihn anruft: Jede Huldigung wird angenommen, aber keine erhöht ihn. Gott bedarf unseres beständigen Dienstes nicht; wenn man ihn beleidigen kann, so ist es durch Ungerechtigkeit gegen die Menschen, er richtet uns nach unsern Tugenden, und nicht nach unsern Opfern."

31. Wie sich Voltaire Gott keck mit seinem Mustercharacter von Tugenden gegenüberstellt. Neue Lästerungen.

Voltaire konnte seinem Leben nach mit dem Gott, wie ihn die Kirche bekennt, nicht zufrieden sein, er mußte sich für seine absonderlichen Tugenden auch einen absonderlichen Gott construiren. Das ist so die gewöhnliche Manier, welche bei allen Tugendwandlern à la Voltaire von je in Uebung gewesen.

Sie schnitzen sich mit ihrem philosophischen Phrasenmesser (Taschenveitel) irgend ein Götzenbild und belehren dasselbe, wie sie behandelt sein wollen. Besonders aber bläuen sie diesem Götzenbilde ein, daß es von ihm sehr intolerant wäre, wenn dasselbe sie für ihr Thun und Lassen verantwortlich machen würde. Sie behaupten: Jeder Mensch hat das Recht, Gott in seiner Weise zu verehren, jeder kann und soll sich seine Religion selbst machen! Wer sich aber seine Religion selber machen kann, der kann sich ganz folgerichtig auch sein Sittengesetz selber machen. Nun lehrt aber die Erfahrung, daß so viele tausend Sittengesetze nebeneinander die Sittlichkeit nicht fördern, und je mehr Religionsmacher und Sittengesetzgeber es gibt, desto schlechter wird es immer mit Religion und Sitte bestellt sein. Das Facit dieser Religionsmacherei aber ist, daß sich jeder sein Sittengesetz so construirt, wie er es braucht; am Ende reducirt sich dann die Sitte entweder nur auf den äußern

Anstand, der vom Lebenskreise bedingt ist, in dem der Selbstgesetzgeber sich herumtreibt, oder auf das Einhalten der eben herrschenden Staatsgesetze insofern, daß der Sittengesetzgeber so klug ist, nur mit den Aermeln am Zuchthause vorüber zu streifen und sich von den Kammrädern der Gesetzgebung in den fatalen Mechanismus nicht hineinreißen zu lassen.

Voltaire kam mit einem sogenannten Testamente eines Pfarrers von Etrepigny in der Champagne herangerückt, welches die greulichsten Gotteslästerungen enthält. Wenn nun Strauß selbst wiederholt gesteht, wie Voltaire oft seine Machwerke irgend einem Verstorbenen, auch Geistlichen, unterschoben, um die harte Kritik darüber von sich abzuwenden, warum soll man gerade bei diesem Testament sich was anderes denken?

Sagt doch Strauß selber:

„Er (Voltaire) nahm sich in Acht, wie dieser (Rousseau) durch Nennung seines Namens sich auszusetzen. Daher ist das Spiel, das Voltaire mit Namen und Büchertiteln trieb, nirgends bunter, als auf dem Felde seiner theologischen Schriftstellerei. Bald ist es eine Uebersetzung aus dem Englischen, bald aus dem Deutschen oder Lateinischen, die er gibt, bald heißt der Verfasser Dr. Obern, bald Abbé Tilladet, einmal spricht er geradezu als Lord Bolingbroke, der wie er vorgibt, kurz vor seinem Tode noch einen Inbegriff seiner Lehre für einen Freund verfaßt haben soll; der Bibelcommentar, der seinen letzten Lebensjahren angehört, sollte von dem Almosenier des Königs von Polen geschrieben sein."

Wir übergehen eine Menge von Blasphemien gegen Christus und kommen zu Straußens Befürwortung des bekannten Ausspruches Voltaire's gegen die katholische Kirche: Ecrasez l'infâme. Strauß versucht es selbstverständlich auch hier, seinen Schützling herauszuputzen; wir werden hören, wie!

32. Voltaire über die Reformation.

Strauß bringt zuerst einige Bemerkungen Voltaire's über die Reformation und die Reformatoren:

„Calvin hat es der Verbrennung Servet's zu danken, daß er schon zum Voraus bei Voltaire abgedankt ist." „Man glaube doch ja nicht (sagt Voltaire), diese Männer hätten sich bei den Menschen beliebt gemacht, daß sie diesen das Joch erleichterten, das auf ihnen lag; im Gegentheil sie hatten finstere Sitten, und ihre Reden waren voll Galle. Wenn sie den Cölibat der Priester verwarfen,

wenn sie die Klosterpforten öffneten, so geschah dies nur, um die ganze menschliche Gesellschaft in ein Kloster zu verwandeln. Das Spiel des Theaters wurde verboten, ein düsterer, freudloser Ernst lagerte sich auf das Leben der Reformirten."

„Und hier liegt nun eigentlich der tiefste Grund von Voltaire's Widerwillen gegen den Protestantismus. Aus demselben Grunde war er schon innerhalb der katholischen Kirche seines Heimathslandes derjenigen Richtung, die als Annährung an den Protestantismus gelten mochte, dem Jansenismus, abgeneigt, und in dem Streite der Jansenisten mit den Jesuiten stellte er sich durchaus nicht auf die Seite der erstern. Das Gefährliche der letzteren verkannte er nicht, aber sie hatten doch keine Convulsionäre, wie ihre Gegner, es galt doch bei ihnen eher leben und leben lassen. Als die Jesuiten aus Frankreich vertrieben wurden, war der oft wiederholte Spruch Voltaire's: die Füchse hat man verjagt, aber nur um uns ganz den Wölfen preiszugeben. Das alles ist begreiflich an ihm, wie ohnehin auch das, daß er das protestantische Dogma um kein Haar weniger ungereimt und lächerlich fand, als das katholische."

Strauß berichtet nun eine schändliche Blasphemie gegen die Eucharistie in der Kirche und gegen die Abendmahlslehre der Protestanten; wir nehmen Anstand, selbe hier anzuführen. Strauß fährt fort:

„In seinen (Voltaire's) Augen hatte die Reformation ihren Beruf verfehlt. Sie hätten alles Dogmatische bei Seite werfen, und das Praktische, die Moral, als die Hauptsache in der Religion voranstellen sollen. Sie hätten sich auf einen gerechten Gott, der das Gute belohnt, und das Böse bestraft, beschränken sollen. Damit würden sie allen Streitigkeiten, Verfolgungen und Kriegen um der Religion willen ein Ende gemacht haben. Statt dessen behielten sie die alten Dogmen bei, und fügten noch neue dazu; wodurch sie natürlich allen jenen von Neuem Thür und Thor öffneten."

33. Voltaire will die „reine Moral" ohne Dogma. Strauß und das „böse Gewürm" in Zürich, das ihn als Professor der Theologie abgeschoben hat.

Voltaire wünschte die Moral als die Hauptsache vorangestellt und alles Dogmatische bei Seite geworfen. Da haben wir nun in Voltaire selbst das schönste Argument für die Moral ohne Dogma; der Mann hat die Hauptsache, die Moral, akkurat so bei Seite geworfen wie das

Dogma. Wie er in der Theorie mit dem Dogma aufräumte, so in der Praxis mit der Moral; sein ganzes Leben war ein beständiger Konflikt mit der Moral, aber auch die bürgerliche Ehrenhaftigkeit wußte er von sich zu werfen, auch diese war ihm noch eine Zwangsjacke, er ging ohne Religion, aber auch ohne Moral und Ehre seinen Lebensweg.

Strauß erklärt sich selbstverständlich mit Voltaire's frommem Wunsch und Bestreben, die katholische Kirche total auszurotten, vollkommen einverstanden. Um den Leser ja in keinem Zweifel hierüber zu lassen, fügt er den obigen Ansichten und Wünschen Voltaire's noch seine Herzensangelegenheit bei (S. 280):

„Auffallend ist hierbei nur das, daß Voltaire den Vorsprung nicht besser würdigte, den der Protestantismus doch immerhin vor dem Katholicismus dadurch gewonnen hat, daß er die Schlange der Hierarchie zerschnitt, die bis dahin, der Kopf in Rom, mit ihren gewaltigen Ringen die ganze christliche Welt umschnürt gehalten hatte. Zwar sind auch ihre einzelnen Stücke, wie sie in den protestantischen Ländern übrig geblieben, noch immer ein böses Gewürm, und können mancherlei Schaden thun; doch kann man sich ihrer leichter erwehren, als des großen unzerschnittenen Leviathan."

Die Protestanten, welche noch ihren christlichen Glauben an den Heiland der Menschheit bewahren wollen, können sich für dies Compliment von Seite Straußens auch bedanken. „Das böse Gewürm in protestantischen Ländern kann noch manchen Schaden thun." — Die Züricher, welche Christen bleiben wollten und Volksversammlungen abhielten, um gegen den atheistischen Theologieprofessor Strauß zu protestiren, hatte Strauß offenbar im Auge, als er vom „bösen Gewürm in protestantischen Ländern" sprach; hätten sie ihre Studirenden der Theologie ihm zur völligen Destruktion alles positiven Christenglaubens überlassen, dann wären sie ein sehr gutes Gewürm gewesen. Es gibt aber verschiedene Ansichten über Würmer und über Wurmsamen; wie glücklich jene Länder sein werden, in denen Strauß den Wurmsamen seiner atheistischen Dogmatik ausstreuen kann, das läßt sich im voraus bestimmen.

34. Die Ecrasez-Formel. Strauß, sehr dafür eingenommen, erklärt dieselbe. Rousseau und Voltaire werfen sich gegenseitig alle Grobheiten in's Gesicht.

Strauß berichtet über die Ecrasez-Formel Voltaire's: „Ich darf diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne einer Formel zu gedenken, die man Voltaire ganz besonders zum Vorwurfe gemacht hat: es ist das berüchtigte écrasez l'infâme, das er als sein caeterum censeo und meistens wie eine Geheimformel in abgekürzter Schreibart: écr. l'inf . . . an den Schluß einer großen Anzahl seiner Briefe an die vertrautesten Gesinnungsgenossen, wie d'Alembert, Damilaville u. A. gesetzt hat. Man hat in dem l'infâme oft Niemand Geringeres gesehn, als Christus, und daher eine Blasphemie darin gefunden. Allein Christus kann schon deswegen damit nicht gemeint sein, weil l'infâme in diesem Voltairischen Refrain kein Er, sondern ein Sie ist. Dieses erhellt aus allen den Fällen, wo der Satz noch weiter fortgeführt, und auf das Wort infâme allemal mit einem weiblichen Pronomen zurückgedeutet ist. Z. B. an d'Alembert: Adieu mon cher philosophe, si vous pouvez écraser l'inf. écrasez-la et aimez-moi. Friedrich, der gleichfalls unter den Eingeweihten war, an Voltaire: J'approuve fort la méthode de donner des nasardes à l'inf. en la comblant de politesses. Wohl; aber wer ist denn nun dieses infame Femininum, dem Voltaire und seine Freunde den Untergang geschworen haben? Auch darüber lassen uns ihre Briefe nicht im Zweifel. „Ich wünschte, schreibt Voltaire an d'Alembert, daß Sie die Infame zermalmten, das ist der Hauptpunkt. Vous pensez bien, que je ne parle que de la superstition; car pour la religion, je l'aime et la respecte comme Vous [1]) Und wieder d'Alembert an Voltaire . . . cet infâme fanatisme, que vous voudriez voir écrasé et qui fait le refrain de toutes vos lettres u. s. f. Also der Aberglaube des Fanatismus; doch das sind noch allzu abstrakte Begriffe; wo haben sie in der Wirklichkeit ihren Sitz? Wenn Voltaire an d'Alembert schreibt, er wünsche die Infame in Frankreich auf den Zustand reducirt, worin sie in England sich befinde, und wenn Friedrich gegen Voltaire äußert: Bei den Griechen und Römern haben die Philosophen gedeihen können, weil ihre Religion keine Dogmen gehabt habe; mais les dogmes de notre infâme gâtent tout, so ist klar, daß unter der Infamen, deren Vernichtung das Losungswort des Voltairischen Kreises war, die christliche Kirche ohne Unter-

---

[1]) Es liegt in dem Satze an d'Alembert: „was die Religion anbelangt, die liebe und achte ich wie Ihr", der ganze Voltaire'sche Sarkasmus; er (der Voltaire) liebt und ehrt die Religion wie der d'Alembert! Wie nun d'Alembert die Religion geliebt und geachtet hat, das weiß man!

schied der Confessionen, als die Trägerin des Aberglaubens und Fanatismus zu verstehen ist."

Wir können Strauß für diese entschiedene Erklärung des Ecrasez nur danken und haben darüber kein Wort zu verlieren. Strauß berichtet nun die bitterbösen Kämpfe, in welche die zwei Aufklärer Rousseau und Voltaire sich verwickelten, die furchtbaren Grobheiten, die sie sich in der gegenseitigen Erbitterung an den Kopf warfen, den Brief (wie an Rousseau von Voltaire), der anfängt: „Ich liebe Sie nicht, mein Herr" und der schließt: „Ich hasse Sie, aber als ein Mann, der noch würdiger war Sie zu lieben, wenn Sie es gewollt hätten."

35. Voltaire's Streit mit Friedrich II.

Dann kommen die Zwistigkeiten zwischen Voltaire und Friedrich II. Die beiden großen Geister erlustigten sich im Innern, als Jeder, über sich selber lachend, den andern mit der zuckersüßesten Schmeichelei traktirte und sie zur Abwechselung sich ihrer gegenseitigen vollsten Verachtung versicherten.

S. 304 berichtet Strauß:

„Seine (Voltaire's) ganze Bosheit gegen den König hatte er nun 1759 in eine autobiographische Aufzeichnung gegossen, die er unvollendet liegen ließ, die aber nach seinem Tode, noch zu Lebzeiten des großen Königs 1784, unter dem Titel: Das Privatleben des Königs von Preußen, oder Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Herrn von Voltaire, von ihm selbst geschrieben, gedruckt und sofort auch den Sammlungen seiner Werke einverleibt worden ist, worin er Friedrichs Charakter in dem gehässigsten Lichte darstellte, und gegen die Reinheit seiner Sitten die schnödesten Verdächtigungen sich erlaubte."

Als Friedrich II. diese Schmähschrift nach Voltaire's Tod zum Seelentrost über dessen Freundschaft und als Dank des Voltaire für die erwiesene großmüthige Behandlung gelesen, mochte sich Friedrich II. denken: Voltaire wollte mir offenbar nach seinem Tode beweisen, daß ich Recht gehabt, als ich ihn einmal seinem Charakter nach einen Schuft geheißen.

Voltaire konnte es seinem königlichen Freunde nie vergessen, wie ihn dieser in Frankfurt behandeln ließ (die Nachsendlinge sollen Voltaire sogar im vielleicht gut, vielleicht übelverstandenen

Eifer auch etwas durchgewalkt haben). Als Friedrich mit Frankreich in Conflikt war, bezeichnet Strauß Voltaire's Benehmen wie folgt (S. 306):

„Aber Voltaire war noch immer boshaft und zweideutig. Er schrieb an Argental, man werde sich doch nicht einbilden, daß er sich für den König von Preußen interessiere; davon sei er wahrlich entfernt. Niemand wünsche den dermaligen Maßregeln gegen ihn (Friedrich) mehr Erfolg, als er (Voltaire). Noch im Jahre 1759, als die französischen Truppen Frankfurt besetzt hatten, flammte seine Rachsucht wegen der dort erlittenen Behandlung von Neuem auf, und er suchte seinen damaligen Begleiter Collini zu einer Klage auf Schadenersatz gegen Schmidt und Freytag zu hetzen. Mehr als einmal im schwankenden Laufe jener Kriegsjahre wünscht er Friedrich Glück zu seinen Erfolgen, während er gegen andere den Wunsch ausspricht, ihn gedemüthigt und gestraft zu sehen. Wenn er in diesen Briefen den König, der ihm einst „der Salomo des Nordens" hieß, nicht selten durch den Uebernamen „Luc" bezeichnete, den Namen eines bissigen Affen, den Voltaire in Delices hatte, so ist dieser Luc wahrhaftig nicht Friedrich, sondern er (Voltaire) selbst. Daß er (Voltaire) ein Spottgedicht auf die Franzosen, ihren König und dessen Maitressen, das Friedrich nach der Schlacht bei Crefeld gedichtet, und ihm (Voltaire) mitgetheilt hatte, geradezu an den Minister Choiseul einsendete, hat er (Voltaire) zwar damit beschönigt, daß das Paquet ihm eröffnet zugekommen sei, und Verantwortung bei der Regierung hätte zuziehen können. Eine böse Untreue gegen Friedrich war es jedenfalls, und noch etwas anderes, als was dieser sich einmal mit brieflichen Aeußerungen Voltaire's über einen einflußreichen Mann in Paris erlaubt hatte."

Strauß nimmt für Friedrich II. ganz entschieden Partei, was schon aus Galanterie zu erklären ist; er hat ja seinen „Voltaire" in Gegenwart einer mit dem preußischen Königshause sehr nahe verwandten Prinzessin vorgelesen und dieser Dame das ganze Buch in einer Widmung zu Füßen gelegt.

36. Voltaire im Verkehr mit Fürsten sehr politisch, sehr schlau und sehr verlogen.

Im Verkehr mit gekrönten Häuptern war Voltaire je nach Umständen entweder schmeichlerisch höflich, (wo er sich sichtlich dabei Gewalt anthun mußte) oder sehr impertinent, grob und bissig, was jedenfalls aufrichtig war, und mit seinem boshaften Naturell vollkommen übereinstimmte.

„Der Günstling der Kaiserin Elisabeth von Rußland, Schuwaloff, überredete sie, dem Geschichtsschreiber Carls XII. von Schweden (Voltaire) auch die Geschichte ihres Vaters, Peters des Großen, zu übertragen. Die Arbeit trug Voltaire viel Geld und wunderschöne Pelze ein, und dem deutschen Prediger Büsching in Petersburg wäre es beinahe übel bekommen, als er zu äußern wagte, wohl nie in der Welt sei ein schlechtes Buch so ansehnlich belohnt worden. Voltaire war aber auch erkenntlich: Als Elisabeth im Anfang des Jahres 1762 gestorben war, schrieb er an d'Alembert: „Ich habe in der That einen sehr großen Verlust erlitten, an der Kaiserin aller Reußen." Indessen war ihre Nachfolgerin Katharina II. klug genug, nicht nur in dem Verhältniß zu Voltaire in ihre Fußstapfen zu treten, sondern überhaupt die Wortführer der französischen Weltliteratur, wie außer Voltaire noch insbesondere d'Alembert und Diderot, durch allerlei Gunstbezeugungen sich zu verbinden. Dafür ermangelten diese Männer nicht, durch aufrichtige Lobsprüche sich dankbar zu erweisen; denn der Geist und die Bildung der Frau, der Eifer für Civilisation und Toleranz,[1]) in ihren Grundsätzen und der Glanz ihrer Regierung bezauberten sie, und was die That betrifft, wodurch sie sich die Bahn zum Kaiserthron eröffnet hatte, so urtheilte Voltaire in der Folge, „ihr hochseliger Gemahl werde bei der Nachwelt Unrecht haben."[2]) Er nannte sie die Semiramis des Nordens; ob sie wohl wußte, daß er diesen Titel schon ihrer wüsten Vorfahrerin gegeben hatte?"

37. Voltaire macht sich einen Spaß mit seiner Bekehrung.

Wir kommen zu einer That Voltaire's, die wir wieder wörtlich seinem in allen Grundprincipien mit Voltaire harmonirenden Lobredner entnehmen:

„Uebrigens gerade während der Zeit (circa 1769), als es durch den Abgang der Nichte und verschiedener Gäste so still im Hause geworden, machte der Alte noch einen Streich, der für einen Jungen zu muthwillig gewesen wäre. Bei seiner heitern umgänglichen Art stand Voltaire mit der Geistlichkeit, was den geselligen Verkehr betrifft, durchaus nicht in unfreundlichem Verhältniß. Er verbesserte das Einkommen der Pfarrstelle in Ferney. Kamen Mönche

---

[1]) Besonders gegenüber den Katholiken.

[2]) Ihr Gemahl Kaiser Peter starb im Gefängnisse, einige Tage, nachdem sie durch eine Verschwörung war zur Kaiserin ausgerufen worden. Ihre literarischen „Freunde" sprachen sie am Tode ihres Gemahls unschuldig, und Voltaire war so klug, ihren „hochseligen Gemahl" dem Gerichte der Nachwelt zu überliefern.

dahin, so waren sie Gäste im Schlosse. Einen Jesuiten, den er im Elsaß kennen gelernt hatte, und der später in die Nähe von Ferney gekommen war, nahm er ins Haus und behielt ihn 13 Jahre bei sich. Der Pater Adam war keineswegs der erste Mensch, wie Voltaire zu scherzen pflegte, aber er war ein guter Schachspieler, und Schach das einzige Spiel, das Voltaire liebte. Den Kapuzinern der Nachbarschaft erwies sich dieser so hülfreich und gefällig, daß ihr General zu Rom ihn zum zeitlichen Vater der Kapuziner zu Gex ernannte. In der Charwoche nun ließ er sich von einem Mönche, der zum Essen in das Schloß gekommen war, die Absolution geben, um am Sonntag zum Abendmahl zu gehen, was er seiner Stellung als Gutsherr schuldig zu sein glaubte. Diesmal übrigens führte er noch etwas besonderes im Schilde. Es war in der letzten Zeit im Orte viel gestohlen worden, und da wollte er den Leuten in der Kirche das Gewissen schärfen. In der That also, nachdem er communicirt hatte, begann er eine schwunghafte Rede, worin er die versammelte Gemeinde vor dem Diebstahl warnte, und zur Tugend ermahnte. In der Kirche, die er gebaut, meinte er, stände ihm doch wohl zu ein Wort zu sprechen, der Pfarrer aber war anderer Meinung, er berichtete den Vorgang dem Bischof von Annecy, zu dessen Sprengel Ferney gehörte, und dieser verbot nun jedem Pfarrer oder Mönch seiner Diöcese, dem Gutsherrn von Ferney ohne seine besondere Erlaubniß Beichte, Absolution oder Nachtmahl (!) zu ertheilen bei Strafe der Unfähigkeit zu geistlichen Verrichtungen. Das kann lustig werden, sagte Voltaire, wir wollen sehen, wer gewinnt."

Strauß behandelt die Biographie Voltaire's durchaus nicht historisch; er führt nie Quellen an, er beruft sich auf keinen Gewährsmann, er läßt aus, was ihm unangenehm ist, und sind gewisse Ereignisse in Voltaire's Leben so bekannt, daß er dieselben nicht umgehen kann, so weiß er sie zu seinem Zweck geschickt zu drehen und zu wenden.

38. Erlogene Berichte. Straußens Unkenntniß katholischer Lehre und Praxis.

Die ganze eben berichtete Affaire enthält eine Menge von Unwahrscheinlichkeiten. Der General der Kapuziner ernennt Voltaire zum zeitlichen Vater der Kapuziner im Lande Gex. — Nun haben wohl die Kapuziner zur Besorgung weltlicher Geschäfte geistliche Väter, aber keine zeitlichen, und mit der Ernennung derselben hat der General in Rom nie etwas zu

thun. Strauß spricht von Absolution geben, aber nicht von Beichten, er spricht von „Abendmahl", von „Nachtmahl", von besonderer Erlaubniß, „Beichte, Absolution oder Nachtmahl" zu ertheilen; es wird vorausgesetzt, daß die Bauern in Ferney den Voltaire als Atheisten nicht gekannt haben, so daß er ihnen in der Kirche ganz gut eine Predigt hätte halten und sich als einen guten Katholiken hätte zeigen können, das alles ist im höchsten Grade verwunderlich, verdächtig und unhistorisch. Strauß verläßt sich auf die verlogenen Voltairianer, welche sich wieder auf die Erzählungen Voltaire's und seines Sekretärs berufen, und die bekanntlich jeden Bericht, der zur Verherrlichung Voltaire's dienen konnte, mit Lügen aller Art ausstaffirt haben. So ist auch die nachfolgende Schilderung mit größtem Verdachte zu behandeln, denn Strauß beruft sich auf Vagniere, einen der unzuverlässigsten Gewährsmänner, dem es nur darum zu thun war, die Finessen und den Situationswitz seines Meisters brilliren zu lassen.

Nach den Gesetzen der Kirche kann ja ein Schriftsteller, der durch 40 Jahre in vielen Schriften die Lehre und Gesetze der Kirche öffentlich verhöhnt hat, nicht so mir nichts dir nichts, weil es der Beichtvater der Stellung desselben als Gutsherrn schuldig zu sein glaubt, die Absolution erhalten. Das öffentliche Aergerniß fordert einen öffentlichen Widerruf. Das ist eine der Grundbedingungen der Absolution, das wird Jedem gelehrt und darüber wird Jeder geprüft, der die Jurisdiktion, die Erlaubniß, „Beichte zu hören," bekommt. Nun hätte nach dem Berichte Straußens dies weder der eingeladene Kapuziner, noch der Ortspfarrer, noch der Clerus der ganzen Umgegend gewußt!! Daß nun der Bischof von Annecy jedem Pfarrer oder Mönch seiner Diöcese bei Strafe verboten habe, „ohne seine (des Bischofs) besondere Erlaubniß" dem Voltaire Beichte, Absolution oder Nachtmahl zu ertheilen, ist eine Darstellung, die nur Jemand machen kann, der vom Gesetz bezugs der Verwaltung des Bußsakramentes in der Kirche keinen Dunst im Kopfe hat, wie z. B. Strauß und der Gewährsmann desselben, denn auch der Bischof kann ja nicht erlauben, einem Pönitenten wie Voltaire die „Beichte zu ertheilen",[1])

[1]) Das gehört zur theologischen Kenntniß Straußens: Beichte ertheilen, diese Wortlegirung ist Strauß'sche Erfindung.

bevor dieser die Bedingungen zur Lossprechung erfüllt hat. Der Bischof kann wohl einen Reservatfall statuiren, hat aber der Pönitent die Bedingungen erfüllt, so kann der Bischof die Absolution auch nicht verweigern.

39. Strauß erzählt eine sacrilegische Posse Voltaire's und lobt Voltaire, daß er sich in solchem Alter noch zu einer so beschwerlichen Komödie aufgelegt gefühlt hat.

Strauß erzählt nun weiter (S. 318):

„In der Charwoche des nächsten Jahres sah er vom Bette aus, wo er nach seiner Gewohnheit dem Sekretär diktirte, einen Kapuziner in seinem Garten spazieren gehn, ließ ihn rufen, und meinte durch einen blanken Thaler, den er sehen ließ, ihn leicht zu bewegen, den Kranken im Bette beichten zu lassen. Allein der Kapuziner, des bischöflichen Gebotes eingedenk, nahm den Thaler und machte sich mit einer Ausrede davon. Voltaire blieb zu Bette und ließ den Chirurgen holen. Der fand ihn wohl kerngesund, doch auch nachdem er sich hatte bedeuten lassen, ihn krank zu finden, und nun in seinem Auftrage den Pfarrer alle Tage anlag, dem Todkranken die Tröstungen der Religion nicht länger zu versagen, rührte sich der Pfarrer nicht. Endlich, nachdem er 8 Tage das Bett gehütet, ließ Voltaire gegen Morgen seine ganze Dienerschaft wecken, und durch seinen Sekretär eine Erklärung aufsetzen des Inhalts: daß er durch Fieber gehindert sei, wie er möchte, in der Kirche zu communiciren, demnach möge der Pfarrer alles dasjenige thun, was in solchem Falle die Gesetze des Königsreichs vorschreiben; der Kranke erbiete sich zu jeder Erklärung, die man von ihm verlangen möchte. Auch dies war vergeblich, und ebenso am folgenden Tage die Sendung eines Juristen, der den Pfarrer für den Fall fortgesetzter Weigerung mit einer Klage beim Parlament bedrohte; der Pfarrer, zwar diesmal zum Tode erschrocken, rührte sich nicht, bis er eine Weisung von seinem geistlichen Oberhirten in Händen hatte. Jetzt erst ließ er den Mönch kommen, und schickte ihn zur Beichtabnahme mit einem Glaubensbekenntniß, das Voltaire erst unterschreiben sollte, in's Schloß. Die Scene, wie der verstellte Kranke sich von ihm das Confiteor und das Credo vorsagen ließ, und beides in einer Art nachsagte, daß der Sekretär vor der halboffenen Thüre sich todtlachen wollte; wie er dann der Unterzeichnung des Glaubensbekenntnisses auszuweichen, und durch seine Suada den guten Mönch so zu verblüffen wußte, daß er ihm die Absolution gewährte, wie hierauf der herbeigeholte Pfarrer in der Voraussetzung, das Bekenntniß sei unterschrieben, ihm vor Zeugen das Sakrament reichte; wie endlich nach

Entfernung der Beiden der Kranke, lustig, daß er es doch gewonnen, aus dem Bette sprang und einen Gang im Garten machte: das gebe ich heim, bei Vagniere[1]) des Näheren nachzulesen, und beschränke mich auf zwei Bemerkungen. Die Stellung, die sich Voltaire zu den Gebräuchen seiner Kirche gab, ist von der Art, wie sich in unsern Tagen Männer von entsprechender Denkart dazu stellen, so ziemlich das Gegentheil Wir lassen uns mit jenen Dingen nur in so weit ein, als wir es ohne bürgerliche Verdrießlichkeiten für uns und die Unsrigen nicht vermeiden können. Voltaire im Gegentheile betrachtete es als Ehrensache, sich von der Geistlichkeit jenen Antheil an Uebungen, so lächerlich sie ihm auch im Innern waren, nicht entziehen zu lassen. Und das that er nicht bloß, um den bürgerlichen Nachtheilen zu entgehen, die sich an solche Ausschließung knüpften, und die damals allerdings noch ungleich bedeutender waren, als sie es heute selbst noch in der katholischen Kirche sind; sondern dieses Possenspiel mit der Geistlichkeit, sie zur Spendung ihrer Siebensachen an ihn zu zwingen, von dem sie wußten, daß ihm dieselbe ein Spott waren, machte ihm ein unendliches Vergnügen.[2]) Dieß hängt mit dem zweiten Punkte zusammen, auf den ich (Strauß) aufmerksam machen wollte. Als er die so eben geschilderte Posse spielte, hatte Voltaire das 74. Jahr zurückgelegt. Nun mag man die Sache moralisch beurtheilen wie man will, aber physisch genommen ist ein Naturell, das in solchem Alter noch zu einer so beschwerlichen Komödie sich aufgelegt fühlt, gewiß eine merkwürdige Seltenheit."

Strauß findet auch in dieser ganzen Handlungsweise Voltaire's (er setzt nämlich voraus, daß sich alles so verhält, wie er es seinem verdächtigen Berichterstatter nachberichtet) nichts eines ehrenhaften Mannes Unwürdiges, die dabei betheiligten Mitglieder des Clerus erscheinen als gefoppte Cretins. Voltaire wird ja nicht getadelt, daß er sich dieses „unendliche Vergnügen" machte, sondern offenbar noch gelobt. Wer zwischen den Zeilen lesen kann, wird finden, daß Strauß beim Berichte dieser Heldenthat das größte Seelengaudium empfunden. Er bewundert am Schlusse noch das kräftige Naturell, das in einem solchen Alter sich zu einer so

---

[1]) Vagniere war bekanntlich noch Voltairianischer als Voltaire und enragirter Freimaurer (Strauß: Voltaire, S. 340).

[2]) Aus der ganzen Schilderung Straußens geht hervor, daß Strauß darüber noch ein unendlicheres Vergnügen empfand, als er die Mär von der (zur Spendung ihrer Siebensachen gezwungenen) Geistlichkeit seinem Lesepublikum nacherzählen konnte.

beschwerlichen Komödie aufgelegt fühlte, als eine gewiß merkwürdige Seltenheit. —

40. Straußens zwei Götzenbilder des Humanitäts-Cultus.

Strauß, der sich offen zum Atheismus bekennt (wie wir es aus seiner Schrift „alter und neuer Glaube" mit seinen Worten nachgewiesen haben), hat sich zwei Götzenbilder zur Beruhigung seines Herzens und Gewissens zusammengeschnitzt: den Hutten und den Voltaire. Nachdem er in Christus den Gottmenschen verleugnet, den persönlichen Gott und die persönliche Unsterblichkeit des Menschen vermeintlich abgethan hat, sucht er sich aus der neueren Geschichte zwei Helden heraus, die er mit einem von ihm sprachlich gewebten „Ehrengewand" umkleidet und er will diese zwei in sittlicher Beziehung unter der Kritik stehenden Herren auch noch in ihrem „Glaubensbekenntnisse" glorificiren.

Mit der Verherrlichung dieser beiden welthistorischen Biedermänner hat Strauß, versteht sich ohne es zu wollen, seiner ganzen negativen Christologie das wahre Stigma aufgedrückt.

Strauß findet in der angeführten Historie nur eine Komödie und erklärt selbe noch toleranter als einzelne Späße, die man dem großen Mann schon in Anbetracht „seines angestrengtesten Fleißes" nachsehen muß. (S. 321):

„Auch waren das nur einzelne Spässe zwischen Tage und Jahre des angestrengtesten Fleißes hinein. Voltaire arbeitete, wie sein Sekretär aus diesen letzten Jahren berichtet, in der Regel 18—20 Stunden des Tages. Er schlief wenig und weckte mehrmals in der Nacht seinen Sekretär. Dafür brachte er dann den größten Theil des Tages im Bette zu, aber nicht schlafend, sondern lesend oder diktirend. Er diktirte so schnell, daß die Schreiber kaum zu folgen wußten. Dichtete er an einem Drama, so war er wie im Fieber. „Um Verse zu machen, muß man den Teufel im Leibe haben" sagte er.[1]) Er war äußerst ungeduldig mit seinen Ar-

[1]) Im Leben Voltaire's und in seinen Schriften gibt es in der That recht dämonische Momente und Stellen, so daß man seinem Geständniß noch beifügen kann: Der Teufel ist auch beim „Prosamachen" als getreuer Gefährte bei ihm geblieben.

beiten. Kaum angefangen, sollten sie auch schon fertig, kaum fertig, so sollten sie auch schon ins Reine geschrieben, und wenn nicht besondere Gründe entgegenstanden, auch gedruckt sein."

41. Strauß gesteht, daß Voltaire's Zweck und Ziel war, die katholische Kirche zu vernichten. Voltaire wendet sich an die Fürsten, Reichen und Gebildeten. Das Volk mit seiner Noth ist ihm kein Material für seinen Atheismus.

Strauß läßt keine Gelegenheit vorübergehen, seine Leser zu belehren, daß der eigentliche Zweck des Voltaire-Lebens und -Strebens gewesen, die katholische Kirche zu vernichten. So S. 330:

„Ein goldenes Zeitalter von dauerhafterer Beschaffenheit glaubte Voltaire durch seine und seiner Freunde Bemühungen begründet zu haben. „Segnen wir die glückliche Revolution, schreibt er im J. 1767 an d'Alembert, die sich im Laufe der letzten 15—20 Jahre in den Geistern vollzogen hat, sie hat meine Erwartung übertroffen." Und ein andermal im gleichen Jahr an denselben: „Bei Gott, das Zeitalter der Vernunft ist angebrochen. O Natur, ewiger Dank sei dir gesagt." Fast überall jedoch, wo Voltaire seine Freude über diesen Umschwung äußert, fügt er eine höchst bezeichnende Beschränkung hinzu. „Wir müssen zufrieden sein, schreibt er an d'Alembert, mit der Verachtung, worin die Infame bei allen anständigen Leuten in Europa gefallen ist. Das war alles, was man haben wollte, und was nöthig war. Man hat nie den Anspruch gemacht, Schuster und Mägde aufzuklären, das ist Sache der Apostel." Oder, wie er sich früher einmal ausgedrückt hatte: „Es handelt sich nicht darum, unsere Lakeien zu verhindern, in die Messe oder in die Predigt zu gehen; es handelt sich darum, die Familienväter der Tyrannei der Betrüger zu entreißen, und den Geist der Duldung zu verbreiten." Und im Jahre 1769: „Wir werden bald einen neuen Himmel haben, und eine neue Erde, ich meine für die anständigen Leute, denn was die Canaille betrifft, so ist der dümmste Himmel und die dümmste Erde gerade das, was sie brauchen." Anständige Leute und Pöbel, honnêtes gens und canaille sind die beiden Menschenklassen, zwischen denen nach Voltaire, der auch hier seinem Dualismus treu bleibt, eine unübersteigliche Kluft befestigt ist, so daß nur die einen zum Lichte der Aufklärung berufen, die andern zu bleibender Nacht und Dummheit verdammt sind."

Es war sehr schlau vom Patriarchen, das Menschengeschlecht in anständige Leute und in gemeine Canaillen abzutheilen; seine Leser gingen zumeist willig in die Falle, jeder will am Ende ein anständiger Mensch sein und keiner will der Canaille angehören. Ueberhaupt wußte Voltaire das Volk recht abgründlich zu verachten (S. 333):

„Unter allen Umständen blieb Voltaire dabei, von unten, von der Masse her, kein Heil zu erwarten. Die Fürsten, mit den Philosophen, mit den Gebildeten überhaupt im Bunde, müssen die neuere, bessere Zeit heraufführen.“ „Das Volk“, schrieb Voltaire 1768, wird immer dumm und barbarisch sein, es sind Ochsen, die ein Joch, einen Stachel und Heu brauchen.“

Es ist erstaunlich, die Ansichten des alten Philosophen über das arme Volk zu vernehmen; diesem Volk konnte die Genußphilosophie Voltaire's keinen Trost gewähren, darum wendet er sich an die Fürsten, an die Gebildeten, die sollen mithelfen, die neue bessere Zeit heraufzuführen. Nun, sie haben geholfen! 1790—1800 hat ihnen diese neue Voltaire'sche Zeit ihre Segnungen gebracht, die noch fortdauern bis auf den heutigen Tag.

42. Voltaire geht zum letzten Male nach Paris, wird bejubelt, aber auch ausgelacht.

Am 5. Februar 1778 reiste Voltaire nach Paris. Die Tragödie „Irene“, verfaßt in seinem 83. Lebensjahre, sollte aufgeführt werden. Die Voltairianer brauchten ihn zu Paris, um mit ihm eine Demonstration in's Werk zu setzen. Sie schrieben ihm, die Tragödie müsse er den Schauspielern einstudiren, daß sie gut gegeben werde. Das zog. Er ging „auf 6 Wochen“ nach Paris. Wenn man aber 84 Jahre alt ist, darf man auf 6 Wochen voraus nicht so entschiedene Pläne schmieden.

Sein Sekretär Vagniere berichtet, die Colonisten und Voltaire hätten beim Abschiede Thränen vergossen. Auf der 6tägigen Reise war er sehr aufgeräumt. Seinem Sekretär hätte er auf den Stationen gar zu gerne ein Räuschchen angehängt. Am 10. Februar, Nachmittags 1/24 Uhr, kam er in Paris an und stieg im Hotel des Marquis de Villete ab. Eine

Stunde nach der Ankunft besuchte er seinen Freund Argental zu Fuße; dieser brachte ihm die Nachricht entgegen, daß der Schauspieler le Kain, sein einstiger Schüler, gestorben sei. Voltaire schrie laut auf bei der Nachricht, er hielt das für ein übles Vorzeichen.

Strauß berichtet:

„Als das Gerücht von Voltaires Ankunft sich in der Stadt verbreitete, füllte sich der Salon des Hauses mit Besuchern und wurde nicht mehr leer. Gedichte und Adressen liefen ein; Deputationen wurden angemeldet. Schauspieler kamen, um wegen Vertheilung der Rollen für „Irene" Rücksprache zu nehmen. Voltaire ließ sich mit jedermann freundlich ein, sagte den Leuten hübsche, geistreiche Dinge, sie waren bezaubert, er berauscht. Wenn er sich auf der Straße zeigte, war er der Gegenstand allgemeiner Huldigung. Alte zeigten ihn ihren Kindern, insbesondere was er als Vertheidiger der Familie Calas gethan, war unvergessen. Neben dem Verdienst und der Würde des weltberühmten Greises war es aber auch das Seltsame seines Aufzuges, was Aufmerksamkeit erregte. Ein rothes Kleid mit Hermelin gefüttert, schwarze ungepuderte Lockenperücke, eine rothe, viereckige Mütze, gleichfalls mit Pelz besetzt, das war die Tracht einer verschwundenen Zeit. Dazu die alte Kutsche, die er von Ferney mitgebracht hatte: azurblauer Grund mit goldenen Sternen; der Empyreumswagen hieß sie bei den Witzigen von Paris."

Man sieht, wie der Alte trotz des Freundes-Berichtes über den Alarm, den seine Ankunft in Paris verursacht, (der würdevolle Greis) doch auch ausgelacht wurde.

43. Der Dorfhanswurst Shakespeare! Leo schildert Voltaire's Triumph und Tod.

Voltaire hatte früher Shakespeare einen „Dorfhanswurst" geheißen. Wenn Shakespeare jetzt Voltaire in diesem Aufzug und im bestirnten Himmelwagen, im Sitz der Seligen, in Paris hätte herumfahren gesehn, so müßte der Gedanke, daß dieser Mann ihn einen Dorfhanswurst genannt, dem alten Briten ein mitleidiges Lächeln abgenöthigt haben.

Der Historiker Leo, dem es freilich an der Strauß'schen Begeisterung für den alten Voltaire mangelt, schildert den letzten Aufenthalt desselben in Paris, wie folgt:[1])

[1]) Heinrich Leo. Universalgeschichte. 3. Aufl. 4. Bd. Halle 1856. S. 113.

„Der alte Voltaire kam im Winter 1777—1778 nach dreißigjähriger Abwesenheit einmal wieder nach Paris und präsentirte den Parisern seine wunderliche Physiognomie, ein ausgetrocknetes Affengesicht in hunderttausend Runzeln und Falten unter einer gewaltigen Perücke, mit ein paar glänzenden, stechenden Augen darin, wie ein paar Puppenaugen von Glasschmelz, und wie er so erschien, er, der incarnirte Genius Frankreichs im 18. Jahrhundert, fiel Paris anbetend auf die Knie und adorirte den Genius des Landes mit Weihrauch. Stolze Edelleute von alten, von den ersten Familien des Landes verkleideten sich in Kellner in den ersten Hotels und Speisehäusern, wo Voltaire erschien, nur um das Glück zu haben, wenn nicht anders, dann wenigstens mit der Serviette auf dem Arme, in seine Nähe zu kommen. Der Enthusiasmus war ansteckend. Der nüchterne Franklin, dieses Prototyp aller Philister, der damals als Gesandter der nordamerikanischen Kolonien in Paris war, stellte seinen Enkel dem alten Voltaire vor und bat um Voltaire's Segen. Die Damen waren gar verrückt, die liebenswürdigsten lagen dem alten Affengesichte gewissermaßen zu Füßen. Es war ein Rennen und Zerren um ihn, so daß sein Wagen, wenn er ausfuhr, immer war wie der Kern eines Kometen, dessen Wagenschwanz große Gassen füllte. Im Theater ward er bekränzt, mit Vivats fast todt geschrieen, unter Rosenmassen, die man ihm zuwarf und zutrug, fast erstickt. Die Anstrengung, die alles das dem eitlen Menschen brachte, war so gewaltig, daß ihm gerathen ward, zu seiner Nervenberuhigung Opium zu nehmen. Er nahm aber zu viel und erkrankte. Der König selbst wollte sich nach seinem Befinden erkundigen lassen; das fand man aber doch zu sehr gegen die Hofetikette. – Und nun starb der alte Mann am 30. Mai 1778, und die Kirche, der Pfarrherr Tersak von St. Sulpice, hatte den Muth, das Begräbniß zu verweigern. So lange die Prälaten alles Christenthum vergaßen und in philosophischen Diners und anderen Weltlichkeiten fortschwelgten, hatte man sie gehen lassen, man hatte sich so daran gewöhnt, als verstände sich das bei der Priesterschaft von selbst. Nun aber fiel es einmal einem Priester ein, in einer christlich würdigen Weise, auch einem vornehmen Kreise gegenüber, auftreten zu wollen. Er wollte Voltaire, d. h. einem Mann, der Christum sein Leben lang verleugnet, verhöhnt, dessen Kirche verspottet, sie mit Füßen getreten, der alle Wohlthaten und Sakramente der Kirche bei Lebzeiten mit frevelnden Blasphemien von sich gestoßen hatte, er wollte diesem nun auch die letzte Wohlthat, das christliche Begräbniß verweigern. Da erhob sich von allen Seiten ein Sturm, wie die Geistlichen, die selbst nicht besser, die unchristlicher lebten als Voltaire, weil sie Heuchler noch obendrein seien, wie die die Stirne haben könnten, dem großen Dichter, dem Heroen der französischen Literatur, das Begräbniß zu verweigern.“ — — —

Es muß hier nur noch bemerkt werden, daß die weltliche Regierung, welche die Pfründenverleihung ganz in ihren Händen

hatte, alte Beamte und Militärs aus den höhern Ständen mit reichen Abteien und Pfründen belohnte, ein Umstand, der die Kirche und den Clerus in die völligste Verachtung hinabstürzen mußte, denn diese belohnten Günstlinge des Hofes setzten ihr Leben als geistliche Pfründenbesitzer im selben Geiste oder Ungeiste fort, den sie sich in ihrer weltlichen Dienstleistung angewöhnt hatten.

44. Weiß schildert die kirchlichen Zustände des damaligen Frankreich.

So berichtet J. B. Weiß[1]) über den Hof Ludwigs XIV.:

„Der Hofhalt ist glänzend und der König ein gnädiger Herr, es regnet Gnaden auf seine Umgebung. Die Söhne seiner Höflinge erhalten Domherrnstellen, Ordenspfründen, die mindestens 20,000 Livres eintragen, — er verleiht 1500 große und kleine geistlichen Stellen.

Die 131 Bischöfe und Erzbischöfe besaßen ein Einkommen von sechs Millionen achthunderttausend Frank. (Der Cardinal Prinz Rohan allein 1 Millionen Frank.) Diese Herren lebten mit dem Luxus von Fürsten im Prunk ihrer Paläste, in der Masse ihres Silbergeschirrs, in der Größe ihrer Jagdgebiete. Diese Würden wurden mit Ausnahme von 3 bis 4 „Lakaienbisthümern" dem Adel vorbehalten. Die Bischöfe, welche 100,000 Livres Gehalt bezogen, hießen Grandseigneurs. Um so schlimmer war es mit den Pfarrern und Vikaren bestellt, ihr Gehalt war meistens sehr gering (300—700 Frank). Die Vikare mit 200 Frank und inmitte einer Bettelbevölkerung waren auf das Betteln angewiesen. Dabei war ihr Einkommen n o c h h o c h b e s t e u e r t. Darum schrieb damals ein Pfarrer:

„Wir unglücklichen Priester mit fixen Gehalten, wir sind gewöhnlich den größten Sprengeln zugetheilt: von unserm Schicksal widerhallen die Steine und Sparren unserer elenden Wohnungen. Wir haben es mit Prälaten zu thun, die uns vielleicht noch Prozesse anhängen würden, weil wir uns in ihren Wäldern Stöcke abschneiden, als unsere einzige Stütze auf unsern langen Gängen. Wie so ein Prälat daher gefahren kommt, ist der arme Mann genöthigt, sich tappend auf eine Böschung zu halten, um sich von den Hufen der Pferde und vielleicht auch der Peitsche eines unverschämten Kutschers zu schützen. Dann muß er seinen elenden Stock in der einen, und seinen Hut, wie er ihn eben besitzen mag,

[1]) Weltgeschichte. 7. Band. Wien, Braumüller 1881. S. 8 u. 17.

in der andern Hand, flink und demüthig durch das Fenster des geschlossenen Wagens hindurch den Pseudohierarchen grüßen, der auf der Wolle der Heerde schnarcht, welche der arme Hirt zur Weide führt und von der er ihm nur den Talg und den Koth läßt." (Taine, L'ancien régime p. 94—99.)

„Wie die Pfarrer, so waren die vielen Kirchen in einem kläglichen Zustande. Schulen in Dörfern gab es sehr wenige. So wird erklärlich, daß die Pfarrer, als es zu den Wahlen kam, die Würdenträger ausschlossen und 208 Pfarrer zu Abgeordneten wählten und daß diese, welche die Noth des gemeinen Mannes kannten, bald zu dem dritten Stande übergingen."

Weiß schildert die Abneigung des Volkes gegen die Kirche:

„Der Ernst der christlichen Religion ist dieser vornehmen Gesellschaft zuwider, die nur an Vergnügen und Unterhaltung denkt; seine hohe Lehre, die einen unreinen Blick schon für Ehebruch erklärt, ist den Leuten verhaßt, welche die Ehe nur für ein Vorurtheil halten und zügellos leben wollen. Sie freuen sich, wenn Jemand gegen das Christenthum schreibt, und weil Voltaire es mit so viel Witz thut, ist er der Gegenstand allgemeiner begeisterter Huldigung. Die jubelnde Aufnahme bei seiner letzten Reise nach Paris zeigt, daß das gebildete Frankreich vom Christenthum abgefallen war."

45. Voltaire in seinen letzten Jahren.

Weiß sagt bei dieser Gelegenheit (S. 18) über Voltaire:

„Negiren und den Glauben an Gott und Christus in Andern erschüttern, war seine Lust. Welche Mühe gab sich dieser Großsprecher der Gottlosigkeit nicht, die Jugend der Stadt Genf, die ihn wohlwollend aufgenommen hatte, zu verderben. In Genf war damals kein Theater, aber auch in dem unabhängigen Freistaate der Schweiz überhaupt nicht eines, dagegen waren die Sitten rein, die Liebe zum Vaterland glühend und der Sinn für Freiheit erleuchtet. (Worte Stolberg's. Janssen-Stolberg II. 149.) Voltaire's Bemühungen, in Genf ein Theater zu errichten, scheiterten anfangs; er mußte sich begnügen, die Genfer in sein Theater zu Ferney einzuladen. Bald eröffnete er dort auch eine Tanzhalle, worin die Genfer bis zum frühen Morgen ihre Lust genossen. Schließlich erreichte er mit der Hilfe der Gesandtschaft, daß eine Komödiantengruppe in Genf selbst auftreten durfte, und jubelte nun: „Das Theater ist in Genf selbst eingedrungen. Die Prädicanten wagen es nicht mehr, den Kopf zu erheben. Als man den „Tartüffe" spielte, verstand das Volk vortrefflich die Anspielungen." — 1786 brannte jedoch das Genfer Theater und Niemand eilte, den Brand zu löschen. Rousseau war gegen Errichtung eines Theaters gewesen, weil es die Sitten seiner Vaterstadt verderbe und Voltaire

klagte ihn an, den Brand gestiftet zu haben. Im Artikel „Genf“ hatte Voltaire das Calvinische Rom verhöhnt wegen seiner Sittenstrenge und daß es noch keine theatralischen Vorstellungen habe, Rousseau hat dagegen in seinem Briefe gegen die Schauspiele alle Gründe gegen das Theaterwesen beredt hervorgehoben. Von da an war Feindschaft zwischen dem Patriarchen der Gottlosigkeit und dem Propheten der Natur. Voltaire gab Rousseau Ehrennamen wie: Erznarr, Seele aus Galle und Koth zusammengeknetet, Affe der Philosophie, Judas unter den Jüngern der Aufklärung, Abkömmling des Diogenianischen Hundes und der erosistratischen Hündin, reif für den Schandpfahl und noch besser für das Narrenhaus, er verstümmelte Säße aus seinem Gesellschaftsvortrag, um ihn besser verhöhnen zu können, er bewirkte durch seinen Freund, den Minister Choiseul, daß der Magistrat von Genf Rousseau's „Emil“ verbrennen ließ, er beantragte unter falschem Namen, daß nicht bloß Rousseau's „Brief vom Berge“ unterdrückt, sondern daß auch der Verfasser als gemeiner Empörer mit dem Tode bestraft wurde. Das ist Voltaire's Toleranz! Auf der andern Seite mochte er doch Rousseau's Feder nicht gerne gegen sich haben und ließ ihm einen Zufluchtsort in Ferney anbieten. Der Verfasser des „Emil“ sah zu scharf und war zu stolz, um dies Angebot anzunehmen, lieber wanderte er nach England aus.“

„Den Genfern aber ließ Voltaire nicht bloß seine Blasphemien gegen die christliche Religion, wie Gesangbücher gebunden auf ihre Plätze im Gotteshaus legen, er stiftete auch Parteiungen unter ihnen an, um eine Auswanderung von Uhrmachern auf sein Besitzthum Ferney zu veranlassen und es gelang ihm; 1200 Arbeiter nahmen auf seinem Gute Wohnung!“ „So war der Patriarch der Philosophen, und je älter er wurde, um so mehr nahm er zu an Haß gegen die positive Religion, an Falschheit, an Eitelkeit und Größenwahn und Verfolgungswuth gegen Jeden, der ihm nicht unbedingt huldigen und an dieser Sonne Flecken finden wollte.“

„Ich bin müde,“ sprach er eines Tages, „daß man mir immer wiederholt, 12 Menschen hätten genügt, um das Christenthum einzuführen, und bin gewillt, ihnen endlich zu beweisen, daß ein Einziger genügt, um es zu zerstören.“ Bruder Gerault antwortete: „Ihr werdet es nicht, die christliche Religion werdet ihr nicht zerstören.“ „Das wollen wir sehen,“ erwiderte Voltaire und machte sich mit unermüdlichem Eifer an die Arbeit. Er mahnte d'Alembert, die Philosophen sollten einmal einen Bund von Eingeweihten bilden, um die „Infame“ zu zertreten. Fortan findet sich in seinen Briefen beharrlich das Ecrlinf., die Abkürzung für Ecrasez l'infâme. Er hatte den Plan, eine klösterliche Genossenschaft von Freidenkern in der Schweiz oder in Preußen zu gründen, die für ihre irreligiösen Arbeiten eine eigene Presse zur Verfügung haben sollten. Die Reichen sollten das Geld beisteuern, um „nützliche Sachen“ drucken zu lassen. Diese Schriften müßten kurz, einfach, anziehend geschrieben sein, so daß sie jeder Schuhmacher

verstehen könnte. Als er 1765 Friedrich II. um Ansiedlung dieser Atheistengesellschaft in seinem Staate anging, bot der König das Mailland'sche Haus bei Cleve an, meinte aber, daß weder Voltaire noch alle Philosophen der Welt die Menschheit vom Aberglauben befreien könnten, der einmal in der menschlichen Natur liege. Hollbach gründete ein Philosophenkloster, eine Loge atheistischer Schriftsteller in Paris. Das feuerte Voltaire, der sich Christimoque (Christusspötter) unterzeichnete, wieder zu neuer Thätigkeit an. Ueber 150 Broschüren, voll des bittersten Hohnes über den Gottmenschen und seine Heilsanstalt, ließ er unter den verschiedensten Namen bald als Homilien, bald als Uebersetzungen aus dem Englischen drucken und auf die listigste Weise über die Grenze schmuggeln, — voll der bittersten Schmähungen. — Auf den Vorwurf, er schreibe in seinen vielen Büchern sich selber ab, entgegnete er: Nun gut! ich werde mich wiederholen, bis man sich bessert." —

46. Wie Strauß über Berge historischen Materials hinübertanzt. Schilderung Rousseau's aus seinen eigenen Geständnissen.

Ueber alle diese doch im höchsten Grade charakteristischen Thatsachen weiß Strauß als geübter Gymnastiker hinüber zu hüpfen. Diese Thatsachen könnten ja dem mythischen Verklärungsbilde des alten Atheisten sehr zum Schaden gereichen.

Zunächst waren es ja doch nur die schöngeistigen Gaben Voltaire's, die ihm einen so ungeheuern Einfluß auf seine Zeitgenossen zu Wege gebracht. Sein Nebenbuhler Rousseau verfolgte dieselben Ziele, er baute aber Systeme, freilich auf unhaltbaren pantheistischen Grundlagen. Rousseau starb fünf Wochen nach Voltaire (3. Juli 1778), aber nicht vom Beifallssturm umrauscht, als reicher Mann, wie Voltaire, sondern arm und verlassen, im vollen Gefühle seines unglücklichen Daseins. Es geht die Sage, er habe Gift in Kaffee genommen, um seinem Leben, das der unbefriedigte Stolz verzehrt, ein Ende zu machen.

Sein Hochmuth und seine Eigenliebe geleiteten ihn bis an den Rand seines Grabes; Hochachtung seiner Selbst und Verachtung des Mitmenschen war sein letzter Trost.

Noch 1770 schrieb er an Herrn von Malesherbes:

„Ich kenne meine großen Fehler und ich fühle lebhaft meine Laster; trotz alledem aber werde ich sterben voll Vertrauen zum höchsten Wesen, überzeugt, daß von allen Menschen, welche ich in meinem Leben beobachtet habe, keiner besser war als ich.“

An Madame de la Tour schrieb er:

„Wer sich nicht für mich begeistert, ist meiner nicht würdig.“

Eins hatte Rousseau vor Voltaire voraus: er war kein Schmeichler und Heuchler gegenüber den Machthabern seiner Zeit, er hatte ein Verständniß für die Leiden des bedrängten und unterdrückten Volkes.

Weiß führt (VII. 25) aus dem Urtheil von Taine (l'ancien régime p. 352—358) Folgendes an:

„Er war ein Handwerker, ein zur freien Welt schlecht passender Volksmann, der im Salon außer Fassung gerieth, von niedriger Herkunft, schlecht erzogen, durch frühzeitige häßliche Erfahrungen befleckt, hitziger Sinnlichkeit, krank an Leib und Seele, ein Opfer hoher, widersprechender Eigenschaften, es fehlt ihm an Tact, er verpflanzt den Schmutz seiner Phantasie, seines Temperaments und seiner Vergangenheit in seine erhabenste Moral und in seine reinsten Idyllen. Er war ein strenger Logiker, seine Beweisführung knüpfte sich Masche an Masche, bändelang zu einem riesigen Netze zusammen, in dem man, da es keinen Ausgang habe, wohl oder übel gefangen wurde; er war kein Systematiker, der, in sich gekehrt, beharrlich die Augen auf sein Princip oder seinen Traum richte, sich jeden Tag mehr hineinvertiefe, Schluß auf Schluß, Masche auf Masche abhaspelte und stets das ganze Netz in Händen halte. — Man rühre ja nicht dran, wie eine menschenscheue, einsame Spinne hat er es aus ganz eigenem Mark, mit seinen theuersten Ueberzeugungen, mit seinen innersten Herzenserzeugungen geflochten. Beim geringsten Stoß zittert er und vertheidigt sich, furchtbar außer sich, schäumend, mit verhaltener Bitterkeit. Wird seine Empfindlichkeit verletzt, so wüthet er gegen den Feind und erstickt ihn in den zähen Fäden seines verwickelten Netzes, gleichzeitig aber verwickelt er sich selbst darin und die Wirkungen sind für ihn furchtbarer als für seine Widersacher, denn er bildet sich ein, daß Frankreich und das ganze Weltall gegen ihn verschworen seien, bringt mit wundervoller Feinheit die Beweise für diese chimärische Verschwörung vor, verzweifelt schließlich über seinen allzu plausiblen Roman und stolpert über die bewunderungswürdige Falle, die er sich selbst mit zu viel Logik und Phantasie gelegt hat.“ — — —

„Rousseau's Freude an der Natur brachte ihn auf den Gedanken, die Menschheit zur „Einfalt primitiver Naturzustände zurückzuführen", um sie glücklich zu machen. Er verleugnete die Offenbarung Gottes in der Geschichte und wollte seine Offenbarung, die er ersonnen, an die Stelle der göttlichen setzen; so wirkte er mit seinem heftigsten Gegner Voltaire doch auf ein und dasselbe Ziel hin. Die Menschenbeglückung beider drängte zum Blutbad des Schaffots hin, in dem die Leugnung der Offenbarung und der Gesetze Gottes ihren Culminationspunkt gefunden."[1])

47. Wie erhaben — aber nicht historisch Strauß den Voltaire sterben läßt.

Nach dieser Excursion, die zur Beleuchtung der Lebensgeschichte Voltaire's von Strauß' nicht ohne Nutzen sein kann, kehren wir wieder zur Strauß'schen Apotheose Voltaire's zurück und betrachten wir die außerordentlich freundschaftliche Weise, mit welcher Strauß den Hingang Voltaire's im Interesse der Voltaire'schen Weltanschauung und des Ruhmes seines Heroen zu schildern sucht.

Strauß erzählt nach dem Berichte des Freundes Voltaire's:

„Der Pfarrer von St. Sulpice, in dessen Kirchspiel das Hotel Villete lag, begehrte Zutritt zu Voltaire, wurde aber vor der Hand noch ferne gehalten. Ein höchst verdächtiger Fanatiker, der wirklich zu ihm eindrang und ihn zur Beichte nöthigen wollte, mußte mit Gewalt entfernt werden. Ein Abbé Gaultier, Exjesuit und Kaplan der Incurablen, bot ihm seine geistlichen Dienste an und wurde vorgelassen. Ein guter Schafskopf! sagte Voltaire."

So erzählt Strauß. Seite 338 u. 339 berichtet er, daß Voltaire Blutbrechen bekam und um den Arzt schickte:

„Gleichzeitig mit dem Arzte hatte Voltaire nach dem Abbé Gaultier verlangt, denn er wollte nicht, äußerte er, daß man seinen Leichnam auf den Schindanger werfe wie jenen der armen Lecouvreur. „Sie kennen den Zweck, um dessen willen ich Sie habe rufen lassen," sagte er, als am 2. März der Abbé sich eingestellt hatte, „wenn es Ihnen gefällig ist, machen wir das kleine Geschäft

[1]) Den guten Willen Rousseau's, dem Volke aufzuhelfen, hat J. B. Weiß in seiner Weltgeschichte (7. Bd. 1881. S. 31) geschildert. Voltaire meinte, das höchste Glück des Volkes bestehe darin, daß man mit aller Gewalt strebe, dasselbe um den Glauben an den Weltheiland und die göttliche Offenbarung zu bringen.

auf der Stelle ab." Der Abbé hörte seine Beichte, verlangte aber ein schriftliches Bekenntniß; Voltaire stellte es ohne Anstand aus. Darin erklärte er, was er schon öfter erklärt hatte, er wolle sterben in der heiligen christ-katholischen apostolischen Kirche, in der er geboren sei, im Vertrauen, daß die göttliche Barmherzigkeit ihm seine Sünden vergeben werde, und sollte er der Kirche Aergerniß gegeben haben, so bitte er Gott und sie um Verzeihung. Darauf gab ihm der Abbé die Absolution und Voltaire händigte ihm eine Note von 600 Livres für die Armen des Kirchspiels ein. Ueber die Schwäche seines Herrn, ein solches Bekenntniß auszustellen, war der gute(!) Vagniere, der uns diese Vorgänge als Augenzeuge[1]) beschrieben hat, außer sich, und begriff die philosophischen Freunde Voltaire's nicht, die damit einverstanden waren, ja ihm, namentlich d'Alembert, ausdrücklich dazu gerathen hatten. Vagniere war Protestant, war Freimaurer und was „freies Denken" in Religionssachen betrifft, kein ungelehriger Schüler seines Herrn,[2]) aber von dem, was ein Mann seiner Ueberzeugung und seiner Würde schuldig sei, hatte er eine andere Vorstellung als dieser. Einige Tage vorher hatte er ihn gebeten, ihm genau zu sagen, was unter so ernsten Umständen seine wirkliche Denkart sei. Voltaire ließ sich Schreibzeug geben und schrieb die Worte, die noch heute die Pariser Bibliothek aufbewahrt:

„Ich sterbe in Anbetung Gottes, in Liebe zu meinen Freunden, ohne Haß gegen meine Feinde und mit Verwünschung des Aberglaubens. 28. Februar 1778. Voltaire."

Das war allerdings, mit alleiniger Ausnahme der Stelle von den Feinden, worin ihm nicht zu trauen ist,[3]) eben so gewiß Voltaire's wahre Gesinnung, als das dem Abbé ausgestellte Bekenntniß mit derselben gar nichts zu schaffen hatte, und es ist nichts verkehrter, als wenn die Kirchlichen dieses Bekenntniß als einen Beweis dafür geltend machen, daß mit Voltaire in seiner letzten Krankheit eine Sinnesänderung vorgegangen sei.[4]) Wer

---

[1]) Daß Vagniere überhaupt ein höchst verdächtiger Augenzeuge gewesen ist, werden wir aus den folgenden Berichten über ihn und über Voltaire noch erfahren.

[2]) Er war aber auch, was Lügen betrifft, kein ungelehriger Schüler seines Herrn.

[3]) Strauß traut dem Voltaire nur dann, wenn er ihn für seine Zwecke brauchen kann. Strauß nennt anderwärts den Voltaire selber „unberechenbar". Wir werden bei Voltaire's Ende sehen, wie ihm zu trauen war.

[4]) Wenn „Kirchliche" dieses Vorgehen Voltaire's als eine Sinnesänderung bezeichneten, so haben sie sich geirrt. Die entsetzlichen Todesscenen, die furchtbare Verzweiflung Voltaire's, über die Strauß mit Sammtpfoten hinweggleitet und die er verschweigt, gibt uns ein Zeugniß, daß Strauß sich hier die Meinung der Kirchlichen so zurechtlegte, wie er sie benöthigte, um dieselbe leicht als Irrthum bezeichnen zu können.

diesem Vorgeben Glauben schenkt, stützt sich auf die Erfahrung, daß nicht selten die ärgsten Religionsspötter in ihren letzten Stunden noch zum Kreuze kriechen. Aber Voltaire hatte über die christliche Religion nicht bloß gespottet, sondern auch geforscht und gedacht, und sein Spott war nur das Ergebniß dieses Nachdenkens auf der einen und seines muthwilligen Naturells auf der andern Seite. Auch glaubte er ja, mit dem Christenthum nicht alle Religion aufzugeben. Nichts steht fester als die Thatsache, daß Voltaire an seinen „religiösen Ueberzeugungen" nach ihrer verneinenden wie nach ihrer bejahenden Seite keinen Augenblick irre geworden ist. Dies erhellt sehr bestimmt auch aus dem weitern Verlauf der Beichtscene. Nach der Absolution wollte der Abbé dem Kranken auch noch das Abendmahl reichen, aber dieser machte ihn aufmerksam, daß er noch immer Blut speie „und da müssen wir uns doch in Acht nehmen," sagte er, „das des lieben Gottes mit dem meinigen zu vermischen." Einem Freunde, der einige Tage später fragte, ob er also wirklich gebeichtet habe, erwiderte er: „Je nun, Sie wissen ja, wie es hier zu Lande zugeht, man muß ein wenig heulen mit den Wölfen, und wenn ich an den Ufern des Ganges wäre, wollt ich mit einem Kuhschwanz in der Hand sterben."

Wir führen geflissentlich alle diese Aeußerungen und die von Strauß noch in seinem Sinne gefärbten Berichte an, um den Beweis zu liefern, wie Strauß das Gebahren Voltaire's, das doch in jedem Falle einen unaussprechlich erbärmlichen Charakter zeigt, immer für seine (Straußens) Zwecke herauszuputzen bemüht ist. Strauß spricht von religiösen Ueberzeugungen Voltaire's, an denen er nach ihrer verneinenden oder bejahenden Seite „keinen Augenblick irre geworden ist". Strauß aber hat sich gehütet, diese Ueberzeugungen, besonders die bejahenden, anzuführen. Ein Mensch, der, wie Voltaire, sich mit dem, was mindestens nach seiner „Ueberzeugung" andere für heilig halten, so erbärmliche Possen und Komödien zu spielen sich erlaubt, bei dem die Lüge in allen seinen Lebensverhältnissen permanent ist, der verdient gar keinen Glauben, und man könnte das Facit von Voltaire's Charakter in die Worte fassen: Er hat keinen Glauben gehabt, aber auch keinen verdient.

„Voltaire erholte sich wieder und fuhr am 30. März erst nach der Akademie, die ihn mit hohen Ehren empfing und ihn an den Platz des Direktors setzen ließ, dann in's Theater, wo die „Irene" das sechste Mal gegeben werden sollte." „Alle, besonders die Damen, drängten sich beim Einzug an ihn, ihn von nahe zu sehen, seine Kleider zu berühren."

Strauß beschreibt die abgöttische Verehrung, ja den Cultus, der mit Voltaire im Theater getrieben wurde. — Es war dasselbe Volk, das 15 Jahre später, 1793, zur Furie geworden, das Schaffot umtanzte, als die Freiheit: Köpfe wie Aehren abzumähen, hereingebrochen war.

Dem Hof war Voltaire's Anwesenheit in Paris unangenehm. Begreiflich, man fühlte sich auf der abschüssigen Bahn. Vagniere wurde nach Ferney geschickt. Strauß erzählt:

„Daß er so geschwind nicht wieder kam, und bestimmt nicht beim Leben seines Herrn, dafür wurde gleichfalls gesorgt. Es fehlen uns also von hier an, d. i. vom 1. Mai, seine genauen Nachrichten: wir wissen nur, was er selbst später bei seiner Rückkehr nach Paris erfuhr und was aus Briefen und Aufzeichnungen anderer zu entnehmen ist."

Dieses Bedauern Straußens über die Abreise Vagniere's hat seinen guten Grund.

48. Die Zeugen vom wahren Ende Voltaire's sind für seine Verehrer sehr unangenehm.

Vagniere hätte die letzten Tage Voltaire's in seiner Weise schildern können und diese Schilderung wäre dann als eine lautere Quelle zu verwenden gewesen. Nun aber gab es mehrere Zeugen vom Ende Voltaire's; es ist fatal für seine Verehrer, daß die bedeutendsten, wie wir sehen werden, in ihren Berichten übereinstimmen. Strauß sucht hier durch einige sehr klug angebrachte Phrasen über den im höchsten Grade bedenklichen Tod Voltaire's hinüberzukommen. Wir wollen Strauß reden lassen, aber auch das lesen, was sich zwischen den Zeilen aufdrängt, weil es sich durch historische Daten zwischen die Zeilen Straußens hineingedrängt hat. Er sagt S. 345:

„Ueber den weiteren Verlauf der Krankheit und die letzten Tage und Stunden Voltaire's scheinen die Berichte d'Alembert's und Tronchin's, des zu spät herbeigerufenen Arztes, sich zu widersprechen."

Das ist Mauschelei mit der Sprache, denn 1. *scheinen* sich die Berichte dieser beiden nicht nur zu widersprechen, sondern sie widersprechen sich wirklich; 2. mag *Tronchin* in Beziehung auf die Heilung des Kranken zu spät herbeigerufen worden

sein, aber 3. Strauß stellt die Sache so, als ob Tronchin zu spät gekommen wäre, um über die letzten Tage und Stunden einen Bericht zu erstatten, nun ist aber 4. Tronchin dazu vollkommen zur Zeit gekommen, und er hat nicht mit einem, sondern mit vielen Leuten über den Tod Voltaire's gesprochen, sich nie widersprochen und immer dasselbe gesagt.

Nach dieser geschraubten Einleitung versucht es nun Strauß, den Tronchin, der ein offenbarungsgläubiger Protestant war, durch einen Winkelzug als einen unglaubwürdigen Zeugen hinzustellen. Er berichtet weiter:

„Nach des ersteren (d'Alembert) ausführlichem Schreiben an den König von Preußen über Voltaire's Ende hätte dieser seit dem Genusse des Opium in beständiger Betäubung gelegen, die nur durch einzelne lichte Augenblicke unterbrochen war, während deren er sich im übrigen mild und ruhig beklagte, daß er nach Paris gekommen sei, um zu sterben; nach Vagniere's späteren Erkundigungen auch, daß er von aller Welt verlassen sei, da man seinen treuesten Diener von ihm entfernt hatte und den Notar, den er verlangte, nicht zu ihm ließ."

Was d'Alembert an Friedrich II. über Voltaire's Ende schreibt, muß schon deshalb als gefärbt betrachtet werden, weil diese Heroen die getreuesten Befolger des Ecrasez gewesen sind. Würde d'Alembert an Friedrich II. Nachrichten gebracht haben, welche auf die Ecrasez-Wuth im mindesten dämpfend hätten einwirken können, so würde sich d'Alembert die Gnade Friedrichs II. verscherzt und diesem Veranlassung gegeben haben, zu denken, auch er (d'Alembert) sei in seinem Ecrasez-Princip am Ende wankend geworden und der König sei von einem Freunde im Tode verlassen worden und könne am Ende dem andern im Leben auch nicht mehr rechtes Vertrauen schenken.

Vagniere betont nach seinen späteren Erkundigungen, daß Voltaire geklagt habe, er sei von aller Welt verlassen, da man seinen treuesten Diener von ihm entfernt habe. Da sehen wir, wie Vagniere sich selber als den Unentbehrlichen verherrlicht; es erinnert diese Identification der ganzen Welt mit sich an Falstaff (in Heinrich IV.), da er zu Prinz Heinrich sagt: den alten Hans verbannen, das hieße die ganze Welt verbannen.

Strauß fährt fort:

„Dagegen spricht Tronchin in einem Briefe an Bonnet von furchtbarer Aufregung des Sterbenden, er vergleicht sein Ende einem Gewitter, er erinnert an die Furien des Orest!“

Nun hat aber Tronchin nicht gegen d'Alembert gesprochen, der wußte ja gar nicht, was d'Alembert an Friedrich schrieb; nur sagt sein Bericht faktisch etwas ganz anderes als der des d'Alembert, er sagt auch ganz was anderes als Strauß, der die Todesscene im Sterbezimmer Voltaire's mit ein paar Zeilen geschwind abthut, weil diese Todesscene den ganzen schönen biographischen Kartenbau Straußens mit einem Ruck über den Haufen geworfen hätte und weil Strauß durch Anführung des Berichtes von Tronchin dem Voltaire, dem Strauß'schen Leben Voltaire's und auch dem Strauß selber eine furchtbare Grabschrift hätte setzen müssen. Darum mußte Tronchin's langer Bericht mit der Phrase einer „furchtbaren Aufregung“ geschwind abgethan werden!

Wir wollen den Brief Tronchin's an Bonnet hier ganz bringen, um dem Leser die Ueberzeugung zu verschaffen, wie lichtscheu Strauß der historischen Wahrheit aus dem Wege geht, und wie er seine Leser im eigentlichen Sinne des Wortes als dumme Jungen des atheistischen Aberglaubens behandelt, denen man nicht alles zu sagen braucht und die nicht alles zu wissen brauchen.

Tronchin an Bonnet, 20. Juni 1778:

„Wenn meine Grundsätze einer festeren Verbindung bedurft hätten, so würde der Mann, dessen Hinwelken, Todeskampf und Tod unter meinen Augen geschah, sie zu einem gordischen Knoten verschlungen haben, und die Vergleichung zwischen dem Tode des Rechtschaffenen, der nur das Ende eines schönen Tages ist, und jenem Voltaire's hätte mir handgreiflich den Unterschied zwischen einem schönen und einem stürmischen Tage gezeigt. . . . Dieser Mann war also bestimmt, unter meinen Händen zu sterben. Ich habe ihm stets die Wahrheit gesagt, und zu seinem Unglück stand ich hier allein. „Ja, Freund,“ sprach er oft zu mir, „Sie allein haben mir immer gut gerathen. Hätte ich Ihnen gefolgt, so befände ich mich nicht in diesem gräßlichen Zustande. Ich wäre nach Ferney zurückgegangen, hätte mich nicht in Rauch berauscht, mir nicht vom Rauch den Kopf verdrehen lassen. Ja, ich habe nur Rauch verschluckt. Sie können mir nicht mehr helfen. Schicken Sie nach dem Narrenarzt. O haben Sie Erbarmen mit mir, ich

bin verrückt." Bis zu seinem Tode waren seine Tage ein einziger langer Orkan von Verrücktheit. Er schämte sich dessen und bat mich um Verzeihung, sobald er mich gewahrte. Er flehte mich um Mitleid an und bat mich, ihn doch nicht zu verlassen. . . . Er hat so viele Arzneien genommen, so viele Thorheiten begangen, daß er darüber der Verzweiflung und dem Wahnsinn verfiel. Ich denke nur mit Schaudern daran. Sobald er sah, daß Alles, was zu seiner Stärkung versucht, die entgegengesetzte Wirkung hervorbrachte, stand ihm der Tod unablässig vor Augen. Von da an bemächtigte sich seiner Seele eine wahre Oresteswuth und er verschied von den Furien gejagt." (Furiis agitatus obiit.)

49. Wie sich Strauß gegenüber nicht abzuleugnenden Thatsachen beim Tode Voltaire's zu helfen sucht.

Was hat nun Strauß gegen diesen ausführlichen Bericht, den er in „eine furchtbare Aufregung" zusammenschmilzt, zu sagen? Hören wir Strauß:

„Allein wenn man d'Alembert als Freund und Gesinnungsgenossen Voltaire's apologetischer Milderung verdächtig hält, so gibt sich Tronchin durch die Versicherung, Voltaire's Ende hätte ihn, wenn dies nöthig gewesen, in seinen Grundsätzen noch bestärken müssen, als einen Mann zu erkennen, der dessen Grundsätze für verderblich hielt, und aus dieser Vorstellung herausspricht."

Tronchin war Protestant, aber Christ, und weil er Christ war, sprach er aus dieser Vorstellung heraus. Nun aber handelt es sich hier nicht darum, daß Tronchin sagt, der Tod Voltaire's hätte ihn in seinen Grundsätzen bestärkt, sondern um die von Tronchin angeführten Erscheinungen und Thatsachen, welche dem Tode Voltaire's vorausgingen. Strauß führt diesen Brief Tronchin's nicht an, und versucht es dennoch, für Leser, die ihn allenfalls kennen sollten, und für diejenigen, die sich über den Inhalt desselben eigene Gedanken gegen das System Voltaire's machen wollten, den ganzen Brief abzuschwächen und auf einen Ausgleich des Berichtes d'Alembert's mit dem Berichte Tronchin's sehr schlau hinzuarbeiten. Es ist interessant, die Finten Straußens enthüllt zu betrachten. Er knüpft an seine Verdächtigung Tronchin's folgende Schlüsse an:

„Darin stimmen beide Berichte überein, was gerade d'Alembert ausdrücklich sagt, daß Voltaire ungern gestorben sei.

Aber wenn auch Tronchin als das, was den Sterbenden in den letzten Tagen umtrieb, nicht etwa Gewissensbisse oder Höllenschrecken, sondern die fixe Idee des akademischen Wörterbuchs namhaft macht, so zeigt sich uns deutlich, daß, was den arbeitsamsten aller Menschen am Leben festhielt, eben die süße Gewohnheit des Wirkens und Schaffens war, von der er sich nicht trennen wollte. Etwas Aehnliches war ja auch bei Göthe in seinen letzten Zeiten zu beobachten, nur daß, was bei ihm vermöge der tiefen Harmonie seines Wesens, in hoffender Resignation sich löste, bei Voltaire, dem jene Harmonie fehlte, die Gestalt einer Hast und Ungeduld angenommen haben mag, die einen peinlichen Eindruck machte."

Hat nun auch Strauß, um die ganze Begebenheit zu vertuschen, das Zeugniß der Marquise de Villette, in deren Hause Voltaire starb, nicht angeführt, so wollen wir diesem Mangel an Aufmerksamkeit und historischer Treue zu Hülfe kommen.

Abbé Depéry schreibt 1835 in seiner Biographie des hommes célèbres du département de l'Ain:

„Bis heute hat ein Gewölk von Dunkelheiten und Widersprüchen die letzten Augenblicke Voltaire's eingehüllt. Wir können darüber ein zuverlässiges Wort sprechen, denn alle dazu gehörigen Umstände haben wir aus dem Munde der Frau Marquise de Villette, bei welcher Voltaire starb, gehört und aufgeschrieben. Belle et Bonne (den Namen gab ihr Voltaire) war eine Schwester des Herrn de Varicourt, Bischofs von Orleans, bei dem wir mehrere Jahre Sekretär waren. Diese hielt sich öfter in Paris auf, und dann wohnten wir bei Frau de Villette, wir waren demnach in der Lage, die Vorgänge an und in Voltaire's Sterbezimmer im vertraulichen Familienkreise ohne Rückhalt erzählen zu hören, und was wir da hörten, ist gewiß recht. Nichts ist wahrer, sagte Frau de Villette, als was Tronchin von den letzten Augenblicken Voltaire's versichert. Dieser schrie fürchterlich, wälzte sich hin und her, rang die Hände, zerkratzte sich mit seinen Nägeln, ein paar Minuten vor seinem Tode verlangte er noch nach dem Abbé Gautier. Frau Villette wollte nach einem Priester schicken, Voltaire's Freunde, die im Hotel Posto gefaßt hatten, hintertrieben es, weil sie besorgten, die Gegenwart eines Geistlichen, der den letzten Seufzer ihres Patriarchen empfinge, möchte dem Werk der Philosophie schaden, und ihre Anhänger lauer machen, die einen solchen Schritt ihres Oberhaupts verurtheilt hätten. Als der verhängnißvolle Augenblick nahte, verdoppelte sich die Verzweiflung des Sterbenden: er schrie, eine unsichtbare Hand schleppe ihn vor den Richterstuhl Gottes, rief unter schrecklichem Geheul zu Jesus Christus, den er durch sein ganzes Leben hindurch bekriegte, verwünschte die Gefährten seiner Gottlosigkeit, und bestürmte den Himmel abwechselnd mit Bitten

und Schmähungen. Auch, daß ihn ein brennender Durst gefoltert, den er durch ein so ekelhaftes Mittel habe stillen wollen, wurde von Frau de Villette bestätigt. Dann stieß er den letzten Seufzer aus, und starb in einer Lache seines Blutes, das ihm aus Mund und Nase geflossen war. Also haben Condorcet und Vagniere, die ihn ruhig sterben lassen, nicht die Wahrheit berichtet. Graf Fusée, der mit Villevielle und Villette bei Voltaire's Hinscheiden zugegen war, und sich auf die beiden beruft, will noch folgende Ausrufungen des Sterbenden gehört haben: „Der Teufel ist da, er will mich fassen: Ich sehe ihn, ich sehe die Hölle, verbergt sie mir." — So starb am 30. Mai 1778 Abends nach ein Viertel auf 11 Uhr Franz Maria Arouet de Voltaire, Graf von Tourney, Herr von Ferney, Kammercavalier des Königs im ordentlichen Dienst, Mitglied der französischen und fast aller Akademien von Europa."

50. Wie diese Geschichte Vagniere, kein Augenzeuge, und Gautier, ein Augenzeuge, erzählen.

Vagniere, der Sekretär Voltaire's, der aber wohlgemerkt beim Tode Voltaire's gar nicht in Paris war, und von den Freimaurern und Freunden Voltaire's, la Harpe, Grimm, Duvernet, sich unterrichten ließ (die aber auch beim Tode Voltaire's nicht im Zimmer waren), bringt einen Bericht, in dem er erzählt, der Pfarrer von St. Sulpice habe Voltaire mit erhobener Stimme gefragt, ob er die Gottheit Jesu Christi anerkenne.

„Der Kranke fuhr nun mit einer Hand nach dem Käppchen des Pastors, stieß ihn zurück, und rief, indem er sich rasch umwandte: „Lassen Sie mich in Frieden sterben." Der Pfarrer ging darauf mit Abbé Gautier weg. Als sie fort waren, sagte Herr von Voltaire: „Ich bin des Todes." Dieser große Mann starb mit der größten Gelassenheit, nachdem er die grausamsten Schmerzen ausgestanden. Zehn Minuten zuvor, ehe er den letzten Seufzer ausstieß, faßte er seinen Kammerdiener Morand, der bei ihm wachte, bei der Hand, und drückte sie ihm mit den Worten: „Adieu, lieber Morand, ich sterbe."

So berichtet Vagniere, der Sekretär, Freimaurer und kein Augenzeuge war.

Abbé Gautier erzählt die Begebenheit wie folgt:

„Wir traten ins Gemach des Herrn von Voltaire. Der Pfarrer von St. Sulpice wollte zuerst mit ihm reden, allein der Kranke erkannte ihn nicht. Ich versuchte nun meinerseits ihn anzureden, er drückte mir beide Hände und gab mir Beweise von Ver-

trauen und Freundschaft, aber ich gerieth sehr in Erstaunen, als er zu mir sagte: „Herr Abbé Gautier, ich bitte Sie mich dem Herrn Abbé Gautier bestens zu empfehlen." So fuhr er fort, mir Dinge ohne allen Zusammenhang zu sagen. Da ich sah, daß er irre redete, so sprach ich weder von Beichte noch von Widerruf. Ich bat seine Angehörigen, mich benachrichtigen zu lassen, sobald er wieder zu sich käme, was sie mir auch versprachen. Ach! ich hatte mir vorgenommen, den Kranken wieder zu besuchen, aber schon am nächsten Morgen erfuhr ich, 3 Stunden nach unserm Weggange sei er verschieden."

„Abbé Gautier ist nicht so ausführlich wie die Philosophen, er beweist aber, daß Vagniere bezugs des Besuchstages der beiden Priester geirrt hat. Die Geschichte mit dem Käppchen findet sich nur bei Vagniere allein. Mehrere Stunden liegen zwischen der Entfernung des Beichtvaters und Voltaire's Tod. Voltaire's Genossen versichern, er sei bis zum Tode vollkommen ruhig gewesen. Hören wir andere Zeugen. Formey (Souvenirs d'un citoyen) berichtet, Voltaire habe seine Laufbahn in schrecklicher Verzweiflung beschlossen."

In der Nouvelle Revue encyclopédique heißt es:

„Man hörte sagen, Dr. Tronchin, der Herrn von Voltaire behandelte und ihm bis zu seinem letzten Athemzuge beigestanden, habe sich besonders über die verzweiflungsvolle Raserei entsetzt, die Voltaire in dieser verhängnißvollsten aller Lagen geäußert. Voltaire schrie immer fort: „Herr, helfen Sie mir da heraus," worauf Tronchin nothgedrungen eben so einförmig antwortete: „Ich vermag nichts, Sie müssen sterben." Die Worte preßten dann dem Sterbenden den Schmerzensruf aus: „So bin ich denn von Gott und Menschen verlassen." —

Havel im Recueil des particularités curieuses de la vie et de la mort de Voltaire berichtet:

„Nachdem der Pfarrer zu St. Sulpice und der Abbé Gautier fort waren, fand Tronchin den Kranken in schrecklicher Gemüthsbewegung; er schrie wie ein Rasender: Ich bin von Gott und den Menschen verlassen; griff in seinen Nachttopf und verzehrte den Inhalt. Dr. Tronchin, der dieses Faktum verschiedenen achtbaren Personen erzählte, that dieß immer mit dem Zusatze: „Ich wünsche, alle, die durch Voltaire's Bücher verführt wurden, wären Zeugen seines Todes gewesen; es ist unmöglich, bei einem solchen Schauspiele nicht in sich zu gehen."

Chandon wiederholt diese Erzählung und setzt hinzu, nichts sei glaubhafter:

„Voltaire hat gewiß seine letzte Stunde nicht so ruhig schlagen hören, wie seine Anhänger behaupten, zumal andere

Zeugnisse das Gegentheil darthun. Mag er im gesunden Zustande nicht geglaubt haben, so war sein Unglaube doch wankend und in seiner Krankheit sicher nicht ohne Zweifel gewesen. Wer aber zweifelt, birgt wider Willen Schrecken und Verzweiflung in seinem Busen."

51. Die Verehrer sind beim Tode Voltaire's so betroffen, daß sie ihre Lügen und Beschönigungen erst mehrere Jahre nach dem Tode vorzubringen wagen. Des Arztes Tronchin Bericht.

Wir müssen hier die nicht zu umgehende Thatsache bemerken, daß die Schilderungen vom schrecklichen Tode Voltaire's gleich nach dem Tode desselben erschienen, und die Genossen Voltaire's über diesen Tod so niedergeschmettert waren, daß sie erst mehrere Jahre darnach Berichte von einem ruhigen Tode Voltaire's zu veröffentlichen wagten.

Baruel sagt in seinen Memoiren:

„Dieses Stillschweigen ist beredt, es zeigt, wie ein solcher Tod sie demüthigte." „d'Alembert, Diderot und zwanzig andere Verschworene, die seine Vorzimmer belagerten, nahten ihm jetzt nicht mehr, ohne Zeugen ihrer eigenen Demüthigung in der ihres Meisters zu sein, und nicht selten wurden sie unter Verwünschungen und Vorwürfen von ihm zurückgewiesen. „Fort mit Euch," fuhr er sie an, „ihr seid Schuld an meinem Zustande, fort mit Euch, ich konnte Euch alle entbehren, ihr mich nicht! Welch unseligen Ruhm verdanke ich Euch." Diese Verwünschung seiner Adepten riefen die grausamen Erinnerungen an seine Verschwörung gegen Christus und Christenthum in ihm wach, und dann konnten seine Jünger mit eigenen Ohren hören, wie er, von Angst und Schrecken gefoltert, diesen nämlichen Gott, den frühern Gegenstand seiner Anschläge und seines Hasses, abwechselnd nannte, anrief und lästerte. Mit lang gezogenen Tönen, der Stimme des nagenden Gewissens, rief er bald: „Jesus Christus, Jesus Christus!" und bald klagte er, von Gott und den Menschen verlassen zu sein. Marschall Richelieu, der Zeuge einer solchen Scene war, floh eiligst davon und sagte: „In Wahrheit, das ist zu stark, man kann's nicht aushalten."

So schildert Baruel das Ende Voltaire's. Der berühmte Deluc (Geolog und Meteorolog, Protestant, geb. 1726 zu Genf, gestorben 1817 zu Windsor) schrieb von Windsor (er war dort Vorleser bei der Königin), 23. October 1797 an Baruel:

„Was Sie bei Gelegenheit eines Umstandes, der mit allem andern zusammenhängt, vom Tode Voltaire's berichten, kann ich als wahr bezeugen. Bei meiner Anwesenheit in Paris im Jahre 1781 kam ich öfters mit einer von den Personen zusammen, die Sie nach dem öffentlichen Gerücht als Gewährsmann anführen; diese Person war Herr Tronchin. In Voltaire's letzter Krankheit ward Tronchin zu ihm gerufen, und aus dem Munde dieses Arztes weiß ich Alles, was damals in und außerhalb Paris über den schrecklichen Seelenzustand des grauen Sünders beim Herannahen des Todes erzählt wurde. Als Arzt that Tronchin alles Mögliche, um dessen Aufregung zu stillen, deren Heftigkeit jede Arznei unwirksam machte, seine Bemühungen blieben fruchtlos, und das Grausenhafte dieses ganz eigenthümlichen Wahnsinns zwang ihn, den Bedauernswürdigen aufzugeben. Ein so gewaltsamer Zustand in einem hinfälligen Körper kann nicht lange währen. Gefühllosigkeit, ein Vorbote der sich auflösenden Organe, muß naturgemäß darauf folgen, wie auf jede heftige, vom Schmerz veranlaßte Aufwallung, und diesen seinen Zustand hat man mit dem Namen Ruhe geschmückt. Herr Tronchin, der jedem Irrthum hierüber vorbeugen wollte, verbreitete persönlich als unverwerflicher Zeuge alle jede Umstände, wie ich sie in Ihrer Darstellung der Wahrheit getreu nacherzählt finde.“ —

So der Protestant Deluc!!

Dieses Zeugniß konnten die Jünger Voltaire's weder ignoriren noch in Abrede stellen; sie hüteten sich wohl, den Tronchin selber zu fragen und warteten, bis er gestorben war. Vagniere fragte nach Tronchin's Tode einen Vetter dieses Arztes, was er davon wisse. Dieser antwortete am 25. Juni 1787:

„Im schriftlichen Nachlasse Tronchin's habe er darin keine Spur gefunden, auch habe er ihm nie mündlich darüber etwas mitgetheilt.“

Mit dieser Auskunft eines Vetters Tronchin's machten nun die Jünger Lärm und wollten alle von uns gebrachten Zeugnisse annulliren. Als ob Trochin hätte über diese Angelegenheit etwas schriftlich hinterlassen und als ob er allen seinen Bekannten was er wußte hätte mittheilen müssen! Zwei Jahre hatte das Apostolat des Voltaire'schen Atheismus sich geduckt und weislich geschwiegen. Dem lebendigen Trochin gingen sie scheu aus dem Wege, nach seinem Tode erst versuchten sie ihr Bulletin von dem ruhigen, eines so großen Philosophen würdigen Ende unter das Publikum zu bringen.

52. Mozart in Paris wohnt bei Grimm. Herzog Ernst von Gotha und die Illuminaten.

Wir werden jetzt noch ein sehr merkwürdiges Zeugniß über den Tod Voltaire's bringen, das bisher in den Biographien und Skizzen über den Patriarchen von Ferney gar nicht berücksichtigt worden ist.

Strauß, dem ausgesprochenen Musikfreund und Mozartverehrer, wird die Biographie Mozart's (1856 erschienen) gewiß nicht unbekannt geblieben sein. Strauß gerirt sich aber in jenen Fällen immer als ein wahrer Vogel Strauß, der seinen Kopf unter die Flügel steckt, wenn ihm Thatsachen unterkommen, die ihm widerwärtig sind. So ist auch der Bericht Mozart's über Voltaire's Ende aus Paris von Straußens Mühle nicht als Wasser benutzt worden, obwohl dieser Bericht ein klares und auch sehr starkes Wasser gewesen wäre.

Die eben so wenig (aus schlechten Gründen) beachtete als interessante Nachricht über Voltaire's Hinscheiden fanden wir in der besagten Biographie Mozart's.[1])

Mozart wohnte im Hause einer Madame d'Epinay, sehr vieldeutigen Rufes. Sie war geboren 1725, also bei Voltaire's Tode 53 Jahre alt, und bis in ihr allerreifstes Alter hinauf eine entschiedene, opfermuthige Diaconissin der Aufklärungsapostel; denn sollte sie je einen Rest von gutem Ruf besessen haben, so suchte sie denselben durch ihre von ihr selbst verfaßten Memoiren der Welt auch noch zum Opfer zu bringen. Sie war eine Zeitlang eine Freundin und Gönnerin J. J. Rousseau's. Ihre Memoiren erschienen zu Paris 1818: „Memoires et Correspondance de Madame d'Epinay“. Sie lebte von ihrem Gemahle getrennt. In ihrem Hause versammelten sich sämmtliche Fackelträger des neuen beseligenden Lichtes, welche Herren in alle Tiefen, nur nicht in jene ihres eigenen Lebens hineinleuchteten. Sie zertrug sich mit Rousseau, offenbar weil beide Theile ihre Tugenden nicht recht zu würdigen wußten, und wurde später eine „treue Freundin“ Grimm's, des Redakteurs der Encyklopädie zur Verbreitung des Atheismus (von neuen

---

[1]) W. A. Mozart. Von Otto Jahn. Leipzig, Breitkopf 1856. Zweiter Band. S. 293.

Voltairefreunden vorsichtig und schlau „reiner Deismus“ genannt) und eines der ersten Jünger Voltaire's.

An diesen Grimm war Mozart recommandirt; er wohnte also im Hause der Madame d'Epinay mit Grimm zusammen. In einem Briefe äußerte er seine Unzufriedenheit mit diesem Liebespaare; es kränkte ihn außerordentlich, „als er zu bemerken glaubte, daß man es ihm immer unter die Nase rupfe, wenn man ihm eine Gefälligkeit erwies“. Grimm hatte dem Mozart 15 Louisdor (wie dieser schreibt) „bröckelweise“ geliehen.

Grimm war zugleich in Paris der Resident des Herzogs Ernst II. von Gotha, eines bedauerlichen Dupés der Freimaurer und anderer geheimen Gesellschaften, der des festen Dafürhaltens war, er sei zu einem der ersten Radumdreher bei der großen Aufklärungsmaschine vom Schicksal ausersehen worden. In dieser seiner guten Meinung ließen sich er und sein Bruder in die später historisch deklarirte Schwefelbande des Illuminatenordens aufnehmen. Ernst wurde mit dem weisheitklingenden Namen Timoleon beglückt. Als Noviz und Minerval des Ordens schickte die gute Seele dem wunderbarer Weise dem Galgen entschlüpften Ordensstifter Weishaupt sogar die Berichte über seine innersten Herzensgedanken nach Ingolstadt.

Als die Illuminaten dokumentarisch und gerichtlich erwiesen als eine dem gemeinen Wohle schädliche Bande aus Baiern ausgetrieben wurden, versorgte Ernst den edlen Weishaupt mit einer ausgiebigen Pension und machte ihn zum Legationsrath. Grimm in Paris mußte dem Herzog Ernst alle Schriften für Menschenwohl und sonstige Revolutionirung brühheiß nach ihrem Erscheinen zusenden. Grimm, auch Herausgeber des Diderot'schen Briefwechsels, war ein Regensburger. Ernst hatte selbigen in Paris kennen gelernt und ihn zu seinem Vorleser erhoben. 1776 machte Ernst den Grimm zum Legationsrath, später sogar zum Geheimrath, beides sehr billige Geschenke, die den Geber doch moralisch mehr schädigten, als sie dem Empfänger Nutzen brachten. Dieser Grimm starb als wirklicher russischer Etatsrath zu Gotha, 85 Jahre alt, 1807. Friedrich II. schrieb einmal über Grimm an Montalembert, 23. Juni 1777:

„Grimm geht bald hier durch, um sich nach Frankreich zu begeben, von wo er wieder nach Rußland zurückkehren wird.

Wenn er die Welt nicht kennen lernt, so lernt es Niemand. Nur Schweden und Grönland muß er noch sehen, dann ist er überall gewesen. Ich belehre mich lieber in meinem Cabinet, statt so weit in der Welt herumzustreifen.“ [1])

53. Grimm über Voltaire's Tod gut unterrichtet. Mozart an seinen Vater über den Tod Voltaire's.

Grimm, der Encyklopädisten-Chef, kam während der letzten Krankheit Voltaire's täglich zu diesem und war somit als Augenzeuge über den Zustand Voltaire's immer genau unterrichtet.

Daß Mozart, der bei Grimm gewohnt, durch diesen seine Nachrichten über Voltaire bekam und daher auch sehr genau unterrichtet war, liegt auf der Hand, wie er aber unterrichtet war und was er vernommen, das concentrirt sich in einem Berichte, den er am 3. Juli 1778 seinem Vater schrieb:

„Nun gebe ich Ihnen eine Nachricht, die Sie vielleicht schon wissen werden, daß nämlich der gottlose und Erzspitzbub Voltaire so zu sagen wie ein Hund, wie ein Vieh crepirt ist. — Das ist der Lohn.“

Mit selbstverständlichem Bedauern, daß sich Mozart zu einer so drastischen Schilderung hat hinreißen lassen, und in der Voraussicht, daß sämmtliche lebende Verehrer Voltaire's ihre Entrüstung über Mozart nicht zurückzuhalten vermögen, mußten wir doch die Aussage dieses aus erster Hand und erstem Mund unterrichteten Briefschreibers den andern Zeugnissen anreihen.

Der vorsichtige, weltweise Strauß hat von diesem Briefe Mozart's nichts erwähnt, denn dieser Mißton, vom sonst so harmonischen Mozart angeschlagen, hätte in sein maurerisch generalbaßlich componirtes Tongemälde über Voltaire eine störende Dissonanz hineingebracht.

Es handelt sich hier eben so gut, ja weil wir eine Schilderung der anti-christlichen Literatur in Deutschland betonen, noch mehr um eine Darstellung der modernen Lobredner Voltaire's, als um diesen letztern selbst.

---

[1]) Vehse. Geschichte der deutschen Höfe. Bd. 29. S. 49.

54. Voltaire und Friedrich II. Voltaire's Benehmen Friedrich II. gegenüber macht auch seine Verehrer zaghaft und verstummen.

Strauß berichtet S. 348:

„Als die Kunde von Voltaire's Tode erscholl, war König Friedrich in den Vorbereitungen zum bayrischen Erbfolgekrieg begriffen. Dies hielt ihn indessen nicht ab, im Lager von Schatzlar und hernach in Breslau eine Gedächtnißrede auf ihn zu verfassen, die am 26. November desselben Jahres in der Akademie zu Berlin zum Vortrage kam. Als sechs Jahre später die boshaften Aufzeichnungen über das Privatleben des Königs von Preußen, die Voltaire zwar nicht veröffentlicht, aber doch verfaßt hatte, erschienen, soll Friedrich sie höchst gleichmüthig aufgenommen haben. Er mochte sich dessen erinnern, was er vor 24 Jahren, als Voltaire in einem Briefe vom Sterben sprach, ihm geantwortet hatte: „Sie werden das Vergnügen haben, auf meinem Grabe ein boshaftes Couplet zu machen; ich werde nicht böse darüber werden, und ertheile Ihnen dafür zum Voraus Absolution."

Dieser ganze Vorfall ist mit aller jenen galanten Rücksicht erzählt, die Strauß als galanter Vorleser vor der Prinzessin Alice beobachten müssen zu sollen — gemeint haben dürfte!!

1. Diese Aufzeichnungen Voltaire's sind mehr als „boshaft", sie sind in jedem Falle niederträchtig, auch wenn alles darin Enthaltene wahr wäre. Nun sagt aber Strauß, sehr vorsichtig, nicht, daß diese Aufzeichnungen unwahr sind. Sind sie nun wahr, in welchem Lichte erscheint Friedrich? — In welchem Lichte Voltaire erscheint, das sieht Jeder, der noch offene Augen hat. Voltaire bekommt von Friedrich jährlich 20,000 Livres, hat freie Wohnung, Tafel, Equipage, ist Kammerherr, bekommt das Kreuz des Verdienstordens und ist somit großartig bezahlter Freund des Königs, spionirt alle ...... des Königs aus und bringt sie zu Papier, um selbe bei Gelegenheit loszulassen oder dem König mit Loslassung derselben drohen zu können. Der Schmutz des Voltaire-Charakters, den selbst Strauß, sein Lobredner, mit schwerem Herzen doch einbekennen muß, gestattet gar keine andere Auslegung dieser That des Patriarchen. Voltaire hat hier

als der gehandelt, als welcher er von Friedrich einmal bezeichnet wurde, als Sch . . .!

2. Strauß sagt: Friedrich soll diese Publikation höchst gleichmüthig aufgenommen haben!!! Das heißt doch die Menschenkenntniß, die Erfahrungen im Gebiete der Psychologie ohrfeigen und mit Fußtritten regaliren! Das ist Heuchelei in folio! Strauß muß doch diese „Aufzeichnungen" gelesen haben! wie sanft und milde und wie versöhnlich! Es sind aber keine Aufzeichnungen, es sind Brandmarkungen und zwar in der Mark Brandenburg beobachtete, ausspionirte und der Nachwelt für 20,000 jährliche Livres von Seite des Gebrandmarkten bezahlte und überlieferte Brandmarkungen, bei denen der Brand auf Mark und Knochen hineinfrißt, — und einen derartigen Brand, von einem reichbelohnten, bevorzugten, gelehrten Hofmann ausgeführt, den soll ein König höchst gleichmüthig aufgenommen haben! Muß da nicht ein erklärter Atheist, dem seine Psychologie noch nicht vollends abhanden gekommen, ausrufen: Nein, da glaub ich doch lieber an die vier Evangelisten, als an den Strauß'schen Voltaire-Verklärungsmythus.

Mag nun Friedrich was immer verschuldet haben, Voltaire hat in diesem Falle, mit Rücksicht auf seine eigene Moral und mit Rücksicht auf Friedrich, der den Schriftsteller mit königlicher Großmuth behandelte, eine der allerschäbigsten Thaten seines mit schmutzreichen Ereignissen verschwenderisch ausgestatteten Lebens geübt!

3. Wenn Friedrich dem Voltaire einmal schrieb: „Sie werden das Vergnügen haben, auf meinem Grabe ein boshaftes Couplet zu machen", so hat Friedrich dabei sicher nicht an eine derartige Denksäule gedacht, die ihm noch in seinem Leben vor die Thüre gesetzt wurde. Ein boshaftes Couplet ist allenfalls zu ertragen, aber Friedrich vertröstete sich, Voltaire werde es ihm erst auf seinem Grabe machen und darauf gab er dem Voltaire „zum Voraus Absolution". Das war ein Witz in Friedrichs Façon. Nun ist aber ein Sünd- und Schandregister ganz was anderes, als ein Couplet! Und wo ist ein Mensch, der von einem andern Menschen, den er noch dazu mit Wohlthaten und Ehren überhäuft hat, ein ähnliches Verfahren gleichmüthig auf-

nehmen könnte? Strauß mußte beim Niederschreiben dieser beschönigensollenden Lüge doch auch die volle Niedertracht derselben gefühlt haben!! Ein Autor kann seinen Leserkreis nie verächtlicher behandeln, als wenn er geradewegs auf die Dummheit desselben speculirt!

Wem in seiner Parteisucht für Friedrich und Voltaire noch einige Funken von psychologischer Einsicht übrig geblieben sind, der wird sagen: Friedrich wird in diesem Falle nur seine Aussprüche und seine Krafttitel für und über Voltaire und zwar in einer durchaus nicht gleichmüthigen Stimmung wiederholt haben.

55. Voltaire's Testament. Geschicke seines Leichnams.

Strauß ist ein eklatanter Schmeichler seiner Parteigenossen. Strauß bringt zum Schluß noch einige Voltaire und ihn selber sehr bezeichnende Thatsachen und Auslassungen. S. 348:

„Voltaire hatte in seinem Testamente seine Nichte Denis zur Universalerbin eingesetzt, seine übrigen Verwandten durch Legate abgefunden. Madame Denis verkaufte schon nach einem Vierteljahre das ihr verhaßte Ferney an den Marquis de Villette, der es auch nicht lange behielt. Der Ort, der Nachhilfe seines Gründers beraubt, sank bald wieder in seine frühere Armseligkeit zurück. Die 68jährige Universalerbin heirathet im nächsten Jahre einen gewissen Duvivier. Voltaire's Bibliothek kaufte die Kaiserin Katharina, und ließ sie durch Vagniere nach Petersburg bringen, an dem sie auch durch Aussetzung eines lebenslänglichen Jahresgehaltes dasjenige that, was Voltaire zu thun versäumt hatte, oder verhindert worden war."

Merkwürdig ist, wie Strauß einen großen Topf mit Goldfarbe bei Abfassung der Biographie Voltaire's immer an der Seite stehen hat. Bei jeder schmutzigen oder schadhaften Stelle im Lebensbilde Voltaire's weiß er einen Goldstreifen als Verbrämung anzubringen. Voltaire hatte seines allergetreuesten Dieners, des Freimaurers Vagniere, im Testamente ganz vergessen; „er war verhindert worden," malt mit dem in Gold getauchten Pinsel Strauß auf das Gemälde!!

Wer soll ihn denn verhindert haben? Und woher weiß oder woher vermuthet und auf was stützt Strauß eine solche Vermuthung? Strauß, der, wenn er sich mit seinem

Helden geschlagen fühlt, immer auf eine anständige oder auch unanständige Deckung des Rückzuges bedacht ist? Am Ende nun geht die ganze Biographie Voltaire's auf eine, in einigen mit Bosheit getränkten Zeilen zugespitzte Schmähung und Verleugnung Christi, des Weltheilandes, hinaus. Das ließ sich bei der ganzen, von julianischem Haß getriebenen Tendenz Straußens nicht anders erwarten (S. 349):

„Seine (Voltaire's) Leiche lag 11 Jahre in der Klostergruft zu Scellieres, als in Paris die Revolution zum Ausbruche kam, und 2 Jahre später im Mai 1791 die Nationalversammlung die Versetzung der Reste Voltaire's zugleich mit denen seines Gegners Rousseau nach der zum Pantheon umgewandelten Genovevakirche beschloß. Aber nach 29 Jahren machte der Umschwung der Zeiten das Pantheon wieder zur Genovevakirche, und die beiden unheiligen Leichen wurden aus der Gruft unter der Kirche in ein Gewölbe unter der Vorhalle gebracht. Doch bereits nach 10 Jahren kam die Julirevolution, und gab den viel umgetriebenen Gebeinen ihre alte Stätte wieder. Uebrigens lief später einmal die Nachricht durch die Zeitungen, es sei von diesen damals nichts mehr zu finden gewesen; bei der Versetzung unter der Restauration habe die Geistlichkeit Kalk darauf schütten lassen, um sie gänzlich zu vertilgen."

56. Straußens Julianischer Haß. Voltaire wegen seines Hasses gegen Christus gelobt und verherrlicht.

Diese schöne Sage von der Kalküberschüttung, die durch kein historisches Dokument zu belegen ist, brachte Strauß nur in der Absicht, um folgende Julian-Apostatische Blasphemie daran schließen zu können:

„Sie hätten damit wider Willen den Antichrist ihrem Christus gleichgestellt, der ja auch keine irdischen Reste auf der Erde zurückgelassen haben soll."

Damit hat sich Strauß selber das Zeugniß ausgestellt über den Endzweck, den er mit seiner Biographie Voltaire's im Auge gehabt. Alle Arbeiten Straußens nach seinem „Leben Jesu" sind eigentlich Fortsetzungen desselben, er ist ein literarischer Julian Apostata und konnte wie dieser am Ende seines Lebens ausrufen: „Du hast gesiegt, Galiläer".

Strauß sieht sich gezwungen, am Ende seiner Schrift eine Vertheidigung Voltaire's zu versuchen. Um ihn

aber zu vertheidigen, muß er doch auch über die Anklagen berichten, die allenthalben den Charakter Voltaire's stigmatisiren.

Er fängt an (S. 349):

„Uns bleibt freilich, wenn wir auf das Leben Voltaire's einen betrachtenden Rückblick werfen, von seinem Wesen ein starker Erdenrest in der Hand. und zwar ein solcher, von dem wir mit den Engeln im zweiten Theile des Faust sagen müssen: „Er ist nicht reinlich." Und dies nicht bloß so, wie wir auch bei den edelsten Menschen gewisse Mängel finden, die wir der Schwachheit der menschlichen Natur zu Gute halten müssen: bei dem Voltaire handelt es sich neben den Schwachheiten auch um Bosheiten, und diese Flecken, weit entfernt, im Glanze seiner Vorzüge zu verschwinden, treten diesen gegenüber nur desto greller hervor, und geben seiner Erscheinung ein ungleiches, unheimliches Licht." —

Nun folgen fünf volle Seiten Schönfärberei Voltaire's. Das vorzüglichste Verdienst Voltaire's war es (nach Strauß), daß er mit dem positiven Christenthum den Kampf begonnen, es von der Erde vertilgen wollte.

„Bei Voltaire gibt sich für seine Fehler ein anderer Gesichtspunkt. Sie erscheinen theils als natürliche Wirkungen seiner Zeit und ihrer Vorbildung, theils sogar als Mittel zu ihrer Umbildung. Was die Zeit bedurfte, war nicht ein reines, ruhiges Licht, sondern ein flackerndes, funkensprühendes Feuer. Es war jetzt nicht darum zu thun, eine neue Wahrheit aus der Tiefe der Natur, oder des menschlichen Geistes herauf zu holen, sondern die erkannte zu verbreiten, sie für die weitesten Kreise verständlich und anziehend zu machen, und ganz besonders alles, was ihre Ausbreitung hinderte, das Verlebte und Verrottete, Mißbräuche und Vorurtheile, aus dem Wege zu räumen. Ersteres geschieht am besten durch leichten, anmuthigen Vortrag, letzteres durch Scherz und Spott, und wer war in beiden ein größerer Meister als Voltaire? Das Geschäft muß aber auf vielen Punkten angegriffen, und die Anläufe in immer wieder anderer Art zur Abwechselung wohl auch einmal mit stürmischer Leidenschaft unablässig wiederholt werden: wer war vielgestaltiger, allgegenwärtiger, unermüdlicher als Voltaire? Wie wäre aber diese Beweglichkeit ohne Reizbarkeit möglich, wie wäre mit dem Spott und Hohn, dem Zorn und Haß ein ruhiger Ernst, eine würdige Haltung vereinbar gewesen? Ich sage nur, daß selbst Voltaire's Fehler zum Theil Mittel für sein Wirken, ich sage nicht, daß sie darum keine persönlichen Fehler gewesen sind."

So schreiben dieselben Leute, die den Jesuiten immer: „der Zweck heiligt die Mittel" in die Schuhe schieben! Es

waren Fehler, aber man muß sie in Schutz nehmen, weil sie ein Mittel für sein Wirken waren!

„Daß sie dies (die Fehler) in der That waren, zeigt sich darin, daß sie sich als solche bestraft haben. Unter seiner Eitelkeit, Habsucht, Rachsucht hat Voltaire selbst am meisten gelitten."

Das ist wieder eine handgreifliche Lüge. Man hätte die Opfer seiner Eitelkeit, Habsucht und Rachsucht vernehmen sollen oder eigentlich vernehmen müssen, und da würde man in Erfahrung gebracht haben, daß diese sicher mehr gelitten haben, als Voltaire, welcher mit dem stereotypen Hohngelächter seines Gesichtes diese seine Siege gefeiert hat.

So könnte ein Vertheidiger bei jedem Verbrecher vor Gericht sagen: „Meine Herren Geschworenen, sind Sie überzeugt, dieser arme Mensch hat mehr gelitten, als sein Opfer, denn seine „Fehler haben sich selbst bestraft". Hoher Gerichtshof! überheben Sie sich der Mühe, den armen Verbrecher zu bestrafen, Sie sehen, er hat ohnedies schon nicht nur mehr gelitten, als jene, die er bestohlen, ausgeplündert, ermordet hat, sondern er selbst hat am meisten gelitten!" — Und wieder knüpft Strauß an sein Vertheidigungssystem an:

„Er (Voltaire) lebte selten im Vollgefühle seiner Kraft, seines Wirkens, seines Werthes.[1]) Die meiste Zeit seines Lebens war er in der Pein, um untergeordnete, oft ganz unwürdige Zwecke befangen. Er ist, wie wir alle, nur so weit glücklich gewesen, als er gut gewesen ist! Um so rückhaltsloser können wir nun aber, nachdem wir wissen, daß ihm für das, was verwerflich an ihm war, die Strafe nicht geschenkt worden ist, uns der Bewunderung seiner Geistesgaben, der Anerkennung seiner Leistungen überlassen."

Wie kann denn Strauß für die ganze „gebildete Menschheit" hier behaupten, daß wir alle wissen, es sei dem Voltaire für das Verwerfliche die Strafe nicht geschenkt worden? Wer hat ihn denn bestraft? Er sich selber? Gewiß nicht, das sind durchwegs parteiische, oratorische Figuren, die wie Schläuche zusammenfallen, wenn ihnen die Luft ausgeht, und die wie Seifenblasen vor einem Lufthauch zerplatzen.

---

[1]) Da mußte erst Strauß als beeideter Schätzmeister berufen werden, um den Voltaire auf den vollen Goldgehalt seines Charakters mit Probirsteinen (aus dem auch die härtesten Probirsteine verdauenden Straußenmagen) zu prüfen.

57. Apotheose Voltaire's durch Strauß und wie im Strauß'schen Elysium Voltaire, Rousseau, Lessing mit Strauß zusammenkommen werden.

„Er hat sein Pfund nicht vergraben, sondern damit gewuchert, wie mit seinem Vermögen! (Kolossal!) Er hat gearbeitet wie Wenige, und Arbeit verdient immer Hochachtung.[1]) Gewirkt aber hat er wie noch Wenigere, und da er auch für uns (für wen?) gewirkt hat, verdient er vor Vielen unsern Dank. Er hat die Atmosphäre des menschlichen Denkens von einer Menge fauler Dünste befreit! Manche Fessel, die das menschliche Denken beengte, hat er gesprengt, oder doch angefeilt."

Er hat auch die Fesseln des menschlichen Handelns, seither vor Gott „Gottesfurcht" und vor der Welt „Gesetz" genannt, „gesprengt" oder nach Thunlichkeit „angefeilt". 1793 waren diese Fesseln gefallen. Voltaire hat sicher dazu nach Kräften mitgeholfen. Strauß lobt Voltaire, fügt aber gleich hinzu, daß andere später über seinen Standpunkt hinausgegangen sind und Fortschritte „weit über ihn hinaus" gemacht haben.

„Sein Standpunkt ist wohl nicht mehr der unsere, wir haben Fortschritte weit über ihn hinaus gemacht, aber wir hätten sie so schnell und sicher nicht machen können, wenn nicht seine scharfe Axt uns die Bahn gebrochen hätte. Andere sind nach ihm gekommen, die geleistet haben, was ihm nicht verliehen war, deutsche Protestanten haben der Menschheit gegeben[2]) was von dem Franzosen, auf dem Boden des Katholicismus erwachsen, nicht verlangt werden durfte. Wie es ein richtiger Instinkt des französischen Volkes gewesen ist, im Pantheon neben Voltaire als seine ergänzende Hälfte den im Leben ihm so widerwärtigen Rousseau aufzustellen, so wird im Elysium unser deutscher Lessing sich nicht weigern dürfen, den ihm moralisch so wenig achtbaren, poetisch so wenig zusagenden Dichter des Mahommet als seinen französischen Mitarbeiter anzuerkennen."

---

[1]) Also verdient auch der Wucherer, der täglich bei seinen Büchern und im Verhöre mit seinen Opfern den Schweiß der Arbeit und Angst vergißt, unsere Hochachtung!!

[2]) Da steht selbstverständlich Strauß oben an, der hier sehr schlau den Voltaire als Fußgestell für seine Größe und seinen Ruhm benutzt.

58. Das Elysium und die Gaunereien, deren sich seine Bewohner schuldig gemacht und durch welche sie sich Bahn zu diesem „Elysium“ gebrochen haben.

1. Elysium! wie heißt Elysium? Sagt nicht Strauß in seinem „Alten und neuen Glauben“, daß alles zusammenrumpelt, Erde und Gestirne, und am Ende wieder das Chaos kommt, daß von einem Gott und von einer Fortdauer nach dem Tode keine Rede sein kann! Elysium, Seifenblase aus einem Gehirn aufgestiegen!

2. Wir wissen sehr gut, warum Lessing den Voltaire nicht leiden konnte. Dr. Dühring hat in seiner „Ueberschätzung Lessing's“ (S. 76—78) den Scandal mit der Voltaire entwendeten Schrift hinlänglich beleuchtet. Voltaire hat es wieder mit Schriften Friedrichs nicht besser gemacht, und Rousseau hat seine Kinder in's Findelhaus geschickt. Wenn nun diese 3 Männer auf ein Postament zusammen gestellt erscheinen, so haben nicht wir, sondern Strauß mit seiner Verherrlichungslogik diese Trias moderner Aufklärung lächerlich gemacht.

Voltaire (und Strauß nach ihm) hat den persönlichen Gott verleugnet wie seiner Zeit auch Robespierre, und ein halbes Jahr darnach hat Robespierre wieder unserm Herrgott mittelst Dekret seine alte Anstellung verschafft, oder wie Strauß sagt: „er ließ das Dasein des höchsten Wesens dekretiren“.

Wie barmherzig diese Herren gestimmt werden, wenn ihnen das kalte Eisen der Guillotine an den Kragen kommt! Da schlottern ihnen die Kniee, die Feigheit zerrt an ihren Nervensträngen, und nun soll ihnen wieder der früher verleugnete Gott als Vertheidiger dienen, um das von ihnen selber verführte und zur Canaille gemachte Volk, welches sie am Kragen packt, zu zähmen und abzuwehren!

Hätte Strauß so lange gelebt, daß seine Ansichten unter das Volk und unter die in Criminalkerkern Eingesponnenen gedrungen wäre, und der alte Rummel hätte sich wiederholt, vielleicht hätte der praktische Schwabe in seiner Todesangst auch wieder, gegen seinen eigenen frivolen Witz, in dem großen

Weltraum für den persönlichen Gott eine kleine Wohnstube gefunden, der Guillotine zu lieb, als ihm dieselbe zu Leibe ging.

Die ganze Schrift Straußens über Voltaire kommt zum Ergebniß: Strauß sucht sich bei seiner Leugnung der göttlichen Offenbarung und des persönlichen Gottes Gehülfen, die ihm seine innere Unruhe vermindern helfen und so hat er nun auch als Coulisse den alten Voltaire vorgeschoben.

Seine Eitelkeit aber geht noch über seine Unruhe; am Schluß wird Voltaire von ihm nur als ein Bahnbrecher dargestellt, während er (Strauß) ziemlich unverblümt sich selber als den Vollender „des großen Werkes" der Aufklärung bezeichnet.

59. Schiller's Ansichten über Voltaire und die Jungfrau von Orleans.

Schiller an Wieland, Weimar, 17. October 1807:

„Sie haben mir, mein herzlich verehrter Freund, zu Anfang dieses Jahres mit ihrem „Sokrates" und seiner Freundin Lais ein so angenehmes Geschenk gemacht, daß ich herzlich wünsche, es auf meine Art, d. h. so gut als ich's habe, wieder wett machen zu können. Anstatt einer Hetäre sende ich Ihnen hier eine Jungfrau, und möchte diese nur keine schlechtere Figur unter den Jungfrauen spielen, als Ihre Lais unter den Freundinnen. Beide haben übrigens dieses mit einander gemein, daß sie zwei übelberüchtigte Damen wieder zu Ehren zu bringen suchen, und Sie werden mir zugeben, daß Voltaire sein Möglichstes gethan, einem dramatischen Nachfolger sein Spiel schwer zu machen. Hat er seine „Pucelle" zu tief in den Schmutz herabgezogen, so habe ich die meinige vielleicht zu hoch gestellt. Aber hier war nicht anders zu helfen, wenn das Brändmal, das er seiner Schönen aufdrückte, sollte ausgelöscht werden. Schiller."

Man darf nicht vergessen, daß Schiller dieses Schreiben an den alten Faun Wieland richtete, der an Talent unter Voltaire stand, aber an Miserabilität des sittlichen Charakters ihm mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften nachzustreben suchte. Aus Connivenz gegen Wieland entschuldigt sich Schiller, als ob er seine Jungfrau zu hoch gestellt hätte. Die neueren, streng historischen Forschungen und Ergebnisse derselben über die Jungfrau von Orleans haben gezeigt, daß Schiller seine

Jungfrau in seinem Drama tiefer gestellt hat, als sie in der Geschichte dagestanden ist.

Wir haben bei einer andern Gelegenheit nachgewiesen, daß die Jungfrau von Orleans in den Hofkreisen zu Weimar eine in hohem Grade unbeliebte Persönlichkeit gewesen ist; die Jageman (die „Geliebte" des Herzogs) war aus vielen Gründen gegen die Aufführung dieses Stückes, die andern Damen nur aus Einem Grunde. Die Jageman wollte zumeist die erste Rolle spielen. Die Rolle der Jungfrau von Orleans konnte sie nicht übernehmen; das hätte in Weimar 14 Tage lang in den Privatcirkeln eine animirte Unterhaltung abgegeben. Auf der offenen Bühne hätte sie aus Respekt vor dem Herzog nicht ausgelacht oder ausgezischt werden dürfen, denn der größte Theil der Theaterbesucher waren ja Höflinge oder vom Hofe abhängige Leute, die sich nicht mucksen durften. Das war aber auch die erklärende Ursache (wie es Holtei, der Theaterkenner, schlagend nachgewiesen), warum Göthe während der Zeit seiner Theater-Direction immer die besten Erfolge erzielte. Tadler durften sich nicht rühren; der allmächtige Minister, den Landesherrn hinter seinem Rücken, und alle Gewalt in seinen Händen, hätte die kühnen Kritiker bald zu ihrem Schaden zum Schweigen gebracht.

60. Göthe über Voltaire's Schmähschrift gegen Friedrich II.[1]) Schluß.

Göthe schreibt am 5. Juni 1784 aus Gotha an die Stein:

„Man hat mir allerlei schöne Sachen lesen lassen, die mich unterhalten haben. Gestern Abend vertraute mir die Oberhofmeisterin Mémoires pour servir à l'histoire de Mr. de Voltaire écrits par lui même unter den feierlichsten Betheuerungen an; man sagt, das Büchlein solle gedruckt werden, es wird entsetzliches Aufsehn machen, und ich freue mich nur darauf, weil Du es lesen wirst. Es ist so vornehm, und mit einem so köstlichen Humor geschrieben, als irgend etwas von ihm; er schreibt vom König in Preußen, wie Sueton über die Skandale der Weltherrschaft, und wenn der Welt über Könige und Fürsten die Augen

---

[1]) Göthe's Briefe an Frau von Stein aus dem Jahre 1776 bis 1826. Zum ersten Mal herausgegeben von Schöll. Dritter Band. Weimar 1851. S. 44 u. 47.

aufgehen könnten und sollten, so wären diese Blätter wieder eine köstliche Salbe. Allein man wird sie lesen wie eine Satyre auf die Weiber, sie bei Seite legen, und ihnen wieder zu Füßen fallen.“ —

Was wir schon bei Anführung der Correspondenz des Göthefreundes Knebel mit seiner Schwester bemerkt, das hat auch hier wieder seine Geltung. Die Hofleute an den Miniaturhöfen Deutschlands zu Ende des 18. Jahrhunderts schwärmten in vertraulichen Briefen für die Revolution; es freute sie, wenn es gegen Könige und Fürsten irgendwo losging, sie sprachen ihr Behagen darüber aus, ließen sich aber durch diese theoretischen Wünsche und Anschauungen in ihrer praktischen Lebensanschauung nicht im mindesten stören und behielten ihre Vorliebe bei für Erhöhung des Gehaltes und Pensionen, für Titel, Orden, Auszeichnungen, Hofgunst, Hofdiners, Hofjagden und Hofunterhaltungen. Es wäre unbillig, derlei Vorwürfe den Weimarer Höflingen separat zu machen; die Freude an Satyren und auch an Revolutionen gegen Fürsten war zu jener Zeit an kleinen Höfen besonders epidemisch, aber die Krankheit schleppte sich nur in vertraulichen Aeußerungen und Kreisen fort, so lange die Hofleute an dem Verderben der Fürstenhöfe noch durch Stellen, Gehälter und Titel einigen nicht zu verwerfenden Antheil haben konnten!

Am 7. Juni 1784 aber spricht sich Göthe gegen die Stein über Voltaire in einer sehr entschiedenen Weise aus; Strauß ist auch an diesem Urtheile Göthe's sehr schlau und vorsichtig vorbeigegangen und hat nicht darauf aufmerksam gemacht:

„Zum Schrecken aller Wohlgesinnten geht die Rede, als sollten die Memoires des Voltaire, von denen ich schrieb, gedruckt werden; mir macht es ein großes Vergnügen, damit Du sie lesen kannst. Ich soll eins der ersten Exemplare erhalten, und schicke Dir es gleich. Du wirst finden, es ist, als wenn ein Gott (Momus), aber eine Canaille von einem Gotte über einen König und über das Hohe der Welt schriebe. Dies ist überhaupt der Charakter aller Voltairischen Witzprodukte, der bei diesen Bogen recht auffällt. Kein menschlicher Blutstropfen, kein Funken Mitgefühl und Honettetät. Dagegen eine Leichtigkeit, Höhe des Geistes, Sicherheit, die entzücken. Ich sage Höhe des Geistes, nicht Hoheit! Man kann ihn einem Luftballon vergleichen, der sich durch eine

eigene Luftart über alles wegschwingt, und der Flächen unter sich sieht, wo wir Berge sehn."

So schrieb Göthe 1784. Voltaire war 1778, 6 Jahre früher, gestorben. Friedrich II. aber lebte damals noch, er starb 1786.

In ihrem Urtheile über Voltaire finden wir Friedrich II. und Göthe in harmonischem Einklange. Friedrich sagt: „Seinem Genie nach ist er ein Gott, seinem Charakter nach ist er ein Schuft." Göthe sagt: „Er ist eine Canaille von einem Gott!"

Wenn zwei große Männer einem dritten großen Mann ein so entschiedenes Monument setzen, so bleibt uns kleinen Leuten nichts übrig, als die mit Uncialbuchstaben in den Stein gehauene Schrift ruhig herabzulesen; uns zu verbeugen und weiter zu gehen, versteht sich: ohne uns deshalb zum Cultus eines Gottes, der zugleich Schuft und Canaille ist, bekehren zu lassen.

Schluß: Das Ende der Aufklärungstheologie ist bei Strauß die Verherrlichung Hutten's und Voltaire's und somit auch die Verherrlichung der Revolution.

Strauß macht sich dieser Verherrlichung nur in der Theorie schuldig, in der Praxis hat er in der Württembergischen Kammer mit den Conservativen gehalten.

Voltaire, der Groß-Revolutionär, benutzte den Kirchenglauben, um während des Gottesdienstes seine Unterthanen zur Abstattung ihrer Giebigkeiten zu ermahnen.

Fichte verleugnet Gott und will sämmtliche Fürstenthrone umstürzen; als aber die Studenten ihm die Fenster eingeworfen, ruft er Gott und den Landesfürsten um Hilfe an.

Schopenhauer, der Atheist, leiht in Frankfurt 1849 einem Offizier seinen trefflichen Operngucker, daß dieser in die Proletarier (der Philosoph nennt dieselben „das Pack und die souveräne Canaille") um so ausgiebiger hineinfeuern lassen könne.

Wir werden in einer Schrift: „Die Kniffologie und Pfiffologie des Weltweisen Schopenhauer" die Widersprüche, die Behauptungssucht bei totalem Beweismangel, den Größenwahn und die zeitweilige Verrücktheit dieses Phänomens in einer erheiternden Weise mit wörtlichen Citaten aus seinen Schriften dem Leser vorzulegen suchen.

Geburts- und Todesjahre der in dieser Schrift vorkommenden Celebritäten.

Achim v. Arnim, Ludw. 1781—1831.
Aretino, Pietro 1492—1556.
Arnim, Bettina 1785—1859.
Assing, Ludmilla 1827—1880.
Bahrdt, Carl Friedr. 1741—1792.
Baur, Ferd. Christ. 1792—1860.
Brentano, Clemens 1778—1842.
Bunsen, Chr. Carl Josias 1791—1860.
Capece-Latro 1745—1836.
Caroline Schlegel-Schelling 1763—1809.
Creuzer, Georg Friedr. 1771—1858.
De Wette, Wilh. Mart. 1780—1849.
Feßler, Aurel 1756—1839.
Fichte, J. Gottlieb 1762—1814.
Forster, J. Georg 1754—1794.
Friedrich II. 1712—1786.
Gfrörer 1803—1861.
Görres 1776—1848.
Göthe 1749—1832.
Hagenbach, Karl Rudolf 1801—1874.
Haman 1730—1778.
Herder 1744—1803.
Herz, Henriette 1764—1847.
Holtei 1798—1880.
Jacobi, Friedr. Heinr. 1743—1819.
Kant 1724—1804.
Klopstock 1724—1803.
Kotzebue 1761—1819.
La Roche, Sophie 1730—1807.
Lenz, Jacob Michael Reinhold 1750—1792.
Leo 1799—1878.
Lessing 1729—1781.
Marheineke 1780—1846.
Mendelssohn 1729—1786.
Menzel, Wolfgang 1798—1873.
Mozart 1756—1791.
Müller, Jos. Georg 1759—1819.
Mundt, Theodor 1808—1861.
Newton 1642—1727.
Niebuhr 1776—1831.
Paulus, Heidelberg. 1761—1851.
Perthes, Friedr. Christ. 1772—1843.
Platten 1796—1835.
Pückler 1785—1871.
Rachel 1771—1833.
Reinhold 1758—1823.
Röhr 1777—1848.
Rückert 1789—1866.
Sack, Fr. Sam. Gottf. 1738—1817.
Schelling 1775—1854.
Schenkel, Daniel 1813—1885.
Schiller 1759—1805.
Schlegel, Wilhelm 1776—1845.
Schlegel, Friedrich 1772—1829.
Schleiermacher 1768—1834.
Schopenhauer 1788—1860.
Schubert, Gotthilf Heinrich 1780—1860.
Steffens, Heinrich 1773—1845.
Spinoza 1632—1677.
Stein, Charlotte 1742—1827.
Stolberg, Leopold 1750—1819.
Strauß 1808—1874.
Thibaut 1774—1840.
Tholuck 1799—1877.
Tieck, Joh. Lud. 1773—185[illegible]
Twesten 1789—1876.
Varnhagen 1785—1858.
Voltaire 1694—1778.
Voß 1751—1826.
Weimar, Carl August 1757—1828.
Wieland 1773—1813.
Zelter 1758—1832.